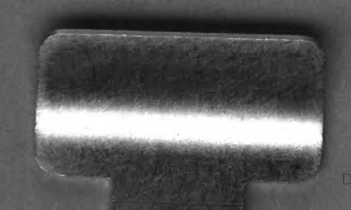


Reise zur Auffindung eines Ueberlandweges von China nach Indien

F. F. Cooper, Thomas Thornville Cooper, Hippolyt Ludwig von Klenze




SEAL OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LET THERE BE LIGHT
1868







geographischer Reisen und Entdeckungen

älterer und neuerer Zeit.

Dreizehnter Band.

Reise
zur Auffindung eines Ueberlandweges

von

China nach Indien.

Von

T. T. Cooper,

Agent der Handelskammer zu Calcutta.

Autorisirte Ausgabe für Deutschland.

Aus dem Englischen.

Mit einem Anhang, die beiden englischen Expeditionen von 1868 und 1875 unter **Sladen** und **Browne**, und **Margarys** Reise betreffend,

von

Dr. H. L. von Klenze.

Mit einer Karte und 13 Illustrationen.

Zweite Auflage.

Jena,

Hermann Costenoble.

1882.

☛ Beschmutzte, oben oder an den Seiten aufgeschnittene Exemplare werden durchaus nicht zurück genommen.

Die Verlagshandlung.

Urtheile der Presse in gedrängten Auszügen über:

Reise
zur
Auffindung eines Ueberlandweges
von China nach Indien
von
T. T. Cooper.

— Der prächtigen Bibliothek für Länder- und Völkerkunde, welche die Verlagshandlung bereits herausgegeben hat, schließt sich dieses Werk als werthvoller Beitrag an. Die großen Reiche Asiens sind noch heute wenig bekannt, da auch den kühnen Forschungen noch immer unüberwindliche Schwierigkeiten sich entgegenstellten. So hat auch der Verfasser dieses Buches seinen Zweck nicht ganz und voll erreicht, aber was er uns von seiner gefahrvollen Reise berichtet, das ist nicht nur im höchsten Grade interessant und fesselnd, sondern auch wissenswerth und belehrend. Namentlich die Schilderungen der Lebensweise der Bewohner, ihre Sitten und Gebräuche, sodann der Corruption des Beamtenthums, vorzüglich der Mandarinen und der Abhängigkeit der Regierung von den Interessen der Häuptlinge einzelner Volksstämme bieten des Interessanten sehr viel, während Karte und Illustrationen dem Verständniß des forschenden Lesers in jeder Weise zu Hülfe kommen.

Für alle späteren Forschungen in jenen wenig bekannten Landstrecken wird dieses Werk mit seinen werthvollen Einzelheiten ein nicht zu unterschätzendes Fundament bilden, alle diejenigen aber, die sich für die Kenntniß fremder Welttheile interessiren, machen wir auf dasselbe aufmerksam.

Rhein- und Moselzeitung.

... das Buch erhebt zwar nicht den Anspruch ein streng wissenschaftliches Reisewerk zu sein, trotzdem gibt es aber dem Freunde der Länder- und Völkerkunde eine Menge der wichtigsten und interessantesten Aufschlüsse über ein Erdgebiet, das bisher noch sehr wenig bereist und für den Europäer eine terra incognita war. Eine willkommene Beigabe des interessanten Buches bilden die Illustrationen, die hier und da dem Texte eingestreut sind, ganz besonders aber die beigeheftete Karte des durchreisten Ländergebietes, die dem Leser die Orientirung wesentlich erleichtern wird.

Schlesische Presse.

— Das ganze Buch ist ebenso interessant vom Missions- als vom handelsgeographischen Standpunkt und dazu so unterhaltend, daß man es gar nicht aus der Hand legen mag, wenn man einmal mit Lesen angefangen.

Evang. Missions-Magazin.

... der Verfasser gehört zu den wenigen Reisenden, welche den Muth hatten, völlig allein durch Länder zu wandern, die, wegen ihres Fremdenhasses bekannt, jedem Europäer die größten Schwierigkeiten in den Weg legen, wenn sie nicht etwa sein Leben ernstlich bedrohen.

Der Verfasser ist zwar kein Naturkenner, dennoch hat er durch tiefere Bekanntschaft mit dem chinesischen Volksleben uns dieses, sowie das tübetanische, näher gebracht, wie bisher. Seine Schilderungen sind wahrhaftig und seine abenteuerlichen Erlebnisse nicht nur, sondern auch seine Entschlossenheit, diesen zu trotzen, werden ihm einen ehrenvollen Platz unter den Reisenden durch China und Tübet sichern. Der Uebersetzer verdient deshalb unsern warmen Dank, uns das Buch zugänglich und vollständiger gemacht zu haben.

Die Natur.

— Für die Kenntniß der Sitten und Gebräuche und des Lebens der Bevölkerung im Innern Chinas ist dieses merkwürdige Buch im höchsten Grade wichtig. Es sind weniger Aufzeichnungen eines Gelehrten, als die Erzählung einer großen Menge von Reiseabenteuern, welche durch das seltsame Land und das noch wunderbarere Volk ebenso ethnographisch interessant wie spannend sind. Das Werk ist eine anziehende Lektüre für Jedermann.

Ueber Land und Meer.

— Das Buch liest sich in der sehr geschickt abgefaßten deutschen Uebersetzung äußerst fließend und angenehm und ist voll von merkwürdigen Einzelheiten über Charakter, Sitten und Lebensweise der Bevölkerung; dabei fehlt es nicht an interessanten, mitunter aufregenden Situationen, die bei aller Wahrheitstreue und Einfachheit der Schreibart dem Ganzen fast den Charakter eines Reiseromans geben.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

... der Reisende besitzt durchaus keine gelehrte Bildung, aber einen scharfen Blick und eine gute Beobachtungsgabe. Die Einfachheit seines Auftretens machte es ihm möglich, das Volk wirklich kennen zu lernen und er entwirft von demselben ein durchaus nicht ungünstiges Bild. Die merkwürdigen Abenteuer machen



die Erzählung zu einer außerordentlich spannenden. Wenn der Charakter des Reisenden einen bedeutenden wissenschaftlichen Werth seiner Arbeit nicht zuläßt, so ist der Uebersetzer ergänzend eingetreten, indem er in einem Anhange die Geschichte mehrerer späteren englischen Expeditionen, welche den gleichen Zweck, wie diejenige Coopers hatten, namentlich Margary's anschließt, der der erste Europäer war, welcher die „indo-chinesische Handelsstraße der Zukunft" von Anfang bis zu Ende zurückgelegt hat und, wie erinnerlich sein wird, im Anfang 1875 als Mitglied der Browne'schen Expedition mit seinen Gefährten in Manwin in Yünnan, ermordet wurde. .

Die Ausstattung des Werkes ist vorzüglich und die Illustrationen ungemein praktisch ausgewählt.

Post.

— Die Erlebnisse Cooper's, der als Agent der Handelskammer zu Kalkutta reiste und den Auftrag hatte, einen Handelsweg von Asam oder Burmah nach dem inneren China, namentlich nach der Provinz Jünnan, zu eröffnen, sind mit großer Genauigkeit und einer hin und wieder ermüdenden Ausführlichkeit erzählt, aber bei der fast fortdauernden Gefahr, in welcher der Reisende schwebte und bei der Fülle von Abenteuern, durch die er sich hindurch arbeitete, so abenteuerlich bunt, daß der Leser die Theilnahme an dem Geschick des Reisenden nicht verliert.

... wir erhalten in dem Buche manchen dankenswerthen Aufschluß über Land und Leute.

Lit. Centralblatt.

... das Buch bietet so viele interessante Reiseabenteuer und farbenreiche Schilderungen der ethnographischen Verhältnisse, daß es zur Kenntniß Chinas und Tibets unentbehrlich sein dürfte. An gesunder und nüchterner Beobachtungsgabe fehlt es dem Verfasser nicht, sodaß man durch dieses Werk noch mehr mit Land und Leuten vertraut wird als durch manche wissenschaftliche Expedition.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Bibliothek
geographischer Reisen und Entdeckungen
älterer und neuerer Zeit.

Dreizehnter Band:

Reise
zur Auffindung eines Ueberlandweges
von
China nach Indien.

Von

T. T. Cooper.



Jena,
Hermann Costenoble.
1882.



Hogg's Schlucht auf dem Lan-tsan-kiang.

Reise zur Auffindung eines Ueberlandweges von China nach Indien.

Von
T. T. Cooper,
Agent der Handelskammer zu Calcutta.

Autorisirte Ausgabe für Deutschland.

Aus dem Englischen.

Mit einem Anhang, die beiden englischen Expeditionen von 1868 und 1875 unter **Sladen** und **Browne**, und **Margarys** Reise betreffend,

von
Dr. H. L. von Klenze.

Mit einer Karte und 13 Illustrationen.

Zweite Auflage.

Jena,
Hermann Costenoble.
1882.

Vorrede des Verfassers.

Durch diese Vorrede wünscht der Verfasser den Einwänden der Leser zuvorzukommen, welche glauben könnten, daß er entweder zu viel oder zu wenig gesagt habe. Die Verhältnisse auf dieser Reise schlossen jede wissenschaftliche Beobachtung von vornherein aus; das einzige mitgenommene Instrument, ein Thermometer, wurde schon am Anfange der Reise zerbrochen und eine Reise im Boote und Tragsessel ist genauen Untersuchungen nicht günstig; allein der Verfasser kann behaupten, die Thatsachen welche er beobachten und kennen lernen und die Erfahrungen, welche er machen konnte, gewissenhaft aufgezeichnet zu haben und er hofft, daß diese wenigstens einen Nachfolger in den Stand setzen werden, mehr zu lernen und viel größere Resultate zu erreichen, als es ihm selbst möglich war.

Eine weitere Bemerkung scheint am Platze zu sein; nämlich was die geographischen Beziehungen anbelangt. Es war der Wunsch des Verfassers, die chinesischen Namen so genau als möglich durch englische Buchstaben zu ersetzen. Die wahren Namen der chinesischen Provinzen und Städte, sowie in einigen Fällen die richtigen Grenzen der ersteren sind durch französische und portugiesische Uebersetzungen so entstellt worden, daß sie

kaum erkannt werden können; so ist Pa-Tschin als Peking bekannt, und als der Verfasser, durch unsere Karten irregeführt, nach Tschung-King frug, so konnte er nur schwer die Stadt Tschung-Tsching finden. Auch die irrthümliche Annahme der Dialektbezeichnungen als Schriftsprache hat dazu beigetragen, die Verwirrung zu vermehren, und er hat geglaubt, daß die beste Methode die Erlangung der Namen sei, mit denen die Orte von deren Einwohnern bezeichnet werden und sie dann in Buchstaben auszudrücken, wie sie in der englischen Sprache ausgesprochen werden.*) Was die Karte betrifft, so soll sie nicht dazu bestimmt sein, die correcten geographischen Verhältnisse zur Anschauung zu bringen, sondern dem Leser blos als Hülfsmittel dienen, um der Erählung des Verfassers folgen zu können, der, wie in dieser, so auch in anderer Hinsicht, nicht als ein anspruchsvoller oder wissenschaftlicher Reisender, sondern nur ein einfacher und wahrheitsliebender Pfadfinder des Handels gelten will.

T. T. C.

---

*) Leider ist eben die englische Sprache unter allen europäischen wohl die ungeeignetste zu diesem Zwecke und hat deshalb Cooper nicht zur so wünschenswerthen Klärung auf dem Gebiete der Orthographie der chinesischen Ortsnahmen beigetragen. Anm. d. Uebers.

Inhaltsverzeichniß.

Kapitel I.

Einleitung.

Kapitel II.

Die Ebene von Hupe.

Kapitel III.

Von Itschang nach Tschung-Tsching.

Kapitel IV.

Tschung-Tsching.

Kapitel V.

Von Tschung-Tsching nach Tschen-tu.

Kapitel VI.

Von Tschen-tu nach Hi-yan-ki.

Kapitel VII.

Von Hi-yan-ki nach Ta-tsian-lu.

Kapitel VIII.

Das östliche Tübet.

Kapitel IX.

Bathang.

Kapitel X.

Von Bathang nach Atenze.

Kapitel XI.

Die Stämme am Lan-tsan-kiang.

Kapitel XII.

Unter den Tze-fans.

Kapitel XIII.

Gefangenschaft in Weisi.

Inhaltsverzeichniß für den Anhang.

II.

Seite

Margary's Reise von Schanghai nach Bhamo.

III.

Die zweite englische Expedition unter Oberst Browne im Jahre 1875.

Verzeichniß der Illustrationen.

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Fürsprache zu Gunsten der Chinesen. — Anregung zur Ueberlandreise. — Ein Ausweg aus Schwierigkeiten. — Mr. Wade's Rathschläge. — Meine Freunde, welche mich im Stiche lassen. — Ein gereizter französischer Consul. — Mein Dolmetscher und Führer.

Die großen Reiche Asiens waren nahezu bis auf unsere Zeit ein unbekanntes Gebiet, welches nur Wenige besuchen und erforschen konnten, weil religiöses Vorurtheil und orientalische Zurückgezogenheit sich vereinigten, um die Fremden des Westens auszuschließen, und erst in der letzten Zeit haben wir angefangen, genauere Kenntnisse in geographischer und historischer Beziehung von den unermeßlichen Reichen und Völkern des Orients zu sammeln. Eine eifersüchtige Furcht vor den Kräften der europäischen Civilisation ist nun an Stelle des früheren verächtlichen Vorurtheils getreten, was die orientalischen Völker noch mehr davon zurückhält, die Anwesenheit des Fremden gutzuheißen, während sie sich gleichzeitig ohnmächtig fühlen, ihn auszuschließen. Den wahren Typus dieser orientalischen Zurückgezogenheit zeigt das chinesische Reich, das im stolzen Bewußtsein seines social-politischen Systems, das aus den ältesten Zeiten stammt, dahinschlummert. Keines der angränzenden Königreiche hat es in der Vollkommenheit seiner socialen oder politischen Organisation erreicht; keines hat es in seinem hartnäckigen Widerstande gegen den Fortschritt und Feindseligkeit gegen das Eindringen der

Fremdlinge übertroffen. Es ist allerdings wahr, daß sich während der letzten dreißig Jahre der Handel zwischen China und England großartig entwickelt hat, die Verbindungen mit Amerika und Frankreich gar nicht gerechnet; allein dies berührt blos einige Hafenstädte; während die großen Provinzen des Innern dabei kaum besucht und Leben und Treiben der Millionen ihrer Einwohner keiner Beobachtung unterzogen werden. Diese Behauptung mag überraschen diejenigen, denen bekannt ist, welche Menge Bücher über China bereits veröffentlicht wurden, allein es werden mir alle diejenigen beistimmen, welche durch Studium versuchten, das Wesen der Chinesen verstehen zu lernen. Die eifersüchtige Feindschaft der Gebildeten und Beamten gegenüber den Fremden ist das erste große Hinderniß, welches der vermehrten und genaueren Kenntniß der chinesischen Zustände im Wege liegt. Dann kommen die großen Schwierigkeiten in Betracht, welche die Sprache bietet und dadurch ihre Erlernung denjenigen unmöglich macht, welche durch langen Aufenthalt an den offenen Hafenplätzen fruchtbare Gelegenheit zum familiären Verkehre mit der Bevölkerung hätten. Männer im Geschäfte können nicht die Zeit erübrigen, welche zum langen und geduldigen Studium nothwendig ist, und da sie deßwegen im Handel gezwungen sind, sich der Uebersetzer und Vermittler zu bedienen, so kommen sie niemals mit der Mittelclasse zusammen, und sind deßhalb von der Bekanntschaft mit dem mehr zahlreichen und dabei vorurtheilsfreieren Theile der Chinesen ausgeschlossen — eine Bekanntschaft, welche, wenn ermöglicht, zu einer besseren gegenseitigen Achtung führen würde, was mehr dazu beitrüge, um Ausbrüche und darauf folgende Kriege zu verhüten, als Verträge und Kanonenboote. Den eifrigen und geduldigen protestantischen Missionären verdanken wir mehrere werthvolle Schriften über China, aber, da sie ihren Aufenthalt und Arbeit meist auf die Consulatshäfen beschränken, haben sie die Chinesen eigentlich nur von außen und aus der Entfernung beobachtet. Von den zahlreicheren katholischen Missionen haben uns die früheren Jesuiten beinahe unsern gesammten Vorrath an geographischen Kenntnissen hinterlassen. Ihre Nachfolger, die französischen Missionäre, welche über ganz China zerstreut sind, dürfen ihre gesammelten Kenntnisse, die Resultate von

Jahren, oder eigentlich ganzen Lebensläufen unter den Chinesen, nicht der Welt mittheilen. Dies ist tief zu bedauern, denn so viele tüchtige Männer, sorgfältig für ihre Aufgabe erzogen und ganz wie Chinesen lebend, müssen eine genaue Kenntniß des Landes, seiner Sprache und Literatur, sowie der Sitten und des Gedankenganges des Volkes erlangt haben, welche, wenn einmal veröffentlicht, China den Charakter einer terra incognita entziehen würden. Es wäre gut für uns, wenn China und die Chinesen mehr bekannt wären. Ihre große Vergangenheit, von der die enorme Masse historischer und philosophischer Literatur Zeugniß gibt, ihre Erinnerungen an nun beinahe erloschene Schulen der Kunst und Wissenschaft und ihre hohe Organisation, bewunderungswürdig in theoretischer Hinsicht, wenn auch in der Praxis außer Geschirr und sehr beeinträchtigt, würden hohe Achtung erwirken und eine günstigere Beurtheilung herbeiführen. Nun darf wohl ein Engländer, der unter ihnen wie einer des Volkes gelebt hat, es wagen seinen Landsleuten zu sagen, daß man die chinesischen Mittelclassen und die Bauern schätzen muß, wenn man sie kennen lernt. Freundlich, höflich, der Eingebung des Moments folgend, sind sie ebensosehr dazu geneigt, mit uns Freundschaft zu schließen, als wir sie jetzt für leicht empfänglich für Aufforderungen halten, um die barbarischsten Rohheiten zu begehen. Selbst ihre Fehler erzeugen mehr Mitleid als Aerger- und es ist mir oft eingefallen, daß es gar nicht so lange her ist, seitdem auch die barbarischste Behandlung Fremder seitens der Chinesen, in unserem eigenen Lande gegenüber Fremden ebensogut stattfand. Mehr unbeschränkter und ausgedehnter politischer und commercieller Verkehr zwischen China und Europa wird wesentlich dazu beitragen, die Unkenntniß — die Quelle des Vorurtheils — zu beseitigen und der fremde Handel, indem er auf seinen Wasserstraßen vordringt, wird der Herold der höheren europäischen Civilisation mit ihren Dampfern, Eisenbahnen und Maschinen sein, welche als Freund, nicht als Feind, empfangen werden soll. Eine derartige fortschrittliche Bewegung wird hoffentlich bald eintreten, um das große Reich vor innerem Verfall und Ruin zu retten, die es jetzt sehr bedrohen. Um das letztere zu vermeiden, wollte ich die Engländer mit einem Theile Chinas näher bekannt machen; — und einen Weg aufzufinden, der für das

Vorwärtsschreiten des Handels geeignet wäre, ist der Zweck meiner Reisen gewesen — dies zu erreichen wird mir eine volle Belohnung sein.

Von den drei großen Straßen, welche in früheren Zeiten von China westwärts nach Mongolien und von dort nach Indien und Birma führten, ist heute nur mehr eine offen, nämlich die große Hauptstraße von Sze-tschuen nach H'lassa, der Hauptstadt des centralen Tübet, über Ta-tsian-lu und Bathang. Verschiedene Umstände haben zusammengewirkt, um die beiden anderen Routen zu schließen. Der schwierige und gefährliche Weg von Pekin, durch die Provinz Kan-su nach H'lassa, den Huc bereiste und beschrieb, litt lange unter den sich steigernden räuberischen Einfällen der mongolischen Gebirgsbewohner, die mit dem Schwächerwerden der Regierung kühner wurden. Trotz dieser Banditen fuhr der Handel fort, diesen Weg zu benützen, bis die mahomedanische Revolution in Kan-su diese Provinz usurpirte und sie gänzlich dem Handel verschloß. Die andere Route, auf welcher Süd-China über Talifu in Yünnan und Bhamo am Irrawaddy-fluß mit Birma verkehrte, wurde plötzlich durch die mahomedanische Erhebung in Yünnan im Jahre 1854—55 geschlossen und so blieb dem chinesischen Reiche nur eine Straße westwärts — die von Sze-tschuen nach H'lassa, auf welcher sie Tübet jährlich mit beinahe sechs Millionen Pfund Ziegelthee versorgt, der bis nach den Gränzen von Kaschmir verhandelt wird.

Politische, religiöse und wirthschaftliche Gründe vereinigen sich, um Indien vom Verkehre mit China durch diese Route auszuschließen, und es war die Auffindung einer kürzeren, directeren Verbindungslinie zwischen den beiden Ländern, welche ich mir vornahm, als ich mich auf die Reise begab, die ich in den nachstehenden Blättern beschreiben werde.

Das Projekt einer Ueberlandreise von Indien nach China erfaßte ich zuerst anfangs des Jahres 1862, als ich in Rangun das Vergnügen hatte, Dr. Clement Williams zu treffen, der eben von einer Excursion auf dem Irrawaddy bis nach Bhamo zurückgekehrt war. Von ihm hörte ich zuerst die Geschichte der Bhamo- und Talifu-Route und die Prophezeiung ihrer künftigen Bedeutung für den britischen Handel, die nun durch das wach-

sende Interesse, das ihre wahrscheinliche Eröffnung gebietet, schon theilweise erfüllt erscheint.

Mein Vorhaben, China von Rangun aus auf der Route Dr. Williams zu erreichen, mußte jedoch den obwaltenden Verhältnissen weichen und legte ich alle Reisegedanken nieder, bis ich mich nach mehrjährigem Aufenthalte zu Schanghai im Jahre 1867 in der Lage befand, dieselben wieder aufnehmen zu können. Zu dieser Zeit hatte die Fürsprache Dr. Williams' für die Bhamo-Talifu-Route bedeutende Aufmerksamkeit erregt, und die Regierung, den Wünschen der dabei interessirten Kaufleute nachgebend, rüstete eine Expedition unter Major Sladen als politischen Agenten aus, um die Handelswege und Schwierigkeiten sowohl, als auch die Stimmung der Regierung in Talifu kennen zu lernen. Die Kenntnißnahme dieser Umstände veranlaßte mich, die Aufsuchung einer Route zwischen China und Indien aufzugeben und meine Gedanken wandten sich nach Südamerika, das mir als verheißungsvolles Feld für Reisen erschien. Als ich jedoch dies gegenüber meinem Freunde, Mr. James Hogg, von der Firma Gebrüder Hogg in Schanghai, erwähnte, überredete er mich, mein lange gepflegtes Project einer Ueberlandreise von China nach Indien in neuer Form wieder aufzunehmen, da seine umfangreichen Erfahrungen in China ihn veranlaßten, sich sehr für die Entwickelung unserer Handelsbeziehungen mit diesem Lande zu interessiren. Seine Bekanntschaft mit Kapitän Blakiston und dessen muthiger Versuch im Jahre 1860, Indien über den Yang-tseu-kiang und Tübet zu erreichen, veranlaßten ihn, mir die Route vorzuschlagen, welche Blakiston angegeben hatte, und die vom Punkte an, wo der Yang-tseu-kiang aufhört schiffbar zu sein, über Likiang-fu im Norden Yünnans nach Sudiya am Brahmaputra in Nord-Assam und von dort nach Calcutta führt. Ein Blick auf eine Karte Chinas, vom vorzüglichen Ingenieur Sir Macdonald Stephenson ausgeführt, zeigte eine projectirte Eisenbahn vom Yang-tseu-kiang nach Bhamo über Talifu und bewies die Wichtigkeit einer Handelsverbindung Ranguns mit China nach dieser Richtung und es bedurfte blos einer oberflächlichen Betrachtung, um einzusehen, daß diese Linie nicht dazu beitragen würde, dies für Calcutta zu erreichen, da natürlich der Irrawaddy die Straße sein muß, welche der Handel zwischen Yünnan und Rangun

benützt, und das letztere, anstatt Calcutta, hiedurch das Depot wird, welches den Handel zwischen Yünnan und unseren ostindischen Colonieen vermittelt. Als ich zu diesem Schlusse gelangt war, bedurfte es wenig Ueberredung, um mich zu bestimmen, eine directere Straße nach Calcutta aufzufinden, durch welche diese große Hauptstadt des Orients sich mit Rangun in den Handel mit China theilen könnte, und ich entschied mich auch damals, Blakiston's projectirte Route zu versuchen.

Nachdem ich einmal entschlossen war, diese Reise zu unternehmen, fühlte ich, daß ich eine sehr ernste Aufgabe unternommen hatte. Glücklicherweise hatte ich mehrere Monate vor mir, um über meine Pläne nachzudenken und dieselben zur Reife zu bringen. August, der heißeste aller Monate in China, war eben herangekommen, und es war nicht gerathen, vor dem Ende des Jahres aufzubrechen, um nicht dem Winter auf den Schneebergen, welche die westliche Gränze Chinas bilden, zu begegnen, was wahrscheinlich dort einen Aufenthalt von mehreren Monaten im Gefolge haben würde. Tag für Tag, während mehr als eines Monates wurden alle Schwierigkeiten und Gefahren, deren Begegnung wahrscheinlich war, durchgesprochen und verloren doch nichts an Größe bei genauerer Betrachtung. Da war die eifersüchtige Feindseligkeit der Beamten und — wie ich damals glaubte — der Bevölkerung gegen Fremde zu berücksichtigen; wilde Stämme, Wälle von fürchterlichen, schneebedeckten Bergen, die Gefahr eine so große Summe Geldes mit sich zu führen, welche für eine Reise ausreichen mußte, die nicht unter einem Jahre ausgeführt werden konnte, und zuletzt, aber das Schwerstwiegendste von allen — ich konnte nicht ein Wort chinesisch. Die Schwierigkeiten, wilde Stämme zu berühren und über Berge zu kommen, wurden zu Nichts gegenüber der Gefahr, eine große Summe Geldes bei mir zu tragen, und die anscheinende Hoffnungslosigkeit einer Reise durch China ohne Kenntniß der Sprache! In dieser Verlegenheit kam ich zu meinem verehrten Freunde, Monsieur Lamonier, Procurator der Missions Etrangères in Schanghai. Ich wußte, daß die Stationen der französischen Missionäre sich in ununterbrochener Kette bis über die westliche Gränze Chinas ausdehnen, und ich fühlte mich überzeugt, daß ich nur mit ihrer Hülfe hoffen durfte, das Reich zu

durchkreuzen. M. Lamonier, wie alle katholischen Missionäre, stets bereit, alle nützlichen Unternehmungen zu fördern, zerstreute bald meine Bedenken wegen des Mitnehmens meines Geldes, indem er Vorkehrungen traf, um mir einen Creditbrief auf 600 Taels (3600 Mark, soviel dachte er genügend für die Reisekosten) mitzugeben, der an die Missionen in Yünnan, Sze-tschuen und dem östlichen Tübet adressirt war, so daß ich hiemit der Nothwendigkeit behoben war, eine große Summe in Silber mitschleppen zu müssen, so lange ich nicht ihre Stationen passirt hatte. Er schlug auch einen ausführbaren Plan vor, um die Schwierigkeiten bezüglich der Sprache zu überwinden. Eine Gesellschaft junger Missionäre wurde gegen das Ende des Jahres von Frankreich erwartet; begleitete ich sie nun nach Sze-tschuen, so konnte ich ein Haus in einem Dorfe miethen, das eine Mission enthält und unter dem Schutze der Missionäre anfangen, mir eine genügende Kenntniß des Chinesischen zu erwerben. Diese Einrichtung würde zwar meine Reise um sechs Monate verlängern, aber diese Verzögerung mußte unerheblich erscheinen, so lange hiedurch die Sprach-Schwierigkeit überwunden wurde.

Auf diese Weise waren, ehe ich M. Lamonier verließ, die beiden Haupthindernisse beseitigt, welche eine Zeit lang meine Reise als unmöglich erscheinen ließen.

Viele Freunde, welche sich für mein Project interessirten, sahen in meiner Unkenntniß der Sprache und der Schwierigkeit, Gelder mit mir herumzutragen, das Fehlschlagen desselben; allein die versprochene Hülfe der französischen Missionäre änderte diese Ansicht sofort und etwa ein halbes Dutzend der Zweifler, von denen mehrere Geschäftsleute waren, schlugen mir vor, die Kosten der Reise mit mir theilen zu wollen.

Es durfte erwartet werden, daß das Project die kaufmännische Welt interessiren würde; aber ich fand leider den Glauben unter ihnen vorherrschend, daß die Eröffnung einer Straße zwischen Calcutta und China in irgend einer Art mit ihren Geschäften collidiren würde, und dieser entzog mir eine Zeit lang die Mitwirkung derjenigen, deren Interessen durch meinen Plan gefördert werden sollten. Dennoch waren unter den Freunden, welche sich um mein Vorhaben interessirten, mehrere der einflußreichsten Kaufleute Schanghais und ihre Sympathie

trug viel zur Freudigkeit bei, mit welcher ich begann, mich vorzubereiten.

Da meine künftigen Reisegefährten nach den unveränderlichen Regeln der Missionen in ihrem Aeußern von wirklichen Chinesen nicht zu unterscheiden sein würden, so fing ich an, mich auf meine eigene Metamorphose vorzubereiten und mich an Zopf und weites Gewand zu gewöhnen. Das Gehen brauchte bedeutende Uebung ehe eine gehörig freie Haltung erreicht werden konnte und täglich hielt ich Costümproben, mittelst welcher ich hoffte, bald vor dem kritischen Auge des chinesischen Publicums spielen zu können.

Ein Besuch Schanghais seitens des Secretärs der Botschaft zu Pekin, Mr. T. F. Wade, gab Gelegenheit, den Rath eines Mannes einzuholen, dessen Kenntniß der Chinesen durch Studium und die diplomatische Thätigkeit, verbunden mit seiner verständigen Anerkennung ihres Charakters ihn, nach meiner unmaßgeblichen Ansicht zu einer unerreichten Autorität stempeln, und ich freue mich, meine Dankbarkeit für die cordiale Sympathie registriren zu können, welche er einem Project entgegenbrachte, das von Anderen als arrogant und quixotisch erachtet wurde. Er rieth mir dringend, den Anweisungen der Missionäre zu folgen und ihrem Beispiele in allen Theilen nachzuahmen, indem er mich gleichzeitig warnte, die Vorurtheile der Eingeborenen zu verletzen und so wenig als möglich Aufmerksamkeit zu erregen, besonders bei den Mandarinen.

Zwei weitere Rathschläge, die ich von ihm erhielt, erwiesen sich später von unermeßlicher Nützlichkeit. Der erste davon war, keine Instrumente mitzunehmen, da sie sicher gesehen und unfehlbar den Widerstand der Eingeborenen hervorrufen würden. Diese Gefahr wird zu oft von denen übersehen. die es für leicht halten, wissenschaftliche Beobachtungen in allen Ländern anzustellen. Der zweite bestand darin, es zu vermeiden, mir einen Consularpaß in Schanghai ausstellen zu lassen, da hiedurch die Gefahr nahe liege, die hindernde Eifersüchtelei der Beamten heraufzubeschwören, sondern um einen solchen in Kiu-Kiang, einem Hafen am Yang-tseu-kiang nachzusuchen, worin ich als ein englischer Sz-fu oder Gelehrter bezeichnet würde, der auf dem großen Flusse und darüber hinaus nach Indien zu reisen

wünsche. Die gewöhnliche Form der Consularpässe enthält die Angabe, daß der Besitzer auf einer bestimmten Route einen bestimmten Platz zu erreichen beabsichtigt, und von diesem gestatten die chinesischen Beamten keine Abweichung. Wie werthvoll mir Mr. Wade's Rath später wurde, wird noch seinerzeit erörtert werden; ich wurde hiedurch in die Lage versetzt, meinen Weg ändern zu können, nachdem ich den Yang-tseu-kiang verlassen hatte.

Endlich brachte ein Brief von M. Lamonier die Ankündigung, daß die Missionäre angekommen waren und ich wurde bald sechs jungen Priestern vorgestellt, frisch aus dem pariser Seminar, aber in chinesischer Kleidung, als ob sie hiezu geboren worden wären. Sie waren voll jugendlichem Eifer und Enthusiasmus und ich versprach mir eine recht angenehme Reise in ihrer Gesellschaft bis nach Sze-tschuen. Es wurde festgesetzt, daß wir am 13. November von Hankeu, dem letzten offenen Hafen am Yang-tseu-kiang, etwa 700 Meilen stromaufwärts, abreisen wollten, wo auch die schließlichen Vorbereitungen für unsere Reise nach Tschung-Tsching vollendet werden sollten.

Freie Fahrt war den Patres und mir durch die Zuvorkommenheit der Herren Russel & Co. und Glower & Co., Agenten für die beiden Linien prächtiger Dampfer, welche zwischen Schanghai und Hankeu verkehren, angeboten worden. Wir nahmen die Offerte der letzteren Firma an, deren Schiff zu der uns gelegensten Zeit abfuhr.

Ich brauche den Leser nicht mit Details über diese Reise aufzuhalten; es genügt zu sagen, daß wir am dritten Tage in Kiu-Kiang ankamen, das etwa acht Stunden vor Hankeu liegt, wo ich ausstieg, um, wie verabredet, dort meinen Paß zu besorgen, während die Patres nach Hankeu weiterfuhren, wohin ich ihnen zu rechter Zeit folgte, indem ich erwartete, im Missionshause wieder mit ihnen zusammenzutreffen. Man mag sich mein Erstaunen denken, als ich das Missionshaus bis auf ein paar eingeborene Christen leer fand und diese mir sagten, daß die ganze Gesellschaft denselben Morgen von hier abgereist war! Ich konnte es anfangs nicht glauben, daß ich auf solche Art von den jungen Missionären im Stiche gelassen worden war,

mit denen ich schon Freundschaft geschlossen hatte, und welche die größte Zufriedenheit darüber ausdrückten, daß wir zusammen nach Tschung-Tsching reisten. Die Enttäuschung übermannte mich anfangs und das scheinbar herzlose Benehmen der jungen Patres konnte ich mir gar nicht erklären; es war jedoch nutzlos darüber nachzudenken, welches Motiv oder Mißverständniß hier zu Grunde lag, und ich fragte mich sofort, was jetzt zu machen wäre.

Keine Zeit durfte ich verlieren, wenn ich die Missionäre einholen wollte, die unmöglich weit gekommen sein konnten, da kein Wind wehte, der ihrem Boote helfen würde, gegen die Strömung des Yang-tseu-kiang anzukämpfen. Ich eilte vom Missionshause zum englischen Consul, Mr. Medhurst, und bat ihn, ein kleines Kanonenboot benützen zu dürfen, das bei der europäischen Niederlassung ankerte. Unglücklicherweise jedoch war die Maschine nicht in Ordnung und Mr. Medhurst gab mir deßhalb einen Brief an den französischen Consul, Mons. Dabry, mit, in welchem er ihn bat, mir das französische Kanonenboot zu verschaffen, das oben in Hankeu angekommen war. Der französische Beamte empfing mich mit wenig Höflichkeit und schlug mir meine Bitte, das Kanonenboot benützen zu dürfen, rundweg ab.

In dieser Noth besuchte ich Mr. Gower, den Repräsentanten der Firma Jardine, Matheson & Co., welcher seine schnellsegelnde Yacht sofort zu meiner Disposition stellte. Wir waren kaum zur Abfahrt bereit, als eine herrliche Brise herankam, der wir jeden Zoll Segeltuch freigaben und bald mit einer Schnelligkeit von sechs Knoten per Stunde meinen durchgebrannten Freunden nachfuhren. Sechs Stunden lang segelten wir mit der immer stärker werdenden Brise, welche uns so schnell an den den gleichen Weg fahrenden chinesischen Dschunken vorübertrug, daß diese stille zu stehen schienen. Ungefähr um sechs Uhr Abends langten wir an einem chinesischen Zollhause am linken Ufer des Yang-tseu-kiang, vierzig Meilen oberhalb Hankeu, an, nachdem wir jede Passagierdschunke, welche uns begegnet war, angerufen hatten. Der Beamte des Zollhauses sagte uns, daß den Tag über keine Fremden vorbeigekommen waren, und es stellte sich heraus, daß ihre Dschunke den kürzeren Weg über den Hanfluß und die Seen genommen hatte. Wir kehrten deßwegen um und

begannen wieder nach Kinkow zurückzukreuzen, welches wir zehn Meilen flußabwärts passirt hatten und das wir um 11 Uhr Nachts wieder erreichten.

Es war denkbar, daß die Missionäre hier die Nacht zubrachten, aber die Leute im Zollhause theilten uns mit, daß keine Dschunke mit Fremden heute hier angelandet war. Es blieb uns somit nichts übrig, als, geschlagen, den Rückzug nach Hankeu am anderen Tage anzutreten, wo während unserer Abwesenheit durch die Entrüstung, welche das Benehmen der Missionäre hervorgerufen hatte, die Thatsache an das Licht gekommen war, daß Mons. Dabry, der französische Consul, es verboten hatte, daß ich die Missionäre begleiten dürfe, und sie beordert worden waren, Hankeu vor meiner Ankunft zu verlassen. Hier war nun eine schöne Schwierigkeit! Des Beistandes der Missionäre beraubt, sah ich das Fehlschlagen meines Projectes voraus — doch dieser Gedanke erweckte alle meine Energie und ich ging sofort zu Mons. Dabry, den ich noch unhöflicher fand, als er es bei meinem ersten Besuche gewesen war. Ich kam sofort auf den Zweck meines Erscheinens zu sprechen und bat ihn, mir den persönlichen Gefallen zu thun, sein Verbot zurückzuziehen. Unglücklicherweise war es mir unbekannt, was den reizbaren kleinen Gallen die Gelegenheit mit Begier benützen ließ, einem Engländer etwas in den Weg zu legen. Kurze Zeit vorher hatte ein Mitglied einer französischen Jagdpartie in der Nähe Hankeu's einen Hasen gefehlt und dabei einen Bauern angeschossen, worauf ein halbes Dutzend Dorfbewohner, darüber natürlicherweise erzürnt, die Jäger angriffen und sie schmachvoll in ihr Boot zurücktrieben. Anstatt nun geduldig ein Vorgehen seitens der Mandarine zu erwarten, sandte er, um den der Flagge Frankreichs angethanen Schimpf zu rächen, eine bewaffnete Expedition von einem Kanonenboot aus, um eine Razzia gegen das Dorf auszuführen, von welcher sie mit etwa einem halben Dutzend erbärmlicher Dorfbewohner im Triumph nach Hankeu zurückkehrte. Dieses hochfliegende Verfahren hatte nun vor einigen Tagen die „Hankeu Times" strenge gerügt und Mons. Dabry ließ nun seine Wuth, die er in seinem Busen hegte, an mir aus, weil der Redacteur der „Hankeu Times" einen Artikel abgedruckt hatte, der ihn, den

Repräsentanten Frankreichs, blosstellte, und der englische Consul ihn dafür nicht strafen wollte.

Da er sehr gut Englisch sprach, so kann ich wohl nicht besser thun, als seine Gefühle in seinen eigenen Worten wiederzugeben. Als Antwort auf meine ernstliche Vorstellung, daß seine Einmischung mit einer Privatperson, die im Sinne hat, den Westen Chinas zu bereisen, mit Verlust an Zeit und Geld für mich zusammenhänge und möglicherweise mein Weiterkommen vereiteln könne, antwortete er: „Oh ja! Sie sagen, Sie sind Privatreisender; Sie sind ein geheimer Spion Ihrer Regierung — ich weiß Alles." Ich mußte beinahe lachen und wies diese Ehre zurück; darauf platzte er aber los: „Was Herr? Ich soll Ihnen helfen, einem Engländer! Nie! Was haben Ihre englischen Zeitungen gethan? Sie haben mich beleidigt, sie haben Frankreich beleidigt und Ihr englischer Consul hatte nicht so viel Höflichkeit seine Desavouirung solchen Betragens bekannt zu machen. Ich werde Ihnen alle Hindernisse in den Weg legen und zeigen, daß ich nicht ungestraft insultirt werden kann."

Mit Mühe meinen Ernst bewahrend, bemerkte ich, daß die Kritik der englischen Presse frei sei und daß ich nicht einmal den fraglichen Artikel gesehen hätte; aber es war Alles umsonst Mit schwellendem Zorne schrie er: „Ihr Engländer glaubt überall hingehen und Alles thun zu können. Gut, gehen Sie nach dem chinesischen Westen!" Hierauf entgegnete ich, daß ich eben hiezu die Hülfe der Missionäre brauche, dann fuhr er fort: „Ah so! Sie sind genöthigt, sich an die französischen Missionäre zu wenden. Sie sehen, daß ohne Beistand der Franzosen ein Engländer nicht durch China kommen kann." Endlich nahm ich meinen Abschied, da ich es nutzlos fand, mich mit dem zornigen Consul noch weiter zu streiten und ging zu dem Missionshause, wo ich den Procurator der Mission, Pater de Carli, sah. Nachdem ich ihm mitgetheilt hatte, daß der Grund des Benehmens der jungen Missionäre kein Geheimniß mehr sei, bat ich um seinen Rath, wie ich wohl am besten meinen ursprünglichen Plan, in Sze-tschuen zu wohnen, ausführen könnte. Der Pater sagte mir aber, daß er nicht gegen die Wünsche seines Consuls handeln könne, jedoch würde er mir, wenn das Verbot aufgehoben sei, einen Dolmetscher zur Begleitung auf der ganzen

Reise und einen verlässigen Christen als Führer bis Tschung-Tsching verschaffen, da die Einmischung von M. Dabry es wahrscheinlich für die Missionäre nicht angenehm machen würde, wenn ich mich dort aufhielte. Voll erneuter Hoffnung Sze-tschuen zu erreichen, kehrte ich zu M. Dabry zurück und bat ihn, mir den persönlichen Gefallen zu thun und mir die Sünden meiner Landsleute nicht entgelten zu lassen, sondern die Hülfe der Missionäre zu gestatten.

Nachdem ich mich auf diese Weise vor dem französischen Beamten gedemüthigt hatte, ließ er sich herab, zu sagen, daß, wenn ich warten wollte, bis die französische Expedition (die eben auf dem Wege von Saigon nach Yünnan war) in Hankeu angekommen wäre, würde er den Missionären erlauben, mir zu helfen.

Dies war außer Frage und ich kehrte deßhalb nach Schanghai zurück und theilte dem englischen Consul, Herrn C. A. Winchester, mit, in welch' unberufener Weise der französische Beamte sich eingemischt hätte; worauf ich den französischen Generalconsul, Vicomte Brenier de Montmorend, besuchte. Seine Liebenswürdigkeit war ein angenehmer Contrast des Benehmens M. Dabry's, der durch des ersteren Vermittelung gezwungen wurde, seine Art und Weise zu ändern, so daß ich, als ich einige Tage darauf Hankeu wieder erreichte, von Pater de Carli Nachricht erhielt, daß er bereit sei, mich mit zwei eingeborenen Christen zu versorgen; einen als Dolmetscher und den zweiten als Führer. Die Kosten der Verzögerung und der unerwarteten Begleitung schienen schließlich ein neues Hinderniß zu sein; glücklicherweise jedoch hatte das unfreundliche Benehmen M. Dabry's die Sympathie des Handelsstandes von Schanghai erregt und eine Sammlung wurde von meinen Freunden Herren Winchester und Hogg veranstaltet, um mir die Kosten der Reise zu erleichtern, so daß die Opposition des französischen Consuls zur Folge hatte, die Unterstützung der Kaufleute Schanghais zu veranlassen.

Ein weiterer Aufenthalt von einem Monate in Hankeu war unvermeidlich, da mein Führer und Dolmetscher nicht vor Beendigung des Weihnachtsfestes abreisen wollten. Ich verbrachte deßhalb mehrere Wochen sehr angenehm bei meinem Freunde Mr. Cunningham und erfreute mich an den Weihnachtsfeierlich-

keiten des Jahres 1867 inmitten der reichen Gastfreundschaft der Hankeuer Gemeinde.

Währenddessen befolgte M. Dabry den guten Rath seines Vorgesetzten, des Vicomte Brenier, und gab mir Empfehlungsbriefe an alle Missionen, in denen sie ersucht wurden, mir nach Möglichkeit beizustehen und diese Briefe wurden Pater de Carli gezeigt, damit er offen für mich eintreten konnte. Zwei Christen wurden sofort engagirt, um die Posten von Dolmetscher und Führer auszufüllen; der letztere blos bis Tschung-Tsching. Beide waren verlässige Leute und gesellten sich mehr aus Gefälligkeit gegen die Missionäre zu mir, als aus Freude an der Reise, obgleich beide ausgezeichnet ihre Plätze ausfüllten.

George Phillips, ein geborener Hankeuer, war der Sohn eines christlichen Chinesen, dessen Vorväter schon mehrere Generationen hindurch Mitglieder der katholischen Kirche gewesen waren, während er selbst im Seminar zu Macao zum Priester erzogen wurde; allein er hegte die Ueberzeugung, daß er nicht dazu geeignet war, die ernsten Pflichten eines Priesters zu übernehmen, weigerte sich deßhalb, sehr gegen die Wünsche seiner Familie, die Weihen zu nehmen und widmete sich dem Handel. Seine hohe Bildung ließ ihn, außer in Kleidung und Bewegungen, ganz anders, als die gewöhnlichen Chinesen erscheinen, deren angeborener Aberglauben und Vorurtheile bei ihm durch Intelligenz ersetzt waren, gestärkt durch das Studium der europäischen Philosophie und Theologie, während die Kenntniß der lateinischen, chinesischen und englischen Sprache ihn zu einem wirklichen Dolmetscher stempelte. Dieses war mein Dolmetscher, der sich als nützlicher Diener und intelligenter Gefährte bewährte.

Der Führer, Timothy (Timoteus) oder Loolie, ebenfalls aus Hankeu gebürtig, war ein gläubiger Christ und einer von den Führern, welche dazu verwendet werden, um junge Missionäre bis zu entfernten Posten zu begleiten. Er war sehr milden Charakters und verdiente vollkommen die Empfehlung seiner Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe, die ihm Pater de Carli gegeben hatte. Zur besonderen Vorsicht, schlug mir Mr. Medhurst vor, solle ich noch einen chinesischen Paß des Vicekönigs, der in Wu-tschang, der chinesischen Stadt am rechten Ufer des Flusses

gegenüber Hankeu gelegen, residirt, mitnehmen. Der Consul machte deßwegen eine Eingabe und bat um einen Paß, der, an den Vicekönig von Sze-tschuen in Tschentu-fu gerichtet, dem englischen Gelehrten gestattete, auf dem großen Flusse und darüber hinaus nach Indien zu reisen. In gehöriger Zeit langte auch ein imposantes, mehr als zwei Quadratfuß großes chinesisches Document an. Durch ein unglückseliges Versehen, das nicht entdeckt wurde, bis es bereits zu spät war, stand ich im Passe als Sang-jen (Kaufmann), statt Sz-fu (Gelehrter), doch war ich, Tang Kupah (Tom Cooper), mir dieses Fehlers nicht bewußt.

Am 2. Januar 1868, theilte mir George Phillips, den ich der Kürze halber Philipp nannte, mit, daß er ein Boot von Hankeu nach Scha-seu gemiethet habe und schlug vor, daß wir am 4. abreisen sollten. Ich bereitete mich darauf vor, indem ich einen europäischen Anzug, einige Flanellhemden, Zahnbürsten, ein Pergamentheft von 500 Seiten als Tagebuch und einiges Briefpapier nebst Couverts in einen kleinen Koffer packte, der leicht auf der Schulter getragen werden konnte. Am Abend des 3. brachte Philipp einen Barbier, der meinen Kopf rasirte und durch geschickte Vermischung meines eigenen mit fremdem Haare einen famosen Zopf herstellte, der mich plötzlich in einen ziemlich ehrwürdigen ältlichen Chinesen verwandelte, so daß ich meine letzte Nacht in Hankeu in der vollen Unbequemlichkeit, welche mir ein Zopf und weibisches Gewand verursachten, zubrachte.

Zweites Kapitel.

Die Ebene von Hupe.

Streit mit dem Leuder. — Salzhandel. — Holzflöße. — Tschen-pin-See. — Wilde Gänse. — Ich beleidige den Windgott. — Eine Oelmühle. — Eine Begräbnißprozession. — Ankunft in Scha-seu. — Philipp sieht ein Kameel. — Ein chinesisches Hotel. — Das Familiendiner. — Weibliche Neugierde. — Chinesische Bettgenossen. — Kleine Füße. — Entlassene Soldaten. — Ergebung in das Unvermeidliche. — Boot von Wan-tschien. — Versuchte Erpressung durch einen Mandarin. — Ein Gewitter. — Die Stadt Itschang.

Endlich war Alles bereit und am 4. Januar 1868 verabschiedete ich mich vom gastfreundlichen Mr. Cunningham. Mehrere Freunde waren an seinem Frühstückstische versammelt, die mich zu meinem Boote begleiten wollten, allein da ich wünschte, mit möglichst geringem Aufsehen abzureisen, mußte ich sie bitten, ihr Vorhaben aufzugeben. Während ich in meinen Tragsessel stieg, sammelte sich ein kleiner Volkshaufe, um einen Fremden im chinesischen Nationalcostüm zu sehen, während der Einkäufer und die Bediensteten des Hauses, welche einigermaßen zu meiner Toilette geholfen hatten, erklärten, daß ich „ein sehr Numero Eins Chinese“ *) sei und bei meinem Abgange in ein Hurrah

*) Es ist diese Bezeichnung, welche „vorzüglich“ oder ein ähnliches Wort bedeuten soll, dem sogenannten Pidjen- oder Pigeon-Englisch entnommen, ein Kauderwälsch, das als Geschäftssprache der englischen Kaufleute mit den Chinesen dient und aus Chinesisch und Englisch zusammengesetzt ist. Anm. d. Uebers.

ausbrachen. Die Kuliträger, offenbar davon überzeugt, daß sie einen hervorragenden Fremden trugen, liefen in raschem Trabe durch die englische Niederlassung und fingen an ihre lebhaften Lieder zu singen, als sie in die Stadttheile der Eingeborenen kamen, indem sie sich unter lauten Witzen und den üblichen Neckereien mit ihren Ellenbogen einen Weg durch die dichtgefüllten Straßen bahnten.

Während ich so dahingetragen wurde, drückte mein Gemüth ein unbeschreibliches Gefühl der Einsamkeit. Ich dachte darüber nach, daß ich nun wirklich eine Reise von mehreren tausend Meilen angetreten hatte, welche Monate oder selbst Jahre zu ihrer Vollendung benöthigen könnte. Meine Mittel für die Reise betrugen 200 Pfund Sterling (4000 Mark). Die Leute, unter denen ich von nun an leben wollte, und deren Sitten und Gebräuche ich anzunehmen im Begriffe war, waren meiner Ansicht nach vom grausamsten Hasse gegen Fremde erfüllt. Ich schien ferner meine Nationalität, ja selbst meine Identität verloren zu haben, so stark war das Bewußtsein des Wechsels, der durch meinen rasirten Kopf und die chinesische Kleidung hervorgebracht worden war und dies fühlte ich umsomehr, als ich an mehreren alten Freunden unerkannt vorüber kam; doch, wenn ich auch einen Moment vor den zu begegnenden Gefahren zurückschreckte, so fühlte ich doch im nächsten erneute Energie und den Entschluß, mein Vorhaben auszuführen. Ich hatte eine werthvolle Stelle aufgegeben, nun mußte ich vorwärts, um nicht auch meinen Freunden für ihre Unterstützung mit Undank zu lohnen. Zu gleicher Zeit erinnerte ich mich, daß ein französischer Beamter gesagt hatte, ich solle nicht fortkommen und fühlte, daß der Tod mir willkommener sei, als einen Grund zu geben, daß man sagen könnte, ein französischer Consul sei im Stande gewesen, einen Engländer davon abzuhalten, in China zu reisen, wohin er wolle. Diese Gedanken wurden durch unsere Ankunft an dem südlichen Stadtthore Hankeus kurz abgeschnitten und am Fuße einer Steintreppe, die zum Flusse hinabführte, fand ich Philipp und Leulie, die mich erwarteten und vorsichtig zum Boote geleiteten.

Ich war froh, mich sofort in meine Cabine zurückziehen zu können, da eine Schaar Chinesen sich versammelte, die durch den

Anblick eines sehr großen Fremden, so kam ich ihnen wenigstens vor, der ihr Costüm trug, angezogen wurde.

Nach einigen Minuten meldete der Leuder oder Schiffer, daß alles bereit sei und fuhr nach Empfang der diesbezüglichen Ordre sofort ab. Wir verließen Hankeu und schoben mit Stangen unser Boot langsam stromaufwärts am Ufer entlang, uns durch das Gewühle von hunderten von Salz-Dschunken durchwindend, welche bis mehr als drei Meilen von Hankeu entfernt, dicht an einandergereiht, an den Ufern des Yang-tseu-kiang lagen.

Während wir so weiter fuhren begleiteten die Bootsleute ihre leichte Arbeit mit Schifferliedern und leisteten an Geschrei und Geschnatter mehr als ich je gehört hatte.

Nachdem wir etwa drei Meilen zurückgelegt hatten, zeigte der Leuder sein Gesicht an der Cabinenthüre mit einem schlauen Lächeln, das wahrscheinlich als entschuldigende Vorrede für die unverschämte Forderung gelten sollte, die er nun vorbrachte. Er wandte sich an Philipp, der sich mit ihm sofort in einen lebhaften Streit einließ und gegen des ersteren Forderung entschieden protestirte. Hierauf erhob sich ein schrecklicher Lärm; des Leuders Frau und Mannschaft stimmten mit ein und schienen erst aufzuhören zu schreien, als ihnen der Athem ausgegangen war. Philipp, der während dieses Geschreis ein würdevolles Schweigen bewahrt hatte, ließ sich nun herab, wieder an der Discussion theil zu nehmen und schien es ihm auch zu gelingen, Oel auf die beunruhigten Fluthen zu gießen. Er theilte mir hierauf mit, daß der Leuder doppeltes Fahrgeld und Vorausbezahlung verlangt, sowie ihn beschuldigt hatte, den Schiffer betrogen zu haben, da er das Boot um den gewöhnlichen Preis miethete, wie ihn die Chinesen zahlen, obgleich er wußte, daß es für einen Fremden gehöre, der dem allgemeinen Gebrauche nach das Doppelte zahlen müsse. Der Streit war übrigens beigelegt worden, nachdem der Leuder 6000 Tschen oder Cäsch*) von den 11,500 Tschen oder 11½ Dollars vorausbezahlt erhalten hatte, welche wir für die Strecke bis zur Stadt Scha-seu erlegen mußten. Ich gab gerne meine Zustimmung zu diesem

*) Siehe: Anhang, Beilage 1.

Handel und setzte mich wieder auf meinen Platz, um keine Zeit zu verlieren, da ich wünschte noch vor dem Abend möglichst weit von Hankeu wegzukommen; aber der Leuder weigerte sich standhaft weiterzufahren und sagte, daß er hier übernachten wolle. Alle Ueberredung und selbst ein Angebot von 200 Tschen als Geschenk nützte nichts — er wollte nicht weiter. Ich tröstete mich deßhalb mit einer Pfeife und hörte Philipp zu, der mir Schurkereien von Bootsleuten erzählte und behauptete, daß unser Leuder eine Ausnahme von der Regel sei, da er darauf eingegangen war, seinen ursprünglichen Contrakt zu erfüllen.

Nachdem das Boot am Ufer festgebunden worden war, verließen uns der Leuder, seine Frau und ein Bootsmann, um nach Hankeu zurückzukehren; sie wollten jedoch frühe am andern Morgen wieder eintreffen. Sie waren nicht lange fort, als Leulie mir sagte, daß er auch wieder nach Hankeu müsse, da er seine Kleider vergessen habe. Ich hatte nichts dagegen und er begann mein Essen zu bereiten. Während ich darauf wartete, hatte ich Gelegenheit, mir die Cabine zu betrachten, und kam zu dem Schlusse, daß man sich nicht leicht einen unbequemeren Ort denken könnte, um darin eingesperrt zu sein. Das Boot war nur 35 Fuß lang, von der Form einer kleinen Dschunke und hatte blos zwei Fuß Tiefgang, wenn es beladen war. Der Mast war unverhältnißmäßig lang und das viereckige Segel aus Leinwand sehr klein. Ungefähr zwei Drittel der ganzen Länge des Bootes war von den Cabinen eingenommen, während im vorderen Theile etwas freier Raum war, wo die Leute ruderten. Meine Cabine stand in der Mitte des Schiffes und hatte eine Länge von etwa 12 Fuß. Unmittelbar dahinter war eine offene Hütte für den Steuermann angebracht, und in einem Verschlage, der über dem Steuerruder stand, schlief die Mannschaft; hier wurden die Kochöfen und das Geschirr für alle Parteien aufbewahrt, während eine Art Gerüst, das über das Hintertheil des Bootes hinausragte, als Rumpelkammer für allerlei Kleinigkeiten diente. Meine Cabine und zugleich Heimath für die nächsten zwölf Tage war ein grob zusammengefügter Holzkasten, etwa sechs Fuß breit und fünf hoch; das Mattendach desselben zwar vollkommen wasserdicht, dafür ließen aber die fensterlosen Seiten durch die

mehrere Zolle weiten Zwischenräume der einzelnen Bretter Licht und kalte, scharfe Luft in genügender Menge ein, um mich frösteln zu lassen, und der Zug löschte bald unsere chinesischen Kerzen aus, so daß ich und Philipp gezwungen wurden, einige Stunden damit zuzubringen, die Oeffnungen mit Lehm und Papier zu verschließen. Als wir diese Arbeit beendigt hatten, erschien Leulie mit dem Essen, welches, in chinesischer Weise servirt, aus Stücken von gebratenem Rindfleisch, Geflügel, gerösteten Gemüsen und Reis bestand, und das ich herzhaft angriff. Philipp und Leulie waren sehr entzückt über die Geschicklichkeit, mit welcher ich die Eßstäbchen handhabte, schienen aber sehr enttäuscht, als ich nach einigen Minuten froh war, sie fallen zu lassen, da ich durch ihren Gebrauch den Krampf in den Fingern bekommen hatte; nach einigen weiteren Versuchen, gewöhnte ich mich jedoch vollständig an sie.

Nach Tische ging ich am Ufer des Flusses in der Richtung nach Hankeu spazieren, erregte jedoch kein Aufsehen, da die Nacht hereingebrochen war. Hunderte von Dschunken in Reihen vom Ufer weg geankert, jede schwer mit Salz beladen, zeigten, was für ein riesiger Handel damit zwischen dem Meere und Hankeu getrieben wird. Ich hörte von einem Zollwächter, dem wir auf unserem Spaziergange begegneten, daß bis zu fünfzehntausend beladene Salz-Dschunken jährlich nach Hankeu kommen, von denen jede etwa 2300 Pikuls oder 166 Tonnen trägt, was die riesige Totalsumme von zwei und einhalb Millionen Tonnen ausmacht. Ich wiederhole dies auf die Autorität des Zollwächters hin, allein ich bin geneigt, zu glauben, daß die wirkliche Menge bedeutend geringer ist. Das Salz kostet an der Küste etwa acht Tschen per Catty zu $1\frac{1}{4}$ Pfund und wird in Hankeu um achtzig Tschen verkauft. Da jedoch die Salzbereitung Monopol der Regierung ist, so bleibt wegen der ungemein hohen Zölle nur wenig Verdienst für die Händler in Hankeu.

Als ich zum Boot zurückkehrte, ließ ich den Zollbeamten durch Philipp zu einer Tasse Samschu einladen, was er freudigst annahm. Als er sich verabschiedete, wünschte er uns eine angenehme Reise „auf die andere Seite der Welt", von der er in seiner Unwissenheit glaubte, daß sie unser Ziel sei, weil ich ihm gesagt hatte, daß wir nach einem Lande außerhalb Tsung-qua

(China) reisten, welches nach seinem bisherigen Dafürhalten die ganze bewohnbare Welt einnahm.

Ich fühlte mich sehr müde und ging zu Bette, während Philipp in Abwesenheit Leulie's sich damit beschäftigte, vom Boden des Schiffes unsere Vorräthe heraufzuholen, die in geräucherten Enten und Fischen, einer Speckseite, Würsten, einer Hammelskeule, Beafsteaks und Hammelsrippen, Fasanen, wildem Geflügel und Kohlköpfen bestanden und für seine Vorsicht zeugten.

Da ich nun endlich auf dem Wege war, verschwanden meine Besorgnisse vorläufig; der Gedanke an die Größe meines Zieles und das Bewußtsein, die Schwierigkeiten überwunden zu haben, welche mir in böswilliger Weise von M. Dabry in den Weg geworfen worden waren, erhob meine Lebensgeister und ließ mich die erfreuliche Aussicht haben, auch gegen größere glücklich anzukämpfen. Ich wünschte Philipp eine gute Nacht, legte mich nieder und schlief ein.

Am nächsten Morgen trafen schon bei Tagesgrauen Leulie, der Leuder und der Matrose ein und mit einer günstigen Brise entfalteten wir um 8 Uhr 30 Min. die Segel, um bald darauf in die Kuankeu-Bucht, bei einem Dorfe gleichen Namens, einzulaufen.

Diese Bucht führt zu der Kette von Seen, welche durch natürliche und künstliche Canäle verbunden sind, und auf denen seichtgehende Boote nach der Stadt Scha-seu fahren; zwischen welcher und Hankeu der Fluß einen südlich gehenden Bogen von 366 Meilen Länge beschreibt, während die Distanz auf dem Wege durch die Seen blos 100 beträgt.

Eine starke Strömung von sechs Knoten per Stunde kam uns am Eingange der Bucht entgegen und wir wurden genöthigt, sechs Kulis zu miethen, die uns zwei Meilen weit aufwärts zogen. Das Dorf Kuankeu ist die erste Zollstation oberhalb Hankeu und hier wurden meine Pässe verlangt; nachdem ich denjenigen vorzeigte, den mir Mr. Medhurst gegeben hatte, wurde mir erlaubt zu passiren.

Gegen Nachmittag begann das Wetter, das am Morgen sehr kalt gewesen war, stürmisch zu werden; ein feiner, dichter Regen strömte herab und wir ankerten um 4 Uhr für die Nacht bei einer kleinen Hütte. Wenige Boote waren in Sicht und es

war sehr angenehm, sich außerhalb des Flusses zu befinden, der zu dieser Jahreszeit von vielen Holzflößen befahren wird, die von Honan kommen. Als wir solche passirt hatten, wurden eben einige zerlegt, während wieder andere in der Anfertigung begriffen waren, um den Fluß hinab nach Tsching-kiang und den Häfen näher am Meere geflößt zu werden. Diese Flöße treiben mit der Strömung und brauchen sechs bis acht Monate, um die Strecke von sechshundert Meilen zurückzulegen; wenn man sie den Fluß hinab schwimmen sieht, so gleichen sie großen Inseln. Auf manchen sind wohl zwanzig kleine Hütten gebaut und beinahe an jeder ist ein Schweinestall angebracht, während viele Kinder, Hunde und Hühner, die herumlaufen, das dorfartige Ansehen vervollständigen.

Unterhalb unseres Ankerplatzes lag das Dorf Schiow-tza-wan, das aus ungefähr vierzig Backsteinhäusern bestand, auf einer kleinen Erhebung, welche jedoch die bedeutendste der Umgebung war. Philipp sagte mir, daß diese Häuser als Kornmagazine benützt würden, worin die Produkte der umliegenden tieferen Ebenen aufbewahrt werden; ebenso wie andere kleine Hügel in der Provinz Hupe wird dieser als Begräbnißplatz benützt, und bietet einen Anblick, als wenn er mit gigantischen Maulwurfshaufen besät wäre.

Am nächsten Morgen fuhren wir zeitig ab und lag während der drei nächsten Tage unsere Reiseroute in einer elenden Gegend. Zeitweise passirten wir Dörfer, die auf Dämmen von roh gearbeitetem Mauerwerk lagen und in deren Nähe Flotten kleiner Dschunken mit Reis und Brennholz vor Anker waren. Die Art und Weise, in welcher die Ladung signalisirt wurde, war originell; man zog ein Holzstück oder einen Korb am Maste zur halben Höhe desselben empor, was also entweder Holz oder Reis zum Verkaufe bedeutete.

Das Wetter war nun so rauh und kalt geworden, daß ich genöthigt war, in meiner Cabine ein Holzkohlenfeuer zu unterhalten und der Wind blies oft so stark, daß wir oft stundenlang unter dem Schutze der Ufer anhalten mußten, was unser Vorwärtskommen sehr beeinträchtigte. Die Gegend war auf beiden Seiten mit Schilf bedeckt und Gruppen aus Schilf gebauter Häuser lagen zerstreut an den Ufern, jede von Weiden-

bäumen umgeben, die bis zu dreißig Fuß hoch sind und während der Ueberschwemmungen als Wellenbrecher dienen. Wenn die Bäume nicht von angeschwemmtem Unrath in einer Höhe behaftet gewesen wären, die der Höhe der Dachgiebel gleichkam, so wäre es schwer gewesen, zu glauben, daß diese Dörfchen, jedes von etwa 350 Seelen bevölkert, beinahe vier Monate des Jahres von Wasser bedeckt sind. Eine sonderbare Existenz führen die Einwohner dieses schilfstragenden Landes; sie wohnen abwechselnd in Häusern und Booten; eine Hälfte des Jahres bearbeiten sie den Boden und schneiden Schilf, und in der anderen Hälfte fischen sie über ihren Feldern. Die Fluthen überraschen sie oft, bevor sie ihre Ernten einheimsen konnten, und das oft in aufeinander folgenden Jahren; aber der Boden ist so fruchtbar, daß, wenn nur eine Ernte unter vieren glücklich eingebracht wird, die Bedürfnisse gedeckt werden. So war z. B. zur Zeit unserer Anwesenheit schon seit drei Jahren nicht mehr geerntet worden und doch wurde reichlich Weizen und Reis zu 1 Tael 5 Mäß per Pikul; gleich 10 Shillings (10 Mark) für $1^1/_2$ Bushel verkauft, während in Erntejahren der Preis auf 8 Mäß oder weniger als 5 Shillings (oder Mark) herabsinkt.

Während der trockenen Jahreszeit werden die Boote sorgfältig reparirt und unter Schilfdächern jederzeit zur Benutzung bereit aufgehoben, denn das unerwartete Steigen des Wassers erfolgt oft so schnell, daß der Fluß Han-kiang, der Hauptabzug für diese Ebenen, 18—20 Fuß in 3—4 Stunden steigt, wie mir ein protestantischer Missionär, der in Hankeu wohnt, versicherte. Kapitän Blakiston hat eine vorzügliche Beschreibung der Gegenden, durch welche wir nun reisten, bereits früher gegeben.

Drei Tage lang befanden wir uns im erbärmlichsten Zustande; Hagel und feiner Regen, sowie ein rauher, kalter Wind fesselten mich an das Boot, aber als wir uns dem Tschen-pin-See auf einem Durchstiche von der Bucht aus nahten, eröffnete sich uns ein herrlicher Blick auf den See, der sich gegen Westen dahin zog, so weit das Auge reichte, während die sinkende Sonne eine Fluth von geschmolzenem Golde auf den glatten Spiegel des Wassers ergoß und so einen lieblichen Scheidegruß auf die öde Wüste warf, ehe sie am westlichen Horizonte verschwand. Von

dem Süden kommend, flogen Myriaden von Wasserhühnern über die unabsehbare Wasserfläche, die nur an einzelnen Stellen von durch den Winter abgestorbenem und geschwärztem Schilfe unterbrochen war, und theilten die Luft mit einem Geräusche, das einem Wasserfalle glich, während ihre schrillen Rufe von Tausenden ihrer Gattung beantwortet wurden, die schon nahe und ferne ihren Ruheplatz für die kommende Nacht auf den umliegenden Gewässern gefunden hatten. Im Norden, etwa drei Meilen von der Einfahrt zum See lag eine kleine Insel, auf welcher ein paar Häuser, umgeben von Bäumen, standen; wir steuerten dort hin und legten für die Nacht auf der Windseite der Insel an.

Nachdem wir am nächsten Tage den Tschen-pin-See durchschifft hatten, fuhren wir in einen weiteren, den Yangschi, ein, der klein ist und einige Meilen westwärts liegt. Gegen Mittag landeten wir am südlichen Ufer desselben bei dem Dorfe Kwang-mu-sen. Hier stiegen unsere Schiffer ans Land, um Reis und Gemüse zu kaufen und wir waren noch nicht lange da, als sich schon die Neuigkeit von der Ankunft des Fremden verbreitet hatte, infolge dessen sich Männer, Weiber und Kinder aller Häuser am Boote versammelten. Ich wäre hinausgegangen und hätte mich gründlich anstaunen lassen, allein Philipp und Leulie baten mich eindringlichst, mich nicht zu zeigen. Die guten Patres in Hankeu hatten mir gerathen, dem Rathe Leulie's vollkommen zu folgen, während ich in Hupe reise, da die Bevölkerung dieser Provinz gegen Fremde gewöhnlich unfreundlich ist. Ich blieb deßhalb ruhig im Boote, aber das Volk wollte sich nicht zufrieden geben, ohne mich gesehen zu haben, kam wie ein Bienenschwarm an Bord, kletterte auf das Dach und besah mich durch jede Ritze meiner Cabine. Zuletzt waren so viele an Bord, daß Philipp und Leulie unruhig wurden und das Boot vom Lande abstießen, wobei viele unserer Besucher ins Wasser fielen. Auf dieses hin hielt ich eine Rauferei für sicher bevorstehend, aber der chinesische Janhagel hat sonderbare Eigenheiten; es wurden die ins Wasser Gefallenen von den am Lande befindlichen tüchtig ausgelacht und die ersteren machten sich schnell davon, als sie ans Land kamen, um den Neckereien der Versammlung zu entgehen. Unsere Bootsleute, welche diesen Vorfall gehört hatten,

eilten schnell an Bord und mit bedeutend erleichtertem Herzen befand ich mich nun wieder draußen auf dem See.

Gegen Abend verließen wir diesen See und fuhren in einen Kanal ein, der eine so starke Strömung hatte, daß unsere Bootsleute aussteigen und das Schiff an einem Stricke stromaufwärts ziehen mußten, der an der Mastspitze befestigt worden war.

Während Philipp und ich bei Tische saßen, schwankte das Schiff plötzlich so stark, daß Tassen und Eßstäbchen untereinander auf den Boden nachrollten. Der Leuder fing an zu schreien, was ebenso laut von den am Lande befindlichen Bootsleuten beantwortet wurde. Ich brauchte nicht lange, um auf Deck zu erscheinen und fand unser Boot seitwärts den Kanal hinuntertreibend. Der Lauder sagte uns, daß das Schiff in seinen Anstrengungen, die Strömung aufzuhalten, welche vom Kanal in den See schoß, auf den Grund gestoßen und unlenkbar geworden wäre. — Nach einiger Schwierigkeit brachten wir den Schnabel des Schiffes wieder in die Richtung und die Kulis zogen uns wieder bis an die Stelle, wo die Strömung so stark war, da zerriß das Seil und wir trieben abermals hinunter. Die ganze Scene war sehr komisch; der Leuder schrie die Bootsleute an, von denen einer ganz taub war, während der andere nach mehreren vergeblichen Versuchen, sich dem Tauben verständlich zu machen, anfing, eine Reihe pantomimischer Bewegungen auszuführen, welche den Leuder vor Ungeduld beinahe verrückt machten. Als wir daran waren, in einen Zustand vollständiger Verwirrung zu gerathen, glaubte ich den Zeitpunkt zum Eingreifen herangekommen, deßwegen arbeiteten Philipp und ich mit Stangen und es gelang uns, das Boot der Länge nach an das Ufer zu bugsiren, wo ein neues Seil an den Mast befestigt wurde und es nun wieder vorwärts gehen konnte. Diesmal passirten wir die schwierige Stelle ohne Unfall.

Wir gingen etwas weiter aufwärts für die Nacht vor Anker und zum ersten Male, seitdem ich Hankeu verlassen, ging ich ans Land. Etwa eine Viertelmeile vor unserem Ankerplatze sahen wir an den Ufern eines großen Teiches eine Anzahl wilder Gänse; ich sandte sogleich zum Boote zurück, um mein Gewehr holen zu lassen, und während ich darauf wartete, setzte ich mich 300 Ellen von den Vögeln entfernt nieder, um sie bei ihrer

Abendtoilette zu beobachten. Ihre Zahl mußte Erstaunen erregen, selbst Jemandem gegenüber, der auf den Lagunen Ost- und Westaustraliens, sowie den Jhils Indiens gejagt hat, wo wildes Geflügel sehr zahlreich vorkömmt, allein ihre Anzahl dort ist Nichts im Vergleiche zu den Schaaren, welche auf den Seen in der Nähe des unteren Yang-tseu-kiang gesehen werden können. Ich hörte oft den Lärm, welchen das Auffliegen einer Schaar Gänse verursachte, von einem anderen See herüber, während ich mich inmitten eines Sees befand, der mehr als drei Meilen entfernt war, so wunderbar zahlreich sind sie. Da die Chinesen, außer in der Nähe großer Städte, sich nicht damit abzugeben scheinen, wildes Geflügel zu fangen, so besucht das letztere ungestört die Seen während der Wintermonate, welche sie im Frühjahre wieder verlassen, um nach ihren Brutplätzen zu ziehen; wo diese aber sind, konnte ich nie erfahren; die Chinesen versicherten mich alle, daß sie weit gegen Norden liegen — wie weit ist unmöglich zu sagen; es ist nur gewiß, daß sie nicht in den südlichen und centralen Seen Chinas brüten.

Als Philipp mein Gewehr gebracht hatte, schlich ich mich bis auf 200 Yards heran, als einzelne aufflogen. Da ich wünschte, sie alle auf einmal im Fluge zu sehen, so feuerte ich einen Lauf in die Luft ab, worauf eine förmliche Wolke von Vögeln rings um mich in die Luft flog, deren Flügelschlag einen betäubenden Lärm verursachte. Ich feuerte in diesen verwirrten Knäuel und brachte einen einzigen Vogel zu Falle, den ich holte und dann zu meinem Boote zurückkehrte; aber die ganze Nacht hindurch wurden wir durch die Schaaren gestört, welche in Abtheilungen zu ihrem Aufenthaltsorte wieder zurückkehrten.

Die Chinesen erzählen eine hübsche Geschichte von der ehelichen Treue der wilden Gänse. Sie sagen, daß beim Tode des Männchens das Weibchen keinen zweiten Gatten nimmt, sondern den Rest ihrer Tage als Wittwe zubringt, indem sie für die verlorene erste Liebe trauert und daß der männliche Vogel ebenso beständig ist, da er nie die Stelle einer verlorenen Gefährtin mehr besetzt.

Den nächsten Tag passirten wir die Dörfer Fang-keu und Sche-wan-scha-keu, von denen jedes etwa 2000 Einwohner enthält. Vom letzteren Dorfe sagte mir Loolie, daß dort ein ein-

geborener Missionär wohne, der einer katholischen Gemeinde von 300 Bekehrten vorstehe; aber wir landeten nicht, sondern fuhren bis zum Dorfe Nu-kwan, wo die Zollbeamten meinen Paß verlangten. Ich sandte Philipp mit demselben zu ihnen, welcher dann mit einem Mandarinen niederen Ranges zurückkehrte, der sich in meiner Cabine niedersetzte und große Neugierde bewies. Meine Messer, Kämme, Bürsten, Uhr und Spiegel wurden genau besichtigt. Er wollte alles kaufen, offenbar in der Absicht, daß ich ihn mit einem Geschenke irgend einer Art regaliren würde, doch da ich ihn hierin enttäuschte, schenkte er meinen Kleidern seine fernere Aufmerksamkeit. Meine Jagdhemden aus Flanell interessirten ihn sehr und er konnte nicht widerstehen, um eines derselben zu bitten. Meine Weigerung erstaunte ihn sehr, er änderte aber das Gespräch und becomplimentirte mich über mein Aeußeres, indem er sagte, daß ich nicht wie ein Fremder, sondern eher wie ein Chinese aussehe. Auf seine Bitte zündete ich meine Meerschaumpfeife an, die mit gutem Cavendish-Tabak gefüllt war, und gab sie ihm. Er rauchte sie nun mit großem Wohlbehagen; aber o weh — sie war sehr stark und er klagte bald über Unwohlsein. Er verließ das Boot mit seinem Gefolge so schnell, daß er kaum im Stande war, mir gute Nacht zu wünschen. Während des Tages machte ich einen Spaziergang an den Ufern des Canals. Ehe ich ging, band ich mir eine kirschrothe Schärpe um die Taille; aber Philipp, der es sah, bat mich, sie abzunehmen, da sie das Abzeichen der Rebellen sei und die Bevölkerung beunruhigen würde. Von der Richtigkeit dieser Behauptung konnte ich mich bald überzeugen, da wir einem alten Chinesen begegneten, als ich eben die Schärpe abnahm und dieser, als er sie sah, mit einem ernsten Blick den Kopf schüttelte. An demselben Tage beging ich noch einen weiteren Mißgriff. Ich stand nämlich rauchend auf dem Deck vor meiner Kajüte und spuckte dabei einmal über Bord; da zog mich plötzlich der eine Bootsmann mit aller Gewalt auf meinen Rücken nieder, während er und seine Gefährten in ein Geheul ausbrachen. Im ersten Moment wollte ich den Kerl über Bord werfen; aber Philipp erklärte mir, daß ich nach dem chinesischen Aberglauben den Windgott beleidigt habe. Ich sagte Philipp, daß er den Leuten erklären solle, der Windgott würde es mir wohl ver-

zeihen, da ich es unbewußt gethan hätte; doch waren sie sehr unruhig und sagten, daß wir es morgen erfahren würden, ob der Gott zornig sei oder nicht; wenn das erstere der Fall sei, so würden wir schlechten Wind haben und ihn dann mit Feuerwerk besänftigen müssen. Um dieses zu kaufen, baten sie um einige Tschens. Auf Philipp's Rath bewilligte ich ihnen 250 Tschen, für welche Summe sie im Dorfe Pulverfrösche kauften, die sie am Abend richtig zu einer versöhnenden Kanonade benützten.

Die natürlichen, schmalen Buchten oder Wasserläufe waren nun durch Durchstiche zwischen den Seen ersetzt und ich sah, als ich dem Ufer entlang ging, riesige Alluvialebenen, die von Dämmen und Schleusen durchzogen waren, welche zweifellos früher sehr gut erhalten wurden und als Schutz gegen die Ueberfluthungen dienten; allein der in China allgemeine Verfall hatte auch sie angegriffen, und sie dienen jetzt blos theilweise als Schutzwehren gegen Ueberschwemmungen. An einigen Theilen der Ebenen bildete das Wasser noch große seichte Sümpfe und an anderen sah man junge Weizen-, Gerste- und Reis-Saaten, die in üppigem Grün prangten.

Die Deiche, welche den Canal einschlossen, waren dreißig Fuß hoch und sehr dick; viele Häuser waren auf ihren Kämmen erbaut, während an den Abhängen ein wahrer Reichthum von Erbsen, Bohnen, Tabak und Kohl gezogen wurde. Nahe bei jedem Hause standen Feimen von Weizen und Reisstroh, das als Futtervorrath für die Ochsen und Büffel gebraucht wird, und Baumwollen- sowie Bohnenstengel, welche in dieser Gegend als Feuerungsmaterial benützt werden. Dem Fuße der Deiche entlang, nahe am Wasser, wuchsen sehr hohe Weidenbäume und gaben in den Einfahrten dem Canal einen ganz holländischen Charakter. Krähen und weißbrüstige Elstern lebten gesellschaftlich in den Zweigen und unterhielten einen fortwährend lärmenden Chor. In diesen Deichländereien wird viele Sorgfalt auf die Pflanzung und das Beschneiden der Weiden verwendet, welche hier im Sommer als Wellenbrecher bei den Fluthen dienen, während ihre Wurzeln den Boden der Deiche festigen.

Die Construction der Canäle ist eigenthümlich; sie winden sich in großen Serpentinen entlang, von denen etwa drei bis vier auf die Meile kommen und zwischen denen wieder kleinere

liegen. Diese Anlage erscheint uns anfangs als unpraktisch, was die Zwecke des Handels und der Drainage anbelangt, ebenso braucht sie natürlich längere Dämme, allein die Leute versicherten mich, daß diese Art der Anlage in einer solchen Ebene, wie z. B. diejenige von Süd- und Ost-Hupe, von großer Wichtigkeit ist, da die letztere jährlich während vier Monaten überschwemmt und ein großer See, durchzogen von unzähligen Deichen, sei, also würde das Wasser, wenn die Canäle gerade von See zu See gezogen wären, im Herbste eine solche Schnelligkeit während seines Laufes zum Yang-tseu-kiang annehmen, daß sowohl die Schifffahrt gänzlich aufgehoben werden müßte, als auch den Dämmen viel Schaden geschehen würde.

Während meines Spazierganges kam ich zu einem großen Dorfe, das auf dem Deichkamme entlang gebaut war, der hier eine Breite von etwa 200 Yards hatte. Bei jedem Hause wurden Schweine getüdert*) und zwar hatte man die an eingeschlagenen Pflöcken befestigten Stricke durch Löcher in den Ohren der Schweine gezogen. Sie hatten keinen weiteren Schutz und ich sah nicht ein einziges Schwein frei laufen. Das Resultat dieser rauhen Haltung war in dem verkümmerten Wachsthume der Thiere sichtbar.

Während ich die Hauptstraße des Dorfes entlang ging, bemerkte ich eine große Anzahl von Oelmühlen, wo das Oel des Baumwollsamens ausgepreßt wurde und trat in eine derselben, um mir die Methode anzusehen, welche sehr einfach schien. Der Samen wurde durch einen etwa fünf Fuß im Durchmesser haltenden Mühlstein gemahlen, der in einem runden Troge lief und dessen Achse mit einem sehr einfachen Göpelwerk in Verbindung stand, dessen Motor ein Ochse war. Der gemahlene Samen kam in grobe Hanfsäcke und dann über einen Kessel mit siedendem Wasser, wo man ihn dämpfte. Hierauf brachte man die Masse in runden Formen unter die Presse. Die Leute

*) „Tüdern" nennt man die Befestigung des Thieres auf der Weide an einem Pflocke, der mit dem Halfter durch einen Strick von bestimmter Länge verbunden ist und somit die Bewegung auf einen bestimmten Flächenraum begränzt. Diese Methode wird zum Weiden der Rinder und Pferde auch in einigen Gegenden Deutschlands angewendet.

Anm. d. Uebers.

waren sehr höflich und daran, mir die Presse zu zeigen, als ein Bootsmann von Hankeu eintrat, der mich sofort erkannte und „Tyau! Yang-jen!“ (Fremder!) ausrief. Dies bewirkte sofort allgemeine Bewegung. Die Leute in der Mühle verließen ihre Arbeit und schaarten sich um mich, den sie offenbar bis jetzt für einen Mandarin von Canton gehalten hatten, da meine helle Gesichtsfarbe derjenigen der Cantonesen ähnelte. Draußen schrieen Leute „Yang-kwai-tseu!“ (Fremder Teufel!) und bald war die ganze Dorfbevölkerung vor der Mühle versammelt. Ich wurde unruhig, als ich den Schlachtruf „Fremder Teufel“ hörte und Philipp bat mich ängstlich, zum Boote zurückzukehren, aber dieses war ziemlich weit voraus und wir mußten deßhalb vor die Menge treten, die mich, sobald ich in die Straße kam, mit Lärm und lauten, zornigen Yang-kwai-tseu-Rufen empfing.

Da ich fühlte, daß eine Flucht nutzlos sei, füllte ich meine lange chinesische Pfeife und bat einen alten, ehrwürdigen Mann, der rauchend dastand, um Feuer. Er gab es mir bereitwillig und Philipp fing sofort ein Gespräch mit ihm an. Dies leitete die Aufmerksamkeit der Menge ab — gerade was ich wollte; der Mann wurde sehr neugierig und Philipp's Beschreibung meines Wesens interessirte ihn sehr. Während dieser Zeit waren wir langsam auf das Boot zugegangen, das wir am Ende des Dorfes liegen sahen. Drängte sich nun irgend einer zu nahe an uns heran, so verwies es ihnen unser neuer Freund und die Menge, da sie sah, daß er mich höflich behandelte, schien plötzlich zu ihrer Gutmüthigkeit zurückgekehrt zu sein, doch folgte sie uns bis zum Schiffe. Als ich dort angekommen war, lud ich den alten Mann ein, in meiner Kajüte ein Glas Samschu mit mir zu trinken. Er war ein guter alter Kerl und entpuppte sich als Eigenthümer der Mühle, in welcher ich gewesen war. Er bat mich, die Grobheit der Dorfleute zu verzeihen, die, wie er sagte, keine Manieren hätten und sich sehr vor Fremden fürchteten.

Nachdem er eine Tasse Samschu getrunken, bat er um die Erlaubniß, gehen zu dürfen und ich begleitete ihn bis zur Cabinenthüre, wo wir einen ceremoniellen Abschied nahmen. Die Menge hatte sich einstweilen beinahe ganz verlaufen und die einzelnen, welche noch da waren, zogen sich mit dem alten

Manne zurück, neugierig von ihm Alles über den „fremden Teufel" zu hören.

Ich begann wieder aufzuathmen, als wir das Dorf hinter uns hatten. Es war dies meine erste Collision mit einer feindlich gesinnten chinesischen Menge gewesen, die jedoch gut abging, allein blos durch Zeigen einer äußerlichen Ruhe, die ich entfernt war zu fühlen.

Philipp war sehr entzückt und besprach unser Abenteuer mit Leulie, indem er mich auch wiederholt versicherte, daß wir glücklich gewesen waren, und daß es uns ohne meine „Savi", d. h. Kaltblütigkeit, schlecht hätte gehen können. Philipp's Geschwindigkeit, mit der er meine Absicht auffaßte, als ich den alten Mann um Feuer bat und seine rasche Anknüpfung einer Conversation mit ihm, zeigten mir, daß mein Dolmetscher ein Mann sei, auf den man sich im Falle der Noth verlassen konnte und ich gestehe, daß ich mich deßwegen durch unser Abenteuer eher leichter und gehoben fühlte.

Einige Meilen oberhalb dieses Dorfes kamen wir unter der ersten Brücke durch, seit wir Hankeu verlassen hatten. Sie bestand aus Holz und war in Zwischenräumen von etwa je zehn Yards gestützt. In gleicher Entfernung vom rechten Ufer war eine Art Fallbrücke angebracht, wo der Mast der Boote durchgeführt werden konnte. Eine Straße, aus dem Süden kommend und nach der etwa 20 Meilen weiter nördlich liegenden Stadt Main-yang führend, überschreitet diese Brücke, welche so schmal ist, daß blos zwei Pferde einander ausweichen können.

Von diesem Punkte aus stieg die Umgegend langsam an und ich bemerkte in den Feldern die getrockneten Baumwollstengel, junge Gersten- und Weizensaaten, sowie chinesischen Kohl und Winterbohnen in großer Menge. Unser Vorwärtskommen war noch immer ein langsames, da eine leichte Nordostbrise uns in die Zähne blies, so daß wir Ruder und hie und da das Schleppseil anwenden mußten.

Die Deiche werden hier öfters als Begräbnißplätze benützt, da der nächste Hügel beinahe vierzig Meilen entfernt ist. Da wir oft genöthigt waren, am Ufer anzulegen, um eine Begräbnißprocession vorüberzulassen, so hatte ich auch hier einmal die Gelegenheit, das Begräbniß eines reichen Mannes zu sehen. Die Procession

war sehr großartig; der Leidtragenden, Musikbanden und Fahnen waren es viele. Die Leiche, in einem der eigenthümlichen chinesischen Särge, lag auf einem Katafalk, der auf Brettern stand, die quer über drei Booten befestigt waren. Man hatte ihn mit Flaggen an zwei Yards langen Stangen geschmückt. Die Wittwe und Mutter des Verstorbenen saßen auf dem Sarge und jammerten bitterlich, während eine Anzahl gemietheter Trauerweiber in Weiß (der chinesischen Trauerfarbe) gekleidet, eines der sechs Boote füllten, welche den Sarg begleiteten. Jedes derselben wurde von Ruderern langsam vorwärts bewegt und die Ruderschläge im Tact zu den feierlichen Tönen eines Gong geführt, während Musikbanden auf Schilf und Messinginstrumenten von Zeit zu Zeit traurige Melodien bliesen, welche das Jammern der Trauerweiber übertönten.

Das Begräbniß sollte noch weit von dem Orte stattfinden, wo wir der Procession begegnet waren, welche wahrscheinlich eine Woche brauchte, um an den Begräbnißplatz zu gelangen.

Wir näherten uns nun der Stadt Scha-seu; ein günstiger Wind würde uns in sechs Stunden dahin gebracht haben, allein wir hatten Wind und Strömung gegen uns und kamen deßhalb sehr langsam vorwärts.

Am Morgen des 13. Januar, neun Tage nach der Abfahrt von Hankeu kamen wir in den Tsang-hu-See und ankerten in der Mitte desselben für die Nacht. Wir hatten uns den ganzen Tag über mit Stangen vorwärts gebracht, da nur wenig Wasser im See war, so daß wir nicht mehr als vier bis fünf Fuß Tiefe fanden.

Eine Anzahl großer Boote fischte mit Schleppnetzen. Ihre riesigen Segel schienen für die Schiffskörper dreimal zu groß zu sein, jedoch waren die Netze sehr schwer und der mit Seegewächsen verkrautete Boden hinderte so sehr, daß die großen Segel nothwendig waren. Die ungeheure Menge großer und kleiner Fische, welche mit dieser Methode gefangen werden, erscheint beinahe unglaublich und die Fischerei gibt sowohl den Mannschaften einer großen Flotte von Booten, als auch einer nicht geringen Anzahl von Männern Beschäftigung, welche mit Kormoranen fischen. In der Nähe unseres Ankerplatzes sah ich zwei Männer in ihren Booten, die mit einer Schaar von einigen vierzig dieser Vögel fischten, und ich sah ihnen mit großem Interesse eine Zeit lang

zu. Die Seiten der Boote entlang waren Bambusstangen angebunden, welche als Sitzplatz der Vögel dienten. Jeder der Männer hatte einen langen Bambus in der Hand, an dessen einem Ende ein stumpfer Haken angebracht war; sowie nun einer der Vögel beim Boote an die Oberfläche kam, so wurde dieser Haken unter ihn geschoben und er mit einer geschickten Bewegung auf die Stange befördert. Manchmal kam ein Kormoran herauf und hatte einen Fisch so groß wie er selbst und sieben bis acht Pfund wiegend gefangen, dann herrschte große Aufregung; die übrigen Kormorane eilten mit heiserem Geschrei zu Hülfe und die Leute munterten sie durch den Ruf „Hau, hau, yup!“ an, bis sie nahe genug herangekommen waren, daß man den Fisch mit einem Handnetze herausheben konnte. Dann wurden die Vögel an Bord genommen, die Halsringe derselben abgenommen und ihnen Fischstücke verabreicht.

Am folgenden Tage passirten wir, nachdem wir den See verlassen hatten, mehrere kleine Dörfer, welche hauptsächlich mit dem Verkauf von Masthölzern beschäftigt schienen, die während der Sommerfluthen von Honan heruntergebracht werden.

Die Ufer des Canals, den wir nun benützten, waren an vielen Stellen mit Stein aufgemauert und sein Bett erweiterte sich, als wir uns Scha-seu näherten, dessen Pagoden man bereits sehen konnte. Das Wasser wurde aber auch seichter, was ein großes Hinderniß für den Handel bildete. Hunderte von Schiffen, mit Baumwolle und baumwollenen Zeugen für Sze-tschuen, und andere mit Gemüsen und Oel für Hankeu geladen, versperrten den Canal beinahe gänzlich, der eine Meile vor Scha-seu aufhört, schiffbar zu sein. Wir ankerten deßhalb inmitten einer ungeheuren Menge von Booten gerade oberhalb des Zollhauses am Dorfe Tschau-si, wo unsere Pässe verlangt wurden und der Mandarin uns sofort abfertigte, indem er mir mittheilen ließ, daß er sehr beschäftigt sei und mich sonst besucht haben würde.

Unsere erste Station war hiemit erreicht und nun trat die Nothwendigkeit heran, unser Boot für ein solches zu vertauschen, das zum Ueberwinden der Stromschnellen des Yang-tseu-kiang gebraucht wird. Zunächst mußten wir jedoch ein Quartier in der Stadt miethen und deßwegen sandte ich Philipp ans Land, um Zimmer in einem Hotel zu bestellen.

Von unserem Ankerplatze aus gesehen, bot die Stadt Scha-seu gerade keinen sehr imponirenden Anblick; einige Joßhäuser*) und Holzlager mit ihren aufgestapelten Raaen und Masten waren die Hauptpunkte des Bildes, während ich in den Vorstädten einige Fichten bemerkte, die ersten Bäume, Weiden ausgenommen, welche ich seit Hankeu gesehen hatte. Scha-seu liegt auf dem linken Ufer des Yang-tseu-kiang und hat seine Bedeutung dem Transithandel zwischen Sze-tschuen und Hankeu zu verdanken. Viele der Dschunken von Tschung-Tsching laden hier aus, statt die weite Flußreise nach Hankeu zu machen und nehmen Rückladungen von Stückgütern, welche auf demselben Wege wie wir nach Scha-seu gekommen sind.

Die Gegend, welche ich bisher durchreist hatte, bot nur wenige für größere Städte geeignete Stellen und es sind deßwegen auch wenige von Bedeutung vorhanden, die Stadt Mainyang, etwa 50 Meilen im Nordwesten von Hankeu gelegen, ist der Sitz einer Regierung und das Land zwischen dem Hau-Fluß und Scha-seu ist ihr untergeordnet. Auf meiner Reise sammelte ich einige interessante Thatsachen über das Verhältniß, in welchem die Bevölkerung der Deich- und Schilfländereien zu der Regierung steht. Die einzigen Beamten, mit welchem sie in Berührung kömmt, sind die wenigen niederen Mandarins in den Zollstationen, welche zu festgesetzten Jahreszeiten ihren Distrikt bereisen und die Grundsteuer einsammeln. Ist dieses geschehen, so sehen die Mandarins wenig vom Volke und werden noch weniger von ihm belästigt. Es sind keine Soldaten zu sehen, da jedes Dorf und jeder Weiler auf eigene Kosten seinen Wächter unterhält. Diese isolirte Stellung, welche das Volk einnimmt, fiel mir so mächtig auf, daß ich veranlaßt wurde, in vielen der Dörfer, welche ich passirte, Erkundigungen über ihre Jurisdiction einzuziehen, und nach dem Gehörten darf ich sagen, daß sie sich buchstäblich selbst regieren.

Alle civilrechtlichen Streitigkeiten werden durch die beiden Familienältesten der Parteien ausgeglichen, welche als Schiedsrichter fungiren und deren Entscheidung praktisch endgültig ist, obgleich eine Berufung an den Civil-Mandarin in Main-yang freisteht, denn es wird äußerst selten appellirt und das überhaupt

*) Kleine Tempel, die Götzenbilder enthalten.

nur, wenn die Parteien wohlhabend sind und eine oder die andere den gänzlichen Ruin des Gegners herbeizuführen wünscht. Geringere Criminalfälle werden ebenso durch die Dorfältesten erledigt; nur schwere Verbrecher müssen nach Main-yang gesandt werden, wo über sie von den Mandarins Recht gesprochen wird. Diese Art von theilweiser Selbstverwaltung scheint erfolgreich zu sein, wenn man nach dem fleißigen und friedlichen Leben der Leute urtheilen darf, die auch behäbig aussehen und im Winter warm gekleidet sind. Im Gegentheile zu dem, was man der Natur der Gegend nach erwarten dürfte, scheint die Bevölkerung wenigen Krankheiten ausgesetzt zu sein; Asthma und Ophthalmie (eine Augenkrankheit) sind die häufigsten. In der Regel sind die Leute gesund aussehend, von gutem Körperbau und mit stark ausgeprägtem tartarischem Gesichtstypus.

Als Philipp zurückkam, theilte er mir mit, daß er ein Zimmer in einem Gasthofe gemiethet habe und daß wir am nächsten Morgen dorthin übersiedeln müßten. Er war ganz eingenommen von den vielen merkwürdigen Sachen, die er gesehen hatte, darunter ein Kameel, das ein Droguenhändler von Pekin mitgebracht hatte, und welches nun, seiner Seltenheit in diesem Theile Chinas wegen, als wirksames Aushängeschild diente.

Am Abende hielten die Bootsleute ein Fest und baten, ehe sie zu Bette gingen, um Erlaubniß, Abschied von mir nehmen zu dürfen. Die Kerle hatten sich während der Reise wirklich recht gut aufgeführt und ich erlaubte ihnen deßhalb einzutreten. Ich mußte mit jedem von ihnen Samschu trinken und eine lange Rede des Leuder entgegennehmen, in der er mir seine und der Schiffsmannschaft gute Wünsche für die wunderbare Reise, welche ich vorhätte, darbrachte, worauf ich jedem ein Geschenk gab und sie ganz glücklich entließ. Als ich damals unvorsichtiger Weise über Bord gespuckt hatte, war es das einzige Mal gewesen, daß ich über Grobheit der Leute klagen konnte, und dieser Fall war nur ein Zeugniß ihres Aberglaubens.

Am nächsten Morgen um 10 Uhr sandte man mir vom Hotel, wo unsere Zimmer gemiethet worden waren, einen Tragsessel und Kulis für das Gepäck. Auf dem Wege vom Boote zum Gasthofe kamen wir etwa 1½ Meilen weit durch Vorstädte, wo jeder erreichbare kleine Raum von Matten bedeckt war, auf

denen Orangenschalen ausgebreitet lagen, um an der Sonne zu trocknen, welche, dann gepulvert, von den Chinesen als verdauungsbeförderndes Mittel hoch geschätzt werden. Die Hauptstraße entlang begegneten wir Reihe nach Reihe von Eseln, Halbpferden (Ponys) und Mauleseln, welche mit Landesproducten zum Markte beladen waren. Die Läden waren meist der besseren Sorte angehörig und nach der Menge derer zu schließen, die Tabakspfeifen verkauften, konnte man glauben, daß die Einwohner wenig thaten, ausgenommen zu rauchen. Vorräthe aller Art in großer Menge waren zum Verkaufe ausgestellt und unter ihnen bemerkte ich Hammelfleisch, Fasanen und Kartoffeln.

Nachdem ich mehr als eine Stunde durchgerüttelt worden war, wurde ich vor der Hotelthüre abgesetzt. Drei oder vier Stufen abwärts und ich befand mich in der Vorhalle. Gegenüber waren über einer inneren Thüre die großen Porträts von Omi und To-fu angebracht, zweier Prinzen, die, wie die chinesische Fabel sagt, vom Westen Chinas durch den Kaiser ausgesandt wurden, um den Mann zu suchen, der nach kaiserlichen Traum-Visionen durch seine große Weisheit berufen wäre, einen allgemeinen Frieden im Reiche*) zu verbreiten, der damals durch die Rebellion gestört war. Auf beiden Seiten der Bilder standen in Mauernischen kleine vergoldete Hausgötter, vor denen eine Lampe brannte. In der Vorhalle waren viele Gäste versammelt, um den Fremden bei seiner Ankunft zu sehen; als sie mich aber sahen und ich dieselben Kleider wie sie, einen geschorenen Kopf und einen respectabeln Zopf trug, schienen sie enttäuscht zu sein und ich kam durch, ohne irgend eine Aufregung verursacht zu haben.

Der Wirth forderte, während er mich auf mein Zimmer führte, dreihundert Tschen per Tag, anstatt hundert und fünfzig, den gewöhnlichen Preis, welchen Philipp ausgemacht hatte. Der letztere wurde hierüber sehr ärgerlich und erst, als ich gedroht hatte anderswo Quartier zu suchen, vereinbarten wir uns für den gewöhnlichen Preis, der zwei Schalen Reis und einen Teller gesalzenen Kohl zweimal täglich, sowie eine Untertasse mit Baumwollsamen-Oel und Binsendocht zur Erleuchtung unseres Zimmers einbegriff.

---

*) S. Anhang, Beilage 2.

Wir beorderten das Auftragen des Frühstücks für den inneren Saal, in welchen unser Zimmer mündete, und setzten uns in Gegenwart von über einem Dutzend Bewohner des Hauses nieder; sie hatten sich versammelt, um den Fremden essen zu sehen, und hatten daraus wahrscheinlich eine Unterhaltung für sich erwartet; allein auch sie wurden enttäuscht und da sie sahen, daß ich aß wie sie selbst, so gingen alle, mit Ausnahme von drei Frauen, ihren Geschäften nach, ehe ich noch fertig war. Wenn diese nun auch sehr neugierig schienen, Alles über mich zu hören und Alles zu sehen, so blieben sie doch ruhig und waren nicht zudringlich. Neugierde ist eine Charaktereigenschaft der Chinesen und ihre Befriedigung besitzt einen unwiderstehlichen Reiz für sie. Ich erinnere mich jetzt nicht ohne Scham, daß ich, ehe ich unter ihnen lebte und ihr Wesen verstand, oft eine harmlose Neugierde als Impertinenz behandelte und dadurch die Empfindlichkeit eines wirklich gutmüthigen Volkes verletzte.

Nach dem Frühstück besuchte ich den Agenten der katholischen Mission, Namens Tschi-sien-sen, einen reichen Kaufmann, der einen ausgedehnten Handel mit Sze-tschuen betreibt und mit dem ich wegen der Gelder zur Reise nach Tschung-Tsching zu verhandeln hatte. Wir wurden in ein kleines Zimmer neben dem Comptoir geführt, wo wir mehrere christliche Kaufleute von Tschung-Tsching vorfanden, die ihre Pfeifen rauchten und deren jeder seine Tasse Thee auf einem kleinen Tischchen vor sich stehen hatte. Kaum hatte ich Platz genommen, so brachte ein kleiner Knabe die Theetasse, that eine Prise aromatischen Thees hinein und goß siedendes Wasser aus einem großen Kessel darüber, den er von einem Gestelle nahm, das über Holzkohlenfeuer in der Mitte des Zimmers stand. Nachdem er mich auf diese Weise mit Thee versorgt, nahm er meine lange chinesische Pfeife, füllte sie mit Tabak und gab sie mir mit einem Lichte zurück, worauf er sich hinter meinem Stuhle aufstellte. Nichts konnte die ruhige Höflichkeit und Schnelligkeit erreichen, mit welcher der kleine Junge mich bediente; ich war zwar jedem im Zimmer gänzlich fremd und dazu ein Ausländer; aber im Geschäftshause wurde zwischen mir und den anwesenden Chinesen kein Unterschied gemacht. Mehrere andere kleine Aufwärter bezeugten den Sze-tschuen-Kaufleuten dieselbe Aufmerksamkeit wie mir; meine An-

wesenheit unterbrach die Conversation nicht und während ich auf den Kaufmann wartete, rauchte ich und trank den Thee in Ruhe und Bequemlichkeit.

Nach etwa einer halben Stunde kam der Kaufmann aus dem Comptoir, grüßte mich sehr höflich, entschuldigte sich, daß er mich warten ließ und fragte mich nach einigen einleitenden Bemerkungen über die Saaten und das Wetter, was ich wünsche.

Er schien erfreut, als er den Zweck meines Besuches gehört hatte und sagte, er sei entzückt, etwas für einen Freund der Patres thun zu können. Er führte mich hierauf in sein Comptoir und zahlte mir die verlangte Summe aus, indem er mir dafür blos eine einfache Quittung abnahm. Wir gingen dann in das Wartezimmer zurück, wo er mich mehreren der Tschung-Tsching-Kaufleute vorstellte und seinen Gästen erklärte, daß ich ein Kaufmann sei, der eine große Reise unternommen habe, um den Handel zu eröffnen, indem er mich über meinen Muth becomplimentirte, ein so großes Unternehmen allein angefangen zu haben.

Wir blieben alle beinahe zwei Stunden rauchend und Thee trinkend beisammen; als ich mich jedoch zum Gehen anschickte, sagte mein Wirth, daß das Essen eben fertig sei und es ihn freuen würde, wenn ich ihn und seine Gäste beehre. Er entschuldigte sich gleichzeitig wegen seiner Hausmannskost und versicherte, daß, wenn er um mein Kommen gewußt, ich ein ordentliches Diner bekommen hätte.

Ich war durch die Manieren dieses chinesischen Gentleman — denn ein solcher war er seinem Benehmen nach wirklich — so angenehm berührt, daß ich seine Einladung annahm und mich wieder setzte. In wenigen Minuten verließen uns die übrigen Kaufleute, mit Ausnahme von zwei jungen Männern, die ständige Gäste waren und ein Diener deckte den Tisch. Jedem von uns gab er ein paar elfenbeinerne Eßstäbchen, die silberne Spitzen hatten, und trug dann das Essen auf, welches aus Fischsuppe, gekochtem und gebratenem Fisch, gedünsteten Enten, Hammelfleisch und Geflügel bestand. Wir nahmen unsere Plätze ein — der Wirth zuletzt —, worauf uns Tassen (wie große Frühstückstassen) mit Reis gereicht wurden. Ehe noch Suppe und Fisch hereingebracht wurden, gab man geröstete Melonenkerne auf

kleinen Tellern, mit denen wir uns beschäftigten, bis unser Wirth seine Eßstäbchen zur Hand nahm, sie in eine Schüssel mit Fisch tauchte und uns mit einem Complimente ansah, worauf wir uns zu gleicher Zeit vorlegten und das Mahl begannen. Ich unterhielt eine lebhafte Conversation bei Tisch über die Fremden und ihre wunderbaren Erfindungen. Als wir unsere Mahlzeit beendet hatten, standen wir alle auf und hielten unsere Eßstäbchen mit beiden Händen horizontal vor die Stirne als ein Zeichen der Dankbarkeit und der Hochachtung gegen unseren Wirth. Wir setzten uns hierauf wieder nieder und es wurden kleine Kessel mit heißem Samschu hereingebracht, worauf wir einander zuzutrinken begannen.

Die zwei jungen Kaufleute erhoben bald ein lautes Lob über mich, indem sie mich versicherten, daß ich von den Hankeuer Fremden ganz verschieden sei; ich sei mehr wie ein Chinese. Es interessirte sie sehr zu hören, ob ich ihrer Religion angehöre und als ihnen gesagt wurde, daß ich ein Christ sei, umarmten sie mich wiederholt und nannten mich ihren Bruder.

Wir blieben bei Samschu und Tabak noch lange Zeit sitzen, denn die Abwesenheit irgend welcher Steifheit und die wahre Gastfreundschaft unseres Wirthes ließen die Stunden schnell dahinschwinden. Ich fühlte, daß ich das chinesische Leben von einem Standpunkte kennen lernte, der bisher den meisten Europäern, hauptsächlich den Engländern, unbekannt war, und ich war mit dieser meiner ersten Aufnahme in das Familienleben eines Volkes sehr zufrieden, dessen Sitten und Gebräuche ich angenommen hatte. Während der Zeit, welche ich im Hause war, sah ich keine Frauen, außer einen weiblichen Dienstboten, eben so wenig sah ich je die Frauen im Hause eines gebildeten Chinesen während des größten Theils eines Jahres, das ich unter diesem Volke zubrachte.

Es war sechs Uhr, ehe ich mich zum Gehen erhob. Ich hätte länger bleiben können, aber der starke Samschu fing an mein Gedächtniß der verfließenden Zeit zu schwächen und nachdem mich mein Wirth noch auf das dringendste eingeladen hatte, ihn wieder zu besuchen, führte er mich in den äußern Hof seines Hauses, wo sein Tragsessel, Kulis und Laternenträger auf mich warteten.

Einer der jungen Kaufleute von Sze-tschuen umarmte mich mehrmals beim Abschiede und lud mich ein, seinen Vater in Tschung-Tsching zu besuchen. Endlich stieg ich in den Tragsessel und sagte Tschi-sien-sen gute Nacht.

Auf dem Wege zum Hotel konnte ich nicht umhin, über die Scene nachzudenken, welche ich eben verlassen hatte und die so verschieden von dem Bilde war, das ich mir vom chinesischen Charakter entworfen hatte, von dem, ich gestehe es zu meiner Schande, ich bis jetzt, trotz meines jahrelangen Aufenthaltes im Lande nichts gewußt hatte. Ich mußte den Empfang, den mein Wirth mir, einem vollständigen Fremden und Ausländer, gewährt hatte, unwillkürlich mit dem vergleichen, den er wahrscheinlich von mir erfahren haben würde, wenn er mich in Schanghai besucht hätte; — er wäre, wie es bei uns Engländern üblich ist, wahrscheinlich ohne jede weitere Höflichkeit in mein Bureau gekommen und hätte seine Geschäfte stehend verhandelt, wonach ich ihn womöglich mit einer ungeduldigen Geberde entlassen hätte. Es ist doch schade, daß wir Engländer, die wir ein so großes Handelsvolk sind, nicht mit einem Volke in geselligen Verkehr treten, mit dem wir in Handelsbeziehungen stehen. In China würden wir gut daran thun, uns an das alte Sprüchwort zu erinnern, das uns sagt: „Thue in Rom was die Römer thun", und den Chinesen mehr auf dem Fuße der Gleichstellung zu begegnen; ja sogar ihre Geschäfts-Usancen so weit als möglich anzunehmen und hiedurch das jetzige System der Unterhändler aufzuheben, das dem ganzen Handel mit einem Volke, von dem wir nichts wissen, zum Schaden gereicht. Durch eine nähere Berührung mit ihnen würden wir ihre Sprache lernen, und anstatt von der Gnade des zweideutigen Wesens, das wir „Compradore" (eigentlich: Einkäufer) nennen, abzuhängen, könnten wir zugleich unsere Würde besser bewahren, sowohl als in angenehmere und vortheilhaftere Stellung zu einem Volke treten, dessen nähere Bekanntschaft von mehr Werth ist, als wir in unserer insularen Einseitigkeit anzunehmen geneigt sind.

Ich war froh, auf mein Zimmer zu gelangen, und hatte gerade meine Jacke und den äußeren langen Rock abgenommen, als Jemand an die Thüre klopfte und ein Chinese, von drei

Damen begleitet, die in dem Hotel wohnten, sich vorstellte und frug, ob sie hereinkommen und sich den Fremden ansehen dürften. Da ich es nicht für weise hielt, mich irgendwie abzuschließen, so lud ich die Gesellschaft ein und gab den Besuchern meine einzigen zwei Stühle. Philipp bestellte Thee und der alte Leulie machte den Aufwärter.

Wir fingen alle eine lebhafte Conversation an und die Damen machten uns bald mit dem wirklichen Zwecke ihres Besuches bekannt, nämlich, um die sonderbaren Sachen zu sehen, welche ein Fremder immer mit sich tragen soll. Meine Pfeife, Bürsten, Kamm, Spiegel, Gewehr und Pistole wurden alle aufs Genaueste untersucht. Eine der Damen, deren Mann ein Hankeuer Kaufmann war, sagte, daß ich nicht wie die Fremden sei, welche sie dort gesehen hatte, sondern mehr wie ein Mandarin von Canton aussehe; — welcher ich vielleicht auch sei, setzte sie lächelnd hinzu. Als ich darauf meine grüne Brille abnahm, die ich aufgesetzt hatte, ehe ich sie einließ, waren die drei Frauen sichtlich betroffen, und gestanden, daß ich nach dem Aussehen meiner Augen ein Fremder sein müsse. Als ich sie inständigst bat, mir zu sagen, welche Eigenthümlichkeit sie in meinen Augen sahen, sagte mir die Frau, welche zuerst gesprochen hatte nach langem Zieren, daß sie wie „Teufelsaugen“ wären. Ich war durch diese Aeußerung gerade nicht sehr geschmeichelt und setzte meine Brille wieder auf. Dies schien ihre Schüchternheit wieder zu verscheuchen, und wir setzten unser Gespräch bis zu später Stunde fort. Während ihres Besuches gelang es mir, mit einer der Frauen Freundschaft zu schließen, deren etwa acht Monate altes Kind ich hätschelte und endlich auf meinem Schooß einschläferte. Als sie es aus meinen Armen nahm, sagte sie zu Philipp, daß, wenn ich etwas zu waschen oder zu nähen hätte, sie es für seinen liebenswürdigen „alten“ Herrn thun würde.

Meine Besucher verließen mich gegen elf Uhr Abends und ich ging zu Bett. Kaum war ich darin, als ich an verschiedenen Stellen meines Körpers ein unangenehmes Krabbeln verspürte, das von heftigem Jucken begleitet war. Ich sagte dies Philipp, der mir rieth aufzustehen, damit er nachsehen könne, was es sei, Wir fanden bei der Untersuchung unzählige Insekten! Dies war meine erste Erfahrung über chinesische Betten und sie war so

unangenehm, daß ich mich besann, ob ich mich dem Bette wieder anvertrauen solle; allein Philipp und Leulie, die hereingekommen waren, um bei der Suche zu helfen, versicherten mich, daß jeder Gasthof in China ebenso sei, und daß es mir schlecht gehen würde, wenn solche Kleinigkeiten meinen Schlaf vertreiben könnten. Ich unterdrückte meinen Abscheu so viel als möglich und ging wieder zu Bette; aber nicht bevor ich meine Strohmatratze, welche man in den Gasthöfen immer bekömmt, hatte auf den Hof werfen lassen. In kurzer Zeit begannen meine Qualen abermals; ich konnte nicht schlafen und warf mich auf den harten Brettern umher. Endlich stöhnte ich laut und erregte die Aufmerksamkeit einer meiner Nachbarinnen und Besucherinnen des vorigen Abends in einem der nächsten Zimmer, die Philipp fragte, was es gäbe. Als er ihnen Aufschluß gab, stimmten sie und ihre Gefährtinnen ein lautes Gelächter an. Ich fand Schlaf unmöglich, stand auf, zog mich an und suchte Tröstung in meiner Pfeife, während ich mich auf einen Stuhl setzte und stundenlang über den vorhergehenden Tag nachdachte. Dabei sah ich mir auch mein Zimmer genau an. Es war durch den Tabaksrauch von Menschenaltern geschwärzt und roch wie ein Wieselkäfig. Eine mehrere Zoll dicke Schmutzkruste überzog den Boden, und wäre der Aufenthalt in diesem Stalle unmöglich gewesen, wenn nicht frische Luft durch ein großes Loch in der Wand zugeführt worden wäre, welches die Selle eines Fensters vertrat. Zwei Wände unter den vieren bestanden aus Matten und bildeten zwei weitere Zellen, in einer von denen ein alter Chinese die ganze Nacht durch mit asthmatischer Energie hustete, während in der anderen meine weiblichen Bekannten und deren Kinder schliefen, von denen die letzteren sich hie und da zu einem Schrei-Duett vereinigten. Gegen Morgen schlief ich ein und wachte nicht auf, bis mir Leulie eine Tasse Thee und meine Pfeife brachte.

Als ich etwa um zehn Uhr mein Zimmer verließ, fand ich viele der Gäste im Hofe, wo sie ihre Toilette machten; Männer reinigten ihre Zähne und die Frauen kämmten sich gegenseitig ihre Haare. Der Hausbarbier fragte an, ob er mich rasiren dürfe, und da meine Haare und Bart wieder angefangen hatten zu wachsen, so bestellte ich ihn auf den Nachmittag. Der Koch sagte mir hierauf, daß mein Morgen-Reis fertig sei, und ich

setzte mich deßwegen zum Frühstück nieder, das aus Reis, gesalzenem Fisch und gedünsteten Enten bestand, welch letztere Leulie in einer naheliegenden Garküche gekauft hatte. Wir bekamen auch sehr gute geröstete Kartoffeln und kleine Kuchen aus Weizenmehl und ich aß mit großem Appetit in Gegenwart mehrerer Leute, die mir jedoch wenig oder keine Aufmerksamkeit schenkten.

Mehrere Kinder liefen umher, und als ich ihnen einige Orangen gegeben hatte, kamen sie ohne jede Furcht zu mir; auch fürchteten sich ihre Mütter nicht, da die allgemeine Meinung herrschte, ich sei kein solcher Yang-kwai-tseu, wie sie in Hankeu gesehen werden. Dieses Vertrauen der Leute machte mir großes Vergnügen, besonders da ich mich erinnerte, daß auf Reisen in der Nähe Hankeus, Kinder, die einen Yang-kwai-tseu sahen, schreiend zu ihren Müttern eilten, welche sie in ihre Arme nahmen und mit ihnen, wie vor einem bösen Geiste, hinwegeilten.

Nach dem Frühstück kamen viele Frauen in das Gasthaus, unter dem Vorwande die weiblichen Gäste zu besuchen, in Wahrheit aber blos um ihre Neugierde wegen des männlichen fremden Teufels zu befriedigen. Als ich nun rauchend dasaß, schaarten sie sich mit ihren Kindern nach und nach um mich, setzten sich auf Bänke oder den Boden und nähten an verschiedenen Kleidungsstücken und seidengestickten Schuhen. Im Laufe des Morgens plauderte ich ungenirt mit ihnen, indem ich durch Philipp viele Fragen über ihre Sitten und Gebräuche stellte. Viele der Kinder waren große, dicke Dinger, deren Gesichter und Hände mit Geschwüren überdeckt waren. Als ich nach der Ursache des letzteren Umstandes fragte, sagten mir die Frauen, daß die Mütter ihren Kindern gewöhnlich bis zum vollendeten zweiten Jahre keine andere Nahrung als Milch geben*), in welchem Alter sie entwöhnt werden, und von dem plötzlichen Nahrungswechsel, da sie dann Reis, Salzgemüse und Schweinefleisch erhalten, rührten die Geschwüre her, welche ich bemerkt hätte.

Da ich eine Anzahl kleiner Mädchen mit ihren festverbun-

*) Die Chinesinnen säugen ihre Kinder gewöhnlich zwei bis drei Jahre lang an der Brust. Das Vermögen, die Lactationsperiode so lange auszudehnen, ist offenbar die Folge einer im Laufe der Generationen physiologisch constant gewordene Eigenschaft. Anm. d. Uebers.



denen Füßen umherwatscheln sah, konnte ich nicht umhin, ihre Mütter zu fragen, warum sie ihre Kinder in einer solchen Weise marterten. Meine Frage schien ihre Heiterkeit zu erregen, und sie antworteten, daß es ein chinesischer Gebrauch sei, und daß keine Frau, die auf Anstand Anspruch machen wolle, große Füße haben könne. Es ist sehr sonderbar, daß die Königin Mode, selbst unter den praktischen Chinesen, so viel Einfluß über die Bequemlichkeit hat. Die Chinesen stellen jedoch einen Scheingrund für diese Entstellung auf, die, wie sie sagen, die Frauen daran verhindert umherzuschwärmen und die Ehre ihrer Männer in Gefahr zu bringen, während sie zu dieser hülflosen Abhängigkeit vom Manne beiträgt, welche, sogar auch nach unseren europäischen Ideen, viel dazu beiträgt, die natürlichen Reize des Frauengeschlechtes zu erhöhen. Chinesische Poeten vergleichen den hülflosen, schlotternden Gang der kleinfüßigen Frauen mit dem graziösen Hin- und Herschwanken der Lilie.

Einige Schriftsteller haben behauptet, daß der kleine Fuß nicht in ganz China verbreitet sei, und sind zu diesem Schlusse wahrscheinlich durch Beobachtungen gekommen, welche sie in Canton und Hongkong anstellten, wo die unteren Classen diese Sitte nicht so allgemein haben. Es ist jedoch diese Verstümmelung überall als ein Zeichen des Anstands angenommen und vielleicht gerade in keiner Stadt mehr als eben in Canton, jedoch wird sie von den tartarischen Frauen nie ausgeführt. Es ist dies eine alte chinesische Sitte und war schon vor Confucius im Gebrauch. Der gewöhnlich angenommene Ursprung derselben ist, daß sie in dem Harem eines der Kaiser begann, dessen Lieblingsfrau mit einem Wasserträger durchging. Dies ist sicher eine volksthümliche Version, die auf der wahrscheinlichen Thatsache beruht, daß die Sitte erst unter den Frauen des kaiserlichen Harems begann, ehe die tartarische Dynastie regierte; nicht als Strafe, sondern aus dem Wunsche entspringend die Füße durch Bandagiren klein aussehen zu lassen, statt enge Schuhe mit Absätzen in der Mitte des Fußes zu tragen, welche wahrscheinlich ebenso wehe thaten, als die Bandagen, ohne jedoch halb so wirksam zu sein.

Welch einen Einfluß diese Verstümmelung auf die Tugend der Bewohner des Palastes auch gehabt haben mag, so ist es

doch gewiß, daß es China, wie auch allen anderen civilisirten Nationen bis jetzt noch nicht gelang, die Prostitution zu bekämpfen, in deren Reihen der kleine Fuß zur höchsten Vollendung gebracht wird, und ich bin geneigt, mit Doolittle, dem genialsten englischen Schriftsteller über chinesische sociale Zustände, zu glauben, daß die Sitte mehr eine Laune der Mode, als ein Versuch der Chinesen ist, auf diese Weise die Keuschheit ihrer Frauen zu bewahren, und das erstere erscheint um so glaubwürdiger, als keine gesetzlichen Bestimmungen darüber vorhanden sind.

Indem ich von der Ansicht anderer Schriftsteller hierin abweiche, bin ich geneigt, zu glauben, daß die Zusammenschnürung nicht den großen Schmerz verursacht, den man ihr zuschreibt, denn ich habe bei Kindern in allen Stadien der Verschnürung bemerkt, daß sie ohne viele Schmerzen oder Schwierigkeiten umher wackeln und krabbeln.

Die Verschnürung wird zuerst angelegt, wenn das Kind drei bis vier Jahre alt ist, und wirkt sehr langsam. Alle Frauen, die ich über dieses Thema sprach, versicherten mich, daß die schmerzhafteste Periode eintritt, wenn sie etwa zehn Jahre alt werden und rasch wachsen. Ich konnte nie einen entstellten nackten Fuß sehen, allein, wie man sich denken kann und wie mir gesagt wurde, ist der Fuß zu einer formlosen Masse reducirt und ekelhaft anzusehen, da er gewöhnlich mit eiternden Wunden bedeckt ist, welche von dem Zerreißen der Haut herrühren.

Um Mittag langte ein Trupp entlassener Soldaten auf dem Wege nach Sze-tschuen hier an und nahm Wohnung im Gasthause. Sie waren eine Rotte gesetzloser Schurken und nahmen alleinigen Besitz vom Hause, sobald sie eintraten, indem sie alle anständigen Gäste auf ihre Zimmer trieben. Mehrere der Kerle kamen an meinen Tisch, nahmen Thee und Tabak und fragten Leulie über mich aus. Als sie hörten, daß ich ein Fremder sei, sagten sie mir, daß sie gegen die Rebellen in Gesellschaft einiger Europäer gefochten hatten und schienen sehr stolz darauf zu sein. Ich hörte jedoch später, daß sie durch kaiserliche Ordre auf Nachsuchen der Bevölkerung entlassen wurden, deren Gegend sie auf dem Wege geplündert hatten, als sie gegen die Rebellen marschirten.

Nachdem sie gegessen hatten kamen sie, setzten sich zu mir und begannen mit Würfeln und Dominos um Tschens zu spielen. Sie luden mich ein mitzuthun, und bald war ich in das Glücksspiel vertieft. Sie trugen den richtigen Typus des chinesischen Soldaten, die Prahlhänse, Diebe, Opiumraucher und eingefleischte Spieler sind. Wir rauchten den ganzen Nachmittag und tranken Samschu dazu, indem wir abwechselnd das Getränk bestellten. Der Wirth versorgte sie, da er sich fürchtete, es ihnen zu verweigern; er wußte wohl, daß sie es dann einfach nehmen würden, obgleich er sich durchaus nicht einbildete, daß sie sich einer Bezahlung schuldig machen würden. Gegen mich jedoch waren sie sehr höflich und überboten sich in Aufmerksamkeiten.

Sobald sich der Barbier gezeigt hatte, wurde er in Beschlag genommen und jeder der Schurken ließ sich rasiren. Sobald der letzte fertig war und der brummende Barbier mit zehn Tschen, etwa dem zwanzigsten Theile dessen, was er hätte erhalten sollen, belohnt worden war, nahm ich auf dem Stuhle Platz, jedoch nicht ohne ein unangenehmes Gefühl, mit denselben Fingern und Instrumenten tractirt zu werden, wie meine unsauberen Gefährten, von denen einige mit Hautkrankheiten und mit Geschwüren bedeckt waren. Ein gewisses Maß Selbstüberwindung mußte ich mir dazu auferlegen, und ich unterzog mich der Prüfung, während die Uebrigen weiterspielten.

Die Chinesen benützen keine Seife zum Rasiren, sondern Kopf und Gesicht werden mit sehr heißem Wasser gebadet, bis das Haar weich geworden ist und dann gleitet das Rasirmesser so sanft über die Haut hinweg, daß man nicht die geringste unangenehme Empfindung fühlt. Es ist erstaunlich, wie wenig man vom sogenannten Rasirfeuer empfindet.

Jeder Theil des Gesichtes, Kopfes und Nackens wird rasirt und nachher hat man ein ähnliches Wohlgefühl, wie nach einem guten Bade. Es ist dies sicher der angenehmste Act in der chinesischen Toilette.

Nach der Abendmahlzeit empfing ich mehrere Geschenke an Orangen von den Soldaten und Gästen. Die ersteren gingen für diese Nacht aus und ich erhielt mehrere neue Besuche; unter ihnen den Capitän Murking-kau, welcher im Jahre 1860 Capitän Blakiston und dessen Gesellschaft den Yang-tseu-kiang hinauf-

führte. Es war unterhaltend von ihm die Mittheilung zu erhalten, was für sonderbare Persönlichkeiten die Fremden waren — wild und haarig, aber große Männer und ausgezeichnete Zahler. Er glaubte, ich müsse ein ganz anderer Fremder sein, als diejenigen, welche er den Fluß hinaufgeführt hatte, und er erzählte mir wunderbare Geschichten über sie, während er in meinem Zimmer saß. Es wird Capitän Blakiston zur Genugthuung gereichen, zu hören, daß der „Teufel", welcher die Sonne so oft ansah, ein Liebling dieses Dschunkencapitäns war, der ihn für einen großen Gelehrten hielt, mit vielem „Feuer", d. h. Muth im Herzen. Ein Hund, der einem der Gesellschaft angehört hatte, nahm einen wichtigen Platz in dem abergläubischen Hirne des alten Mannes ein; er versicherte mich im Vertrauen, daß es ein Teufelshund gewesen sei.

Am Abende meldete mir Philipp, daß er ein Boot gemiethet hätte, welches uns nach Tschung-Tsching bringen sollte und wir entschlossen uns, Scha-seu am nächsten Morgen zu verlassen. Er hatte einen sehr guten Handel gemacht, indem der Lauder für die Reise nicht mehr als 48,000 Tschen verlangte, von denen 28,000 bei der Abfahrt und der Rest bei der Ankunft in Quifu erlegt werden sollten, auf halbem Wege zwischen Scha-seu und Tschung-Tsching. Dies schloß jedoch das übliche wöchentliche Geschenk von 20 Tschen für jeden Matrosen nicht ein. Dieses wöchentliche Geschenk ist ein allgemein anerkannter Gebrauch, so daß es beim Miethen eines Schiffes immer in Betracht gezogen werden muß, da es einen großen Unterschied macht, ob der Passagier oder der Leuder es bezahlt; im letzteren Falle muß dies im Contracte oder Charter speciell erwähnt werden, ohne einen solchen, der von beiden Theilen unterschrieben wurde, kein Boot mit Sicherheit gemiethet werden kann.

Ich war schon vor einiger Zeit zu Bette gegangen, als ich durch einen furchtbaren Lärm im Hause aufgeweckt wurde; meine soldatischen Freunde waren in einer sehr heiteren Stimmung nach Hause gekommen und brachen in verschiedene Zimmer ein, die von Frauen bewohnt wurden, trotz der Vorstellungen des erschreckten Wirthes, der ihnen, halb angekleidet, überall nachfolgte. Die Frauen, deren Gemach an das meinige anstieß, rannten schreiend herein und wurden von einigen Soldaten ver-

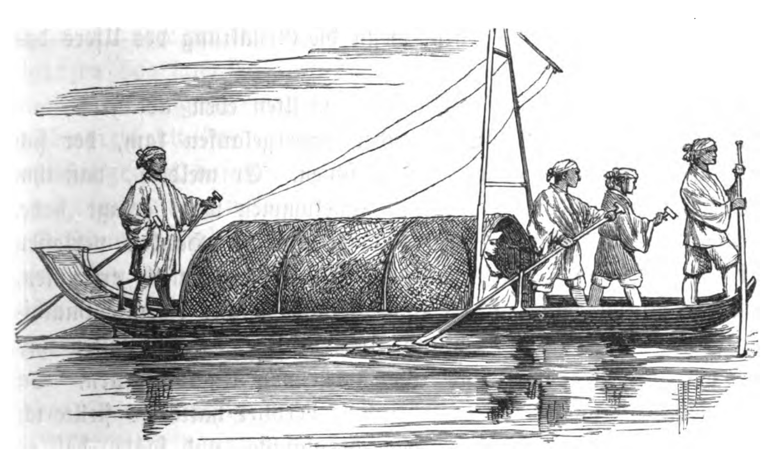
folgt, welche, als sie an mich kamen, der ich die Thüre verstellte, in familiärer Weise mit den Augen zwinkerten; aber doch nicht einzudringen versuchten, sondern sich entfernten, nachdem sie Philipp einige schlechte Witze über das Glück seines Herrn zugerufen hatten. Bald darauf kam der Wirth und bat, daß ich zu ihnen kommen möge, da sie die Nacht durchjubeln wollten. Ich schlug es anfangs ab, aber nach einiger Ueberlegung dachte ich mir, daß sie vielleicht sonst unangenehm werden könnten und ging zu ihnen. Sie schlugen einen großen Lärm auf, aber schienen zufrieden und selbst erfreut, daß ich ihre Einladung angenommen hatte. Ich mußte mir auch ihre trunkenen Umarmungen gefallen lassen, und sie erklärten wiederholt, daß ich ein „Heu-jen" (famoser Kerl) sei. Nachdem Philipp und ich einige Zeit lang mit ihnen gesessen hatten, klagte ich über Müdigkeit und bat sie, zu Bette zu gehen. Sie waren nun beinahe außer Stande irgend welchen Widerstand zu leisten, und gingen ruhig hinaus. Als ich in mein Zimmer zurückkam, fand ich die Frauen, welche Zuflucht darin gesucht hatten, auf meinem Bette schlafend, und legte mich deßhalb zu Philipp, wo ich bald einschlief.

Zu sehr früher Stunde gingen die Soldaten am anderen Morgen fort, nachdem sie erst gekommen waren, um Abschied von mir zu nehmen, worauf ich glaubte, ihrer endlich los zu sein; aber sie kamen bald mit dem Wirthe zurück, der klagte, daß sie ihn betrügen wollten, da sie nur die Hälfte ihrer Getränkerechnung zu bezahlen bereit wären, was, wie sie mich, alle auf einmal sprechend, versicherten, sehr freigebig sei, da sie Soldaten seien. Da ich nicht weiter von ihnen belästigt sein wollte, so sagte ich dem Wirthe, daß ich die andere Hälfte bezahlen wollte, welche sich auf 2800 Tschen belief, worauf die Kerle sich in bestem Humor zurückzogen, nicht ohne den Verdacht von meiner Seite, daß ich von ihnen im Lichte eines zu rupfenden Huhnes betrachtet worden war, aber ich war doch dankbar, nicht weiteren Belästigungen ausgesetzt worden zu sein.

Da wir uns erst Mittags einschiffen wollten, so bestellte ich das Frühstück, während dessen ich die Besuche vieler Kranken erhielt, welche mich um Medicinen für ihre verschiedenen Krankheiten baten; manche von ihnen waren asthmatisch, andere beinahe blind an Ophthalmie und nicht wenige waren unverbesserliche

Opiumraucher, die für Arzeneien baten, um ihre Begierde nach Opium zu curiren. Es wäre eitel gewesen, ihnen allen verschreiben zu wollen und ich war deßhalb genöthigt zu sagen, daß meine Medicinen sich im Boote befänden. Während ich in meinen Tragsessel stieg, streckten zwei Aussätzige ihre fingerlosen Hände aus und flehten mich an, ihnen zu helfen. Es war ein entsetzlicher Anblick, und es schmerzte mich sehr, nichts für sie thun zu können.

Bis Mittag war unser Boot gehörig geladen, und wenn auch kleiner als dasjenige, in welchem wir von Hankeu nach Scha-seu gereist waren, so gewährte es doch mehr Bequemlichkeit und Sicherheit. Es war dreißig Fuß lang, vier Fuß breit und die beiden Enden wie ein Kanoe aufgebogen. Ein Raum von zwölf Fuß Länge in der Mitte diente als Kabine, deren Dach aus wasserdichten Schilfmatten bestand, welche vor Wind und



Ein Wan-tschien-Boot.

Regen vorzüglichen Schutz gewährten. Im Vordertheile dieser kleinen Kabine, welche abgetheilt war, bewahrten wir unseren irdenen Herd, Kochgeräthschaften und Gepäck.

Philipp und Leulie schlugen dort auch ihre Betten auf. Die zweite Abtheilung, in welcher man sich gerade der Länge nach ausstrecken konnte war mir reservirt, allein ich war genöthigt auf Händen und Knieen hinaus und hinein zu rutschen.

Ein zehn Fuß langer Raum in der Spitze des Bootes wurde durch die drei Bootsleute eingenommen, die ihn des Nachts mit Matten zudeckten und sich sehr gemüthlich einrichteten; rückwärts diente eben so viel Platz dem Leuder zum Aufenthalte und Nachtquartier.

Diese Art Boote ist bewunderungswürdig zum Befahren der Stromschnellen geeignet, da sie sehr wenig Tiefgang haben und aus einem sehr zähen Holze gebaut sind, das in der Gegend von Wan-tschien, einer kleinen Stadt am linken Ufer des Yang-tseu-kiang in der Provinz Sze-tschuen wächst, weßwegen sie auf dem Flusse unter dem Namen Wan-tschien-Boote bekannt sind. Sie werden durch Ruder und ein viereckiges Segel bewegt, das an zwei scheerenförmigen Stangen befestigt wird, die als Mast dienen, und leicht aufgezogen oder herabgelassen werden kann. Ein Schlepptau ist an der Mastspitze befestigt, mittelst welchem die Bootsleute das Schiff über die Stromschnellen hinaufschleppen, und auch sonst daran ziehen, wenn die Gestaltung des Ufers das Gehen dort gestattet.

Wir waren ganz fertig und wollten eben abfahren, als Capitän Blakiston's alter Leuder dahergelaufen kam, der sich in großer Aufregung zu befinden schien. Er meldete, daß ihm ein anderer Leuder, der soeben angekommen war, gesagt habe, einer der sechs jungen Patres, die mich in Hankeu verlassen hatten, sei bei der Ueberfahrung einer Stromschnelle ertrunken. Dies war durchaus nicht erfreulich und machte einen entmuthigenden Eindruck auf Philipp und Leulie; sie schüttelten ihre Köpfe und weissagten uns alle Arten von Unglücksfällen. Da ich sah, daß sie die Sache sehr nahe berührt hatte, so stellte ich mich, als ob ich die Geschichte nicht glaubte, und sagte, daß er sie blos erfunden hätte, um uns zu erschrecken; beide jedoch baten mich, nicht vor dem nächsten Tage abzureisen, bis wann wir die Wahrheit erfahren könnten. Ich verweigerte aber einen Aufschub, da ich sicher fühlte, daß, wenn des Mannes Geschichte wahr sei, sie nur noch mehr entmuthigt würden.

Ich veranlaßte Philipp deßhalb unserem Leuder die Ordre zur Abfahrt zu geben, und wir begannen unsere mühsame Auffahrt über den großen Fluß, indem wir zuerst dem steinernen Deiche entlang kamen, welcher die Stadt Scha-seu vor Ueber-

schwemmungen durch den Yang-tseu-kiang bewahrt. Er ist ein massives Werk, mehr als eine Meile lang, von großer Dicke, reicht mehr als vierzig Fuß über den Wasserstand des Winters hinauf und ist mit behauenen Granitsteinen verkleidet. Ein Mandarin in der Stadt Kin-keu, etwa sieben Meilen von Scha-seu ist von Wu-tschang aus speciell dazu beordert, diesen Deich zu beaufsichtigen, welcher durch Beiträge der Einwohner Scha-seus im Stande gehalten wird, deren Sicherheit von seiner Wirksamkeit bei den Sommerfluthen abhängt, da die ganze Stadt, mit Ausnahme des Theiles, der dem Deiche entlang gebaut ist, einige zwanzig Fuß unter dem Sommer-Wasserspiegel des Yang-tseu-kiang steht.

Da es nach chinesischen Begriffen eben ein glücklicher Tag war, um sich auf eine Reise zu begeben, hatten wir die Gesellschaft von beinahe einem Dutzend Boote, die, wie wir, die fruchtbare Provinz Sze-tschuen zum Ziele hatten.

Als wir für die Nacht den Anker auswarfen, nachdem wir den ganzen Tag lang das linke Ufer entlang geschleppt worden waren, besuchten einige fremde Bootsleute die unsrigen und aßen ihren Abendreis mit ihnen. Als ich eben zu Bette gehen wollte, wurde mir angezeigt, daß unser Leuder und Mannschaft es wünschten, ich möge auf eine glückliche Reise trinken, und als ich ihnen meine Einstimmung mittheilen ließ, krochen sie in die vordere Cabine; der Leuder reichte mir eine kleine Tasse Samschu, verbeugte sich, ebenso wie seine Mannschaft, während ich trank und wünschte uns allen eine glückliche Reise.

Eine langweilige Fahrt von zwei Tagen brachte uns in das Dorf Tung-tzi am linken Ufer, wo meine Pässe durch den Zollbeamten verlangt wurden. Ich sandte deßhalb Philipp an das Ufer mit demjenigen, welchen mir Mr. Medhurst gegeben hatte; aber bald kehrte er zurück und sagte, daß der Mandarin 350 Tschen verlange. Da dies eine Erpressung war, so weigerte ich mich, sie zu bezahlen, und dies hatte die Wirkung, den Beamten zum Boote zu führen. Der Kerl kroch in meine Cabine, warf alles um, was ihm in den Weg kam und drohte mir mit der Faust, indem er sofortige Bezahlung verlangte. Als ich sagte, daß ich ein Fremder sei und mir keine Erpressung gefallen lasse, empfahl er sämmtliche Yang-kwai-tseus der Fürsorge des

Vaters aller Teufel, und bestand auf Bezahlung. Ich lenkte seine Aufmerksamkeit auf meinen Paß, den er mir aus der Hand riß und dabei sagte: „Ich kehre mich nicht an dieses Stück Papier und weiß nichts davon." Nachdem er dies gesagt hatte, warf er den Paß auf den Boden und spuckte darauf. Nachdem ich dies gesehen, wußte ich, daß der Kerl ein rücksichtsloser Schuft war, denn kein halbwegs anständiger Chinese wird geschriebene chinesische Buchstaben mit so wenig Achtung behandeln, da ein solches Benehmen für schmachvoll erachtet wird. Ich hob deßwegen das Document auf, legte es respectvoll zusammen und verbarg es in meinem Kleide, woraus ich den Paß des Vicekönigs zog und ihm diesen gab. Kaum hatte er ihn gelesen, als er des Consuls Paß verlangte, den er mit seinem Aermel abwischte, zusammenlegte und ihn mit einer tiefen Verbeugung zurückgab, indem er mich wegen seines heftigen Benehmens um Entschuldigung bat, und dazu bemerkte, daß er nicht geglaubt hätte, ein so unbedeutend aussehendes Document, wie dasjenige des englischen Consuls, könne irgend eine Bedeutung haben. Er verschwand dann ganz ruhig ohne die 350 Tschen, und wir stießen wieder vom Ufer ab.

Es ist gewiß ein Fehler, daß wir uns durch Beachtung der chinesischen officiellen Förmlichkeiten nicht mehr Respect in China verschaffen. Es ist wohlbekannt, daß alle chinesischen Pässe Documente von großem Umfange sind. Diejenigen, welche von Beamten im Range unserer Consuln herrühren, sind selten kleiner als achtzehn Zoll im Quadrat, in großer Schrift gedruckt und haben ein imposantes Aussehen, während der englische Paß ungefähr so groß, wie ein Briefpapier kleinen Formates, und mit kleiner Schrift bedruckt ist — zweifellos wegen der Papierersparniß; allein wenn sie auf chinesisches Papier auch sechsmal so groß gedruckt würden, so könnten sie kaum ein Viertel des englischen Papieres kosten, und in den Augen der Chinesen achtunggebietende Documente sein. Aber wir sind viel stärker als die Chinesen, und es ist vielleicht nicht der Mühe werth, ihre Vorurtheile zu berücksichtigen; ein Ruf an das britische Kanonenboot begleicht bald diese kleinen Differenzen, besonders wenn der friedfertige protestantische Missionär in irgend ein kleines Mißverständniß mit der Gelehrten- oder Beamtenwelt gerathen ist!

Am Abend des vierten Tages seit Scha-seu erblickten wir die Pah-yang-Berge bei Jtschang. An beiden Ufern war der Boden mit Quarz- und Granitblöcken überstreut, ähnlich denen, welche in die Tufffelsen des Flußbettes eingelagert sind. Schaaren gefleckter Königsfischer, welche den am Ganges gesehenen in den Farben der Federn glichen, gingen ihrer Beschäftigung fleißig nach. Es waren dies die ersten großen Königsfischer, welche ich in China gesehen hatte, trotzdem glaube ich, daß sie in den südlicheren Provinzen häufig genug sind.

Als wir dem Dorf Pah-yang näher kamen und sich eine schöne Flußlandschaft entfaltete, schienen unsere Bootsleute plötzlich aufzuwachen und ein anderes Wesen anzunehmen. Anstatt, wie bisher, langweilige, schläfrige und geistlose Kameraden zu sein, welche von Scha-seu an still fortgearbeitet hatten, waren sie nun voll Muthwillen und Humor und arbeiteten mit unwiderstehlichem gutem Willen gegen die vermehrte Flußströmung. Von den hohen Sandsteinfelsen, welche das linke Ufer einsäumten, schallten ihre fröhlichen Schifferlieder wieder; die Leute schienen in den Bergen, zwischen welche wir einfuhren, alte, liebe Freunde wiederzuerkennen. Des Nachts ankerten wir einige Meilen oberhalb des Pah-yang-Dorfes, doch gegen Mitternacht wurden wir durch ein fürchterliches Gewitter erweckt, das mit großer Wuth mehrere Stunden lang tobte und Schrecken unter den Mannschaften der mit uns fahrenden Boote verbreitete. Unsere Leute krochen in das Quartier Philipp's und Leulie's und rauchten während des Sturmes, den sie als eine Vorbedeutung von Krieg und schrecklichen Katastrophen für das Land betrachteten, da er im Winter auftrat. Die ernste und prophetische Weise, in welcher die Leute sprachen, während von Zeit zu Zeit lebhafte Blitze unsere Kabine erleuchteten, trugen nicht wenig zum Genusse bei, mit welchem ich den lauten Donnerschlägen lauschte. Als Philipp mir die Vorahnungen unseres Leuders übersetzt hatte, erschien mir der letztere erst recht als Repräsentant des chinesischen Charakters. Unter dem praktischen und vernünftigen Aeußern der Chinesen versteckt sich ein schlafender Dämon des blindesten Aberglaubens, der blos eine Anregung braucht, um sie in unsinnige Narren zu verwandeln; tollkühn und wild wie wüthende Bestien. Dieser schreckliche Fluch ist

nicht nur unter den Ungebildeten allgemein, sondern auch unter den gelehrten und regierenden Classen.

Es war Tag geworden, als der Sturm sich verzogen hatte, und wir fuhren, da es sehr kalt war, nach der Stadt Jtschang weiter, deren große achteckige Pagode wir auf eine Entfernung von ungefähr sieben Meilen zu Gesicht bekamen. Etwas über zwei Meilen weiter wendete sich der Fluß, und die Aussicht in die Ebene von Hupe wurde dadurch ausgeschlossen; wir waren rings von Bergen umgeben. Ehe wir in Jtschang ankamen, kamen wir am Dorfe Culeu-pai vorbei, über dem die Berglandschaft, im Contraste zu den Ebenen, welche wir bis jetzt durchschnitten hatten, herrlich war; ungeheuere Massen von groben Conglomeratfelsen stiegen thurmgleich vom Wasser auf unserer rechten Seite auf, und zwangen die Bootsleute zu den Rudern zu greifen, statt das Schiff am Ufer entlang zu schleppen. Die Leute begannen zu singen als wir so dahinglitten, und die überhängenden Wände warfen das Schifferlied in wilden, traurigen Melodien wieder zurück. Zu unserer Linken häufte sich Berg auf Berg, bis sich deren scharfe Spitzen in den niedrigen Nebelwolken verloren, während auf den tiefer liegenden Abhängen das frische Grün junger Gersten- und Weizensaaten dem Bilde eine sanftere Stimmung gab, das sonst wild und majestätisch gewesen wäre. Durch diese Landschaft näherten wir uns Jtschang und wanden uns durch eine ungeheuere Flotte von Dschunken, die sämmtlich flußaufwärts wollten, aber hier den letzten Tag des letzten Monats des chinesischen Jahres abwarteten, an welchem sie nach einer alten Sitte die Zollstation ohne Zoll zu bezahlen passiren dürfen.

Etwa um zwei Uhr Nachmittags ankerten wir vor der Stadt und für den Rest des Tages beschäftigte sich unsere Mannschaft damit, Vorräthe einzulegen, Bambus-Stricke für das Schleppen des Schiffes über die Stromschnellen und anderes Nothwendige zu kaufen; kurz sich gründlich auf die schwere vor uns liegende Arbeit vorzubereiten.

Jtschang, obgleich eine Stadt ersten Ranges und von bedeutendem Umfange, erhält seine Bedeutung hauptsächlich durch seine Lage als Gränzstadt an den Ebenen und als erste Zollstation am Eingange von Hupe nach Sze-tschuen. Hier versehen sich

auch die schweren Tschung-Tsching-Dschunken auf ihrer Reise flußabwärts nach Scha-seu und Hankeu mit frischen Mannschaften, die mit der Befahrung des unteren Yang-tseu-kiang vertraut sind, und bei ihrer Rückkehr mit solchen, welche die Stromschnellen des oberen Yang-tseu-kiang kennen. Diese Sze-tschuen-Dschunken, von denen manche 120 Tonnen Ladung nehmen, erfordern vierzig bis sechzig Mann, um sie bei der Auffahrt zu bedienen, und etwa fünfzehn bei der Herabfahrt auf dem oberen Yang-tseu-kiang, während unterhalb Itschang eine Mannschaft von sechs bis acht Mann genügt, da nur die Segel benützt werden.

Wir kauften Hühner auf dem Markte ziemlich theuer um 120 Tschen per Stück, was an dem herannahenden Neujahrstage lag, welcher den Preis aller Gegenstände erhöhte. Holzkohlen kosteten 750 Tschen per Picul. Gemüse, z. B. Kartoffel, Kohlköpfe und Porré (Lauch) zwanzig Tschen per Catty, Rindfleisch 48, Schweinefleisch 100 und Rind- und Schweinefett 160 Tschen per Catty.

Bis zum Sonnenuntergange waren alle Vorbereitungen zur Weiterreise vollendet, und am Abend unternahm ich mit Philipp einen Spaziergang zwischen den Häusern, welche die Flußufer außerhalb der Stadtmauern einfassen. Die meisten dieser Häuser waren für geringe Dauer berechnet, und trotzdem das Flußniveau eben sehr niedrig stand, doch bis zum Wasser hinabgebaut. Sie bestanden hauptsächlich aus Volksküchen, Samschu- und Theehäusern, welche gute Geschäfte zu machen schienen und voll von Bootsleuten waren. Auch eine große Menge von Barbierläden befand sich hier, welche viele Kunden anziehen, da die entlassenen Matrosen, nachdem sie ihre Löhne enthalten haben, sich vor Allem den Luxus eines vollständigen Rasirens gönnen.

Spät Abends bekam ich von einem Zollhaus-Mandarin und einem halben Dutzend seiner Satelliten Besuch; er war sehr höflich und trank eine Tasse Thee mit mir. Nachdem er beinahe eine Stunde lang geraucht und viele Fragen über „Ta-Ing-qua Tesang" (das große Reich England) gestellt hatte, nahm er seinen Abschied und ich war froh, zu Bette gehen zu können.

Die Aussicht, die berühmte Itschang-Schlucht zu durchfahren, regte mich lebhaft an; der Leuder hatte bei der Beschreibung ihrer Großartigkeit und Schrecklichkeit sein ganzes Conversationstalent und seine Einbildungskraft erschöpft. Ich freute mich auf die mit der Ueberwindung der Stromschnellen verbundenen Aufregung, und auf die Ansicht der gartenähnlichen Provinz Szetschuen. Eine gänzliche Veränderung der Scenerie stand nun bevor; hinter mir lagen die öden Ebenen von Hupe. —

Drittes Kapitel.

Von Itschang nach Tschung-Tsching.

Die Itschang-Schlucht, Stromschnellen des oberen Yang-tseu-kiang. — Ueber eine Stromschnelle. — Umladung. — Ein böser Fall. — Glückliches neues Jahr! — Ein reisender Buchhändler. — Von einer Kanonenbootmannschaft mit Steinen bombardirt. — Die Gränze von Hupe. — Philipp's Unwohlsein. — Für einen Großvater angesehen. — Beamten-Schurkerei. — Das Wrack einer Dschunke. — Drachen-Procession. — Chinesische Christen. — Ein ertrunkener Missionär. — Steinbrucharbeiter von Sze-tschuen. — Eine Nacht in einer Stromschnelle. — Geisterklopfen. — Der Handel auf dem Yang-tseu-kiang. — Dampfer auf dem oberen Yang-tseu-kiang.

Als der Morgen dämmerte war es neblig, und es regnete, was uns zwang, beinahe bis Mittag in Itschang zu bleiben, als sich das Wetter klärte und wir uns in Gesellschaft mehrerer anderer Boote in Bewegung setzten. Ein mehrstündiges Rudern brachte uns zu Blakiston's Muselmanns-Landspitze, um welche wir in den Eingang der Itschang-Schlucht einfuhren. Das Bild, was sich uns entrollte, war herrlich; der mächtige Fluß, auf dem wir uns während mehrerer Tage emporgearbeitet hatten, war hier zu einem Canale von dreihundert Yards Breite zusammengedrängt, in welchem er, eine schwarze, schlammig aussehende Wassermasse, entlang glitt, ohne daß seine Oberfläche durch Wellen bewegt wurde, außer durch das Kielwasser einiger Sze-tschuen-Dschunken, die nach Itschang gingen, oder durch das plötzliche Aufschnellen einer Schaar Meerschweine, die um den Eingang zur Schlucht herumschwammen und sich nicht hinein zu wagen

schienen; ich sah auch weiter oben keine mehr. Vertikal stiegen auf jedem Ufer riesige Felsmauern auf, welche ihre düsteren Schatten über den Fluß warfen, und wegen ihrer eigenthümlich burgartigen Form, den bethurmten Vesten von Riesen ähnlich sahen. Im Gegensatz zu der öden Gleichartigkeit der Ebenen von Hupe war der plötzliche Eindruck dieses feierlich majestätischen Bildes überwältigend. Auf unserer Weiterfahrt unterbrach hie und da eine kleinere Schlucht die mauerartigen Seitenwände und gewährte uns die Aussicht auf entfernte Bergspitzen, die mit Schnee bedeckt waren.

Ich hatte erwartet, die Strömung im Schlunde viel stärker als unterhalb zu finden, allein dieses war nicht der Fall. Der Fluß hatte sich ein tiefes Bette durch die Berge gewühlt und ich fand durch Lothungen vor dem Eingange achtzehn Faden; drei Meilen weiter oben aber konnte ich selbst bei zwanzig Faden keinen Grund finden.

Um halb fünf Uhr kamen wir an die Stelle, wo Capitän Blakiston die erste Stromschnelle angibt, allein der Fluß gab davon kein Anzeichen, nicht einmal eine vermehrte Strömung. Oberhalb dieses Punktes passirten wir eine Insel von Felsblöcken in der Mitte des Stromes. Die Ufer bestanden auf beiden Seiten aus wirr aufgehäuften Granitblöcken; hier banden wir das Schiff am rechten Ufer für die Nacht fest, und während mein Nachtmahl bereitet wurde, landete ich und kletterte mühsam die zerrissene Seite der Schlucht hinan. Die Sonne war soeben hinter einer Bergkette im Westen hinabgesunken und das Zwielicht warf einen düsteren Ton über die Scene, welche vor mir lag. Kein Haus, kein Baum, keine Spur von Cultur zeigte auf die Nähe von Menschen; alles war nackt, still und furchtbar.

Die steilen Seiten der Schlucht schienen hier aus den Resten zersprengter Berge zu bestehen; große Felsmassen waren überall in formloser, chaotischer Unordnung aufgehäuft; manche standen mehrere hundert Fuß über uns dräuend hervor, als ob sie bereit wären, ihren Ruheplatz zu verlassen und den Eindringling zu zerschmettern. In der Mitte des Flusses erhoben sich in phantastischer Unordnung Felsen, die von den Bergen herabgeschleudert worden waren. Das Ganze war eines der wildesten

Bilder, die ich je gesehen hatte, und ich fühlte mich bei seiner Betrachtung überwältigend von dem Bewußtsein der Kleinheit des Menschen und der Macht seines Schöpfers ergriffen.

Nach Tisch setzte ich mich in das Hintertheil des Bootes, um mir die Schlucht genauer zu betrachten, welche uns hier einengte. Nahe an uns lag das Felseneiland, unterhalb dessen die Wände der Schlucht zusammenzustoßen schienen, während etwa eine Meile flußaufwärts ein vorstehenden Berg an dem hier sich scharf biegenden Flusse die weitere Aussicht hemmte; ich konnte kaum glauben, daß wir auf der großen Wasserstraße seien, so ähnlich sah sie einem dunklen, stillen See, zwischen unersteiglichen Bergen versteckt, ähnlich.

Etwa achtzig Fuß über unseren Köpfen zeigten die Wasserzeichen an den Felsen die Höhe der Sommerfluthen. Ich konnte es mir leicht denken, daß die Felseninsel in der Mitte des Stromes während der ersten Frühjahrsfluthen eine bedeutende Stromschnelle verursache; da jedoch die Ebenen des unteren Yang-tseu-kiang im Sommer durch die lokalen Regen das Austreten des Hanflusses, sowie der Tung-ting- und Poyang-Seen überschwemmt werden, so wird hiedurch das Wasser des oberen Yang-tseu-kiang gestaut, das Mitte August seinen höchsten Stand erreicht. Zu dieser Zeit sind dann diese Insel und viele andere Hindernisse tief überfluthet und bieten der Schifffahrt keine Gefahren.

Ich hatte heute eine weitere Gelegenheit, die Wirkungen des Aberglaubens auf unsere Bootsleute zu beobachten. Während wir einen sehr engen Theil der Schlucht durchfuhren, deren Seitenwände senkrecht 8—9000 Fuß empor stiegen, stimmte ich, um das Echo zu erwecken, den australischen Ruf: „Cohie" an. Ich wiederholte denselben ein paar mal, und jedesmal wurde er vom Echo tausendfältig erwidert, als plötzlich ein großes Felsenstück, mehrere Tonnen schwer, zehn Yards vom Boote in den Fluß stürzte, und uns mit Wasser und Schaum überschüttete. Ich hatte zuerst die fallende Masse bemerkt, als sie mit donnerähnlichem Krachen gegen einen vorstehenden Felsen, 2—300 Fuß über unseren Köpfen, anprallte, und ich schauderte bei dem Gedanken an die Gefahr, der wir entgangen waren, als ich

einen Moment hindurch den riesigen Felsblock sah, wie er im Wasser verschwand. Als ich umkehrte, um zu sehen, welchen Eindruck dieser Vorfall auf unsere Bootsleute gemacht hatte, knieten sie im Boote und rührten sich nicht, bis jedes Echo, das durch den Knall der auf das Wasser fallenden Felsmasse erweckt worden, in den entfernten Bergen verklungen war. Dann standen sie vorsichtig auf, als ob sie sich noch vor drohender Gefahr fürchteten, und ruderten schnell ans andere Ufer, dem sie mehr als eine Stunde entlang fuhren, ohne daß ein einziges Wort von einem von uns gesprochen worden wäre. Einstweilen schlief ich in meiner Cabine ein, wurde aber von Philipp aufgeweckt, der mir lachend mittheilte, daß Schiffer und Mannschaft mich zu sprechen wünschten. Als ich herauskam, wurde ich durch den sehr ernsten Ausdruck ihrer Gesichter wirklich beunruhigt und als ich fragte, was es gäbe, sagte der Leuder, daß ich den Gott der Berge sehr erzürnt, und dieser versucht hätte, uns durch einen Wurf mit einem Felsen zu tödten; unter diesen Umständen wollten sie, wenn ich nichts dagegen hätte, die Nacht hindurch hier ankern und einige geweihte Kerzen verbrennen, um seinen Zorn zu besänftigen. Auf den Rath Philipp's und Loolie's verweigerte ich dieses, aber sagte ihnen, daß ich nichts dagegen hätte, wenn sie sich mit dem beleidigten Geiste Abends versöhnen wollten, nachdem die Tagesarbeit gethan wäre. Wir fuhren nun zwar weiter, aber die Kerle waren sichtlich niedergeschlagen und begannen sofort nach ihrer Abendmahlzeit Kerzen anzuzünden und mit solcher Ausdauer Pulverfrösche zu verknallen, daß ich nur schwer einschlafen konnte.

Am nächsten Morgen fuhren wir bei Tagesanbruch ab und kamen um neun Uhr Vormittags an der Ta-tung Stromschnelle an, die von Blakiston Kwadung genannt wird. Es ist diese eine gefährliche Stromschnelle, welche durch eine felsige Insel hervorgebracht wird, die in der Mitte des Flusses liegt und diesen in zwei Arme theilt, die schäumend mehr als 300 Ellen lang dahinjagen, bis sie sich auf der anderen Seite eines Landvorsprunges wieder beruhigen.

Es war diese Stelle schrecklich anzusehen, und die Wracks zweier Dschunken am Ufer zeigten, daß wir nun die Stromschnellen des Yang-tseu-kiang wirklich erreicht hatten. Auf den

Rath unseres Schiffers landete ich und ging die rauhen Ufer entlang bis zum Anfange der Stromschnelle.

So klein unser Boot auch aussah, so durchschnitt es doch die Stromschnelle ohne Schwierigkeit. Ein halbes Dutzend Dorfleute, von denen immer viele am Platze sind, um sich durch ihre Hülfe beim Heraufschleppen von Dschunken oder Booten ein paar Tschen zu verdienen, spannten sich an unser Schlepptau und hatten das Boot bald heraufgezogen; es war jedoch für mich ein ängstlicher Moment, da ich alles, was ich besaß, darin gelassen hatte, und es beinahe im Gischt begraben schien; das Wasser schoß an seiner Spitze zwei bis drei Fuß über den Bordrand empor, und es sah aus, als ob es sich jeden Augenblick füllen müßte, allein es kam herauf, ohne einen Tropfen Wasser geschöpft zu haben.

Eine große Dschunke, die am Fuße der Stromschnelle lag, und auf Hülfskräfte wartete, kam zunächst daran; allein da sie etwa achtzig Tonnen Ladung trug, und mehr als fünf Fuß Tiefgang hatte, so war die Aufgabe nicht so leicht für sie. Etwa hundert Mann, welche in vielen der umliegenden Dörfer gesammelt worden waren, ergriffen das lange, zopfartig geflochtene Bambusseil, das an der Mastspitze befestigt war, und zogen das Schiff Zoll für Zoll herauf, während einige Leute an Bord kräftig mit einem großen Ruder an Bug arbeiteten, um es von den Felsen und dem Ufer abzuhalten. Es war oft nothwendig, daß die Leute am Seil dasselbe nachließen oder plötzlich stille hielten; und um die nöthigen Signale vom Bord aus zu geben, saß ein Mann auf dem Deck und schlug in monotonem Rhythmus auf ein Tam-Tam, indem die verschiedenen Variationen desselben denen am Lande als Signale dienten.

Unter den Mannschaften dieser großen Dschunken gibt es stets mehrere, die man Wassermänner nennt, und deren Pflicht es ist, das Schlepptau von vorstehenden und unter Wasser befindlichen Felsen frei zu halten. Dies ist, wie man sich denken kann, eine sehr anstrengende und gefährliche Beschäftigung, da es oft vorkömmt, daß das Tau an einem versunkenen Felsen in der Mitte der Stromschnelle hängen bleibt, und es dann die Wassermänner eben frei machen müssen. Sie sind jedoch im Schwimmen und Tauchen sehr geschickt, und scheinen sich selbst

in der Mitte der wildesten Stromschnelle zu Hause zu fühlen; aber es kommt doch manchmal vor, daß sie von dem Tau erfaßt, gegen die Felsen gequetscht werden und so ihr Leben verlieren.

Ich glaube, daß die Sze-tschuener Dschunkenmannschaften ohne Ausnahme die arbeitsamsten Wesen sind, die ich je gesehen habe; sie bleiben vom grauen Morgen bis zum Sonnenuntergang bei ihrer Arbeit. Ihr Lohn beträgt 100—150 Tschen und sechs Tassen gekochten Reis per Tag, und doch sind sie immer guter Dinge und, an das Schlepptau angespannt, ziehen sie die Dschunken die Ufer des Yang-tseu-kiang entlang, unaufhörlich singend, indem sie dazu ihre Arme im Tacte von rechts nach links schwingen. Sie lieben auch den Spaß und jede große Dschunke hat einen oder mehrere Witzmacher. Diese Kerle springen, wenn eine schwere Schlepparbeit gethan werden soll, aus der Reihe der Uebrigen, und bearbeiten, mit einem langen Stücke Seil bewaffnet, ihre Gefährten, machen die absonderlichsten Sprünge, schreien, rufen und treiben sie mit der wildesten Mimik zum Ziehen an. Wehe dem unglücklichen Wichte, der sich der Arbeit durch irgend ein Manöver entziehen will; er wird von den Spaßmachern die seinen Namen ausrufen und ihn einen faulen Schurken oder einen ähnlichen Titel nennen, nach Möglichkeit lächerlich gemacht, worauf die ganze Reihe darin einstimmt. Diese Spaßmacher sind stets Vorarbeiter, deren es in einer Mannschaft von fünfzig Köpfen etwa fünf geben wird, und welche von den Capitänen der Dschunken bezahlt werden, um je zehn Mann für so und so viel per Kopf für die Reise herbeizuschaffen, woraus sie ein gutes Geschäft machen; denn am Ende der Reise ist die Mannschaft, welche sehr schlecht bezahlt wird, unfehlbar in der Schuld des Unternehmers, und muß seine Bedingungen für eine weitere Reise annehmen.

Wir fuhren die Stromschnelle auf der rechten Seite hinauf, da die linke ausschließlich von flußabwärts kommenden Dschunken benützt wird und nach mehr als dreistündigem Rudern kamen wir zur Jungnin-Stromschnelle, die ebenfalls durch Felsen in der Mitte des Flusses gebildet wird. Nachdem wir sie ohne Schwierigkeit überwunden hatten, kam die Lukan-Schlucht*) in

*) Siehe Blakiston's Yang-tsu sketches by Dr. Barton.

Sicht. Die Aussicht von hier aus war sehr schön; die Ausmündung der Schlucht sah wie ein Sprung in dem großen Berge aus, dessen Spitzen mit Schnee bedeckt waren. In einer Stunde erreichten wir die Schlucht; es schien, als ob wir in einen unterirdischen Gang eindrangen, so finster war es. Der Fluß, kaum hundert Yards breit, floß zwischen Felsenmauern dahin, die senkrecht mehrere hundert Fuß hoch aufstiegen, und sich dann in Hängen von etwa 80° Steigung fortsetzten, welche in Bergspitzen endigten, die mindestens 2000 Fuß hoch waren. Dieser Schlund ist wegen seiner feierlichen Großartigkeit der malerisch wirksamste auf dem Yang-tseu-kiang und ist es wohl werth, daß man tausend Meilen weit reist, um ihn zu sehen.

Wir passirten den Schlund und erreichten die Dörfer Ta und Scheu Tsing-tung, oder Groß- und Klein-Tsing-tung, die malerisch auf den rechten und linken Ufern des Flusses, gerade unter der Reihe von Stromschnellen desselben Namens, liegen. Diese gehören zu den gefährlichsten Stromschnellen, und da es nöthig war, unser Boot vollständig auszuladen, ehe wir den Versuch wagen konnten, so nahmen wir in Ta-tsing-tung unseren Aufenthaltsort für die Nacht, und ich machte einen Spaziergang am Ufer.

Eine große Menge Dschunken luden eben ihre Frachten von Baumwollballen aus, welche durch Maulthiere und Kulis bis zum oberen Ende der Stromschnelle getragen wurden. Je zwei Maulthiere waren zwischen zwei lange Stangen eingespannt, deren Enden in hölzerne Sättel paßten und die eine Art Tragbahre bildeten. Die Ballen und Pakete wurden an diese Stangen gebunden. Ganze Reihen von Maulthieren auf diese Weise beladen, und hunderte von Kulis, deren jeder einen Ballen Baumwolle trug, waren bis zu einer späten Stunde beschäftigt und arbeiteten bei Mondlicht.

Das kleine Dorf gewährte auch einen lebhaften Anblick; seine einzige Straße war mit Bootsleuten gefüllt, welche Vorräthe an Gemüse und Reis kauften, während die Anzahl des zum Verkaufe ausgestellten Geflügels und das vorräthige Feuerwerk die Nähe des chinesischen Neujahrstages andeuteten.

Als die Nacht herankam, wurde es sehr kalt. Auf dem uns gegenüber liegenden Ufer erhoben sich, beinahe unmittelbar

vom Flusse aus, Berge von 2000 Fuß Höhe, deren Spitzen mit Schnee bedeckt waren, und von denen ein kalter, durchdringender Wind stoßweise herabwehte, der uns beinahe erstarrte. Die umliegende Gegend war sehr wild, trotzdem einige cultivirte Fleckchen, in der Nachbarschaft der an der Basis der Berge geschaarten Dörfer, für den Fleiß der Einwohner sprachen. Diese Dörfer sind berühmt wegen ihrer Pfirsiche, welche in den geschützten Winkeln der umliegenden Berge reichlich wachsen.

Ich wurde früh am Morgen durch unsere Mannschaften geweckt, die das Boot auszuladen begannen, und ich ging zum Anfange der Stromschnelle hinauf, von wo aus ich eine sehr günstige Ansicht der Mitan-Schlucht und der Stromschnellen hatte, von denen drei nahe auf einander folgen, deren letzte und gefährlichste 2—300 Yards unterhalb der Ausmündung der Schlucht liegt, von welcher aus der Fluß sich in ununterbrochener Masse wälzt, bis er durch ein Felsenhinderniß aufgehalten wird, über das er sich in den Wintermonaten in einem Wasserfall von fünf Fuß Höhe herabstürzt. Zu dieser Jahreszeit müssen laut Ordre der Mandarine alle Boote und Dschunken ihre halbe Ladung löschen, ehe sie diese Stromschnelle befahren, so daß wenige Unglücksfälle vorkommen.

Die Geschwindigkeit des Stromes ist so groß, daß die Dschunken immer theilweise beigedreht hinunterfahren, um zu verhindern, daß ihr Bug untergetaucht wird. Mehrere, welche hinabfuhren, während ich auf unser Boot wartete, schienen für eine Sekunde untergegangen zu sein, allein sie erschienen bald wieder und eilten die Stromschnellen mit großer Geschwindigkeit hinunter.

Unser Boot kam in seiner Reihe herauf, allein es war beinahe drei Uhr, als wir wieder eingeladen hatten und in die Mitanschlucht eingefahren waren. Nachdem wir uns mehr als zwei Meilen vom Eingange der Schlucht befanden, ankerten wir an der Einmündung eines kleinen Gebirgsbaches, der am linken Ufer in den Yang-tseu-kiang fällt.

Kaum hatten wir angelegt, als der Leuder und die Mannschaft mir eine Aufwartung machten, und mich baten, ihnen zu erlauben, morgen hier bleiben zu dürfen, da es ihr Neujahrstag sei. Ich war hievon durchaus nicht unangenehm berührt und

erfüllte ihre Bitte, denn meine Einkerkerung in der Kabine begann gesundheitsschädliche Wirkungen auf mich auszuüben. Ich konnte darin nicht aufrecht stehen und mußte mich deßhalb niederlegen. Schreiben, Zeichnen oder irgend eine andere Beschäftigung war während der Fahrt undenkbar und die Unmöglichkeit die Stellung zu wechseln verursachte mir die ärgsten körperlichen Schmerzen, so daß ich mir das Elend der unglücklichen Gefangenen recht wohl vorstellen konnte, die Louis XI. in Käfige einsperren ließ.

Hätte ich zu irgend einer Zeit einen Aufenthalt in unserer Reise verursacht, so hätte ich 500 Tschen täglich für das Boot nebst Gehältern des Leuder und der Mannschaft bezahlen müssen, so daß ich froh war, den Genuß eines Spazierganges zu bekommen, ohne dafür bezahlen zu brauchen.

Da der Abend sehr schön war, gingen Philipp und ich ans Land und bestiegen, um Bewegung zu machen, einen etwa 600 Fuß hohen Berg, der sehr steil und beinahe aller Vegetation entblößt war, so daß wir es schwierig fanden, festen Fuß zu fassen. Philipp beklagte sich auf halbem Wege über Schwindel und legte sich auf den Rücken, während ich unter Ueberwindung bedeutender Schwierigkeiten den Gipfel erreichen konnte, von dem ich eine schöne Aussicht auf die Berge hatte, die Spitze an Spitze emporstiegen, soweit das Auge reichte. Ich fand es beinahe unmöglich, auf den steilen Abhängen, die mit losem Gerölle bedeckt waren, meine Füße zu gebrauchen, und mußte deßhalb niederhocken und in sehr unästhetischer Weise hinunterrutschen, wobei sich meine Fallgeschwindigkeit so schnell vermehrte, daß ich nicht anhalten konnte, sondern rascher und rascher hinabfuhr und zuletzt Hals über Kopf in furchtbarem Tempo unter vergeblichen Versuchen den Radschuh einzulegen hinabkollerte, wobei ich mich stieß und quetschte, doch schließlich etwas unterhalb des Ortes anhalten konnte, wo Philipp auf dem Rücken lag. Nachdem ich mich davon überzeugt hatte, daß meine Beschädigungen nicht ernster Natur waren, versuchte ich Philipp zu bewegen, daß er mir hinabfolge; allein er fürchtete sich aufzustehen, da er sehr schwindelig war und ganz überwältigt schien; dennoch gelangten wir zum Boote hinunter, und nach dem Abendessen bei einer Pfeife Tabak lachten wir viel über unser Abenteuer, und ich

ging zu Bette, mich auf die Bewegung hin wohler und leichter fühlend, und freute mich auf einen weiteren Spaziergang am anderen Morgen. Zwei weitere Boote hatten in unserer Nähe geankert, und die Mannschaften unterhielten ein fortwährendes Getrommel auf den Tam-tams. Unsere Leute vereinigten sich mit ihnen für die Festlichkeit, und diese Harmonien wurden bis ein Uhr Nachts fortgesetzt, wo die Männer dann zurückkehrten, unverkennbare Spuren eines fröhlich verlebten Abends an sich tragend.

Kurz nachdem ich mich am nächsten Morgen angekleidet hatte, kamen der Leuder und die Mannschaft mit einem Servirbrett heran, das mit gesottenem Huhn, Reis, Samschu und Eingemachtem bedeckt war, und stellten es vor mich hin, indem sie mir viele gute Wünsche für das neue Jahr darbrachten. Ich trank eine Tasse Branntwein mit ihuen und erwiderte die üblichen Wünsche, welche ich mit einem Geschenk von 500 Tschen zum Ankaufe von Feuerwerk begleitete, worauf ich mich mit Philipp zu einem Spaziergang in die Berge aufmachte.

Am Landeplatze kamen auch die Leuder der anderen Boote zu mir und wünschten mir ein glückliches neues Jahr. Sie falteten die Hände vor sich zusammen und machten so eine tiefe Verbeugung, der gewöhnliche Gruß der Chinesen, den ich in gleicher Weise erwiderte und mit vielen guten Wünschen begleitete.

Wir verließen den Fluß und folgten dem Ufer des Gebirgsbaches, das uns bald in die Berge führte. Dort gingen wir auf dem Pfade einige hundert Fuß an dem Abhange eines hohen Berges hinauf, von wo aus wir auf die Wasserfälle des Baches herabsahen, der sich in der Schlucht unter uns dahin wand und dessen Lärm uns hier blos als schwaches Murmeln erreichte.

Ueber uns und ringsumher thürmten sich riesige schwarze Berge, deren schneebedeckte Häupter mit Wolken bekränzt waren; da und dort, nahe und fern sah man kleine weiße Häuser, die auf kleinen cultivirten Fleckchen standen und wie Edelsteine der Civilisation in der Fassung von wildesten Naturbildern aussahen.

Ich ging weiter und erfreute mich meiner Freiheit und der

frischen Luft, während ich gelegentlich eine kleine Hütte passirte, die von blühenden Bohnenfeldern umgeben war, welche die Luft mit herrlichem Dufte erfüllten. Mittags kam ich in ein kleines Dorf. Die Leute machten einen Feiertag; Männer, Frauen und Kinder hatten ihre besten Kleider angezogen, und Gruppen alter sowie junger Männer standen umher, die Aussichten, welche das neue Jahr bot, zu besprechen. Mein Erscheinen wurde zuerst kaum bemerkt, außer durch einen Gruß und den Wunsch des Tages, sobald es aber bekannt geworden war, daß ich ein Fremder sei, kam eine Anzahl der Dorfältesten zu mir und lud mich im Namen der Gemeinde ein, Thee und Tabak mit ihnen zu theilen. Da ich mich durch meinen Spaziergang etwas ermüdet fühlte, war ich froh, mich auf eine Bank setzen zu können, die vor des Aeltesten Haus stand, worauf seine Frau und einige andere weibliche Mitglieder seiner Familie einen Tisch herausbrachten und mir süße Kuchen, Wallnüsse und Honig vorsetzten, sowie Thee und Tabak herumreichten. Ich war bald im Gespräche mit dem alten Manne; das ganze Dorf schaarte sich um uns und ich hatte genug zu thun, um alle ihre Fragen über die Se-yang-jen (Männer aus dem Westen) zu beantworten. Dieses war der Name, den sie den Fremden gaben, und ich hörte nicht ein einziges Mal, daß der ominöse Titel Yang-kwai-tseu gebraucht wurde. Ich wurde mit großer Freundlichkeit behandelt, und um mich ihnen dankbar zu erzeigen, entzückte ich sie dadurch, daß ich einige Porträts der Kinder zeichnete, die von Hand zu Hand gingen und sehr bewundert wurden. Mehrere Frauen brachten mir auf Befehl ihrer Herren kleine Geschenke an Tabak und Wallnüssen, und als ich, nachdem ich mehr als zwei Stunden mit diesen freundlichen Dorfbewohnern verbracht hatte, aufstand, um zu gehen, that ich dies unter ihren allgemein ausgesprochenen besten Wünschen. Der Dorfälteste, sowie die übrigen Patriarchen geleiteten mich beinahe eine Meile weit auf dem Wege zurück. wo ich mich von ihnen verabschiedete und mit dem Aeltesten die üblichen Abschiedsceremonien durchging. Jeder von uns beugte das linke Knie und erhob seine gefalteten Hände an die Stirn. Seine letzten Worte waren, daß der Besuch eines fremden Gelehrten am Neujahrstage für das Dorf ein gutes Omen sei.

Die Leute sagten mir, daß die Ernten an Weizen, Gerste,

Erbsen und Bohnen in diesen Bergen befriedigend seien und Früchte, z. B. Orangen, Granatäpfel und Wallnüsse auch reichlich trügen. An diesem Ufer des Flusses wird wenig Seide gezüchtet, allein auf der südlichen Seite, weiter im Lande wird viel und von recht guter Qualität producirt. Einige Cocons, welche ich erhielt und an Mr. James Hogg, in der Firma Hogg Brother's, Schanghai, sandte, wurden als gut bezeichnet, der Faden dagegen für nicht so gut als der in Sze-tschuen producirte gehalten. Auf meinem Spaziergange bemerkte ich an den Berglehnen viele Gebüsche wilder Rosen, dann Sträucher, die ich für Myrthen hielt und einen üppigen Wuchs von verschiedenen Farrenkräutern.

Mehrere Arten Fasanen, Füchse, wilde Ziegen und Schweine wurden mir als die Bewohner der Berge angegeben; auch werden hie und da 20—30 Fuß lange Schlangen getödtet, ich hörte jedoch von keiner giftigen Art. Wir begegneten etwa zwei Meilen vom Boote den Leuder und die Mannschaft, welche, ein Unglück fürchtend, gekommen waren, um uns zu suchen. Sie hatten offenbar das Neujahr bereits gefeiert, denn als sie mich erblickten, umarmte mich jeder der Reihe nach und schwuren, daß ihre Herzen durch des Ta-jens Abwesenheit betrübt worden wären.

Da ich wirklich sehr müde war, so bedauerte ich durchaus nicht bei unserem Boot anzukommen, wo Leulie uns angstvoll erwartete; er war nun durch meine Wiederkunft sehr entzückt, da er ein Unglück gefürchtet hatte. Er hatte meinen Geschmack errathen und ein Huhn zu Tische gebraten, dem ich gehörig Gerechtigkeit angedeihen ließ, und so endigte mein erster chinesischer Neujahrstag als Chinese.

In Itschang hatten wir einen Passagier aufgenommen, allein da er sehr ruhig geblieben war und im Hintertheile des Schiffes mit dem Leuder lebte, hatte ich ihn nicht bemerkt, bis er mir seinen Neujahrsgruß darbrachte, ehe ich am Morgen meinen Spaziergang begonnen hatte. Nach Tische nun ließ ich ihn in die Cabine kommen, um mit ihm zu plaudern; es zeigte sich, daß er ein reisender Buchhändler aus der Provinz Kiang-si war, der sich nach Sze-tschuen begab. Er war in seiner Heimath viel gereist, und ich erfuhr durch ihn, daß die Provinz Kiang-si

Papier und Holzlettern billiger producirt, als irgend eine andere des Reiches. Der Verlag beschränkt sich auf die Herausgabe von Lexikas und Sammlungen von Legenden; unser Mitreisender hatte mehrere Kisten mit solchen Büchern an Bord, für welche er, wie er mir mittheilte, einen guten Markt in Tschung-Tsching und Tschen-tu, der Hauptstadt von Sze-tschuen finde. Er wollte am letzteren Orte eine Retourladung von Romanen und historischen Werken einkaufen, welche er mit großem Profit in Hupe, Kiang-si und den benachbarten Provinzen verwerthen könne. Als ich ihn fragte, warum Romane und historische Werke in Sze-tschuen billiger als in seiner Provinz wären, sagte er, daß, weil diese jahrelang von Kriegen (ausgenommen einigen unbedeutenden Erhebungen) verschont geblieben sei, die Leute reich und gewöhnlich gut erzogen, also für das Lesen — von Romanen besonders — sehr eingenommen wären. Tschen-tu, die Hauptstadt, rühmt sich einer bekannten Universität, welche mehr Literaten heranbildet, als selbst Canton, und deßwegen ist dort eine dauernde Nachfrage nach den bekannten historischen Werken, welche die Examinationsthemata liefern.

Der Buch- und Letternhandel ist durch ganz China ein sicherer, der kleine, aber ungefährdete Erträgnisse gibt, und eines der wenigen Geschäfte, das nicht besteuert wird.

Ich zeigte ihm zu seinem großen Entzücken ein Exemplar des Werkes von Blakiston; die Illustrationen schienen Erstaunen in ihm hervorzurufen, und er bewunderte die Nettigkeit und Art des Einbandes ungemein, so daß er, als er meine Kabine verließ, um die Erlaubniß bat, es mit sich nehmen zu dürfen, um die Arbeit genauer betrachten zu können.

Unseren Ankerplatz am nächsten Morgen bei Tagesanbruch verlassend, schleppten wir eine bedeutende Strecke am linken Ufer gegen eine starke Strömung hinauf, und kamen gegen Mittag, ohne uns aufzuhalten, an der befestigten, aber unbedeutenden Stadt Kwei-tscheu vorbei. Die Gegend war nun offener, die Berge traten vom Flusse weiter zurück und ihre Hänge waren an manchen Stellen mit einer Art niedrigem Buschwerk bekleidet, das dem Buchs sehr ähnlich sah.

Oberhalb Kwei-tscheu kamen wir an eine lange Biegung des Flusses, deren Befahrung einigermaßen schwierig war, denn die

Sandsteinufer, welche vertical aus dem Flusse aufstiegen, hatten ganz glatte Oberflächen, ohne den geringsten Halt für die Bootshaken zu gewähren, wenn auch über dem Hochwasserniveau hunderte von Löchern der Mauerschwalben zu sehen waren.

Ein schmaler Weg war als Leinpfad aus dem Felsen heraus gehauen worden, und an vorstehenden Punkten hatte man große hölzerne Rollen in die Felsen eingelassen, auf welchen die Schlepptaue ungefährdet gleiten konnten.

Am Nachmittage erreichten wir die Tintan-Stromschnelle, welche im Winter sehr stark ist, aber im Sommer überhaupt nicht gesehen werden kann. Nahe am Fuße derselben landete ich und ging zu ihrem Anfange, wo ich mich niedersetzte, um zu rauchen, während ich auf mein Boot wartete, und hier erfuhr ich zum ersten Male eine rohe Behandlung durch das Volk. Gerade oberhalb meinem Platze lag ein chinesisches Kanonenboot vor Anker, das von Hankeu gekommen war und der Mandarin, der mich am Ufer sitzen sah, sandte einige seiner Leute, um zu fragen, wer ich sei. Nachdem sie erfahren hatten, daß ich ein Fremder wäre, gingen sie mit dieser Neuigkeit zurück, kamen aber bald mit mehreren Genossen wieder und begannen mit Steinen nach mir zu werfen. Bald hatte sich ein Pöbel aus Dschunkenmannschaften versammelt, welche wahrscheinlich glaubten, daß ich eine erlaubte Zielscheibe sei, und da sie sahen, wie mich Soldaten unter den Augen eines Mandarins behandelten mich auch zu bombardiren anfingen.

Philipp und Leulie, die mich in dieser Lage sahen, rannten in großer Aufregung heran, und der erstere, der den Paß des Vicekönigs bei sich hatte, zog mich unter einem Steinhagel rasch zum Kanonenboot, das wir bestiegen. Ich ging direct auf den Mandarin zu, der im Stern des Schiffes lag und sich offenbar an meiner Lage belustigt hatte, setzte mich neben ihn und zog meinen Revolver, den ich ruhig in meinen Schooß legte, während Philipp ihn fragte, wie er es wagen könne, zuzusehen, daß ein Fremder, der einen Paß des Vicekönigs trüge, von seinen Leuten belästigt sei. Er las den Paß und wurde sofort sehr höflich. Er rief seine Leute an Bord und gab ihnen einen scharfen Verweis, wie es schien zu deren großem Erstaunen, und befahl dem Pöbel, sich zu zerstreuen. Hierauf bat er mich, seine Leute

zu entschuldigen und versicherte mich, daß es nicht vorgekommen wäre, wenn sie gewußt hätten, wer ich sei. Ich sagte jedoch, daß ich ihn beim Vicekönig in Tschen-tu, an welchen mein Paß adressirt sei, anzeigen würde, und bestand darauf, daß mich seine Mannschaft zum Boote begleite. Er gab sofort den Befehl und ein halbes Dutzend Kerle eröffneten mir einen Weg durch die Menge und verließen mich nicht, ehe ich am Bord meines Bootes war, das inzwischen die Stromschnelle überwunden hatte, worauf sie sich, vor der Menge sehr gedemüthigt, zurückzogen.

Diese Kanonenboote werden zum Zollschutzdienste verwendet und je eines in der Nähe der Zollhäuser auf dem Yang-tseu-kiang aufgestellt, bereit, jede Dschunke einzuholen, die vorbeifährt, ohne die verlangten gesetzlichen und ungesetzlichen Zölle bezahlt zu haben. Diese Art von Zollbooten ist auf allen schiffbaren Flüssen und schmalen Buchten Chinas zu finden; sie führen zwei Kanonen auf dem Vorder- und Hinterdeck und sind mit dreißig bis vierzig Matrosen bemannt, welche durch einen Mandarin niederen Ranges befehligt werden. Wie die Landsoldaten sind auch diese Kerle gewissenlose Schurken, der Schrecken aller friedlichen Handelsleute und Reisenden auf dem Wasser, da sie erpressen oder vielmehr rauben, sobald es ihnen bei einer unvertheidigten Dschunke möglich ist.

Ich erinnere mich einer Rotte von einem dieser Boote, welche mein Boot enterten, als ich auf dem Ta-tschu-See jagte. Einer von ihnen dachte, der Fremde wäre am Lande und brach in die Cabine ein, um zu plündern, fand dort aber unverhofft den Yang-kwai-tseu, der ihm einen so warmen Empfang bereitete, daß er ohne Aufenthalt schleunigst über den Bord ins Wasser retirirte.

Als wir wieder unterwegs waren, fühlte ich mich wesentlich erleichtert; Philipp und Leulie begannen ihre Rosenkränze abzubeten; die Armen brauchten einige Zeit, bis sie sich von ihrem Schrecken erholt hatten und waren den Rest des Tages in sehr gedrückter Stimmung. Ich hege keinen Zweifel, daß ohne Philipp's Geistesgegenwart, mit welcher er den Paß zu meiner Erlösung brachte, es mir in den Händen dieser schurkischen Matrosen des Kanonenboots und aufgeregten Dschunkenmannschaften sehr schlecht hätte gehen können, welche, wie es schien,

einer Dschunke angehörten, die von Tschung-Tsching nach Hankeu ging.

Gerade vor eintretender Dunkelheit fuhren wir die einigermaßen gefährliche Stromschnelle Nieu-keu hinan und ankerten für die Nacht oberhalb derselben. Wir kamen an großen Massen des sonderbar glasirten Sandsteins vorbei, den Blakiston erwähnt; er sieht aus wie Graphit, aber im Bruche zeigt er sich als gewöhnlicher dunkler Sandstein. Ich habe Sandstein von demselben Aussehen an den Ufern des Brahmaputra in dem Distrikte von Mischmie angetroffen.

Am nächsten Tage passirten wir Pah-tung, die letzte Stadt von Bedeutung in der Provinz Hupe. Sie ist klein, zu Füßen eines Berges auf dem rechten Ufer gebaut, und lebt größtentheils vom Kohlenhandel. Der Kohlenbergbau wird in ausgedehntester Weise in den benachbarten Bergen betrieben. Ebenso werden viele Kartoffel gebaut, welche in Hankeu stets einen Markt finden. Von diesem Punkte aus, bis zu der Wu-schan-Schlucht war die Gegend freier; die Berge auf beiden Seiten wurden zu sanft ansteigenden Hügeln, welche sorgfältig cultivirt und mit Erbsen, Bohnen, Weizen, Mais und Kartoffeln bepflanzt waren.

Mittags kamen wir an dem Dorfe Kwan-du-keu vorbei, das an der Ausmündung der Wu-schan-Schlucht liegt. Beinahe eine Meile unterhalb des Dorfes hatten wir gegen eine äußerst starke Strömung anzukämpfen, welche an beiden Ufern fortwährend Stromschnellen verursacht.

Der Eingang zur Wu-schang-Schlucht ist nicht so merkwürdig was den Eindruck der Landschaft anbetrifft, als derjenige der Lukan-Schlucht; trotzdem erstere mit ihren hohen verticalen Wänden eines schwärzlichen Kalksteins einen imposanten Eindruck macht. Dieser Stein ist ungemein hart und nur mit großer Anstrengung konnte ich ein Stück davon abschlagen; die Leute in der Nachbarschaft nennen ihn wegen seiner Härte Eisenstein. Wir hatten zufällig bei unserer Einfahrt eine gute Brise, welche es uns ermöglichte, einige Meilen weiter zu segeln, bis wir an das Dorf Lam-min-yuen kamen, wo wir für die Nacht den Anker auswarfen.

Wir setzten unsere in Reise den nächsten Tag mit günstigem Winde fort und überschritten die Gränze von Hupe, welche links durch einen tiefen Riß in den Bergen, rechts von einem kleinen Gebirgsbache, der einige hundert Yards weiter oben einmündet, bezeichnet wird. Von hier aus verloren wir nach und nach die Brise, mit welcher wir den ganzen Morgen gefahren waren, und erhielten anstatt ihrer einen starken Gegenwind, der uns zwang, um zwei Uhr Nachmittags zu ankern.

Gegen Abend wurde Philipp, der bereits den ganzen Tag über Verdauungsbeschwerden geklagt hatte, welche durch den Genuß von unreifen Birnen und gesalzenen rohen Wasserrüben verursacht worden waren, von einem heftigen Kolikanfalle ergriffen. Er verweigerte es jedoch, Medicin zu nehmen, bis ich ihm, als er vor Schmerzen schrie, gewaltsam etwas Chlorodyne eingoß. Leulie protestirte gegen fremde Medicin und setzte sich wie ein ächter Chinese nieder, vergrub das Gesicht in den Händen und stöhnte. Er war zu nichts zu gebrauchen; ich stöberte ihn aber in die Höhe und zeigte mit drohender Gebärde auf den Kessel, bis er endlich verstand, daß er Wasser sieden müsse. Einstweilen schrie Philipp fortwährend, daß er stürbe und rief einmal die Jungfrau und die Heiligen, dann wieder den theuren Mr. „Copper" an, ihn zu retten.

Nur durch Anwendung von Gewalt brachte ich ihn dazu, sich dem Auflegen von in heißes Wasser getauchtem Flanell zu unterwerfen; endlich fiel er, als die Schmerzen aufhörten, in Schlaf, nachdem er meine Hand geküßt und seines Herrn Pflege gesegnet hatte. Dies war mein erster großer Schrecken, und während ich bis Mitternacht bei ihm wachte, hatte ich genug Zeit, über meine Situation nachzudenken, wenn mich irgend etwas seiner Dienste berauben sollte. Ich erinnerte mich daran, daß bisher seine Aufmerksamkeit es verhindert hatte, daß ich die geringste Unbequemlichkeit empfand, die aus meiner Unkenntniß der Sprache herrührte und wie gefesselt ich ohne ihn wäre. Endlich wachte er auf und verlangte noch von der schwarzen Medicin, worauf ich ihm noch dreißig Tropfen Chlorodyne verabreichte und er wieder einschlief. Leulie, den Philipp's theilweise Genesung wieder zu seiner Vernunft gebracht zu haben schien, zeigte sich nun bereit, zu wachen, was ich dankbar annahm.

Am nächsten Morgen fand ich Philipp zwar körperlich besser, aber geistig niedergeschlagen; er sagte, daß sein Schwager ihn vor dieser Reise gewarnt habe, welche sein Tod sein würde. Ich wollte, daß er Chinin nähme, da er stark fieberte, allein er wies es zurück und Leulie unterstützte ihn in seiner Behauptung, daß ihn fremde Medicin umbringen würde.

Es fiel mir plötzlich ein, daß Furcht vor dem Unternehmen mit Philipp's Krankheit viel zu thun haben könnte, deßwegen verbot ich Leulie auf das strengste, sich weiterhin einzumischen und nöthigte den widerstrebenden Philipp die Medicin zu nehmen, worauf er den ganzen Tag maulte, obgleich er besser schien. Ich konnte nicht recht daran glauben, daß er der Weiterreise ausweichen wollte; aber es fiel mir andererseits auch ein, daß er seit zwei Tagen mit Leulie gegessen hatte, anstatt mit mir, wie er es früher gewohnt war.

Ich war überzeugt, daß die Beiden einen Plan schmiedeten, und ich dachte mit Sorge an die Aussicht, meinen Dolmetscher zu verlieren, in welchem Falle ich nicht weiter könnte und auch nicht hoffen durfte, bei den Missionären in Tschung-Tsching so lange wohnen zu können, bis ich eine so vollständige Kenntniß der Sprache erlangt hätte, welche mich von seiner Hülfe unabhängig machen würde.

Um Mittag erreichten wir Wu-schan-schien, eine von Mauern umgebene Stadt auf dem linken Ufer, gerade oberhalb der westlichen Einfahrt zur Wu-schan-Schlucht. Da des Leuders Familie hier wohnte, bat er natürlich um die Erlaubniß, den Rest des Tages hier verbringen zu können. Philipp, von Leulie begleitet, ging zum Barbier ans Land und kehrte in etwa einer Stunde zurück, nun entschieden besser, allein ich konnte sehen, daß er nicht recht fröhlich war und es ängstlich zu erwarten schien, mit mir sprechen zu können. Ich schlug deßhalb einen Spaziergang am Ufer vor. Wir landeten und gingen zur Stadt hinaus, wo wir uns etwa eine Viertelmeile von den Wällen niedersetzten und rauchten. Der arme kleine Kerl war sehr ernst und nach einem oder zwei mißlungenen Versuchen platzte er heraus, daß der Herr sehr gütig sei, er aber fürchte, daß unser Unternehmen sehr gefährlich wäre. Jedermann spräche von der Gefahr durch Yünnan zu reisen; die Mohamedaner würden uns

sicherlich erwischen und ebenso sicher uns die Köpfe abschneiden. Es seien ferner im Westen Sze-tschuens wilde Völker, die jeden Chinesen tödten, der in ihre Hände falle. Ich ließ ihn sprechen, bis er seinen Wissensvorrath erschöpft hatte, und antwortete ihm dann einfach, daß wir uns nicht nach den Erzählungen unwissender Bootsleute richten könnten, sondern uns wegen der Gefahren, welche unser Vordringen mit sich bringe klar würden, wenn wir gehört hätten, was der Bischof von Tschung-Tsching darüber sage. Er schien sich nun wieder sicherer zu fühlen und wurde plötzlich heiterer.

Als wir zur Stadt zurückkehrten, begegneten wir ein sehr hübsches Mädchen, die mit ihrem Bruder ging, und mein kleiner Hund Zeila, ein winziger, aber gut dressirter, schwarz und gelber Pintscher, rannte, als wir an ihnen vorübergingen, auf das Mädchen zu, tanzte auf seinen Hinterfüßen und machte allerhand Sprünge, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Das Mädchen sagte zu ihrem Bruder, daß es ein „Yang-gau" (Fremder Hund) sei, bückte sich hierauf und nahm Zeila auf ihren Arm. Ich blieb erst stehen und setzte mich dann an den Wegrand, indem ich durch Philipp mehrere Fragen an sie stellte, welche sie ohne jede Scheu, aber mit angenehm bescheidenem Wesen beantwortete. Mein kleiner Hund erweckte ihr Interesse, und als er sie verließ und zu mir zurückkehrte, streichelte sie ihn, während er auf meinem Schooße lag. Sie war mit ihrem Bruder auf Besuch in der Stadt gewesen und kehrte nun in ihre Bergheimath zurück. Ich war sehr über die Vertraulichkeit erstaunt, welche sie mir gegenüber zeigte; selbst als sie hörte, daß ich ein Fremder sei, schien sie sich nicht im geringsten zu fürchten, so daß ich nicht widerstehen konnte, sie zu fragen, wie es komme, daß sie den Yang-jen nicht fürchte, worauf sie mir antwortete: „Alte Männer, wie Sie, sind zu alt, um von Mädchen gefürchtet zu werden," setzte aber hinzu, daß wenn ich ein junger Mann gewesen wäre, hätte die Landessitte sie davon abgehalten, als unverheirathete Frau zu mir zu sprechen. Als ich von ihr Abschied nahm, sagte ich zu Philipp, er solle ihr von mir aus einen guten Mann wünschen, worauf sie mir als Antwort eine angenehme Reise wünschte.

Hier war ich also abermals für einen alten Mann gehalten

worden — für einen Großvater, wie Philipp sagte. So sehr hatte mich das Rasiren meines Kopf- und Barthaares verändert, daß die Jugend verschwunden war, während die Brillen die Verwandlung vervollständigten, da sie mir ein ehrwürdiges Ansehen gaben.*) Meine weiblichen Besucher in Scha-seu hatten mich Philipp gegenüber seinen freundlichen „alten" Herrn genannt, und mehreremale war ich bei meinen Spaziergängen am Ufer gefragt worden, ob ich Söhne in Sze-tschuen hätte. Von dieser Zeit an übernahm ich für die Dauer meiner Reise in China die Rolle als ältlicher Mann. Es war mir ein unerwartetes Reiseerlebniß, so plötzlich den Schritt von der Jugend zum Alter zu thun; aber dennoch behielt ich das Ansehen des letzteren während meiner ganzen chinesischen Reise ohne die geringste Mühe.

Wir verließen Wu-schan erst um zehn Uhr am nächsten Vormittage und erreichten um ein Uhr Mittags die Tung-kan-tseu-Stromschnelle, welche zu dieser Jahreszeit eine gefährliche Passage ist, während sie im Sommer kein Hinderniß darbietet. Wir verfolgten unseren Weg durch eine Reihe von Stromschnellen, bis wir Abends sechs Uhr am linken Ufer, etwa zwanzig Meilen unterhalb der Stadt Qui-fu, für die Nacht anlegten. Die Gegend war auf beiden Seiten offen und schwach hügelig und von Weizen-, Gerste-, Erbsen-, Bohnen- und Mohnfeldern bedeckt, von denen die Pflänzchen der letzteren etwa zwei Zoll lang waren. Die Flußufer bestanden an vielen Stellen aus hartem Thonschiefer, der schwierig zu brechen war, aber dann in kleine Stücke von etwa einem halben Zolle im Gevierte sprang; andere Steine, derselben Formation angehörig, waren sehr locker gefügt und krümelten sich unter dem Drucke der Finger.

Unser Boot hatte einen schweren Tag; oft wurde es vollständig über Felsen gezogen, so daß es in angsterregender Weise anstieß und wetzte, und ich mich beim Leuder beschwerte, der jedoch darüber lachte und mir versicherte, daß das Holz des Wan-tschien-Bootes viele solche Strapazen ohne Schaden aus-

*) Der Reisende scheint nicht in Erfahrung gebracht zu haben, daß der Titel „Großvater" und die Annahme eines höheren Alters des Angeredeten in China als Compliment gelten. Anm. d. Uebers.

halten könne und ich muß selbst sagen, daß trotz der rauhen Behandlung das Boot nicht verletzt schien.

Philipp befand sich an diesem Abend entschieden besser und erörterte fröhlich unsere Aussichten, Calcutta zu erreichen. Während wir unseren Thee schlürften, wurde er ganz mittheilsam, und erzählte mir eine wunderbare Legende von fünf Theesträuchern, die auf der Tschusan-Insel im Tung-ting-See wüchsen und Thee von außerordentlicher Beschaffenheit erzeugten. Die Blätter seien sehr groß, so daß man von einem derselben zehn Tassen starken Thee brauen könne. Allen Thee, der von diesen Sträuchern bereitet würde, sende man nach Peking zum Kaiser, dessen persönliches Eigenthum die Insel sei, welche deßhalb auch von kaiserlichen Soldaten bewacht würde. Diese Sträucher, welche an einer kleinen Quelle wüchsen, gäben jährlich eine ungeheure Ernte, und man vermuthe, daß das Wasser der Quelle das Wachsthum der Sträucher beeinflusse, da Stecklinge oder Wurzeln derselben in anderem Boden stets zu Grunde gingen.

Am nächsten Morgen fuhren wir in die Fungsiang- (Windschachtel-) Schlucht ein, welche wegen der geräumigen Höhlen merkwürdig ist, die sich unter den überhängenden Klippen befinden und in denen die Fischerboote bequem ankern und die Mannschaften auch mit dem allgemein verbreiteten Schöpfnetz fischen können.

Als wir die Schlucht verlassen hatten, kam Qui-fu am linken Ufer in Sicht, und wir passirten ein Barackendorf, das auf dem nun trockenen Kiesufer des Flusses erbaut war. Dieser Ort gewährte einen sehr lebhaften Anblick; Hunderte von Männern und Frauen waren mit Salzsieden beschäftigt. Es befinden sich hier nämlich mehrere Soolequellen nahe am Tiefwasserstande des Flusses, welche deßhalb blos während der Wintermonate — von November bis März — ausgebeutet werden und im Sommer von der Fluth bedeckt sind.

Die Brunnen oder Schachte waren etwa zwölf Fuß tief und mit Brettern ausgeschlagen, so daß eine Art Röhre gebildet wurde, auf deren Boden vier nackte Kerle standen und das Salzwasser anderen hinaufreichten, die sich auf einem Gerüste in halber Höhe befanden. Diese gaben es denen auf der Oberfläche, welch letztere es in kleine Lehmreservoirs gossen, die in

der Nähe der Pfannen stehen, welche auf Lehmheerden angebracht sind. Als Feuerungsmaterial wird eine schöne Glanzkohle verwendet, die in großer Menge aus der Umgegend herbeigeschafft wird. Diese Salzsiedereien gehören der Regierung und sind die Quelle eines großen Einkommens des Hauptmandarins in Qui-fu, welcher durch das in seinem Stande übliche Erpressungssystem ungeheure Summen einsteckt. Die Pfannen ergeben durchschnittlich 1000 Piculs täglich, welche zu 32 Tschen per Catty verkauft werden. Ich landete und verbrachte mehr als eine halbe Stunde damit, die Werke zu besehen, worauf ich dem einstweilen vorausgefahrenen Boote nachging, das, noch ehe ich es erreicht hatte, vor dem Zollhause zu Qui-fu vor Anker gegangen war. Hier fand ich Philipp in fürchterlichem Zorne von einem halben Dutzend Zollbeamten umringt, die 750 Tschens verlangten, ehe sie die Erlaubniß geben wollten, die nöthig war, um das oberhalb der Stadt stationirte Kanonenboot passiren zu können. Sie hatten des englischen Consuls Paß gesehen, den sie jedoch mit der größten Verachtung behandelten. Bei meiner Ankunft zogen sie sich zurück und sagten, daß sie in einer halben Stunde für das Geld zurückkehren würden. Ich sandte deßhalb Leulie mit dem Passe des Vicekönigs an den Mandarin, der zweifellos an der Erpressung theilnahm, da er Leulie an die Beamten verwies, die uns schon besucht hatten, und diese kamen mit ihm zurück und verlangten sofortige Bezahlung, andernfalls sie meine Koffer erbrechen wollten. Auf dieses hin befahl ich Philipp, die Tschens zu zählen, und legte sie auf eine Kiste vor mich hin, während ich den Mandarin ersuchte, mir eine mit dem zollamtlichen Siegel versehene Quittung zu geben. Dies verweigerte er und legte seine Hand triumphirend auf das Geld; allein hier hatte er die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn ich schob seine Hand weg, indem ich sagte, daß es gegen meine Gewohnheit sei, Geld ohne Quittung herzugeben. Der Kerl wurde sehr ärgerlich und befahl uns, unsere Kisten zu öffnen. Ich sagte, daß sie bereit wären, und nachdem ich sie selbst aufgeschlossen, forderte ich ihn auf, anzufangen, während ich mein Notizbuch hervorzog und, jede weitere Unterredung verweigernd, ihn um seinen Namen fragte. Er begann einen meiner Koffer herumzuziehen, gab dies aber bald auf und sagte lachend, daß Alles

nur Spaß gewesen sei, aber daß Passagiere den Zollbeamten gewöhnlich Geschenke machten und Alles in Ordnung wäre, wenn ich 360 Tschen gäbe. Ich antwortete durch die Aufforderung, er möge in seiner Suche fortfahren; aber die ganze Gesellschaft zog sich zurück und kam in einigen Minuten mit einem höheren Mandarin wieder. Nachdem dieser um Erlaubniß ersucht hatte, das Boot besteigen zu dürfen, bat er um den Paß des Vicekönigs. Nachdem er ihn gelesen, bat er, das Vorgefallene zu entschuldigen und bemerkte, daß ein Geschenk üblich sei und daß Alles in Ordnung wäre, wenn ich etwas gäbe. Ich überreichte deßhalb einem, der sich Bankier nannte, 160 Tschen, indem ich bemerkte, daß ich sogleich ein Geschenk gegeben hätte, wenn ich höflich darum gebeten worden wäre. Der Mandarin rief dann einen anderen Officier, der uns bis zum Kanonenboot begleitete und dann Abschied nahm, nachdem er uns dort abgefertigt hatte.

Ich habe dieses kleine Abenteuer mit den Zollbeamten nur zur Anschaulichmachung der Schwierigkeiten erwähnt, welche ein Reisender erfahren würde, der das Innere Chinas bereist, ohne ein anderes Dokument, als den Paß seines Consuls zu besitzen, und ich glaube fest, daß ich ohne den Paß des Vicekönigs oft Gefahr gelaufen wäre, mißhandelt, wenn nicht sogar gänzlich an der Ausführung meiner Reise verhindert zu werden.

Qui-fu ist eine Großstadt und die erste Zollstation auf dem Yang-tseu-kiang nach dem Eintritte in die Provinz Sze-tschuen. Sie ist in angenehmer Umgebung auf dem linken Flußufer erbaut und enthält viele schöne Joßhäuser und Tempel. Die umliegende Gegend ist sehr fruchtbar und producirt Opium und Zucker in großen Quantitäten; die beste Kohle in der Provinz wird ebenfalls im Distrikte gefunden, dessen Hauptstadt Qui-fu ist.

Ich war froh, Qui-fu hinter mir zu haben, und wir ankerten nicht früher, als bis wir einen Punkt erreicht hatten, der einige Meilen oberhalb der Stadt liegt.

Am nächsten Tage befuhren wir die Tung-Yan-Stromschnelle, welche zu dieser Jahreszeit als eine der gefährlichsten erachtet wird, so daß hier ein Mandarin stationirt ist, der darauf Acht geben muß, daß alle Passagiere aussteigen, ehe die

Boote in die Stromschnelle einfahren. Gerade vor unserer Ankunft war eine mit Baumwolle beladene große Dschunke bei der Auffahrt an ein Riff gestoßen und zehn Yards davon untergegangen. Man hatte sie nun mittelst vier anderer Boote gehoben und die Mannschaft war damit beschäftigt, sie auszuschöpfen. Sie war sehr stark beschädigt und trotz der anwesenden Mannschaft plünderten Strandräuber ungenirt Raaen und Ladung, während der Eigenthümer, ein Sze-tschuener Kaufmann, vollständig hülflos zusah. Ich glaube jedoch, daß auf dem oberen Yang-tseu-kiang ein Gebrauch gilt, nach welchem die Leute der Nachbarschaft einen Theil aller Wracks, die ans Land kommen, in Anspruch nehmen können.

Große Anlagen waren hier in Arbeit, um die Stromschnelle zu verbessern; starke Uferbauten begannen sich auf der linken Seite zu erheben und Felsen, welche aus dem Wasser ragten, wurden gesprengt, um das Flußbett zu vertiefen. Die Kosten dieser Werke, an welchen nun bereits einige Jahre hindurch gearbeitet worden war, wurden durch Beiträge der Eigenthümer von Dschunken und Ladungen, welche hier auf- oder abwärts passirten, gedeckt, und diese Steuer wird so lange erhoben werden, bis das Unternehmen vollendet ist. Wann aber dieser Zeitpunkt eintreten wird, ist schwer zu sagen, da mehrere Mandarins, welche die Arbeiten beaufsichtigen, eine reiche Ernte davon haben; wie mir gesagt wurde, gehen volle zwei Drittel der jährlich erhobenen Beiträge in die Taschen derselben.

Eine herrliche Brise begünstigte uns, nachdem wir die Stromschnelle passirt hatten, so daß wir an diesem Tage mehr als vierzig Meilen zurückgelegt hatten, als wir für die Nacht anlegten. Zwischen der Tung-yan-Stromschnelle und der Stadt Yung-yan-tschien erhoben sich auf einer Strecke von mehr als einer Meile die Ufer in Gestalt von Reihen pyramidenförmiger Hügel, die, etwa 300 Fuß hoch, mit gleich großer Basis auch ihre Vorderseite gleichmäßig wie Festungs-Escarpen wiesen. Ihre Seiten fielen im gleichen Winkel in die zwischen ihnen liegenden Vertiefungen ab. Die ganze Formation mit ihrer scheinbar künstlichen Regelmäßigkeit war eines der merkwürdigsten Bilder, das ich bis jetzt auf dem Yang-tseu-kiang gesehen hatte, der sich hier, nebenbei bemerkt, auf fünfzig Yards verengt und sehr tief ist.

Ich war wirklich stark versucht, diese Schlucht „Pyramidenschlucht" zu nennen, wenn mich mein Widerwillen nicht davon abgehalten hätte, den ich gegen den Ersatz chinesischer Bezeichnungen durch englische hege, indem jeder Theil des Flusses bereits seinen bezeichnenden Namen trägt, der von den Schiffern gebraucht wird.

Zwei Tagereisen durch ein schönes Land mit gutbearbeiteten Erbsen, Bohnen und Mohnfeldern brachten uns nach Wan-tschien. Diese Stadt erregt die Aufmerksamkeit durch ihre malerische Ansicht vom Flusse aus; zwei schöne Joßhäuser zieren ihre westliche und östliche Vorstadt, die einen bedeutenden Theil des Flußufers bedecken.

Wan-tschien leitet seine Bedeutung hauptsächlich von dem Umstande her, daß es ein Opiummarkt ist, wohin große Mengen dieser Drogue verbracht werden, von wo aus man sie nach Tschung-Tsching verschifft. Wir kamen zufällig gerade an, als die große Neujahrsprocession das Flußufer entlang ging, die aus hunderten von Leuten bestand, welche in ihre Sonntagsgewänder gekleidet waren. Eine alte Sitte verpflichtet alle höheren Beamten an dieser Procession im vollen Staatscostüme theilzunehmen, und das Volk hält so sehr auf deren Erfüllung, daß nur Krankheit oder der Tod eines Verwandten genügend wären, um die Abwesenheit eines Beamten zu entschuldigen, möge sein Rang auch noch so hoch sein.

Einer der bemerkenswerthesten Gegenstände der Procession war eine ungeheure Drachenfigur, die etwa fünfzig Fuß lang war und von einer Anzahl grotesk gekleideter Männer auf Stangen getragen wurde, durch deren Bewegung man schlangenartige Windungen der Figur hervorbrachte. Zahlreiche Musikbanden begleiteten die Procession, deren Weisen sich mit den Rufen der Menge zu einem betäubenden Lärm verbanden.

Da eine derartige Procession aufregend auf die Bevölkerung wirkt, so gab ich den Befehl zum Weiterfahren, der allerdings den Wünschen der Bootsleute entgegen war. Ein Trinkgeld von 200 Tschen überwand jedoch ihr Widerstreben und wir fuhren weiter stromaufwärts, nachdem wir einige Provisionen eingekauft und einen anderen Bootsmann an Stelle dessen, der uns hier verließ, gemiethet hatten.

Gegen Sonnenuntergang erreichten wir die kleine Hu-Stromschnelle. Wenn auch ihre Ueberwindung am Tage wenig Gefahren bietet, so war unsere Aufgabe doch nicht so leicht, da es beinahe dunkel war und ein Sturmwind uns in den Rücken blies. Wir wagten es nicht, uns dem Lande zu nähern; der Fluß war bewegt wie ein siedender Kessel und unsere Leute mußten vom Boote auf die Felsen springen, wobei sie ins Wasser fielen, sich aber nicht beschädigten, jedoch tüchtig durchnäßt und von den Wellen umhergeworfen wurden. Kaum daß die Leute gelandet hatten und anfingen das Boot durch die Stromschnelle zu schleppen, so sah ich, daß unsere Situation gefährlich wurde; es war ganz dunkel und der Wind heulte so laut, daß die Bootsleute am Lande den Ausluger im Bug des Bootes nicht hören konnten. Ehe ich noch Zeit gehabt, meine schweren Kleider abzuwerfen, stießen wir heftig auf ein Riff und wurden seitwärts gedreht. Wie wir vom Felsen abkamen, weiß ich nicht, denn wir waren wieder los, als es mir gelang, meinen langen Rock abzustreifen; aber unser Boot war halb voll Wasser und noch immer in der Mitte der Stromschnelle. Mit dessen nun vermehrtem Gewicht war es unseren Kulis nicht möglich, die Strömung zu überwinden, und wir mußten beinahe eine Viertelstunde warten, bis ein halbes Dutzend Dorfleute zu unserer Hülfe kam; inzwischen nahm die Dunkelheit zu und jeder Augenblick schien eine Ewigkeit, bis wir endlich aus der Stromschnelle und in ruhigem Fahrwasser waren. Glücklicherweise war unser Boot stark, denn wenn es leck geworden wäre, hätte uns nichts retten können. Der Leuder hatte die Stärke der Strömung unterschätzt und geglaubt, daß unsere Leute das Boot ohne Hülfe hinaufziehen könnten, worin er sich täuschte; aber er und der Ausluger hatten sich wenigstens als brave Kameraden bewährt, denn sie blieben während des ganzen Verlaufs des Abenteuers fest und ruhig.

Da mein Bett und alles Uebrige naß war, konnte es mir nur angenehm sein, meine Mahlzeit in einem kleinen Theehause des Flußufers einzunehmen, das von Bootsleuten frequentirt wurde. Bis Mitternacht waren meine Flanelldecken trocken genug, um sie wieder zu benützen.

Am anderen Morgen brachen wir früh auf und passirten

mehrere Dörfer, deren weiße Häuser reinlich und nett aussahen, dabei lagen viele Einzelhöfe in Gärten und Orangenhainen; es schienen nun die einzelnen Gebäude mit ihren isolirten cultivirten Umgebungen an Stelle der kleinen Häusergruppen getreten zu sein, so daß die Gegend einen ihr eigenthümlichen Charakter trug. Auf dem Flußbette wurde an vielen Stellen Gold gewaschen, wo das erstere in langgestreckten kiesigen Ufern zu Tage trat; viele Männer waren hier eifrig beschäftigt, Gold zu suchen, was aber, so viel ich erfuhr, nur wenig Nutzen ergab; die Wäscher sahen auch beinahe alle sehr alt und arm aus.

Gegen Abend passirten wir das Dorf Schi-peu-tschai, mit seiner berühmten siebenstöckigen Pagode, die wie eine Stiege an einen riesigen Felsen gebaut ist und deren oberes Stockwerk mit anderen Tempelbauten auf dem Gipfel zusammenhängt, während das Dorf sich an den Fuß der Terrasse, auf welcher sie steht, anschmiegt.

Nichts könnte reizender sein, als die sich folgenden Ansichten der fruchtbaren Gegend zwischen Schi-peu-tschai und unserem Halteplatz für die Nacht. Die Abhänge, welche gegen den Fluß hinabfielen, waren buchstäblich bedeckt mit Orangenbäumen, während Pfirsich- und Birnbäume, von weißen Blüthen bedeckt, bei den kleinen Häusern standen, von denen viele aus dem Laube hervorlugten und mich an Landschaften erinnerten, die ich als Knabe in Wales gesehen hatte.

Der Fluß wird oberhalb Schi-peu-tschai bedeutend weiter und muß hier während der Sommerfluthen durchschnittlich mehr als eine halbe Meile breit sein. Nachdem wir am nächsten Morgen unseren Ankerplatz verlassen hatten, kamen wir in eine sehr breite Biegung des Flusses, der hier durch zahlreiche Streifen flacher Felsen, die etwa sechs Fuß aus dem Wasser ragen, in viele Canäle getheilt wird. Dieser Ort ist im Sommer wegen dieser Felsen sehr gefährlich, welche dann unter dem Wasser versteckte Riffe bilden.

Nachmittags erreichten wir die kleine Stadt Tschung, eine der hübschesten am Yang-tseu-kiang. Sie enthält viele Pagoden, Tempel, dreistöckige Häuser und Ya-muns, welche, vom Flusse aus gesehen, sich mit dem üppigen Laubwerke, von dem sie umgeben sind, zu einem angenehmen Bilde vereinigen.

Wir lagen kaum mehr als eine halbe Stunde vor Anker, als schon mehrere chinesische Christen in das Boot kamen, unter ihnen ein Schüler der Missionsschule. Dieser junge Mann lud mich höflich ein, mit ihm zu kommen, um den chinesischen Priester zu besuchen, der in der Stadt residire.

Nachdem ich den Schüler ins Missionshaus begleitet hatte, wurde ich ungemein freundlich vom Pater empfangen, der ein schönes Exemplar eines gebildeten Chinesen war. Er war ein ältlicher Mann mit einem langen weißen Barte, ruhig und ehrwürdig in seinem Aeußeren, mit ernstem und zuvorkommendem Wesen.

Im Laufe des Gespräches erfuhr ich, daß er in Rom erzogen worden sei, und nach einiger Zeit ließ er etwas Portwein und Kuchen kommen. Der Wein war mir ein großer Genuß und mein sichtliches Behagen veranlaßte ihn zu einem Lächeln. Während wir uns unterhielten, kamen mehrere Kaufleute auf Besuch. Da sie von der Ankunft eines Fremden gehört hatten, schlossen sie, daß ich ein Geistlicher sein müsse und deßwegen beugte beim Eintritt in das Zimmer jeder das Knie und bat um meinen Segen. Als ich ihnen sagte, daß ich kein Pater sei, schienen sie erstaunt, änderten aber ihr respectvolles Betragen in keiner Weise. Nachdem ich ein paar Stunden in der Mission zugebracht hatte, sagte ich dem Pater Lebewohl und schlenderte mit dem jungen Studenten und Philipp durch die Stadt, deren Reinlichkeit bemerkenswerth ist. Die Tempel sind sehr schöne Gebäude, reichlich mit Schnitzereien verziert und in Gold und Farben schimmernd. Unser junger Führer brachte uns zum Ya-mun und wollte mich dem Mandarin vorstellen, den er als großen Freund der Missionäre beschrieb, allein ich störte ihn nicht, da solche Besuche wegen der üblichen Geschenke gewöhnlich kostspielig sind.

In vielen Läden bemerkte ich große Vorräthe von baumwollenen Zeugen und viel Opium. Ich sah hier in Tschung zum ersten Male eine Sitte, die mir, obwohl ich sie in China verbreitet glaube, noch nie aufgefallen oder bemerklich geworden war. An den Straßenecken befanden sich Nischen in den Häusern, in welchen lange weiße Holzkisten standen, die Särge waren. Als ich fragte, warum sie dort aufbewahrt würden, sagte man

mir, daß von den Districtsvorständen für ihre Lieferung Sorge getragen werde, und daß man sie für das Begräbniß der Armen benütze, von denen jedoch wenige in Tschung vorhanden sind.

Die Stadt war gut gebaut und der sie umgebende Wall in tadellosem Zustande. Im Allgemeinen fiel mir das behäbige Aussehen des Ortes auf, das auch bei näherer Betrachtung nicht die hohen Erwartungen enttäuscht, welche durch sein imposantes Aussehen vom Flusse aus hervorgerufen werden.

Die hervorragenden Zustände dieser Stadt im Gegensatze zum gewöhnlichen Schmutz und der Vernachlässigung in chinesischen Städten, kann man nur dem Einflusse der Christen zuschreiben, welche beinahe ein Drittel der Bevölkerung ausmachen und hauptsächlich den wohlhabenderen Klassen angehören, die, wie ich wohl behaupten darf, die meisten Convertiten in Sze-tschuen geliefert haben.

Ich erfuhr mit Bedauern, daß die Erzählung, welche uns der Leuder Blakiston's über das Ertrinken des jungen Paters mittheilte, nur zu wahr sei. Es zeigte sich, daß er während der Durchschiffung einer Stromschnelle sich am Schlepptau anhielt, an dem die Dschunke hinaufgezogen wurde, und daß er, als dasselbe zerriß, vom Rückschlag über Bord in die Mitte der Stromschnelle geschleudert wurde, wo er versank, um nicht wieder gesehen zu werden. Einer seiner Gefährten sprang ihm nach und ertrank beinahe durch seine Bemühungen, ihn zu retten.

Diese Neuigkeit schien Philipp und Leulie bedeutend anzugreifen, und der erstere klagte wieder über Unwohlsein als er zu Bette ging. Gerade bevor ich mich für die Nacht zurückzog, sandte mir der chinesische Priester zwei Hühner und einen Korb mit köstlichen kleinen Eierkuchen als Geschenk, was ich mit einem Stück gewöhnlicher brauner Seife und einem halben Dutzend Wachslichtern, Artikel von großem Werthe in den Augen eingeborener Christen erwiderte. Fremde Seife ist ein von allen Chinesen hochgeschätzter Luxusartikel, und ich wurde darum gebeten, so oft ich ans Ufer ging. Die gewöhnliche chinesische Seife ist eine sehr grobe Waare, die aus mit Asche gemischtem Talg und hie und da aus der Seifennuß bereitet wird, und sehr theuer ist; die Seifennuß wird hauptsächlich von den ärmeren Klassen in Sze-tschuen zum Waschen von Kleidern

benützt, da nur zu diesem Zwecke irgend welche Seife gebraucht wird, indem das Volk dieselbe niemals benützt, um sich selbst damit zu waschen.

Wir verließen Tschung am nächsten Morgen und kamen durch eine gut cultivirte Gegend. Der Duft der blühenden Bohnenfelder war köstlich. Die letzten Tagereisen hatten uns in



Sze=tschuener Steinbrucharbeiter.

ein ganz anderes Klima gebracht. An Stelle der kalten schneidenden Winde, die von den schneebedeckten Berggipfeln herabwehten, hatten wir nun herrlich linde Brisen, die uns köstliche Wohlgerüche zutrugen und die bis zum Gipfel cultivirten Berge erfreuten sich der größten Ueppigkeit.

Am Tage, nachdem wir Tschung verlassen hatten, passirten wir ohne Aufenthalt die Stadt Fung-tschien. Nahe am Flusse befinden sich zahlreiche Steinbrüche, worin Schaaren von Arbeitern angestrengt arbeiteten, von denen einige die Blöcke feiner behieben, während andere große Sandsteinstücke in viereckige Blöcke spalteten, wozu sie sich eiserner Keile und großer eiserner Hämmer bedienten, die je zwischen zwanzig und dreißig Pfund wogen. Ich beobachtete die Arbeiter, welche sie führten und fand, daß sie ihr Werk mit viel Geschicklichkeit ausführten. Jeder Mann suchte sich einen Sandsteinfelsen aus, der frei von Rissen war und bohrte dann etwa drei Zoll tiefe und achtzehn Zoll unter einander entfernte Löcher in den Stein, welche die Linien des viereckigen zu brechendes Stückes angaben. Er steckte dann einen eisernen Keil in jedes der Löcher und schlug der Reihe nach auf die ersteren, bis der Quader absprang und damit zur feineren Behauung mit Hammer und Meißel bereit war. Die Handhabung der oben erwähnten Hämmer erfordert große Gewandtheit, da die Stiele aus biegsamem Bambus gefertigt sind, welcher nur fingerdick und vier Fuß lang ist. Der Hammer baumelt bei seiner Anwendung zwischen den gespreizten Füßen des Arbeiters, der seinen Körper so lange vorwärts und rückwärts schwingt, bis der Hammer über seinem Kopfe schwebt, dann schlägt er ihn mit einem plötzlichen Ruck und großer Kraft auf den Keil, indem er jeden Schlag mit dem eigenthümlichen Kehllaute begleitet, den sich auch bei uns die meisten Schmiede und Holzhauer u. s. w. angewöhnen.

Abends ankerten wir an der mauerumkränzten Stadt Fu-tscheu oberhalb der Einmündung des Kung-tan-ho, ein kleiner Fluß, der auf dem rechten Ufer in den Yang-tseu-kiang fließt. Dieser Fluß ist das ganze Jahr über auf eine Strecke von mehreren Tagereisen schiffbar und scheint, nach der Zahl großer, an seiner Ausmündung liegenden Dschunken zu schließen, die Hauptstraße eines bedeutenden Handels zu sein. Ein eigenthümlicher Bau dieser Schiffe läßt sie unter anderen herausfinden; es befindet sich nämlich auf dem Flusse Kung-tan-ho eine sehr enge Stelle, in welcher ein Felsen über den Fluß hereinragt. Um die Passage nun durchschiffen zu können, werden die Dschunken mit einer Curve am Hintertheile gebaut, was ihnen ein schiefes,

einseitiges Ansehen gibt. Als wir Fu-tscheu eben verließen, nachdem wir einige Provisionen eingekauft hatten, brach ein Feuer unter den hölzernen Häusern aus, die dem Flußufer entlang außerhalb der Mauern erbaut waren. Der Brand griff so rasch um sich, daß er mit den Häusern auf einer Strecke von 200 Yards tabula rasa gemacht hatte, ehe wir die Stadt aus den Augen verloren.

Am nächsten Tage beabsichtigten wir für die Nacht an der Stadt Tschung-Tschau zu ankern; als wir deßwegen dort beilegten, collidirten wir jedoch mit einem anderen Boote und brachten ihm bedeutende Beschädigungen bei. Natürlich gab es einen fürchterlichen Streit zwischen den beiderseitigen Mannschaften und der Leuder des beschädigten Bootes verlangte 100 Taels Ersatz, begnügte sich jedoch nach langen Verhandlungen mit fünfundzwanzig, von denen unser Leuder fünf sogleich erlegte und den Rest für den nächsten Morgen versprach. Als das Geschäft abgeschlossen war, zog sich der andere Leuder auf sein Boot zurück und Alles war wieder ruhig. Gerade als ich zu Bette gehen wollte, hörte ich jedoch unsere Mannschaft leise sich im Boote umherbewegen und fühlte bald nachher, daß wir durch das Wasser gingen. Ich weckte Philipp und opponirte dagegen, im Dunkeln zu reisen, aber der Leuder hatte sich vorgenommen, der für den anderen Morgen versprochenen Zahlung auszuweichen und wir fuhren weiter, im Dunkeln unseren Weg fühlend. Nach Zurücklegung einer Strecke von etwa zwei Meilen kamen wir an eine kleine Stromschnelle und unsere Leute sprangen ans Land, wo sie am Schlepptau zu ziehen begannen; aber wir blieben auf halbem Wege stecken. Der Leuder bat Philipp und Leulie der Mannschaft zu helfen und ich schloß mich ihnen an; aber alle unsere Anstrengungen zeigten sich fruchtlos. Die Strömung war zu stark und das Ufer so steil, daß wir in der Dunkelheit nicht ordentlich Fuß fassen konnten. Wir konnten es wegen der vielen Felsen nicht wagen, die Stromschnelle wieder hinabzufahren, und es blieb uns deßhalb nichts Anderes übrig, als uns festzulegen, wo wir waren, und wir hatten die ganze Nacht hindurch das Vergnügen, zu versuchen, ob wir einschlafen konnten, während das Wasser um uns her kochte und donnerte. Wir lagen gerade in einem starken Wirbel innerhalb der

Strömung, so daß alle paar Minuten unser Boot wie ein Kreisel herumgedreht und vor dem Zerschmettern nur durch zwei Männer bewahrt wurde, welche im Bug und Stern des Schiffes postirt waren.

Unsere Situation wurde endlich so gefährlich, daß ich landete und bis zum Morgen rauchend auf den Felsen sitzen blieb. Beim ersten Morgengrauen begannen wir alle kräftig zu arbeiten und es gelang uns, die Stromschnelle zu überwinden. Der Fluß machte hier eine scharfe Biegung, und während das Boot sie umschiffte, schnitt ich sie zu Fuße quer ab, da ich den wunderschönen Morgen zu genießen wünschte. Ein kleiner Pfad führte uns durch ein sehr schön cultivirtes Land; hie und da gingen wir über Zuckerrohrfelder, deren Stengel acht bis neun Fuß hoch waren; dann durch Felder, mit Bohnen bepflanzt, die für Myriaden von Bienen eine reiche Mahlzeit auftischten, während Weizen und Gerste, alle gedibbelt, wie es schon seit unvordenklichen Zeiten bei den chinesischen Landwirthen der Brauch ist*), einen Fuß hoch standen und sehr üppig waren. Kurz gesagt, die ganze Gegend glich dem Frühling, wie man ihn in der Umgegend Schanghais im Mai sieht, während wir hier erst im Februar waren. Große Flächen von Mohn, der über einen halben Fuß hoch war, zeichneten sich durch ihre anmuthige grüne Farbe aus, während eine Anzahl kleiner weißer Bauernhäuser der Landschaft weitere Reize verliehen.

Indem wir in einzelne dieser Hütten eintraten, um einen Trunk Thee oder Feuer zu erhalten, konnte ich nicht umhin, ihr äußerst schmutziges Innere mit ihrem netten und reinlichen Aeußeren zu vergleichen. Innen lagen Schweine unter den Tischen und in den Ecken der Zimmer, während Kinder, Hunde Hühner und Enten frei über die schmutzigen Lehmböden verfügten. Diese irische Art des Hausinneren ist in China unter

*) Unter „Dibbeln" versteht man das Auslegen der einzelnen Körner in gewissen Abständen unter einander. Es wird dadurch die kräftige und gleichmäßige Entwickelung der Pflanzen bewirkt und an Saatkorn ganz bedeutend gespart, allein die Umständlichkeit der Arbeit bringt es mit sich, daß nur bei ungewöhnlich billiger Arbeit das Dibbeln und nicht die gewöhnliche Saat durch Ausstreuen mit der Hand den meisten Nutzen bringt. Anm. d. Uebers.

der landwirthschaftlichen Bevölkerung allgemein; aber ist gewiß besonders unter dem Volke von Sze-tschuen auffällig, das sehr wohlhabend ist, und den Aeußerlichkeiten so viele Aufmerksamkeit schenkt. Mittags passirten wir das große Dorf Lo-schih auf dem linken Ufer und auf den benachbarten Bergen bemerkte ich sehr viele Eisenhüttenwerke; die Gegend ist nämlich sehr reich an diesem Metalle.

Etwa um sechs Uhr ankerten wir für die Nacht beim Dorfe Hutung, das in einer wundervoll fruchtbaren Gegend kaum eine Tagereise zu Fuß von Tschung-Tsching entfernt liegt.

Nach dem Essen unterhielten Philipp und ich uns, wie wir es gewöhnlich Abends, nach vollendeter chinesischer Conversationsstunde, thaten. Er war besonders mittheilsam aufgelegt und die Aussicht, morgen Tschung-Tsching zu erreichen, hatte seine Krankheit und Niedergeschlagenheit verscheucht, unser Gespräch wandte sich auf die chinesischen Taschenspieler, einer Classe von herumstreichenden, geriebenen Strolchen, die sehr zahlreich ist. Von diesem Gegenstande kamen wir auf das Uebernatürliche und er erzählte mir, wie gewisse Leute in China sich mit Geistern in Rapport setzen. Eine Methode, die unter den Frauen verbreitet ist, ist folgende. Am dreizehnten Tage des Neumondes verschließt sich die Spiritualistin in ein Zimmer; ein Bambuskorb, ähnlich einem unserer Waschkörbe, wird umgestülpt auf einen Tisch gestellt und ein Eßstäbchen auf den Boden des ersteren gelegt. Zwei Frauen ergreifen den unteren Rand mit der rechten Hand, während eine dritte (das Medium, vermuthe ich) ihr Gesicht zur Erde beugt und fortwährend ausruft „Bist Du schon gekommen? Bist Du schon gekommen?" Nach einiger auf diese Weise verbrachten Zeit wird die Ankunft des Geistes durch das Klopfen mit dem Eßstäbchen an die Wand des Korbes angezeigt und dann fragt man ihn nach dem Alter der Anwesenden, welches er richtig angibt, indem er für jedes Jahr einen Schlag thut. Andere Fragen werden dann gestellt, die meistens auf die Aussicht zu einem Ehemanne oder zu Kindern hinzielen. Als ich dies hörte, schien es mir so sehr wie eine Wiederholung unserer spiritualistischen Sitzungen, daß ich glaubte, Philipp übe seine satyrischen Talente, allein, nachdem ich ihn genau ausgefragt hatte, konnte ich nicht daran zweifeln, daß er das mir Erzählte

als Factum erachtete; außerdem versicherte er mich, daß er nie gehört hätte, daß auch Fremde sich diese Unterhaltung machen. Er sagte mir, daß die Ausübung des Spiritualismus für erniedrigend erachtet wird, und daß es wenige Leute thun, da sie sich fürchten. Viele Chinesen, mit denen ich über dieses Thema sprach, schienen mit der Sache bekannt zu sein und an Verbindungen mit Geistern zu glauben; allein sie bezeichneten sie als schlecht und unreputirlich.

Viele Leute erlangen den Ruf, vom Teufel besessen zu sein; die Gegenwart des Dämonen zeigt sich in übernatürlichen Fähigkeiten des Besessenen, der dicke Eisenstäbe bricht, glühendes Metall in die Hand nimmt, irdenes Geschirr ißt, auf Papier schreibt, ohne es dabei zu berühren, sondern die Lettern nur in die Luft zeichnet, worauf das Papier an das Feuer gehalten wird und die Buchstaben erscheinen. Diese Kunststücke sind offenbar Taschenspielereien, allein das Korbklopfen schien mir einer Beschreibung werth, da es so sehr unserem heimathlichen Tischklopfen ähnelt.

Am nächsten Morgen fuhren wir bei Sonnenaufgang ab und kamen durch eine bergige Gegend. Um Mittag erreichten wir Blakiston's „Iron Gorge" (Eisen-Schlucht), in deren Nähe zahlreiche Rauchsäulen die Stellen der Eisenhütten anzeigten. Um zwei Uhr Nachmittags kamen die Spitzen der Pagoden und und Dschunkenmasten in Tschung-Tsching in Sicht und wir ankerten um drei und ein Viertel Uhr dort im Tschung-Tsching-Fluß, der in den Yang-tseu-kiang auf dessen linkem Ufer einmündet und die Städte Li-min und Tschung-Tsching trennt.

Sofort nach meiner Ankunft sandte ich Philipp und Leulie mit meinen Empfehlungsbriefen zum katholischen Bischof, der hier residirt. Nach zweistündiger Abwesenheit kam Philipp von Monseigneur Desfleches zurück mit der Botschaft, daß dessen Haus zu meiner Verfügung stehe; aber da ich viele Besuche empfangen müsse, wolle er mir ein Mandarinen-Haus für mich allein verschaffen, wenn ich bis am anderen Morgen warten würde. Philipp theilte mir auch mit, daß Se. Excellenz von M. Dabry einen Brief erhalten hatte, der mich als geheimen Agenten der Regierung beschrieb, der auf dem Wege sei, eine Handelsstraße durch Birma zu eröffnen. Der gute Bischof hielt

mich daher für eine sehr wichtige Persönlichkeit, der eine sehr großartige Wohnung in Tschung-Tsching benöthige, und drückte sein Vorhaben aus, mich am anderen Morgen zu besuchen. Glücklicherweise übernachtete Leulie im Palast, und da er zweifellos seine diesbezüglichen Instructionen von dem guten Pater G. de Carli hatte, erklärte er dem Bischof meine Verhältnisse. Zeitig kehrte er am nächsten Morgen zum Boote zurück und brachte des Bischofs Sänfte und Träger, sowie die Nachricht, daß Zimmer für mich in einem Hotel der Stadt bereit seien. Ich begab mich dorthin und logirte mich ein, froh, dem Boote entronnen zu sein.

Unsere Reise von Scha-seu bis Tschung-Tsching hatte fünfundzwanzig Tage in Anspruch genommen, so daß ich also seit Hankeu neunundzwanzig Tage gebraucht hatte, was auch die durchschnittliche Zeitperiode ist, die von einem kleinen Boote zu dieser Jahreszeit benöthigt wird. Ehe ich mit meinem Reiseberichte fortfahre, muß ich dem Leser einige Bemerkungen über den großen Fluß und seine Schifffahrt mittheilen, den ich hier verlasse, um meine Reise zu Lande fortzusetzen.

Dem Yang-tseu-kiang, muß wegen seiner großen Länge, Tiefe und seinem bedeutenden Handel eine hervorragende Stelle unter den großen Flüssen der Welt angewiesen werden. Er entspringt in Tübet, nördlich des Breitengrades von H'lassa, fließt in östlicher Richtung unter dem Namen Kintscha-kiang oder Goldsandfluß, biegt dann scharf ab und geht 300 Meilen weit nach Süden bis zur Provinz Yünnan, wo er sich ostwärts wendet und durch den Ya-long-kiang verstärkt wird. Von hier aus fließt er in Windungen von mehr als 1800 Meilen weit in das Meer unter den Namen Yang-tseu-kiang und Ta-kiang oder Großer Fluß. Der letztere Name wird ihm vom Einflusse des Ya-long an gegeben. Da Swi-fu praktisch als der Terminus des Flußverkehres angesehen werden kann, indem sehr wenige Boote weiter hinauffahren und keine weiter als Pei-cha kommen können, so dürfen wir annehmen, daß der Fluß sich von dort bis zur See, je nachdem er durch bergiges oder ebenes Land fließt, in den Oberen und Unteren Yang-tseu-kiang getheilt werden kann. Der erstere Name wird auf den Theil des Flusses angewendet, der sich durch die Berge von Sze-tschuen, eine Reihe

von Stromschnellen und Schluchten drängt, die in Jtschang, etwa 600 Meilen von Sui-fu aufhören.

Von dem Ausgange der Jtschang-Schlucht breitet sich der Fluß zum majestätischen Strome aus, der seine Wässer 1000 Meilen weit durch die Ebenen von Hupe, Nguan-hoei und Kiang-si zum Meere führt.

Der obere Yang-tseu-kiang erhält mehrere schiffbare Zuflüsse; den Kung-tan-ho auf dem rechten Ufer und den Hoteu, hie und da Limin oder Tschung-Tsching-Fluß genannt bei der gleichnamigen Stadt; auch den Min bei der Stadt Sui-fu.

Der Kung-tan-ho und der Limin sind das ganze Jahr für Dschunken schiffbar, die bis zu fünf Fuß Tiefgang haben; der erstere auf beinahe sechzig Meilen ins Innere der Provinz Kuei-tscheu und der letztere bis zur Stadt Tschung-Tsching. Während des Sommers fahren die gewöhnlichen Sze-tschuener Dschunken den Min bis Tschen-tu hinan, der Hauptstadt von Sze-tschuen und das ganze Jahr hindurch bis zur Stadt Kiating-fu, die etwa zwei Drittel der Distanz zwischen Tschen-tu und Tschung-Tsching von letzterem entfernt liegt, das der Hauptstapelplatz für den Handel des westlichen Chinas ist. Zu diesem Centrum müssen alle größeren Kaufleute der Hauptmärkte Yünnans, Kuei-tscheus und Sze-tschuens ihre Waaren bringen, um das Sycie-Silber zu erhalten, womit sie fremde Waaren einkaufen können, die von den Tschung-Tsching-Kaufleuten als Monopol gehalten werden; es nehmen deßhalb die werthvollsten Produkte Sze-tschuens, Seide, sogenanntes vegetabilisches Wachs, Zucker und Opium ihren Weg nach Tschung-Tsching.

Die Schiffe auf dem oberen Yang-tseu-kiang sind die gewöhnlichen, kiellosen, breiten Dschunken, die manchmal durch Ruder aber meistens durch Schleppen fortbewegt werden. Die Aufgabe, die gefährlichen Stromschnellen zu überwinden, erfordert bedeutende Geschicklichkeit und Festigkeit; sonst sind aber wenig Hindernisse vorhanden, die den fortwährend auf- und abfahrenden Schiffen im Wege stehen.

In den gefährlichsten acht Stromschnellen war sechs Fuß Wasser, als ich im Februar und während eines auffallend trockenen Jahrganges hindurchfuhr. Mangel an Wasser könnte deßwegen einer verbesserten Schifffahrt nie im Wege stehen und

ich glaube, daß mit der Auslage eines geringen Kapitals und der Geschicklichkeit von Ingenieuren der obere Yang-tseu-kiang vollständig für geeignet construirte Dampfer fahrbar gemacht werden könnte, und selbst in seiner jetzigen Beschaffenheit kann ich kein Hinderniß sehen, das einen solchen Dampfer davon abhalten würde, Tschung-Tsching zu erreichen. Ich erlaube mir, diese Ansicht aufzustellen, wenn sie auch mit derjenigen Mr. Dawson's*) nicht übereinstimmt und zwar aus dem einfachen Grunde, weil, wo eine geladene Dschunke von 120 Tonnen Ladung fahren kann, es einem Boote mit der Hülfe des Dampfes ebenfalls möglich ist, wenn es auch vielleicht außerdem noch einige Schlepphülfe in ein paar Stromschnellen bedürfte. Es sind mehrere hundert Meilen verhältnißmäßig frei von Stromschnellen, wo die Dschunken langsam durch Ruder fortbewegt oder am Schlepptau gezogen werden und zwar im Schneckentempo, während ein kräftiger Dampfer leicht sechs Meilen stündlich fahren könnte. Es ist besonders betont worden, daß die Herabfahrt den Dampfern die ernstlichsten Schwierigkeiten bieten würde; allein, ohne daß ich mich praktischer Kenntnisse in der Führung von Schiffen in Stromschnellen anmaßen will, so wage ich es doch zu bemerken, daß Dampfer, die für solche Verhältnisse gebaut wären, die Stromschnellen ebenso sicher hinabfahren könnten, als Dschunken derselben Größe und ich bin mit Capitän Blakiston fest überzeugt, daß ein Versuch, den oberen Yang-tseu-kiang in einem kräftigen Dampfer mit geringem Tiefgang, doppelten Maschinen und unabhängigen Schaufelrädern, speciell für Flußdienst gebaut, zu befahren, glücken, und einen neuen Weg für die englischen kaufmännischen Unternehmungen eröffnen würde.

Zum Zwecke, den Handel von Sze-tschuen zu entwickeln und ihn den englischen Kaufleuten in Hankeu und Schanghai zu sichern, wäre eine Dampfschiffverbindung sehr wichtig. Exportwaaren von Tschung-Tsching würden natürlich nach Hankeu kommen, da sie in acht bis zehn Tagen dahin gelangen könnten, und man würde dies vorziehen, statt einen Markt in Birma via Tali-fu und Bhamo zu suchen, was eine Ueberlandreise von

*) Siehe: Consul Swinhoe's Bericht 1870.

mehreren hundert Meilen in Anspruch nimmt. Was nun die Produkte der Provinzen Sze-tschuen- und Kuei-tscheu anbelangt, so brauchen unsere chinesischen Kaufleute nie die Concurrenz der englischen in Birma zu fürchten, außer im Falle eines See-krieges; auch nach der Einführung des Dampfes auf dem Yang-tseu-kiang brauchen sie sich nicht über ihren Zeughandel mit Sze-tschuen zu beunruhigen. Die Provinz Yünnan wird wahrscheinlich ihren Handel in importirten Waaren (und Exportwaaren, wenn sie welche hat, die marktfähig sind) nach Rangun auf irgend einer directen Route senden, wie z. B. von Capitän R. Sprye eine nach Birma vorgeschlagen wurde; aber es ist schwer einzusehen, welche weitere Vortheile Birma von der Verbindung mit dem westlichen China erreichen soll.

Gegenwärtig bleibt nur ein großer Schritt, den unsere Kaufleute in China thun müssen, um sich den ganzen Handel des östlichen centralen und westlichen Chinas (mit Ausschluß Yünnans) zu sichern und das ist die Einführung von Dampfern auf dem oberen Yang-tseu-kiang. Der Reichthum an Kohlenlagern (bearbeiteten und unbearbeiteten) in Sze-tschuen sichert den nöthigen Vorrath von Brennmaterial am Platze und die Stadt Qui-fu, etwa auf halbem Wege zwischen Jtschang und Tschung-Tsching liegend, wäre sehr geeignet, um als Kohlenstation zu dienen. Ehe ich dieses Thema verlasse, welches ich jedoch keineswegs als nautische Autorität behandelt haben will, möchte ich meine Leser auf den wichtigen Vortrag aufmerksam machen, den Consul Swinhoe vor der königlichen Geographischen Gesellschaft hielt und der vollständig in ihren Annalen abgedruckt ist. Er gibt die Resultate der neuesten Expedition auf dem oberen Yang-tseu-kiang. Man wird dort vielmehr genaue und wissenschaftliche Angaben über die Schiffbarkeit des Flusses finden, als es mir in meiner Eigenschaft als einfacher chinesischer Reisender möglich war zu erfahren.

Viertes Kapitel.

Tschung-Tsching.

Der erste Aufenthalt. — Empfang des Bischofs. — Mein Freund Fen. Felsentempel der Tauisten. — Mahlzeit mit Tau Jen. — Verfall der chinesischen Kunst. — Ein königlicher Courier. — Die Sze-tschuener Missionen. — Chinesische Verfolgungen. — Das Leben der Missionäre. — Die den Patres erzeigte Ehrerbietung. — Knaben- und Mädchenschulen. — Entmuthigungen der Kaufleute. — Chinesisches Theater.

Die Stadt Tschung-Tsching, in welcher ich mich nun befand, darf als das Liverpool des westlichen Chinas bezeichnet werden. Sie ist eine befestigte Stadt ersten Ranges, und enthält mit ihren ausgedehnten Vorstädten eine Bevölkerung von etwa 250,000 Einwohnern, deren Wohnungen den Abhang eines Berges bedecken, welcher eine Landspitze an der Vereinigung des Hotey-Flusses mit dem Yang-tseu-kiang bildet. Am gegenüberliegenden Ufer steht die kleinere Stadt Li-min, deren Name oft für den Fluß gebraucht wird. Wenn auch Tschentu, als Residenz des Schai-tai oder Vicekönigs und Sitz der Provinzialregierung, den ersten Rang einnimmt, so ist doch in politischer Hinsicht Tschung-Tsching von großer Wichtigkeit, da es die kaiserliche Schatzkammer enthält, worin alle Einkünfte aus der Provinz empfangen und aufbewahrt werden, und das Bureau des Zahlmeisters der westlichen Gränzarmee sich dort befindet, welches von einem Beamten verwaltet wird, der direct von Peking aus ernannt, vom Vicekönig unabhängig ist.

Zahlreiche Straßen aus allen Richtungen führen zu diesem großen Handelsplatze, der auch Wasserverbindungen mit allen bedeutenderen Städten von Yünnan, Kwei-tscheu und Sze-tschuen hat. Zweimal im Jahre und zwar gleich nach dem chinesischen Neujahr und wieder nach dem Sinken der Sommerfluthen ist der Hafen mit hunderten von Dschunken belebt, welche in Reihen an den Flußufern verankert liegen. Dieser Anblick gewährte bei unserer Ankunft den Eindruck einer rührigen Scene, die mich sofort auf den riesigen Handel aufmerksam machte, der auf diesem großen inländischen Markte vermittelt wird. Etwa eine Tagereise unterhalb des Hafens waren wir mehr als hundert Dschunken begegnet, die erste Abtheilung der Flotte, welche jährlich gleich nach dem Neujahr flußabwärts fährt. Es wird dieser Datum als ein glückbringender erachtet und die Dschunken, welche zu dieser Zeit mit ihrer Produktenladung abfahren, können ihre Rückreise von Hankeu ausführen, ehe die Schifffahrt durch die Sommerfluthen gehindert wird. Sehr wenig Handel wird zur letzteren Zeit getrieben, was sowohl dem Mangel an Frachten, als auch der dann gesteigerten Arbeit und Gefahr der Reise zuzuschreiben ist. Nach den Fluthen begeben sich die Dschunken auf ihre zweite Reise flußabwärts und kommen vor Neujahr wieder; sie vollenden also die Reise nach Hankeu und zurück in zwölf Monaten zweimal.

Die Kaufleute von Tschung-Tsching stehen in dem Rufe die reichsten Chinas zu sein und ihr Credit reicht bis in die entferntesten Theile des Reiches, während auch das Sycia-Silber, das den Lokalstempel dieser Stadt trägt, mit einem bedeutenden Agio bezahlt wird, weil es ganz rein und nicht mit Kupfer legirt ist. Die Tschung-Tsching-„Schuhe", wie die Silberstücke gewöhnlich genannt werden (sie sehen aus, als ob sie in kleinen tiefen Schüsseln modellirt worden wären), sind wegen ihrer geringen Größe leicht von denen anderer Provinzen, die mehr Beimischungen enthalten und größer sind, zu unterscheiden.

Der Wirth meines Gasthauses war von des Bischofs Boten von meiner Ankunft unterrichtet worden und bereit, mich höflich zu empfangen, sowie mir ein gutes Frühstück aufzutischen, das mir der Koch des Hauses bald servirte. Mein neues Quartier war bedeutend besser, als dasjenige des Gasthauses zu Scha-seu;

die Zimmer waren geräumig und reinlich, da das Haus der ausschließlichen Benutzung durch Mandarine gehörte, von denen auch ein paar mit ihren Familien zur Zeit hier wohnten.

Nachdem ich eingerichtet war, hatte ich Muße die Chancen für und gegen Erreichung meines Zieles zu berechnen. Philipp schwankte offenbar, wenn er nicht gänzlich einem Weitergehen abgeneigt war; jedoch ich wußte, daß seine Entscheidung lediglich durch die Wünsche Monseigneur Desfleches beeinflußt würde; Leulie hatte schon gesagt, daß er nicht weiter als Tschung-Tsching ginge, wo sein Contract, als Führer zu dienen, aufhörte. Die ständigen Gerüchte über die Erfolge der mahomedanischen Rebellen in Yünnan, welche überall gang und gäbe waren, machten es nur zu wahrscheinlich, daß die Route nach Likiang-fu unmöglich war, und dieser Umstand würde das Aufgeben meines ursprünglichen Projektes im Gefolge haben, die verhältnißmäßig gerade Route von Likiang nach Sudiya am Brahmaputra einzuschlagen. Die einzige andere Aussicht, Indien zu erreichen, schien, nördlich über Tschentu zu gehen, bis wohin meine Reise mit dem Passe an den dortigen Vicekönig sicher sein würde und von dort aus durch Tübet nach Nepaul zu reisen. Hätte ich irgend reichliche Mittel gehabt, so würde mich diese Aenderung in meiner Route wenig beunruhigt haben, denn ich hatte nur wenig Begriff von den anderen Hindernissen, die sich als unüberwindbar erweisen sollten. Zeit und Distanz galten Nichts bei mir. Wie die Sache lag, so war diese Aenderung meiner Route, welche eine unbekannte Summe erfordern würde, ein Gegenstand ernstlicher und einigermaßen ängstlicher Ueberlegung.

Dennoch kam der Gedanke an einen Rückzug nicht auf und die schmeichelnde Aussicht auf Erfolg vertrieb nach und nach alle Vorahnungen, so daß ich Pater Deschamps fröhlich empfing, als er mir Nachmittags eine Einladung in den Palast brachte, und mit solcher Sicherheit von meinem Weitergehen sprach, daß der gute Missionär mir auf die Schulter klopfte und sagte: „Ihr Engländer seid muthige Männer und kehrt Euch nicht viel an Schwierigkeiten; aber es liegen viele vor Ihnen!"

Bald folgte ich dem Pater durch die Stadt in der geschlossenen Sänfte des Bischofs. Da der Palast ziemlich weit entfernt war, hatte ich Gelegenheit, die Straßen zu betrachten,

welche mit Leuten gefüllt waren, die ihren Geschäften nachgingen. Viele Straßen schienen beinahe ausschließlich aus Läden zu bestehen, die einer Geschäftsbranche angehörten und wenn nicht die chinesischen Buchstaben auf den Aushängeschildern und die Chinesen nicht in den Läden gewesen wären, so hätte man wenig Unterschied zwischen ihnen und den gewöhnlichen Londoner Läden bemerkt. In mehreren Straßen waren nur fremde Zeuge dem Verkaufe ausgesetzt; andere mit Uhrmacher-Läden besetzt, deren Schaufenster voll billiger fremder Taschenuhren und amerikanischer Wanduhren hingen. Kurz, wir schienen vom Goldschmieds-Platz durch die Spielwaarengasse, entlang der Weißwaarenstraße in die Metzgergasse und Vögelstraße zu kommen, von denen in der letzteren lebende Fasanen, wilde Enten und Gänse und Singvögel in Bambuskäfigen gehalten wurden, dann ging es zum Schuhmacherplatz, auf den Bäckerberg, den Gemüsehändlersberg hinab, die Mandarinengärten entlang zu dem Palaste des Bischofs.

Dieser war ein schönes Gebäude von rein chinesischer Architektur und mit Schnitzerei und Vergoldung reich verziert. Wir traten durch das große Thor ein, gingen durch zwei große Vorhallen und wurden vor den inneren Flügelthüren abgesetzt. Hier empfing mich Monseigneur Desfleches, der wie ein hoher Mandarin wohnt, mit liebenswürdiger Courtoisie, jedoch das peinliche Ceremoniell beobachtend, das von der chinesischen Etiquette vorgeschrieben wird; ich hätte mich zu einem christlichen Schai-tai versetzt fühlen können, besonders da sein Gewand die grüne Farbe trug, welche keiner unter diesem Range zu tragen wagt.

Erfrischungen wurden in einem inneren Zimmer servirt und wir begannen sofort meine Pläne zu besprechen. Nachdem ich ihm erst deutlich auseinandergesetzt hatte, daß die englische Regierung in keiner Weise bei meinem Projekte interessirt war, ersuchte ich ihn um seinen Rath, was die beste Route nach Indien sei. Er antwortete, daß, wenn ich entschlossen sei, die Likiang-Route zu versuchen, er mir gerne einen Brief an den Bischof in Sui-fu geben wollte, aber warnte mich zugleich, da seiner Ansicht nach der Versuch wegen der mahomedanischen Revolution hoffnungslos sei. Er beschrieb dann drei weitere

Wege: 1) Direkt nach Talifu in Yünnan und von dort nach Bhamo am Irawaddy, welcher aber aus demselben Grunde geschlossen sei; 2) durch Tschen-tu über Ta-tsian-lu, Lithang und Bathang im östlichen Tübet, nach Sudiya am Brahmaputra*) und 3) dieselbe Route nach Bathang, von dort in nordwestlicher Richtung durch Central-Tübet in den indischen Gränzdistrikt Darjiling. Er versprach mir die Hülfe aller Missionäre bis Bathang, aber schlug ausdrücklich die Verantwortung ab, irgend eine der Routen zu empfehlen. Er sagte auch, daß ein Paß des Vicekönigs von Sze-tschuen an den chinesischen Gesandten in H'lassa nöthig wäre, um mir die Weiterreise von Bathang aus zu ermöglichen. Auf eine Frage, ob Monsieur Dabry mich als Regierungsagenten bezeichnet hatte, antwortete er, daß Monsieur Dabry ein guter Herr, aber wahrscheinlich falsch berichtet sei. Er lud mich für den nächsten Tag zu Tische ein und entschuldigte sich, mir keine Wohnung im Missionshause gegeben zu haben, indem er gleichzeitig die Absicht aussprach, alle meine Auslagen in Tschung-Tsching zu bezahlen und mich mit treuen Dienern zu versehen.

Ich verabschiedete mich von dem guten Bischof, von seiner Liebenswürdigkeit sehr angenehm berührt und fand Philipp bei meiner Rückkehr zum Hotel über Krankheit klagend, wogegen ich ihm drei Cockle's Pillen**) mit Wasser angerührt gab.

Am nächsten Morgen wirkte schon die bloße Andeutung einer zweiten Dosis sehr heilsam, da er sich bei der Ankunft des bischöflichen Tragsessels wohl genug fühlte, um mich zu begleiten. Während des Essens sagte mir Monseigneur Desfleches, daß der Vicekönig von Tschentu wiederholt zu ihm gesandt

*) Ueber diese Route war der Bischof ungewiß, aber man wird sehen, daß ein chinesischer Händler mir später in Bathang alle Zweifel darüber nahm.

**) Der Reisende scheint einen Vorrath verschiedener Patentmedicinen bei sich geführt zu haben. Was die Pillen Mr. Cockle's nun enthalten, kann ich leider nicht sagen, allein der Leser möge sich damit trösten, daß es eines jener zahllosen Patent-Spezial- und Universalmittel ist, welche die englischen Apotheken dermaßen füllen, daß die Droguen und Ingredienzen auch in großen Apotheken nur den kleinsten Theil des Raumes einnehmen und sich oft sogar in einem kleinen Schranke den Blicken ganz entziehen. Anm. d. Uebers.

hätte, um ihn zu fragen, ob ich angekommen sei. Wir sprachen über die Route durch das östliche Tübet, welcher zu folgen ich mich entschlossen hatte, und er versprach, sich mit dem Bischof Chauveau in Tat-sian-lu deßhalb in Verbindung zu setzen. Er sprach auch mit Philipp, der ihm seine Angst wegen unserer Reise gestand, und bei unserer Zurückkunft im Hotel war es mir sehr angenehm zu hören, daß er bis nach Tat-sian-lu mitgehen wolle, da Fan-Ta-jen (des Bischofs chinesischer Name) es wünschte.

Am folgenden Tage kam ein Kaufmann, unter dessen Protektion mich der Bischof gestellt hatte, um mich zu einem Spaziergang durch die Stadt einzuladen. Er war sehr genau, was meine Kleidung anbelangte, nur meine besten Gewänder wollten ihm gefallen und meine schon etwas heruntergekommenen Brillen ersetzte er sofort durch ein Paar, das er aus seiner Tasche mit dem Ausdrucke stolzer Befriedigung zog und mir nach chinesischer Manier aufsetzte. Das Tragen von Krystallbrillen, die in Horn oder Silber gefaßt sind, ist nämlich bei der chinesischen Jugend Modesache. Es gibt sich der absolvirte Student das Aussehen eines gelehrten Mannes mit Hülfe von Brillen und langen Fingernägeln. Sobald ich zu seiner Zufriedenheit angekleidet war, gingen wir aus; ich fühlte mich jedoch etwas gedrückt durch seine vielfachen Warnungen nicht zu verrathen, daß ich ein Fremder sei. Er machte sich dabei so wichtig, daß ich mich darüber unterhielt. Als ich ihm durch den äußeren Hof des Hotels vorausging, hielt er mich plötzlich an und gab mir zu verstehen, daß ich nicht mit genügender Würde schreite. Er ertheilte mir sofort eine Lektion und stolzirte den Hof auf und ab, wobei er mir bei jedem Schritte zunickte und auf chinesisch sagte: „So machen Sie es!" Hierauf kam ich an die Reihe und machte mein Exercitium vor ihm, bis er vollständig zufrieden war, worauf wir ausgingen. Kaum waren wir auf der Straße, als Fan mit mir zu sprechen begann, als ob wir ein interessantes Thema discutirten. Als ich ihn fragend anschaute, gab er mir einen ausdrucksvollen Wink, worauf ich auf sein Manöver einging, hie und da ein correktes „Ah" erwiedernd, was er mir mit einem ermuthigenden Lächeln beantwortete.

Wir gingen unbelästigt durch viele der Hauptstraßen und besuchten ein paar reiche Kaufleute, persönliche Freunde Fan's, mit denen wir Thee tranken. Ich war sehr erstaunt, die zahlreichen Kaufläden zu sehen, die nur fremde Erzeugnisse führten. Glas, irdene Waaren, Wachszündhölzer, parfümirte Seife, billige Lithographien oder Holzschnitte, unanständige französische Photographieen, Taschen- und Wanduhren, Messingknöpfe, Taschenmesser und fremde Zeuge waren überall dem Verkaufe ausgesetzt.

Nachdem wir uns die Stadt angesehen hatten, gingen wir nach dem Flußufer und ließen uns nach dem Berge gegenüber der Stadt übersetzen. Hier landeten wir, mietheten Tragsessel und ließen uns eine Reihe von steinernen Treppen hinauftragen, welche vom Flußufer aufsteigen. Nachdem wir einige Meilen zurückgelegt hatten, stiegen wir an einem Theehause aus, wo meine ehrenwerthe Gegenwart die Aufmerksamkeit einer Anzahl anständiger Herren auf sich zog, was die Wichtigthuerei Fan's bedeutend steigerte. Er gab ihnen zu verstehen, daß ich ein großer Gelehrter von Kwangtung (Canton) sei und zeigte ihnen mein Notizbuch, das einige flüchtige Skizzen enthielt, zu ihrer Erbauung, indem er sie augenfällig auf die Wichtigkeit des Fremden aufmerksam machte und sich herabließ, ihnen mitzutheilen, daß ich sein „Leupungju" (alter Freund) sei. Wir begaben uns vom Theehause zu einer berühmten Pagode, Namens „Paungan Ta" (große Pagode), die neun Stockwerke hatte. Die Umgegend dieses Gebäudes war sehr hübsch. Wir folgten dem Ufer eines kleinen Baches und kamen durch ein großes, verziertes Steinthor in eine Reihe von Gärten, die malerisch mit Immergrün, Kamelienbeeten, Zwergbäumchen und Teichen ausgelegt waren. Die Spitze der Pagode, welche wir hierauf bestiegen, gewährte eine wunderschöne Aussicht auf die umliegende Gegend. Das Gebäude mit allen den umliegenden Wohnungen der buddhistischen Priester befanden sich in ungewöhnlich gutem Zustande; obgleich die meisten öffentlichen Bauten der Stadt Tschung-Tsching mehr oder weniger durch Vernachlässigung und Verfall litten.

Die Priester hatten außerhalb vieler ihrer Schlafräume große faßförmige Bienenstöcke hängen, die aus Korbgeflecht und Lehm gefertigt und von Myriaden Bienen umschwärmt waren.

An einem der großen Teiche befahl der Priester, welchen Fan zur Führung mitgenommen hatte, einem Knaben ein hohles Stück Holz zu schlagen, um die Fische anzuziehen, und bald stieg eine Anzahl von großen Kerls faul an die Oberfläche empor. Der Knabe fütterte seine befloßte Heerde mit gekochtem Reis, den sie gierig verschlang. Diese buddhistischen Priester erachten den Schutz alles thierischen Lebens als ein äußerst verdienstliches Wirken und füttern Schaaren von Ziegen, Hunden und Rindern.

Als wir die Pagode verließen, bat mich Fan eine Skizze derselben anzufertigen und brachte einen Stuhl aus einem benachbarten kleinen Hause herbei. Einige Leute blieben stehen, um meiner Arbeit zuzusehen und andere gesellten sich zu ihnen, so daß sich in einigen Minuten ein bedeutender Volkshaufe versammelt hatte. Die Aufregung unter demselben war so groß, daß die Aeußeren die Inneren schoben, bis ich über den Haufen geworfen wurde und nahe daran war, zertreten zu werden. Der arme Fan war schrecklich beunruhigt und zog mich in das Haus, durch welches wir uns entfernten und nachdem wir Tragsessel gemiethet, landeinwärts weiter zogen.

Mehrere Meilen ging es nun so fort durch eine hügelige Gegend; die niedrigen Hügel waren bis zu ihren Gipfeln cultivirt; kleine, aber sorgfältig bestellte Felder oder vielmehr Fleckchen mit Weizen, Gerste, Bohnen, Erbsen, Zuckerrohr und Mohn wechselten auf den terrassirten Bergabhängen ab, während hie und da die Hänge von den gelben Blumen der Hunggeuhar, einer Farbenpflanze, belebt waren. Ich bemerkte an mehreren Stellen der Felsen äußere Anzeichen von Steinkohle. Die Thäler waren von Reisfeldern eingenommen, die jetzt überfluthet waren, da sie für die Saat vorbereitet wurden. Da und dort standen kleine Höfe, von Fruchtbäumen umgeben, und in der Ferne sah man ein paar große Dörfer. Mir fielen die vielen kleinen Vögel in lebhaften Farben auf, die sich anscheinend vor Verfolgung sicher fühlten.

Endlich erreichten wir einen Berg, der von Tannenbäumen bedeckt war, und bestiegen eine der üblichen Treppenreihen, aus denen die Gebirgswege Chinas bestehen und nachdem wir eine kleine Strecke auf der anderen Seite des Bergkammes hinab-

stiegen waren, kamen wir durch eine Gitterthüre in eine Einfriedigung. Wir erreichten bald eine Terrasse, eine aus einer Reihe von solchen, welche einen großen Theil der Bergseite einnahmen. Das Ganze bildete die Umgegend eines Täuisten-Tempels, der viele Gebäude einschloß. Einige davon waren wirkliche Felsentempel, aus großen Sandsteinmassen gehauen, welche sich an verschiedenen Punkten aus dem Berge erheben; andere waren an Felswänden angebaut. Treppen, von denen einige in Stein gehauen waren, führten auf und ab und die Terrassen und dazwischenliegenden Böschungen waren hübsch mit Kamelienbeeten, Sträuchergruppen und Teichen verziert, welch' letztere blühende Lotuspflanzen enthielten. Hie und da waren kleine steinerne grottenartige Sommerhäuser angebracht und das Ganze bildete einen wunderschönen Vergnügungsplatz, der mit der größten Sorgfalt angelegt und unterhalten war.

Unsere Tragsessel hielten vor einem der Felsentempel, in dessen höhlenartiges Innere ein über zehn Fuß hohes Portal führte, das von Säulen getragen und dessen Architrav mit einer chinesischen Inschrift verziert war. Zu beiden Seiten waren die verschiedenen phantastischen Formen des chinesischen Götterkreises in Hochrelief wie das Portal wunderschön aus dem Sandstein gehauen und vergoldet. An verschiedenen Stellen war das mystische Symbol „Tai-ke" zu sehen, das die Vereinigung von Yan und Yin, die Principien des Wachsthums und Zerfalles, also das irdische Wesen, bedeutet.

Die reichlich vergoldete und gemalte Thür stand einladend offen und wir befanden uns beim Eintritte in einer Halle von etwa vierzig Fuß im Quadrat und Zwanzig Fuß Höhe, die schwach durch kleine Oellämpchen erleuchtet war. Uns gegenüber am Ende des Raumes saßen drei gigantische Figuren, je fünfzehn Fuß hoch, welche die Täuistische Dreieinigkeit oder die drei Reinen vorstellten und von einem vergoldeten Gitter umgeben waren. Auf beiden Seiten stand eine Reihe von zehn Fuß hohen Figuren, welche die verschiedenen Elementargötter und Schutzgenien vorstellten.

Diese Figuren, von denen viele in Vergoldung glänzten, waren aus einem graulichen Stein gehauen, der sich vom Sandsteine des Tempels unterschied; manche waren unvollendet und

zwei Bildhauer waren mit Meißeln an den Füßen beschäftigt. Man konnte keine Andächtigen oder Opfer erblicken; aber das ganze Innere war fleckenlos reinlich. Ein enger Gang an der linken Seite, auch mit Oellampen erleuchtet, führte in ein kleineres Zimmer, in dessen Mitte ein Steintisch und drei große steinerne Stühle und an dessen einem Ende ein Ruhebett standen, alle aus dem Felsen gehauen. Von diesem Zimmer kamen wir wieder durch ein weiteres geschnitztes und verziertes Thor an das Tageslicht und spazierten durch die Gärten, wo wir von Zeit zu Zeit eines der grottenartigen Gebäude antrafen, die mit Stühlen und Tischen ausgestattet waren. Zahlreiche Besuche, offenbar wie wir selbst durch Neugierde herbeigezogen, gingen in den Anlagen umher; allein ich bemerkte, daß einige, die mir übrigens Fan mit einer verächtlichen Geberde zeigte, andächtigst die Götter mit Tschin-Tschin*) begrüßten, welche auf den Façaden der Tempel abgebildet waren. Diese Tempel waren alle neu erbaut und die Auslagen wurden durch freiwillige Beiträge der reicheren Klassen von Tschung-Tsching und Umgebung gedeckt, während die ärmeren Leute durch ihre unbezahlte Arbeit beitrugen.

Während wir uns in einem an einen Felsen gebauten Tempel ausruhten, kam ein Täuistpriester heran, grüßte mich höflich und fragte, ob ich einige Erfrischungen annehmen würde. Fan acceptirte in meinem Namen die angebotene Gastfreundschaft, worauf der Priester sich zurückzog und bald mit einer Platte zurückkehrte, die mit eingemachten und verzuckerten Früchten, krystallisirtem Zucker und Thee bedeckt war. Während seiner Abwesenheit hatte mir Fan ein Zeichen gegeben, nicht zu sprechen, und als nun der Priester, nachdem er den Pflichten des Wirthes genügt hatte, anfing, sich über mich zu erkundigen, flüsterte Fan vertraulich in sein Ohr, während er mir einen bezeichnenden Wink gab. Der Priester riß seine Augen weit auf, machte mir eine tiefe Verbeugung und begann dann eine lange Unterredung mit Fan, der ihn vollständig mystifizirte und seine Stellung als vertrauter Begleiter eines „hohen Mandarins" sichtlich genoß.

*) Tschin-Tschin = der in China allgemein übliche Gruß bei allen Begegnungen. Anm. d. Uebers.

Er unterhielt den Priester aufs beste und bewahrte mich vor einer Bloßstellung. Wir saßen einige Zeit lang dort und genossen Thee und Eingemachtes. Unser Wirth schlug dann vor, daß wir mit ihm essen sollten, und wir begaben uns in eine Grotte, wo ein Priester von offenbar niederem Range mehrere einfache aber gute Gerichte auftischte, die aus gedünstetem Fisch, Geflügel und Schweinefleisch bestanden, und dann den Reis servirte. Fan und ich ließen es uns schmecken und spülten das Essen mit sehr gutem Samschu hinunter, der, wie uns der Priester sagte, etwas Besonderes, nämlich Kwang-tung-tschu (Wein aus der Provinz gleichen Namens) sei. Er selbst aß wenig Reis und Fisch und bat um Entschuldigung, daß er nicht mit uns trinke; die würdevolle Höflichkeit seines Benehmens war unübertrefflich und ich gestehe, daß ich darüber um so mehr erstaunt war, da ich die chinesischen Priester immer als ein Pack Schurken betrachtet hatte, die in dem gesellschaftlichen Leben eine sehr niedere Stufe einnehmen, und weit davon entfernt, solche Gastfreundschaft zu erwarten, wie sie mir geworden war, hatte ich sicher darauf gerechnet, für die Erlaubniß, die Tempel besuchen zu dürfen, zahlen zu müssen; unser Wirth verweigerte es jedoch, ein Geschenk von einigen hundert Tschen anzunehmen, die Fan ohne weitere Bemerkung auf einen Seitentisch niederlegte, war aber sehr entzückt, als ich ihm einen kleinen einfachen Goldreif gab, den ich vom Finger zog.

Aus seiner eigenthümlichen Kleidung, welche aus einem schwarzen weiten Gewande, ähnlich den gelben, welche von den buddhistischen Priestern getragen werden, und einer kleinen schwarzseidenen Mütze bestand, durch deren Boden ein Haarknoten hervorragte, hatte ich geschlossen, daß er entweder ein Priester besonderen Ranges unter den Buddhisten oder einer anderen Religion sei; ich hörte jedoch erst nach dem Verlassen des Tempels, als ich Fan frug, daß er ein Täu-jen oder Täu-Mann, d. i. ein Priester einer Religion war, die sich sehr vom Buddhismus unterscheidet und welche, wie man wohl sagen darf, den alten Polytheismus des Landes repräsentirt, der von Laotse, dem großen Rivalen des Confucius, mit einer eigenthümlichen Theologie verschmolzen und reformirt wurde. Endlich nahmen wir Abschied und gingen zum Flusse hinab, der durch das Thal

läuft und dessen Ufer entlang wir zurückkehrten. Ich bedauerte sehr, daß ich nicht eine Skizze dieser Täuistentempel und ihrer malerischen Umgebungen anfertigen konnte, da ich erst bei ihrem Besuch etwas im himmlischen Reiche sah, was meine Erwartungen in irgend einer Weise rechtfertigte. Von meiner Knabenzeit an hatte ich mir, wie die Wirklichkeit ergab, sehr übertriebene Begriffe der chinesischen landschaftlichen Schönheiten gemacht. Mancher Blick auf den bekannten Teller aus Weidenholz und die Scenen auf den gemalten und gefirnißten Theebüchsen hatten meine Einbildungskraft mit Bildern üppiger Gärten und reicher wenn auch phantastischer Architektur erfüllt, während in der letzten Zeit das Studium von Porzellanvasen, zweideutigen Schnitzereien und die Werke chinesischer Künstler mir Hoffnung gemacht hatten, daß im Landesinnern manche Landschaft, die durch Reichthum und Geschmack noch verschönert wurde, den Reisenden belohne; allein ich muß sagen, daß solche mir wenig und in weiten Zwischenräumen vorkamen; Chinas Zeitalter der Kunst und des decorativen Geschmacks scheint vorüber zu sein und die grausame Raubsucht der Rebellen und der ungebundenen kaiserlichen Soldateska haben ihre berühmtesten Städte des Ostens zerstört. Als ich Su-tscheu-fu, die Stadt der Schönheit, das Thema manches chinesischen Dichters, besuchte, dessen Mädchen mit zarter Gesichtsfarbe nur noch im Sprichwort: „So schön wie eine Su-tschen Frau“ leben, wuchs Unkraut und Gestrüpp auf den Ruinen der einst prächtigen Villas und zeigte allein die Lage ihrer berühmten Gärten. Peking selbst ist eine Stadt der Ruinen und des Zerfalles, wenn dort auch einigermaßen, ebenso wie in Tschen-tu, Tschung-Tsching und Canton, jedoch beinahe nirgends sonst, die Künste Aufmunterung erhalten und selbst in diesen Städten sollen die Geheimnisse der Fabrikation des feinsten Porcellans und der kostbarsten Emaille verloren gegangen sein. Die Arbeitsleute von Kiang-si liefern nur mehr ordinäre Waaren und Exemplare der alten ceramischen Künste werden täglich seltener; der Geschmack und der Luxus, welche einst alle Wohnorte der Beamten und des Adels verschönerten, schienen mir in dieses Sze-tschuener Heiligthum geflohen zu sein.

Spät am Nachmittage erreichten wir endlich zu meiner Freude das Gasthaus, denn auf dem Rückwege war mein Freund

Fan sehr übellaunig; er hatte entweder zu viel oder zu wenig von dem berühmten Kwang-tung-tschu genossen. Ich war zu müde, um die stolzirende Gangart eines Mandarins meines angenommenen Ranges zu bewahren, auch war ihm mein Hut, der im Boot heruntergestoßen und zu sehr nach englischer Manier, d. h. gerade aufgesetzt worden war, eine Quelle des Aergers. Mehrere ziemlich starke Rippenstöße in meine Seite, begleitet von Verzerrungen seines vollen Gesichtes und ernste Blicke machten mich darauf aufmerksam, daß der Hut nicht am rechten Platze war, und ich versuchte es zweimal, ihn nach der chinesischen Manier auf meinen Hinterkopf zu rücken; aber ich konnte mir dennoch seinen Beifall nicht erringen; endlich sah er sich vorsichtig um, ob ihn Niemand sähe, fuhr nach meinem Hute, den er nach seinem Geschmacke zurechtsetzte, und setzte dann seinen Spaziergang fort, indem er sich ein Ansehen gab, als ob er einen Akt der Gerechtigkeit ausgeführt hätte.

Kaum hatte ich Zeit, um meine Kleidung zu wechseln, ehe mich mein Beschützer nach seinem Hause führte, das ganz nahe beim Hotel lag und wo ich eine Anzahl anständiger christlicher Kaufleute vorfand. Da Philipp mich begleitet hatte, so wurden mir viele auf mich und mein Vaterland bezügliche Fragen gestellt. Ihre Erkundigungen über Versicherungsgesellschaften zeigten, daß solche Unternehmen ihnen nicht unbekannt waren, allein die herrschende Ansicht, welche sie ohne jede Scheu aussprachen, war, daß, was Feuer- und Lebensversicherungen beträfe, das Leben der Versicherten nicht sicher wäre, Dschunken gewiß nie ihr Ziel erreichen und Häuser zum Vortheil der Eigenthümer, aber zum vollkommenen Ruin der Gesellschaften abbrennen würden, und sie waren darüber einig, daß unter chinesischer Führung solche Unternehmen sich niemals bezahlt machen würden. Was dagegen Dampfschifffahrt auf dem oberen Yang-tseu-kiang betraf, schienen sie den Dampfer des Fremden für allmächtig zu halten und zeigten den sehnlichsten Wunsch für dessen Ankunft.

Am nächsten Tage hatte ich mit einem Pater zu thun, der mich auf Befehl seines Bischofs besuchte, um sich wegen der von mir hier benöthigten Summe zu erkundigen, als unser Hotel plötzlich durch die Ankunft eines königlichen Couriers, der Depeschen vom Vicekönig von Sze-tschuen nach Peking trug, welche

auf die Gesandtschaft aus Nepaul Bezug hatten, die man dem Gerüchte nach in Tschentu zurückgehalten und der man befohlen hatte, nach Khatmandu zurückzukehren, alarmirt wurde.

Der Courier stieg von seinem ermüdeten Pony ab, rief nach Essen und frischen Pferden, legte die Satteltaschen, welche die Depeschen enthielten, auf einen Stuhl, setzte sich auf sie und fing an, Jedermann, insbesondere aber den Wirth zu schimpfen, daß sie nicht schnell genug seien, den Wünschen eines königlichen Couriers nachzukommen. Dieser hatte scharlachrothe Jacke und Hose an, trug einen Mandarinenhut und lange Wasserstiefel; ein langer plumper Säbel hing von einem ledernen Gürtel herab und ein leichtes Luntenschloßgewehr über seine Schulter. Er war offenbar müde und schien an Opiummangel zu leiden; der letztere wurde jedoch bald behoben, da einer seiner Diener rasch seine Pfeife in einem dem meinigen gegenüberliegenden Zimmer herrichtete, wohin er sich zurückzog und sorgfältig seine Depeschenbeutel mitnahm, die er als Kopfkissen verwendete. Von den zwei Stunden, die er im Hotel zubrachte, rauchte er wenigstens während einer und einer halben Opium, und verbrachte den Rest der Zeit, indem er aß und sich rasiren ließ, und als endlich frische Ponys gebracht wurden, legte man dem für ihn bestimmten außer dem Sattel und den Depeschen auch eine große Matratze auf, auf welche sich der kühne Courier warf und unter der Leitung eines Untergebenen, der den Weg durch die dichtgedrängten Straßen bahnte, machte er sich auf die Reise zur Hauptstadt, welche, wie er mir herablassend mitgetheilt hatte, zwanzig Tage in Anspruch nehmen würde, trotzdem er Tag und Nacht reise.

Während des Tages hatte ich viele Besucher aus den Kaufmannskreisen der Stadt und blieb bis zu einer späten Stunde wach, um ihre zahlreichen Fragen zu beantworten, welche meist gestellt waren, um den Zweck meiner Reise in ihrem Lande zu erforschen. Es gelang mir jedoch endlich sie los zu werden und ich ging froh zu Bette, in welchem ich ohne weitere Umstände am nächsten Tage, der ein Sonntag war, von meinem Freunde Fan-sien-jen bei Tagesanbruch überrascht wurde, der mir zu verstehen gab, daß er zur Messe gehe und daß Tang Ta-jen ihn begleiten solle. Der gute Mann war zu wahrhaft liebenswürdig,

als daß ich es hätte abschlagen können, deßwegen unterwarf ich mich seinen Anordnungen und ließ mich ohne Widerstand in mein Sonntagsgewand kleiden. Als ich zu seiner Befriedigung angezogen war, was er durch Ausstrecken seiner Faust mit nach aufwärts gerichtetem Daumen zu erkennen gab, folgte ich ihm zur Wohnung eines christlichen Kaufmannes, wo ich fand, daß man in einem großen inneren Hofe einen Altar errichtet hatte. Eine Anzahl Bänke waren mit einer ruhigen und andächtig aufmerksamen Gemeinde gefüllt; die ersten Reihen wurden von Knaben und Männern eingenommen, und waren von den weiter rückwärts stehenden, welche die Frauen und Mädchen inne hatten, durch ein provisorisches Gitter getrennt.

Auf dem Altar, der mit einer rothen Sammtdecke bekleidet war, standen die üblichen römisch-katholischen Geräthe u. s. w. Kurz nach unserer Ankunft trat ein chinesischer Pater, von zwei chinesischen Knaben, welche als Ministranten dienten, begleitet, durch eine Seitenthüre ein und der Gottesdienst begann. Die Messe wurde natürlich auf Lateinisch gelesen, aber die Gemeinde sang zweimal auf Chinesisch, was mir Choräle zu sein schienen, und der Priester hielt in ergreifender Weise eine chinesische Predigt.

Während des ganzen Gottesdienstes sah man die Gemeinde mit größter Ehrerbietung und Aufmerksamkeit an die Vorgänge gefesselt und als ich um mich blickte und dieses Häuflein Christen den Gott meiner Väter mit andächtigem Anstande verehren sah, der von keiner europäischen Kirche übertroffen werden könnte, konnte ich nicht anders als mich durch ihr Beispiel beeinflußt fühlen und sagte ein stilles Gebet für den Erfolg der katholischen Missionen in China.

Nach dem Gottesdienste blieb ich mit meinem Führer zurück und wurde einigen Christen und dem Priester vorgestellt, die mir alle mit ungeheuchelter Aufrichtigkeit dankten, daß ich mich herabgelassen hatte, ihre kleine Kapelle zu besuchen. Als sie hörten, daß ich nicht ein Mitglied der Kirche sei, sprachen sie alle die Hoffnung aus, daß ich Katholik würde.

Die Eindrücke, welche mir die wunderbaren Erfolge der Mission im westlichen China machten, gaben mir Veranlassung, mich soweit als möglich mit der Geschichte und der Organisation

derselben bekannt zu machen, umsomehr, als deren Agenten mir so viele Hülfe auf meiner Reise leisteten und in deren Hauptquartier ich zum ersten Male die Leitung einer chinesischen katholischen Gemeinde durch einen chinesischen Priester beobachten konnte. Die Resultate meiner Erkundigungen werden, wie ich hoffe, nicht für unerheblich erachtet werden; wenn dies dennoch der Fall wäre, kann der Leser sie überspringen.

Die gegenwärtige Macht der katholischen Missionen in China ist ein schlagender Beweis für die Nutzlosigkeit der Unterdrückung der religiösen Freiheit. Die schrecklichen Verfolgungen, welche die Missionäre und ihre Bekehrten während des achtzehnten Jahrhunderts zu erleiden hatten, verfehlten jedoch gänzlich ihren Zweck, die Verbreitung des Katholicismus zu verhindern, der nun, nur ein Jahrhundert später, seine Anhänger, die in allen Provinzen des Reiches verbreitet sind, nach Hunderttausenden zählt.

Die Geschichte der Sze-tschuener Mission von ihrem Anfange bis heute unterscheidet sich sehr von derjenigen der Jesuiten. Von dem Tage, an welchem die beiden muthigen Nachfolger Xavier's, die Patres Ricci und Ruggieri ihren ersten Bekehrten in Tschao-King tauften, scheinen die Missionäre der Gesellschaft Jesu mit geringen Widerwärtigkeiten die erstaunlichsten und raschesten Erfolge erzielt zu haben. Huc hat lebhaft den Eindruck beschrieben, den die wissenschaftliche Bildung Schall's, Verbiest's, Gerbillon's u. A. und deren Feuereifer für die Bekehrung machten. Der großartige Plan, den Kaiser und seine Würdenträger und in ihrem Gefolge die ganze Nation der katholischen Kirche zuzuführen, schien beinahe gelungen, als eine herrliche Kirche sich in Peking erhob, mit Inschriften von dem ersten Mandschu-Kaiser, dem Repäsentanten des Confucius und dem Präsidenten des Ritual-Gerichtshofes verziert. Es schien damals, als ob zweifelsohne diese die Mutterkirche sein würde, deren Nachfolgerinnen sich schnell über das ganze „Land der Blumen" verbreiten würden. Der erste Schlag, der diese sanguinischen Hoffnungen traf, wurde durch den Tod des jungen Kaisers Tschun-tsche geführt. Ich will nicht weiter auf die Schicksale der Pekinger Missionen eingehen, welche in ihrer Unterdrückung eudigten. Die Streitigkeiten wegen Gestattung der Sitte, die

Ahnen zu verehren, und die wohlbekannte Bulle Clemens XI. entfremdeten den Kaiser Khang-hi und ließen die Klasse der Gelehrten einsehen, daß diese neue Religion des Herrn des Himmels absolut intolerant sei und daß ihre festen Prinzipien in Regierung und Religion einem neuen Gesetze Platz machen müßten. Von dieser Zeit an waren sie zur Opposition gegen eine Religion entschlossen, deren Lehrer mit einer verächtlichen oder höflichen Duldung nicht zufrieden waren, sondern unbedingte Unterwerfung forderten. Diese Klasse hat seitdem alle Verfolgungen der Bekehrten begünstigt, die noch immer in Gefahr sind, wenn die jährlichen Examina die Candidaten für literarische Würden versammeln und zugleich ihre feindlichen Gefühle erregen. Die Jesuiten vertauschten bald ihre Erfolge gegen Verfolgungen und anstatt unter ihren Hörern Prinzen und Beamte zu haben, mußten sie, wie andere Missionäre, wie uns die „Lettres edifiantes" sagen, ihre zu Bekehrenden unter den Armen und auf dem Lande suchen. Die Missionen Sze-tschuens hatten von ihrer Eröffnung durch Appiani im Jahre 1704 an eine Reihe von Verfolgungen zu erleiden, die nicht durch kaiserliche Gunst erleichtert wurden. Die Jesuitenpatres Buglio und Magalhaens hatten es mit wenig Erfolg versucht, den Glauben zu verbreiten; sie waren jedoch zu der Zeit, während der blutdürstige Tschang-hien die Provinz tyrannisirte, kaum mit dem Leben davon gekommen und die gänzliche Zerstörung dieses fruchtbaren Landes, von welchem Tschang-hien erklärt hatte, „daß es auf immer eine Wüste bleiben solle", verhinderte die Wiederaufnahme ihres verfehlten Unternehmens.

Dies verlassene Feld wurde von den Lazaristen eingenommen, jedoch ihr Werk schnell durch ein Verbannungsedikt unterbrochen und Appiani bis zu seinem Tode eingesperrt. Zwanzig Jahre später gelang es dem unerschrockenen Bischofe Müllener zurückzukehren und bis 1743 unentdeckt zu arbeiten. Noch eine heftige Verfolgung brach 1745 aus, während welcher alle Missionäre entdeckt und verbannt wurden, und in den Provinzen mehrere den Tod erlitten. Der Erfolg der Sze-tschuener Mission datirt von der Ankunft des Monseigneur Pottier im Jahre 1755, zu welcher Zeit man 4000 Bekehrte zählte. Trotz der Verfolgung im Jahre 1757 zählten die Christen zwei Jahre später, als der Bischof

Pottier zum apostolischen Vikar von Sze-tschuen mit der Aufsicht über die Missionen in Yünnan und Kwei-tschu ernannt wurde, bereits 7000 und eine paar Jahre später hatte sich ihre Anzahl verdoppelt.

Unter der Oberauffisicht von Monseigneur Pottier und seinem Nachfolger Didier behauptete die Mission ihr Feld trotz wiederholter Angriffe der chinesischen Machthaber. Während der unruhigen Zeiten der französischen Revolution wurden die Missionäre von zu Hause aus wenig unterstützt und oft des Landes verwiesen oder genöthigt, sich als Flüchtlinge ihren Verfolgern zu entziehen. Die Bekehrten mehrten sich jedoch zusehends und zählten beim Beginne dieses Jahrhunderts 40,000. So sehr man auch bedauern muß, daß die treuen Männer, welche in der anstrengenden und gefährlichen Arbeit dieser Missionen verharrten, nicht die Apostel eines einfacheren und reineren Glaubens waren, so ist es doch unmöglich, ihnen den Tribut unbegrenzter Bewunderung für ihre selbstlose und heroische Ausdauer zu versagen.

Die Mission von Sze-tschuen kann sich eines Bischofmärtyrers rühmen — Monseigneur Dufresse, dessen erfolgreiche Arbeiten als apostolischer Vikar im Jahre 1814 durch seine Enthauptung in Tschentu ihr Ende nahmen, wo auch zehn eingeborene Priester während der vier nächstfolgenden Jahre unter den Händen des Folterknechtes oder des Scharfrichters starben.

Eine friedlichere Periode begann 1822 und im Jahre 1839 wurde die Anzahl der Christen in Sze-tschuen auf 52000 geschätzt. Sie standen unter der Aufsicht zweier Bischöfe, neun französischer und dreißig eingeborener Priester. Huc sagt, daß zur Zeit seines Besuches diese Provinz beinahe 100000 Christen zählte und diese Anzahl von Jahr zu Jahr wachse*). Ich glaube jedoch, daß es heute dort 100000 Christen gibt; was die jährliche Zunahme betrifft, kann ich keine genauen Angaben liefern.

Die Bekehrten rekrutiren sich meist aus den wohlhabenden Mittelklassen, dennoch gibt es in den Dörfern viele kleine christ-

*) Die Uebertreibungen der Missionäre auf diesem Felde sind nur zu bekannt und derartige Zahlenangaben gänzlich unzuverlässig.

Anm. d. Uebers.

liche Gemeinden, deren Mitglieder dem fleißigen Bauernstande angehören. Sie erfreuen sich gegenwärtig einer vollständigen Duldung und gebieten wirklich Achtung, während in Tschung-Tsching die Anzahl und der Reichthum der Bekehrten ihnen ein bedeutendes gesellschaftliches Gewicht gibt. Die Erzählung der Vorsichtsmaßregeln, welche damals Monseigneur Desfleches, der sich aus Furcht vor Verfolgung versteckt hielt, gebrauchen mußte, um sich mit Huc und Gabet in Verbindung zu setzen, stand im grellen Contrast mit den Umständen, unter welchen ich meine Bekanntschaft mit diesem guten Bischof machte. Diese anscheinende Ruhe kann sich jedoch jeden Augenblick in alle Gefahren einer Verfolgung verwandeln; ich bemerkte selbst die auffällige Mißstimmung der Gelehrten und Beamten in Tschentu gegen die Christen. Während der jährlichen Examina, welche gerade vor meiner Ankunft abgehalten worden waren, war der Bischof genöthigt gewesen zu verreisen, um der Gewalt auszuweichen; weiter westlich wurden die Verachtung und der Haß gegen die Christen fortwährend gezeigt. Diese Missionäre sind wirklich immer in Lebensgefahr. Es ist jedoch nun an der Zeit, das System zu erörtern, durch welches die Missionäre ihren Zweck unter einer Bevölkerung verfolgen, welche einmal gleichgültig und ein andermal fähig ist, gegen alle religiösen Neuerer zu wüthen.

Die Société des Missions Etrangères, welche von ihrem Hauptquartier in Paris aus die Geschäfte dieser Mission dirigirt, ist sehr sorgfältig in der Auswahl und der Erziehung der Candidaten für das Leben eines Missionärs. Da ihre Arbeit meist unter den Reichen und Gebildeten liegt, trotzdem auch die Armen und Unwissenden durchaus nicht vernachlässigt werden, so wird jeder Missionär, der nach Sze-tschuen gesandt werden soll, speziell erzogen, um mit den chinesischen Gelehrten auf gleichem Fuße zu stehen. Sie landen in China gewöhnlich als junge, neugeweihte Priester unter Gelübden, welche den Rest ihres Lebens der Mission in Sze-tschuen widmen. Nachdem sie einmal mit ihrer Arbeit begonnen haben, geben sie dieselbe nie mehr auf und kehren auch nicht in ihre Heimath zurück; es ist ihnen dies auch unmöglich, denn ich habe gute Gründe, um zu behaupten, daß irgend ein Abtrünniger, der seine Verpflichtungen nicht

erfüllt, indem er es versucht, das Land zu verlassen, ganz sicher sein darf, von den Mandarins verhaftet und der Jurisdiction der Mission ausgeliefert zu werden. Dies scheint in Verbindung mit dem Edikt von Khang-hi zu stehen, welches nur denjenigen Missionären Duldung verspricht, die schwören, niemals nach Europa zurückkehren zu wollen. Der junge Missionär streift bei der Ankunft in China seine Nationalität ab; er rasirt sich den Kopf, nimmt das chinesische Costüm an und schließt sich in jeder Hinsicht der chinesischen Lebensweise an. Die ersten zwei Jahre des Zöglings werden entweder an einer der Hauptmissionsstationen oder an einer exponirten Station unter der unmittelbaren Leitung eines alten und erfahrenen Paters zugebracht, unter dessen Aufsicht er systematisch die Sprache und Sitten des Volkes studirt, dessen Dienst er sein Leben gewidmet hat.

Er wird auch in der Leitung der Mission unterrichtet und ihm ein ständiger Posten übertragen, sobald er die Sprache kann, wo er unter dem Bischof des Distriktes steht, in den er von Paris aus gesandt wurde.

Man kann sich leicht denken, daß eine Mission, welche ihre Bekehrten nach Zehntausenden zählt und sich über ein so großes Land wie das westliche China und das östliche Tübet erstreckt, eine gut organisirte Institution sein muß, deren Führung Systematik erfordert.

Da alle Provinzen in Distrikte getheilt sind, so wird auch jeder Distrikt eigens mit mehr oder weniger Nachdruck bearbeitet, je nachdem es die Gesinnung der Bevölkerung gestattet. Der apostolische Bischof, der in Tschung-Tsching residirt, übt eine Centralgewalt über vier andere Bischöfe aus, die in Tschen-tu und Su-fu (in Sze-tschuen), Yünnan-fu (in Yünnan) und Kuei-tschu wohnen, sowie über Bischof Chauveau in Ta-tsian-lu. Der letztere hat die Missionsstationen im östlichen Tübet unter sich, die in Bathang, Yengin und Tz-ku am westlichen Ufer des Lantsan-kiang etablirt sind. Man sagte mir, daß im Jahre 1868 dreihundert französische Missionäre außer den eingeborenen Priestern und Katecheten in den obigen Provinzen arbeiteten. Der Gehalt eines Missionärs wechselt zwischen 100 Taels per Monat (der Gehalt eines Bischofs) und 20 Taels, dem ärmlichen Stipendium der einfachen Patres. Von diesem müssen sie

Alles bestreiten. Auf kleinen exponirten Stationen geben die Leute natürlich viele Geschenke an Eßwaaren, aber selbst damit bleibt die Bezahlung so gering im Vergleiche zu den Gehältern, welche die protestantischen Missionäre beziehen, daß man sich wundern muß, wie diese französischen Missionäre davon leben können, und man kann sich über wahrhafte Missionsarbeit erst einen Begriff machen, wenn man ihr entsagungs- und entbehrungs-reiches Leben beobachtet.

Durch ein genau durchgeführtes System von Berichten, die von jedem Missionär, der die Pflege eines Distriktes hat, durch seinen Bischof an den Metropolitanbischof nach Tschung-Tsching kommen, werden die Geschäfte der Mission mit der Regelmäßigkeit einer gut organisirten Regierung geführt. Jede Station unterhält ihren eigenen Courier und hiedurch wird ein regelmäßiges System in den Verbindungen aufrecht erhalten. Indem die Bischöfe den chinesischen Sitten genau nachkommen, nehmen sie den Titel Ta-jen, „Excellenz", die Patres je nach ihrem Range in der Mission Ta-leu-ya, „Großältester", und Leu-ya, „Aeltester", an.

Jeder Bekehrte, der in die Nähe eines Paters kommt, ist genöthigt, das Knie zu beugen, eine Sitte, von welcher ein neuerer französischer Schriftsteller sagt, daß er selbst die Christen darüber habe klagen und die Sitte als eine unwürdige habe bezeichnen hören. Die Patres ahmen in ihrer Forderung dieser einigermaßen sklavischen Ehrenbezeigung die Beamten nach und durch dieses Mittel sowohl als auch durch den Einfluß, welchen sie natürlich in Privatangelegenheiten ihrer Convertiten erlangen, erregen sie sehr wahrscheinlich die Eifersucht und den Haß der regierenden Klassen. Als ein Beweismittel darf ich wohl die Worte eines alten und erfahrenen Paters anführen, der sagte: „Wir werden nicht aus religiösen Gründen verfolgt, sondern aus politischen, weil man unsern Einfluß auf das Volk fürchtet." Nach meinen eigenen Erfahrungen über das chinesische Volk muß ich sagen, daß (wenn auch noch so widerwärtig für unsere Ansichten) die Forderung des vollständigsten Respekts von ihren Convertiten für die Aufrechthaltung der religiösen Autorität der Geistlichkeit absolut nöthig ist, denn die Chinesen kennen jetzt zwischen sclavischer Unterwürfigkeit und unverschämter Unabhängigkeit

keine Stufe. Da nun, wenn man die katholischen Missionen mit irgend einer protestantischen in der Welt vergleicht, die Erfolge der ersteren so wunderbar groß sind, so bin ich geneigt ihnen zuzuerkennen, daß sie aus Erfahrung am besten wissen, was das Interesse ihrer Missionen erheischt. Wie die Sachen liegen, so verursachen die Eigenheiten des chinesischen Charakters gelegentliche Schwierigkeiten. Die Anzahl Eingeborener, welche für die Priesterschaft als geeignet erachtet werden kann, ist im Verhältniß zu den Bekehrten sehr klein, und die Erwählten sind nicht immer willig zu gehorchen. Während ich in Tschen-tu war, beunruhigte ein ärgerlicher Skandal die Gemüther der christlichen Gemeinde. Ein eingeborener Priester hatte zur vollkommenen Zufriedenheit seiner Gemeinde schon seit einiger Zeit auf einer exponirten Station Seelsorgerpflichten erfüllt; als nun ein französischer Pater vom Bischof gesandt wurde, um seine Stelle zu übernehmen, so widersetzte sich Se. chinesische Hochwürden diesem Eindringling und verweigerte dem Neuangekommenen, unterstützt von den Führern unter seinen Convertiten, den Eintritt ins Missionshaus. In diesem Dilemma appellirte der Bischof an den Mandarin, der es jedoch verweigerte, sich einzumischen, da er den Streit für einen religiösen zwischen zwei Mitgliedern der christlichen Gemeinde hielt, und als ich abreiste, war die Sache noch nicht entschieden. Ich weiß nicht, ob seit den Zeiten des gelehrten Lopez ein chinesischer Priester zum Bischof ernannt wurde; die gegenwärtige Regel ist jedoch, entschieden keine Aussichten auf eine solche Beförderung zu gewähren. Der Grund welcher hiefür angegeben wird, ist die unausrottbare Gewohnheit der Chinesen, jede Stelle, die sie zu vergeben haben, zu verkaufen, welche sicher zur Verleihung der Priesterschaft durch Simonie führen würde. In Verbindung hiemit erinnere ich mich eines unterhaltenden Beispiels eines weiteren chinesischen Charakterzuges, nämlich übermäßigen Selbstgefühls. Ein junger Katechet bemerkte ernst und nachdenkend zu seinem Bischofe: „Vater, ich sehe viele französische Bischöfe und Priester; warum gibt es keine chinesischen Bischöfe?“ Der Bischof erinnerte ihn an die Schwäche seiner Landsleute und frug ihn schließlich, ob er irgend einen Chinesen kenne, den er der Würde für werth erachte, worauf der Jüngling mit einer Selbstvertrauen ausdrückenden Handbewegung

antwortete: „Vater, ich bin würdig ein Bischof zu sein." Seine Arroganz wurde bestraft, indem der Bischof alle Christen in seinem Hause versammelte und ihnen den selbsternannten Bischof vorstellte.

Die Erziehung der Jugend ist Gegenstand besonderer Sorgfalt und an allen Haupt=Missionsstationen sind getrennte Schulen für Knaben und Mädchen eingerichtet. Die Knaben lernen chinesisch und lateinisch lesen und schreiben, sowie andere nützliche Kenntnisse, welche dazu geeignet sind, das chinesische Vorurtheil zu zerstören. Vielversprechende Candidaten für die Geistlichkeit werden gewöhnlich nach Macao und Hong=kong und hie und da nach Rom gesandt, um ihre theologische Ausbildung zu erhalten. Die Mädchen werden im Lesen und Schreiben, sowie im Nähen u. s. w. unterrichtet.

In Tschung=Tsching und Tschentu gibt es Pensionate, wo junge Mädchen erzogen werden, bis sie heirathsfähig sind. Diese Schülerinnen werden von den Bekehrten als Frauen eifrig begehrt und stehen in dem Rufe, ausgezeichnete Hausfrauen abzugeben. Die eingeborenen Christen machen sich durch ihren guten Ruf bemerklich; ihre Häuser zeichnen sich durch mehr Reinlichkeit und Ordnung aus. Die Gewohnheit, Opium zu rauchen, ist nur bei solchen geduldet, welche es vor ihrer Bekehrung thaten und die es nun, ohne ihre Gesundheit zu schädigen, nicht aufgeben könnten. Solche Personen erhalten speziellen Dispens; jeder andere Convertit, der diese schädliche Sitte annimmt, wird jedoch excommunicirt.

Ich muß nur wiederholen, welchen Eindruck ihre andächtige Aufmerksamkeit für die Handlungen ihrer Religion auf mich ausübten, und diese war nicht nur oberflächlich, denn nur wenige von ihnen werden Apostaten, selbst wenn unter dem Druck einer Verfolgung, und da ich selbst die wohlthätigen Wirkungen ihrer Arbeiten sah, schließe ich mit dem Wunsche des vollständigsten Erfolges für die frommen und arbeitsamen Förderer, deren Selbstlosigkeit durch solch' außerordentliche Resultate belohnt wurde.

Am Sonntag Abend um 8 Uhr kehrte Philipp, der um Erlaubniß gebeten hatte, den Tag mit seinen Freunden unter den Convertiten verbringen zu dürfen, von einigen der Kaufleute, welche mich am Tage vorher besucht hatten, begleitet, zurück.

Sobald sie sich niedergelassen hatten und zu rauchen begannen, nahmen sie wieder das Thema der Versicherungsgesellschaften auf und nachdem ich, so gut ich konnte, das System erklärt hatte, nach welchem sie in Europa gehandhabt werden, war ich einigermaßen überrascht, als einer meiner Besucher in Enthusiasmus gerieth und nach einer langen Unterredung mit seinen Gefährten 30,000 Taels*) anbot, um eine solche Unternehmung in Tschung-Tsching ins Leben zu rufen, allein ich müßte sie in meinem Namen führen, um sie vor den Räubereien der Mandarine zu wahren, welche, wie sie sagten, es nicht wagen würden, von einem Fremden zu erpressen. Als einen Beweis der Behandlung eingeborener Unternehmer, welche sie natürlich auch zu erwarten hätten, erzählten sie einen flagranten Beweis der Unehrlichkeit und Raubsucht der lokalen Mandarinen, welches eben große Entrüstung verursachte. Vor zwei Jahren unterhandelten 128 christliche Kaufleute mit den Machthabern des Ortes wegen einer Concession für die Bereitung und den Export von Salz und eine enorme, binnen zwei Jahren abschlagsweise zu entrichtende Zahlung wurde als Kaufpreis vereinbart. Nachdem die letzte Rate bezahlt war, nahmen die Mandarine einfach die Concession zurück und behielten das Monopol, welches sie verkauft und wofür sie den Preis erhalten hatten! Meine Besucher drängten mich zur Annahme ihres Vorschlags; aber natürlich ohne Erfolg. Sie verließen mich dann einigermaßen gekränkt und gaben mir Zeit, um über die Anomalie nachzudenken, welche ein solches Hinderniß wie die Einmischung der Beamten mit der kaufmännischen Lebensweise der Chinesen bildet; aber es ist leider eine Thatsache, daß die Energie des chinesischen Kaufmannes, von welcher das Leben des Staates abhängt, durch die Erpressung derjenigen niedergedrückt wird, welche sie eigentlich unterstützen sollten, weßwegen das Kapital vergraben anstatt umgesetzt wird. Banken sind sehr unsicher, weil sie unter den unverschämtesten Vorwänden von den durch und durch corrumpirten Mandarinen ausgeraubt werden und der Ruf des Reichthums, zu dem irgend einer gelangt ist, verwandelt ihn zu einem elend Geplagten, von dem die blutegelartigen Beamten so lange erpressen, bis sie zuletzt durch die

*) 200,000 Mark.

schmählichste Verfolgung „die Gans tödten, welche die goldenen Eier legt".

Man darf nicht glauben, daß ich hier ein übertriebenes Bild eines der vielen Uebel gegeben habe, welche den Fortschritt des chinesischen Reiches verhindern. Niemand kann lange in diesem Lande leben, ohne zu bemerken, daß nur durch den Mangel einer guten Regierung sein ungeheurer Reichthum unentwickelt bleibt und eine große Anlage zum Fortschritt wird durch die Mißregierung unthätig gemacht, die so stark ist, daß sie sich der Controle der Regierung zu Peking vollständig entzieht und es ist blos eine oberflächliche Bekanntschaft mit den Chinesen nöthig, welche in den offenen Häfen mit den europäischen Kaufleuten in Geschäftsverbindung stehen, um den unparteiischen Beobachter zu überzeugen, daß sie nicht nur muthige und glückliche Speculanten, sondern auch gerecht und freimüthig in ihren Geschäften mit solchen sind, welche durch ähnliches Benehmen ihr Vertrauen und ihre Achtung erworben haben.

Die schlechte Verwaltung, welche im ganzen Lande so sehr vorherrscht, muß der Regierung die Sympathieen der Bevölkerung entfremden und zwar besonders diejenigen der Kaufleute, welche stets bereit sind, die Steuern zu umgehen, deren größter Theil nicht dem Reiche zu Gute kommt, sondern in die Taschen der regierenden Klasse wandert. Dieses ist die Ursache aller Empörungen, welche das Reich bis in seine Grundvesten erschüttert, und wird es auch fernerhin sein, bis das Land dem näheren Verkehre mit den freien und gebildeteren Ländern des Westens erschlossen worden ist und der Handelsdrang raschere Communikationen im Reiche verlangt. Solche Verbindungen zu Wasser und zu Lande und freie Aeußerung der öffentlichen Meinung müssen gesichert werden, ehe das theoretisch vollständige System der chinesischen Regierung gehörig Anwendung finden kann.

Ebenso wie andere Länder aus der Barbarei herauswuchsen, um nun ihren Rang unter den großen Nationen der Erde einzunehmen, so wird auch China an die Reihe kommen und die Stellung unter ihnen erringen, zu der es durch seinen wunderbaren inneren Reichthum und seine Hülfsquellen in hervorragender Weise berechtigt ist.

Ich hatte nun fünf Tage in Tschung-Tsching zugebracht und es drängte mich, westwärts weiterzuwandern, so daß ich, als mich am nächsten Tage Pater Deschamps auf Wunsch des Bischofs wieder besuchte, meine Absicht aussprach, Tschung-Tsching am folgenden Mittwoch zu verlassen.

Im Laufe des Gesprächs theilte mir der gute Pater mit, daß er schon beinahe dreißig Jahre in Sze-tschuen sei; lange genug, um die Einführung des Opiums erlebt zu haben, denn als er als junger Priester zuerst in die Provinz kam, war diese Cultur beinahe unbekannt. Diese Bemerkung des Paters Deschamps erklärt die Nichtbeachtung der Production dieses Narcoticums in der Provinz durch Huc.

Nachdem der Pater mich verlassen hatte, erschien Fan-sien-sen und sagte mir, daß ich das chinesische Theater sehen müsse. Ich kleidete mich diesmal ohne seine Hülfe an, denn er war offenbar schnell gegangen und außer Athem; er beobachtete mich jedoch bei meiner Toilette mit kritischem Blicke und schüttelte mit dem Kopfe und stieß als Warnung einen gurgelnden Ton aus, als ich meine Schärpe etwas nachlässig band. Nachdem ich sie wieder gerichtet hatte, nickte und hustete er beistimmend.

Wir besuchten mehrere sehr schöne Buddhistentempel, welche sich durch ihre Schnitzerei, Vergoldung und gemalten Götter hervorthaten. Mit einem dieser Tempel war ein Theater verbunden, das durch freiwillige Beiträge erhalten wurde. Die Bühne, deren Proscenium mit Schnitzerei und Vergoldung überladen war, stand am Ende eines geräumigen Hofes von etwa vierzig Yards im Geviert, um welchen ebenfalls schön dekorirte hölzerne Gallerien liefen, in denen Tische und Stühle standen, die von Männern und Frauen benützt wurden. Sie tranken dort Thee, der gratis verabreicht wurde. Ein großes Orchester mit Messing- und Rohrinstrumenten war in einer Ecke der Bühne stationirt und unterhielten einen fortwährenden Lärm, der betäubend wirkte.

Die Schauspieler, unter denen sich die ersten Frauen befanden, welche ich je in China auf der Bühne gesehen hatte, waren in überladen gestickten Seiden- und Atlasgewändern von großer Schönheit und Kostbarkeit gekleidet und trotzdem ich der Vorstellung mehr als zwei Stunden lang zusah, konnte ich keine

unanständigen Bewegungen bemerken, welche in der Regel chinesische Theater herabwürdigen. Eine Anzahl buddhistischer Priester wandelte im Gebäude umher und machten die Wirthe; auch sie machten einen besseren Eindruck als die gewöhnlich gesehenen ihrer Brüder. Im Hofe, der das Centrum des Gebäudes bildete, standen Reihen von Stühlen und Tischen, an welchen an Sommerabenden die Gesellschaft sitzt und sich an ihrem Thee erfreut.

Da ich einen einigermaßen ermüdenden Tag verlebt hatte, war ich froh zu meinem Hotel zurückzugelangen und einige Ruhe zu genießen, allein dies wurde mir versagt, denn zahlreiche Besucher nahmen abermals mein Zimmer in Besitz nnd ich mußte sie bis beinahe um Mitternacht unterhalten, wo ich dann ganz müde zu Bette ging, die Wirkungen eines starken Katarrhes verspürend.

Am nächsten Morgen war ich ganz krank, doch mittelst einer Dosis Chlorodyne konnte ich bei Monseigneur Desfleches ein Abschiedsdiner einnehmen. Er hatte vom Bischof in Tschentu einen Brief erhalten, der ihm mittheilte, daß die Gesandtschaft aus Nepaul zurückbeordert worden sei, und rieth mir, so wenig als möglich mit dem Gesandten bei meiner Ankunft in der Hauptstadt zu thun zu haben, da die Beamten sehr gegen ihn aufgebracht seien, sondern meinen Paß zu erlangen und nach Tübet vorzudringen. Nachdem ich von diesem hochgebildeten Herrn herzlichen Abschied genommen hatte, kehrte ich zurück und begann zu packen, um frühe am anderen Morgen abzureisen, froh, daß ich endlich von der fortwährenden Arbeit befreit war, die zahlreichen Fragen meiner chinesischen Besucher beantworten zu müssen.

Gerade vordem ich zu Bette ging, kam Leulie, um Abschied zu nehmen. Der alte Mann schüttelte den Kopf und sah sehr traurig aus, indem er mir sagte, ich solle zur Jungfrau um ihren Schutz beten, da ich in ein schreckliches Land reise, wo ich aller Wahrscheinlichkeit nach meinen Kopf lassen müßte. Ein Geschenk von 2000 Tschen schien ihn zu erheitern und nachdem ich ihm meine Briefe, eine Kiste gesammelter Gegenstände und meinen kleinen Hund Zeila übergeben hatte, um sie nach Hankeu zu bringen, nahm ich von ihm Abschied. Mein kleiner Liebling und Gefährte Zeila erregte so viel Aufmerksamkeit bei unserer

Ankunft in Tschung-Tsching, daß ich ihn nicht weiter mitnehmen wollte, trotzdem ich nun eine Quelle der Unterhaltung in seinem anhänglichen Wesen vermissen mußte. So endete mein erster Besuch in Tschung-Tsching. Meine Weiterreise wird mich zunächst durch die fruchtbarste Provinz Chinas führen, deren Beschreibung ich für das nächste Kapitel versparen muß.

Fünftes Kapitel.

Von Tschung-Tsching nach Tschen-tu.

Neuer Regenschirm. — Der Waschlappen des Hauses. — Befestigungen Sze-tschuens. — Sehe ich wie ein Teufel aus? — Ein großer Krieger. — Platz für einen Mandarin! — Hochzeitsceremoniell. — Die nasenlose Braut. — Verkauf von Frauen. — Eine unangenehme Lage. — Yamun-Spione. — Das chinesische Paris. — Räuberische Köche. — Ein vielversprechender Paß.

Frühe am Morgen des 19. Februar wurden wir durch die Ankunft zweier Tragsessel für Philipp und mich mit acht Kulis geweckt. Die letzteren begannen sofort einen lärmenden Streit über die Theilung ihrer Lasten. Trotzdem ich mich sehr unwohl fühlte und geneigt war, meinen Aufbruch zu verzögern, so konnte ich mich doch mit Hülfe einer starken Dosis Chlorodyne ankleiden und die Tragsessel besehen, welche zu unserer Ueberlandreise bestimmt waren. Sie waren einfach aus Bambus korbartig geflochten und sahen den Körben der Putzmacher, aber in ungeheurem Maßstabe, sehr ähnlich. Sie waren gerade groß genug, um den Passagier in sitzender Stellung zu enthalten, ohne dann irgend zu weit zu sein. Jeder Sessel wurde von drei Männern getragen. Zwei Stangen, die an beiden Seiten befestigt waren, endigten in einem Querholze, an welchem vorne eine kleinere Stange angefügt war, deren Ende von zwei Trägern erfaßt wurde, während rückwärts nur einer trug. Wir waren noch durch das Ausbleiben des Wechslers aufgehalten, der 10000 Tschen für unsere Ausgaben auf dem Wege bringen sollte, was nothwendig war, um sich

gegen Verlust bei der Umwechslung von Silber zu schützen. Als er endlich kam, brach ein neuer Streit aus, weil die Gepäck-Kulis sich weigerten, das Kupfergeld zu tragen, und ein heftiger Wortkrieg endete schließlich darin, daß die Hälfte der Tschen in meinen Tragsessel geladen wurde; eine Einrichtung, die den ohnehin geringen Platz wesentlich verringerte und mich zwang, Kniee und Kinn in unbequemer Nähe zu behalten. Als wir eben aufbrechen wollten, kam Pater Deschamps, um mich abreisen zu sehen und mir freundliche Grüße des Bischofs zu bringen. Unser Abschied wurde durch die Kulis kurz abgeschnitten, welche meinen Sessel aufhoben und, von dem Rest meines kleinen Gefolges begleitet, mit mir durch die Stadt in einem Trabe liefen, der sie wohl sechs Meilen in der Stunde vorwärts brachte.

Wir kamen durch das westliche Thor aus der Stadt und durch die gedrängten Vorstädte auf das Land. So reisten wir etwa fünfundzwanzig Meilen einer Straße entlang, die sechs Fuß breit, solide mit Granit gepflastert und in gutem Reparaturzustande war. In verschiedenen Zwischenräumen, besonders nahe an den Dörfern, kamen wir durch hohe Steinthore, die reich mit den üblichen Schnitzereien und Vergoldungen verziert waren. Diese scheinbar sehr unnöthigen Bauten ähneln in ihrem Zwecke unseren Triumphbogen und sind Erinnerungszeichen an verstorbene Würdige. Eine liebende Wittwe verewigt die Tugenden ihres verstorbenen Mannes oder eine Gemeinde das Andenken eines Wohlthäters oder Aeltesten, indem sie ein solches Thor errichtet, welches in großen vergoldeten Buchstaben über den Namen und die Verdienste des Verstorbenen berichtet.

Den ganzen Weg entlang wurde ich durch den Anblick unzählbarer Bettler überrascht, meist Frauen und Kindern, die wenig zu dem sonst gedeihlichen Aussehen der umliegenden Gegend paßten. Die Berge und Thäler zeigten eine Reihe von reizenden Ansichten; überall lugten weißbemalte Landhäuser aus den Obstbäumen hervor, die nun auch mit weißen Blüthen überdeckt waren, und das Auge schweifte über endlose Reihen von Mais, Zuckerrohr, Mohn und anderen Feldern. Die schon weit vorgeschrittenen Gewächse und die köstliche milde Luft ließen glauben, daß es Mai statt Februar sei. Viele der tieferliegenden Felder waren unter Wasser gesetzt, um sie zur Reissaat vorzu-

bereiten und die hiedurch gebildeten Miniatur-Seen glitzerten im Sonnenlicht.

Wir kamen an vielen Dörfern und einzelnen Häusern vorbei. Beim Eingang in manche Dörfer war die Straße mit einem rohen Strohdach geschützt, unter welchem Kleinhändler aller Arten ihre Waaren zum Verkaufe auslegten, während Gruppen von Nichtsthuern herumlungerten, scheinbar mit der ausschließlichen Beschäftigung, jeden Reisenden anzustarren, der vorüber kam.

In den offenen Straßen und Marktplätzen befanden sich mehrere ambulante Kaufläden, deren Eigenthümer sich und ihre Waaren vor Sonne und Regen durch riesige Regenschirme schützten, welche, so groß wie kleine Zelte, aus geöltem Papier mit Bambusgestellen gefertigt waren. Man sah sie in lebhaften Farben gemalt mit den Annoncen des Eigenthümers versehen und oft fünfzehn Fuß im Durchmesser haltend. Sie gaben der geschäftigen Scene eine malerische Charakteristik und sind, soweit meine chinesischen Erfahrungen mich urtheilen lassen, der Provinz Sze-tschuen eigenthümlich.

Die Ausdauer unserer Träger war merkwürdig. Sie schleppten uns dahin und begleiteten ihre Arbeit mit fröhlichem Geschrei. Blos sechsmal im Tage rasteten sie, worunter zweimal, um in einem der vielen Gasthäuser an der Straße zu essen. Dort konnte man Reis, Gemüse, Schweinefleisch und Samschu erhalten. In einem dieser Häuser nahm ich eine Mahlzeit ein, die aus etwas Geflügel, das Philipp vom Hotel mitgebracht hatte, sowie Reis und kaltem gesalzenem Kohl bestand. Ich stieg nicht aus, sondern ließ mir meine Speisen in den Tragsessel reichen, da es die chinesische Würde einem großen Manne nicht erlaubt, an solchen Stellen abzusteigen. Die Kulis stopften sich dermaßen voll, daß ich über ihre Fähigkeit zur Weiterreise beunruhigt wurde; jedoch nahmen sie mich nach ihrer Mahlzeit und einer Pfeife Tabak wieder auf und trugen mich mit der anfänglichen Schnelligkeit weiter, während eine Anzahl elend aussehender Kulis, vom übertriebenen Opiumrauchen im letzten Stadium der Erschlaffung, uns folgten und die Träger baten, sie den Sessel tragen zu lassen. Unsere Leute handelten mit den armen Teufeln im Laufe und schlossen ihr Arrangement, daß drei von denselben meinen Tragsessel drei Meilen weit zum

Preise von drei Tschen per Meile und Mann tragen sollten. Die Eile, mit welcher sie die Plätze der Träger einnahmen, zeigte, wie schrecklich ihre Armuth war.

Ich hatte geglaubt, daß die Sze-tschuener Bootsleute die schlecht bezahlteste Klasse in China seien; aber die Trägerkulis sind im Vergleiche zu ihnen wahre Sklaven. Wir hatten mit einem Tragsesselbesitzer in Tschung-Tsching abgemacht, daß er uns Sessel und Kulis nach Tschentu mitgebe und zwar um 4 Taels per Mann inclusive der Sessel, und er hatte, der Sitte nach, die Kulis um $2\frac{1}{2}$ Taels per Kopf gemiethet (1 Tael = M. 6.69), was also für jeden Mann täglich 250 Tschen (ca. M. 1.69) betrug. Für diesen kleinen Betrag schleppten mich die armen Kerle beinahe sechs Stunden täglich und ernährten sich dabei auf eigene Kosten. Das Letztere kostete ihnen 180 Tschen und ihr tägliches Opium weitere 50 Tschen. Sie bilden eine elende Klasse, sind ärmlich gekleidet und sehen heruntergekommen aus, was sich auf die Wirkungen des Opiums und harter Arbeit zurückführen läßt. Vom fortwährenden Tragen der Sänften sind die Muskeln ihrer Rücken und Schultern so ausgebildet, daß sie wie Mißbildungen aussehen, während die Haut derjenigen eines Dickhäuters gleicht. Es scheint, daß sie selten lange leben, da harte Arbeit und Opium gewöhnlich ihre Constitution zu Grunde richten, ehe sie dreißig Jahre alt geworden sind.

Ungefähr um sechs Uhr Abends erreichten wir die erste Nachtstation von Tschung-Tsching aus und stiegen in einem Wirthshause eines kleinen Dorfes ab. Mein Gepäck wurde in ein sehr schmutziges Zimmer gebracht, dessen Einrichtung aus zwei Betten mit Strohmatratzen bestand; es führte, wie auch alle andern Gastzimmer, direkt in die allgemeine mittlere Halle. Nachdem Alles hereingetragen worden war, brachte mir ein Kuli des Hauses eine kleine hölzerne Schüssel mit heißem Wasser und einem Lappen darin, um als Schwamm zu dienen. Während ich nun durch die Halle gegangen war, hatte ich gesehen, wie sich ein sehr schmutziger Kuli mit demselben Lappen gewaschen und dasselbe Becken benutzt hatte, weßwegen ich frisches Wasser bestellte. Dies konnte jedoch nicht ausgeführt werden, da, wie mir der Kellner mittheilte, der Vorrath an heißem Wasser nahezu

erschöpft war. Ich war deßwegen trotz des Gedankens an meinen schmutzigen Vorgänger genöthigt, das Wasser in meiner eigenen Waschschüssel zu gebrauchen; ich wusch mich deßhalb und fühlte mich darauf sehr erfrischt. Wir nahmen dann unser Diner ein und rauchten unsere Pfeifen. Wenn ich mich auch durch die frische Landluft wohler fühlte, so schmerzten mich doch meine Knochen schrecklich von der beengenden Stellung, die ich während des Tages hatte einnehmen müssen, und ich war froh, mich auf ein Bett werfen zu können, nachdem ich zuerst die verdächtige Matratze durch meine eigenen Flanelldecken und Kissen ersetzt hatte. Etwa um acht Uhr sprang der Koch, der noch alle möglichen Dienste verrichtete, auf einen Tisch in der Vorhalle und hielt an die Kulis folgende Anrede: „Gäste! Wenn irgendwelche von Euch nicht genug zu essen hatten, redet; wenn irgendwer ein heißes Bad nehmen will, er rede; wenn jemand von Euch Thee will, er sage es sofort, denn in einer halben Stunde werden die Feuer ausgelöscht sein und es ist Euch dann nicht mehr möglich, etwas zu erhalten." Nachdem er sich auf diese Weise ausgesprochen hatte, nahm er hinter einer Art von Schenktisch in einer Ecke Posto und gab den Gästen der Reihe nach große, wattirte Bettdecken, mit denen sie sich in ihre Zimmer zurückzogen, um Opium zu rauchen, dessen Dämpfe bald alle Räume des Hauses erfüllten.

Etwa eine Stunde später, als wir eben zu Bette gehen wollten, kam der Eigenthümer mit seiner Rechnung für Essen und Wohnung, wie es überall in diesen Absteighäusern Sitte ist. Für das Zimmer bezahlten wir jeder 400 Tschen, für Reis 200 Tschen, was auch eine Tasse Thee und zwei gekochte Eier einschloß, die uns, seinem Versprechen nach, frühe am andern Morgen gebracht werden sollten. Nachdem der Eigenthümer sich entfernt hatte, kam der Koch um sein übliches Trinkgeld. Ich gab ihm 100 Tschen, was wirklich viel mehr war, als er erwartete. Der Kerl sah sie jedoch an, wie etwa ein Droschkenkutscher einen Schilling, und bat um mehr. Philipp fuhr wüthend auf und frug ihn, was er damit meine. Er antwortete ganz ruhig: „Oh, es ist nur Sitte. Wir bitten immer um mehr als wir bekommen. Aergern Sie sich nicht; ich bin ganz zufrieden, denn ich bekomme in der Regel nie mehr als zwanzig Tschen

von den Herren und Mandarinen, welche dieses Zimmer bewohnen; die Kulis zahlen nie etwas und deßwegen nehme ich von den Passagieren so viel als möglich." Nachdem er uns auf diese Weise über die Sitten der Hotels Sze-tschuens einigermaßen belehrt hatte, wünschte er uns höflich gute Nacht.

Pünktlich um vier Uhr trat der Koch am anderen Morgen in mein Zimmer mit einer Schüssel heißen Wassers, das den Lappen richtig enthielt. Ich bestand darauf, frisches Wasser zu erhalten, das er nach vielen Einwendungen brachte und dazu bemerkte, daß ich sehr anspruchsvoll sei. Er sei viele Jahre in einem Hotel gewesen und hätte nie erlebt, daß selbst ein Mandarin vom höchsten Range es verweigerte, sich mit dem „Hauslappen" zu waschen. Als ich angekleidet war, wurden die gekochten Eier und Thee aufgetragen, und waren wir bald damit fertig. Mein Tragsessel wurde mir bis an die Thüre meines Schlafzimmers gebracht und, nachdem ich mich wieder hineingezwängt hatte, machten wir uns noch vor Tagesanbruch auf den Weg.

Außer einigen früh abreisenden Personen, wie wir selbst, war noch niemand in der Straße; aber Lichter und Hammerschläge in vielen Häusern bezeugten den Fleiß der Einwohner. Von der Spitze eines Hügels — eine Strecke weit auf unserer Straße — hatten wir einen schönen Anblick der Sonne, die eben hinter einer hohen Bergkette im Osten aufstieg. Im Laufe des Tages überholten wir zahlreiche Büffelheerden. Die Thiere hatten Strohschuhe an und wurden auf den Markt der kleinen Stadt Win-tschin-tschien getrieben. Gegen Nachmittag stiegen wir eine hohe und regelmäßige Bergreihe hinan, welche von Nordosten nach Südwesten läuft. Ihre äußeren Abhänge sind sehr abschüssig und die tiefen und schmalen Engpässe sind durch starke Befestigungen oder Mauern mit massiven Thorbögen über der Straße verschlossen. Diese befestigten Berge sind in Sze-tschuen berühmt und würden zweifelsohne eine vorzügliche Defensivlinie gegen eine Armee von Rebellen bilden, die vom Westen auf Tschung-Tsching und das umliegende Land marschirt. Ich sah jedoch keine Soldaten, welche die Thore dieser Befestigungen bewacht hätten, die alle mehr oder weniger zerfallen waren — der normale Zustand der meisten öffentlichen Anstalten Chinas.

Wir befanden uns nun im Herzen der Provinz Sze-tschuen und schon begann ich einen kleinen Unterschied im Aussehen der Leute zu bemerken. Die Landleute waren von mittlerer Statur und sahen gesund und robust aus; jedoch nicht in dem Maße, wie man sie mir beschrieben hatte. Sie waren gut angezogen und trugen weiße baumwollene Turbans anstatt der anschließenden Haube oder dem großen Hute, die in den östlichen Provinzen üblich sind. Die Frauen waren von heller Gesichtsfarbe und hübsch und trugen baumwollene Kopftücher, was den jungen Frauen sehr gut zu Gesichte stand. Die meisten der Frauen hatten natürlich geformte Füße, nur etwa eine unter zehn besaß die verunstalteten Klumpen, die in andern Gegenden so allgemein verbreitet sind.

Ich litt den ganzen Tag über an Durst, da der Thee in den Raststationen schimmlig und das Wasser lehmig und stark mit verfaulten organischen Resten verunreinigt war, weßwegen ich mich mit Zuckerrohr und Orangen erfrischte, die in allen Dörfern verkauft wurden.

Steinkohle war in den umliegenden Bergen in Menge vorhanden, und wir holten Schaaren von Kulis ein, die sie in de Richtung nach Win-tschin-tschien trugen, wo wir um halb sechs Uhr Abends ankamen und für die Nacht in einem einigermaßen besseren Hotel abstiegen, als es das letzte gewesen war.

Kleine Kohlenbecken, die Holzkohlenfeuer enthalten, werden von den Chinesen viel benützt. Beinahe jedes Haus hat im Winter sein Feuer in der Mitte des Zimmers, und viele Leute tragen kleine Messingbecken mit durchlöcherten Deckeln mit sich herum, die den Scaldini der Toscaner ähnlich sind und in denen Holzkohlen brennend erhalten werden. Diese Wärmespender werden manchmal sogar um die Taille gehängt und unter den Gewändern getragen. Holzkohle ist daher überall ein sehr nothwendiger Artikel und in dünnbewaldeten Distrikten sehr theuer. Im Bezirke von Win-tschin-tschien wird sie in großen Quantitäten von einer Art Dornstrauch gebrannt, der überall als Zaun gepflanzt ist.

Wir setzten unsere Reise am nächsten Tage fort und kamen durch ein reiches Land, das dicht mit Mohn, Zucker und einer gelben Farbepflanze bestellt war. Heerden sehr großer, schwarzer

Schweine, mit Strohschuhen versehen, wurden nach und vom Win-tschin-tschien-Markte getrieben und große Schaaren zahmer Enten konnte man in den überflutheten Feldern sehen; von alten Männern oder Knaben gehütet, deren fröhliche Stimmen man oft die Nachzügler rufen hörte. Die Vögel schienen gut dressirt zu sein, da sie ihren Führern wie Schafe folgten.

Am Abend hielten wir in Win-tsang-tschien, einer kleinen, mit Mauern versehenen Stadt, und stiegen im dortigen Kung-kwan ab. Auf der Reise von Tschung-Tsching nach Tschentu bemerkt man eine bedeutende Verbesserung im Aussehn der Städte näher an der letzteren Hauptstadt. Die Straßen sind viel breiter und die Mauern und öffentlichen Gebäude scheinen in einem etwas besseren Zustande zu sein.

Win-tsang-tschien verlassend, kamen wir über eine schöne steinerne Brücke, die etwa dreißig Fuß breit war und in einem Bogen den Fluß Tho-king, einen der kleineren Nebenflüsse des Yang-tseu-kiang, überspannte, der sich hier etwa sechzig Yards breit zeigte. Zahlreiche kleine Boote, mit Kohle beladen, fuhren den Fluß nach beiden Richtungen entlang, manche für Tschung-Tsching, andere für die Hauptstadt bestimmt.

Am Abende kamen wir an der famosen Kung-kwan oder „Oeffentlichen Gasthalle" in der Stadt Lung-tschang an. Dieses Gebäude war ursprünglich für das Privathaus eines Mandarinen errichtet worden; der Staat hatte es jedoch gekauft und seiner jetzigen Bestimmung übergeben. Es ist berühmt in ganz Sze-tschuen und gibt der kleinen Stadt Lung-tschang einen gewissen Ruf. Es enthält fünfzig Zimmer in zwei Stockwerken, die einen sehr großen Hof, beinahe hundert Yards im Geviert, umschließen. Dieser Hof ist von einem reichverzierten Dache bedeckt, von dessen Mitte ein messingner Leuchter herabhängt, der hundert Kerzen aufnimmt, welche aber nur bei der Ankunft eines hohen Beamten angezündet werden. Der Thorwächter der Anstalt wollte uns anfangs nicht hereinlassen mit der Ausrede, daß ich kein Mandarin sei, und begleitete seine Zurückweisung mit einer ärgerlichen Anrede an die Insassen über die Arroganz, daß es eine Persönlichkeit meines Standes wage, um Aufnahme in sein Kung-kwan zu ersuchen. Seine Beredtsamkeit hatte so viel Einfluß auf die Menge der Nichtsthuer, daß sie begannen, mich

auszuzischen; doch hier kam Philipp an, stieg ab, drängte sich durch die schon dichte Menge, die mich umstand, und rief, schwellend vor Würde, laut nach dem Herrn des Hauses, auf den offenbar des kleinen Philipps hochfahrendes Betragen einen Eindruck gemacht hatte und der mit einem Compliment herantrat, worauf er den Paß des Vicekönigs mit der Ordre erhielt, ihn zu lesen. Der Wirth eilte, nachdem er einen Blick darauf geworfen, an meine Sänfte, öffnete die Thüre und bat mich auszusteigen. Als ich dies that, ließ er sich auf ein Knie nieder, stand dann wieder auf und rief mit lauter Stimme: „Ein Zimmer für Tang Ta-jen"; Tang war nämlich mein chinesischer Name. Die Menge wurde eingeschüchtert, zog sich zurück und verschwand, während der Wirth mich auf mein Zimmer geleitete, wo er abermals das Knie beugte, sich weigernd aufzustehen, bis ich seine Grobheit vergeben hätte. Ich versicherte ihm deßhalb gnädig, daß ich sein erstes Benehmen vergeben würde, und entließ ihn durch eine Handbewegung.

In weniger als einer Stunde trug er ein sehr gutes Diner auf und bestand darauf mich selbst zu bedienen. Seine Aufmerksamkeiten waren so überwältigend, daß es mir eine Erleichterung war, als die Zeit zum Zubettegehen herankam und er uns verließ.

Am nächsten Morgen bediente er mich abermals beim ersten Frühstück und wiederholte seine Bitten um Vergebung; ich gab ihm deßwegen ein Geschenk, das ihn wieder beruhigte, und mit überschwänglichen Wünschen für unsere sichere Reise gingen wir ab, ehe die Sterne verschwunden waren. Etwa um Mittag hielten wir an einem kleinen Rasthause, wo ich, als ich eintrat, die Skizze eines Dampfbootes an der Wand hängen sah, die der Wirth, wie er mir sagte, vor ein paar Wochen von einem reisenden Chinesen gekauft hatte. Man konnte das Bild nur der chinesischen Kunstproduktion zuschreiben; es bestand nur aus Schiffskörper und Rädern mit einem riesigen Kamin, der eine ungeheure Wolke Rauch ausströmte. Als ich den Eigenthümer frug, was das Bild vorstelle, antwortete er: „Ein Feuerschiff, wie es die Leute in der Gegend von Hankeu benützen." Auf eine weitere Frage, ob dies nicht die Art Schiffe sei, welche von den Fremden benützt werden, sagte er: „Ich weiß nichts von

den Leuten in Hankeu, ich bin nie dort gewesen. Die Hankeuer benützen Feuerschiffe und das ist Alles, was ich davon weiß."

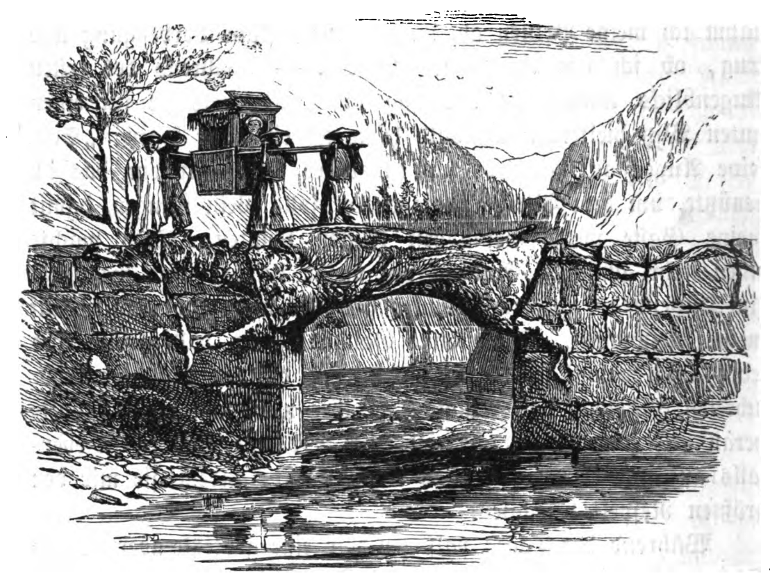
Eine ziemliche Menge hatte sich um mich versammelt, während ich den mißmuthigen Wirth über sein Bild frug, und mehrere Leute frugen mich über die Se Yang-jen i. e. westlichen Fremden; ob ich schon welche gesehen hätte und ob es wahr sei, daß sie gelbhaarige Männer seien und wie Teufel aussehen?

Da ich sah, daß die Menge aus gutmüthigen Kerls bestand, nahm ich meine Brillen ab, machte eine höfliche Verbeugung und frug, ob ich wie ein Teufel aussehe. — Während des ersten Augenblicks lachten sie unmäßig über das, was sie für einen guten Witz hielten, allein bald hörte ich ein paar sagen: „Seht seine Augen an!" und es trat plötzliches Schweigen ein, das ich benützte, um dem Wirthe zu sagen, er solle Wein bringen, damit meine Gäste meine Gesundheit trinken könnten. Dies machte einen sehr günstigen Eindruck auf meine Zuhörer und mehr als ein Dutzend der älteren Männer grüßten mich und tranken auf meine Gesundheit. Das kleine Gasthaus war bald gefüllt und jeder Tisch von Männergruppen besetzt, die den Yang-jen beobachteten. Sobald das Frühstück vorüber war, kam meine Sänfte heran und als ich aufstand und mich verbeugte, standen sie ebenfalls auf und erwiederten das Compliment, indem sie mir den größten Respekt bezeugten.

Während des Tages passirten wir eine groteske aber hübsche Steinbrücke, die in der Form eines Drachens gebaut war, dessen Füße den Bogen von 30 Fuß Durchmesser spannten. Sein Rücken diente als Weg und die Flügel als Brüstungen.

Am Abend hielten wir in der befestigten Stadt Nin-tscheang-fu auf dem rechten Ufer des Liu-kiang. Viele Anzeichen deuteten auf einen regen Handel in dieser Stadt; zahlreiche Dschunken von Tschung-Tsching lagen im Flusse und luden Zucker und Salz, von denen das letztere in großen Mengen aus den zu beiden Seiten des Flusses befindlichen Salzquellen gewonnen wird. Diese Stadt enthielt viele große und schöne Kaufläden und zahlreiche Kohlenlager. Hier ist auch ein großer Markt für Ingwer und Leim, die nach allen Theilen des Reiches exportirt werden. Ich bemerkte große Quantitäten des letzteren in Streifen von einigen Zoll Breite und drei bis vier Fuß Länge, die bei-

nahe in jedem Laden zum Verkaufe auslagen. In Nin-tscheang-fu hatten wir große Schwierigkeiten, die Tschens anzubringen, welche wir von Tschung-Tsching mitgebracht hatten; die Leute wiesen deren Annahme vollständig zurück außer gegen 25 Prozent Rabatt, und so mußten wir all unser Geld umwechseln, da über diesen Ort hinaus die Tschen von Tschung-Tsching nicht mehr gelten*).



Die Drachenbrücke.

Ich that mein Möglichstes, um diesen Abend zu einem Bade zu gelangen; der Wirth hatte aber darüber eine Meinung, die mich wirklich erstaunte. Als ich ihm mittheilte, daß ich meinen Körper zu waschen wünschte, lachte er über das, was er für einen Witz hielt; doch da ich darauf bestand, Wasser zu erhalten, antwortete er, daß es wirklich nicht in meinem Zimmer geschehen könne und draußen, wo sich die Kulis waschen, könne es doch ein Mann meiner Stellung nicht thun; außerdem sollte eigentlich ein Herr wie ich, der nie harte Arbeit thue, es nicht nothwendig haben, sich zu waschen; wenn ich jedoch dazu ent-

*) Siehe Anhang I.

schlossen sei, solle ich es nur anfangen wie ich wolle. Es blieb also nichts übrig als zum Universalmittel — einem Trinkgelde — zu greifen, welches mir endlich ein Bad, jedoch zum großen Erstaunen meines Wirthes, verschaffte. Man gewöhnt sich bald an die chinesische Unreinlichkeit, allein für den Reisenden, der in den Gasthäusern wohnt, sind die Insekten eine wahrhafte Tortur. Der falsche Alarm und der wirkliche Angriff des chinesischen „Lieblings" verwandelt die Zeit des Wachens in das vollständigste Elend, doch geben die anständigeren Chinesen vor, einen großen Abschen vor Ungeziefer zu haben, und würden um keinen Preis zugeben, daß sie damit behaftet sind; allein es ist anerkannt, daß Hoch und Niedrig von ihnen gleichmäßig zu leiden hat, und der einzige Unterschied ist, daß der Kuli seine Jacke auf der Straße auszieht und den allgemeinen Feind vor Jedermanns Augen sucht, während der chinesische Gentleman dasselbe in der Einsamkeit seines Zimmers ausführt und zwar so regelmäßig, als man von einem Christen erwartet, daß er seine Gebete sagt.

Am nächsten Morgen folgten wir dem Liu-kiang mehrere Meilen durch eine sehr schöne Gegend. Das Zuckerrohr war vollständig abgeerntet, während die üppigen Gersten- und Weizenfelder Aehren trugen. An der Straße blühten Löwenzahn und Schlüsselblumen wie in England. In ein paar Dörfern, welche wir passirten, sah ich zu meinem Erstaunen große Heerden Moskauer Enten, welche sehr zahm waren. Gegen Abend näherten wir uns der Stadt Tseu-tschau, der letzten unter der Jurisdiktion des Mandarins in Tschung-Tsching, umgeben von einer sehr hübschen Gegend, welche aus Sandsteinhügeln bestand, die mit einer Ackerkrume von leichtem Lehm bedeckt und aufs Höchste kultivirt waren.

Etwa eine Meile außerhalb der Stadt stieg ich aus, um zu Fuße zu gehen und nahm zufällig gerade vor dem Thor meine Brillen ab, um sie zu putzen, als ein kleines Mädchen „Yang-jen! Yang-jen!" rief. Dies erregte sofort die Aufmerksamkeit einer Anzahl Soldaten und jugendlicher Candidaten für militärische Würden, die von dem jährlichen Wettschießen mit dem Bogen zurückkehrten. Sie umringten mich sofort und zischten mich aus; einer von ihnen, offenbar unter dem Einflusse

von Samschu packte mein Gewand und riß mich zurück. Die gewöhnliche Menge versammelte sich rasch und die Dinge fingen an bedenklich zu werden; da kam mir der glückliche Gedanke, ihre Lachlust zu erregen, die in John Chinaman*) so sehr ausgebildet ist, und ich machte deßhalb meinem Verfolger eine ehrfurchtsvolle Verbeugung, und eine theatralische Stellung einnehmend sagte ich mit einem Augenzwinkern zu den Nächststehenden: „Gewiß ist dieser ein großer Krieger!"

Nun war er aber bucklig und sehr häßlich und keineswegs heroisch aussehend und die Menge wieherte in höhnischem Gelächter. Der Held, nun in großer Verlegenheit, ließ mein Gewand sofort fahren und fiel hin, während er sich zurückzog, worauf ich über ihn weg sprang und mich entfernte. Meine Kulis kamen in diesem Augenblick an und führten mich zu meinem Tragsessel, wobei sie mir mit lautem Lachen gratulirten, dem „großen Krieger" entronnen zu sein.

Nichts ist leichter, als eine chinesische Menge zu beeinflussen, die blos durch Neugierde angelockt wurde. Die Chinesen haben den Spaß gerne und sind eher bereit zu lachen als zu schlagen.

Ich hatte nun schon so lange unter den „Himmlischen" Zurückhaltung geübt, daß ich bei dieser Gelegenheit nicht den geringsten Aerger verrieth. Hätte ich dies gethan, so hätte ich die Menge damit angesteckt und diese ihre Wuth an mir ausgelassen. Ich hatte jedoch die ganze Angelegenheit als Spaß aufgefaßt und sie gegen ihren Willen zum Lachen veranlaßt, wodurch ich weiterer Belästigung entging. An solchen Kleinigkeiten kann das Leben eines Reisenden in China hängen, denn das Volk, leicht zum Lachen bewegt, ist beinahe ebenso leicht zum Blutvergießen verführt.

Während der Mahlzeit, bald nach unserer Ankunft im Hotel, kam eine Anzahl Leute aus der Stadt, um den Fremden zu sehen; ich ließ ihnen deßhalb sagen, daß ich mich gleich nach Beendigung meiner Mahlzeit sehen lassen würde. Der Wirth war etwas unruhig und kam ein paarmal herein, um mich zu

---

*) Der in Amerika und England allgemein gebräuchliche Spitzname für die Chinesen, welcher identisch mit den Bezeichnungen „John Bull", und „Bruder Jonathan" für Engländer und Amerikaner ist.

Anm. d. Uebers.

bitten rasch zu kommen, da sein Haus mit Leuten gefüllt sei, die sehr im Wege stehen; ich setzte daher meine Brillen sorgfältig auf, zündete meine lange Pfeife an und spazierte gemüthlich in den öffentlichen Saal, wo ich einen leeren Sitz an einem Tische einnahm, an dem bereits drei anständige ältere Männer saßen, worauf ich mir Wein und Tabak kommen ließ. Philipp kam dann zu uns und fing eine lebhafte Conversation mit meinen Nachbarn an, wobei er viele Fragen über die Ernten u. s. w. stellte. Ich fand die alten Männer sehr redselig und unser freundliches Einvernehmen schien einen Eindruck auf die Menge zu machen, die sich langsam zerstreute, nachdem sie durch eine nahe Betrachtung des Yang-jen befriedigt oder vielmehr enttäuscht war, denn ich sah so sehr wie einer der Ihrigen aus, daß meine neuen Freunde mir lachend sagten, mein Erscheinen hätte die Leute verblüfft. Ich hörte mehrere im Fortgehen sagen: „Tsung-qua-de-jen!" (Er ist wie ein Chinese).

Eine dreitägige Reise brachte uns von Tseu-tschau nach Kien-tschau, eine schöne, von Mauern umgebene Stadt am Liu-kiang. Das Hauptereigniß auf dieser Route war unangenehmer Art. Eine geringe Distanz außerhalb Tseu-tschau begegneten wir der Vorhut eines Militärmandarins von hohem Range, die aus zwei berittenen Soldaten bestand, welche die Banner des Mandarinen trugen, auf denen in großen Lettern sein Name und Rang verzeichnet waren, gefolgt von Kulis, die mit seinem Gepäck beladen waren. Es gab genug Raum, um beide Parteien passiren zu lassen, und meine Träger hielten sich so nahe als möglich an den äußeren Rand der Straße, welcher durch ein gepflügtes, frisch überfluthetes Feld gebildet wurde. Die Soldaten beorderten mein Leute, von der Straße herab und in das Feld zu gehen. Als sie dies natürlicherweise verweigerten, ritt einer der Soldaten ohne Weiteres gegen meine Sänfte und stieß sie, sowie die Kulis Hals über Kopf in das Feld. Glücklicherweise war der gethane Schaden nicht groß, nur wurden wir durchnäßt und vom weichen, etwa zwei Fuß tiefen Schmutz bespritzt, in dem ich meine Atlasstiefel ließ, als ich mich zur Straße emporarbeitete. Als wir uns jedoch wieder auf den Füßen befanden, fing einer der Soldaten überdies noch an, uns mit einer Fluth von Schimpfwörtern zu überschütten. Ich war so auf-

gebracht, daß ich gegen ihn ansprang, um ihn von seinem Pony herunterzureißen: allein ehe ich ihn erreicht hatte, stürzte mir das Blut aus der Nase, was mich zur Besinnung brachte, und indem ich den Kulis befahl, mir etwas Wasser zu bringen, setzte ich meinen Weg fort, verfolgt von dem Gelächter der Soldaten.

Ich war froh, noch zur rechten Zeit mich bezwungen und dem Schurken nicht seine reichlich verdienten Prügel gegeben zu haben, denn zwei Stunden später begegneten wir dem Mandarin selbst mit einer zahlreichen Begleitung. Wir hielten und er sah mich mit heimtückischer Miene finster an, worauf er einen seiner zerlumpten Trabanten beorderte, zu fragen wer ich sei. Der Kerl führte seinen Befehl aus, indem er mich ohne weitere Ceremonieen aus meiner Sänfte zog und seine mit Flüchen untermischte Frage stellte. Nachdem er meinen Paß gelesen, bemerkte er blos: „Oh! yang kwai-tseu“ und folgte seinem Vorgesetzten.

Kurz nach unserer Begegnung mit diesem Mandarin begegneten wir einer weiteren Prozession, welche sich als ein Brautzug erwies, in welchem die Braut in das Haus ihres Mannes verbracht wurde. Erst kam eine Musikbande, gefolgt von zwei Kulis, die eine riesige Kommode trugen, und anderen, welche mit vier Kleiderkisten beladen waren. Dann kamen zwei kleine Buben, die ein seidengesticktes Tischtuch über einem Bambus trugen, an dem zwölf Taschentücher hingen. Zunächst folgten ein Waschzuber und hölzerne Schäffel, dann ein Lieblingshund, eine Katze, eine Ente und ein Huhn, jedes von einem Kuli getragen; dann, unter dem Vorantritt einer zweiten Musikbande, die beiden jüngsten Brüder der Braut in Sänften, welche die ihrige begleiteten, die mit Vergoldung und seidenen Vorhängen reich verziert war. Hinter dem Tragsessel der Braut marschirten acht Kulis, von denen jeder ein schöngesticktes seidenes Kissen trug, und das Ende der Prozession bildete der Zwischenträger, durch dessen Vermittelung der Sitte nach die Heirath geschlossen wurde.

Die bigotte Zähigkeit, mit welcher die Chinesen ihren Sitten anhängen, verhindert sie daran, viele ihrer socialen Gesetze zu ändern, welche, ihrem eigenen Geständnisse nach, so viel Elend hervorbringen. Dieses Factum findet im höchsten Grade auf die gesellschaftlichen Regeln Anwendung, welche Hochzeiten und Begräbnisse betreffen. Beide werden mit den verschwenderischsten

Auslagen gefeiert, so daß besonders die letzteren die Familie des Verstorbenen der äußersten Armuth preisgeben. Das Hochzeits-ceremoniell, wenn auch ruinös theuer, bringt nicht so viel Unheil hervor, als das Prinzip der Ehecontracte, durch Gewohnheit aufrecht erhalten, und das Unglück Hunderttausender mit sich im Gefolge führend. Außer unter den arbeitenden Klassen sehen sich Mann und Frau, ausgenommen in wenigen Fällen auf heimlichem Wege, nie vor ihrem Hochzeitstage; Alles wird von dem Zwischenträger oder Hochzeitsstifter arrangirt, der gewöhnlich ein beiderseitiger Freund ist, jedoch von den Häuptern derjenigen Familie beauftragt wird, welche die Unterhandlungen eröffnet.

Es werden also die Eltern einer heirathsfähigen Tochter sich einen Junggesellen als passenden Ehemann für dieselbe aus-suchen, der sich allenfalls nicht unter ihrer Bekanntschaft befindet, und wenden sie sich dann an einen beiderseitigen Freund in geachteter Stellung, um seine Dienste in der Angelegenheit zu gewinnen. Nachdem ihm alle Details über Mitgift u. s. w. mitgetheilt wurden, wird ihm die Dame vorgestellt. Er nimmt dann in seinem Kopfe ein Inventar ihrer Reize und Fähigkeiten auf und besucht die Eltern des gewünschten Ehemannes. Er sagt ihnen, daß N. N. eine Tochter mit so und so viel Vermögen hat, die sich zur Frau ihres Sohnes sehr eignet, und beschreibt dann ihre Schönheit und Vorzüglichkeit je nach dem Betrage der Belohnung, die er erwartet, wenn es ihm gelingt. Wenn das erste Angebot nicht abgeschlagen wird, so besorgt er das Weitere zwischen den Familien, bis die Angelegenheit vollständig aus-gemacht, der Hochzeitstag festgesetzt ist und das Geschenk des Bräutigams der Braut überliefert wurde, auf dem der Geburts-tag, das Alter und das Datum, an dem die Hochzeit statt-finden soll, gravirt ist. Einstweilen wird der Hochzeitsstifter von beiden Familien reichlich bewirthet.

Ist der Hochzeitstag herangekommen, der oft einige Jahre nach der Verlobung stattfindet, so geht die Braut in großer Prozession in das Haus ihres Bräutigams, an dessen Thüre sie von seiner Mutter und anderen Frauen des Hauses erwartet wird, welche sie zu einem inneren Zimmer führen, wo die Braut, noch immer mit einem rothseidenen Tuche verhüllt, niederkniet, während der Bräutigam ihr entgegenkommt und sie bewillkommt.

Er verrichtet dann seine Andacht vor den Hausgöttern, worauf sie sich zurückziehen, um Thee mit einander zu trinken, und dann ist es gewöhnlich das erste Mal, daß sich die künftigen Ehegatten von Angesicht zu Angesicht sehen. Ist die Braut hübsch und nicht verwachsen, so wird der Anstifter vom Manne freigebig belohnt; wenn nicht, so läuft er so rasch als möglich davon, nachdem er die Braut ihrem Bräutigam übergeben hat. Es kommt oft vor, daß die Unterhändler bestochen werden, eine falsche Beschreibung der Dame zu geben, welche natürlich viel Unglück verursacht, denn wenn die Braut sich einmal vor ihrem Bräutigam entschleiert hat, so kann er sich nicht weigern, sie zu nehmen, selbst wenn sie mißgestaltet wäre.

Als ich einmal mit einem alten Militärmandarin zu Mittag aß, erzählte mir derselbe eine gute Geschichte, welche die Schurkenstreiche beweist, deren die Hochzeitsstifter manchmal fähig sind.

In der Stadt Peking lebte ein reicher Kaufmann, der einen einzigen Sohn hatte, welchem er sein Geschäft übergeben wollte, um den Rest seines Lebens genießen zu können. Wie man sich nun denken kann, war der Sohn eines so reichen Vaters als ein guter Fang von allen Vätern heirathsfähiger Töchter angesehen und gar viele Zwischenträger wurden abgesandt, um Unterhandlungen zu eröffnen; aber während längerer Zeit blieben alle erfolglos. Zu gleicher Zeit wohnte in einem entfernten Theile der Stadt ein Mandarin, der sich aus dem Dienste zurückgezogen hatte und dem als ein besonderes Zeichen kaiserlicher Gunst gestattet worden war, seinen Rang beizubehalten. Dies nöthigte ihn jedoch, glänzend aufzutreten, so daß er es sehr schwer fand, mit seinen Mitteln auszukommen. Der alte Herr hörte eines Tages vom reichen Kaufmannssohne, und da er eine einzige Tochter hatte, fiel es ihm ein, sie an den jungen Erben zu verheirathen und auf diese Weise seine beinahe geleerten Geldkisten wieder zu füllen. Es standen jedoch zwei große Schwierigkeiten im Wege. Erstens lehnte sich sein Stolz dagegen auf, sich mit einem niedrig geborenen Kaufmanne zu verbinden; jedoch schwand dieses Hinderniß vor dem vermehrten Drängen seiner Gläubiger; der zweite Grund war jedoch nicht so leicht loszuwerden. Seine Tochter hatte nämlich, trotzdem sie eine sehr geübte Näherin war — keine Nase, und es war nicht leicht denkbar, daß der

junge Kaufmanns-Prinz eine so schrecklich verunstaltete Frau nehmen würde. Der alte Mandarin frug jedoch einen seiner Nachbarn um Rath, einen Gelehrten, der ohne Stellung und deßwegen zu jeder geldeinbringenden Intrigue bereit war, die ihn vom Verdachte freihielt, daß er damit Geld verdienen wollte. Kaum hatte dieser Ehrenmann die vertraulichen Mittheilungen des Alten empfangen, als er sich zur Uebernahme des Zwischenträgerpostens bereit erklärte und seinem Auftraggeber versicherte, daß der junge Kaufmann bald sein Schwiegersohn werden solle.

Der alte Kaufmann begann es damals lebhaft zu wünschen, daß sein Sohn heirathe, ehe er eine verantwortliche Stellung an der Spitze eines so großen Geschäfts einnehme, und hatte beinahe dem Vorschlag des Abgesandten eines reichen Kaufmannes Gehör geschenkt, als er mit einem Besuche des gelehrten Freundes des Mandarins beehrt wurde, der dem alten Herrn herablassend mittheilte, daß ein hoher Mandarin eine Ehe zwischen seiner einzigen Tochter und dem Sohne des Kaufmannes wünsche.

Der alte Kaufmann konnte eine solche Ehre nicht ausschlagen und der Sohn verging vor Entzücken, besonders als er hörte, daß das Fräulein hochgebildet sei. Er frug schüchtern, ob sie schön sei, was der Zwischenträger, ohne sich zu besinnen, bejahte. Ihre Füße seien die kleinsten der kleinen, ihre Hände zart und ihre Fingernägel ungewöhnlich lang. Ihr Haar sei überreich und so schwarz wie ein Rabenflügel, ihre Augen so schön wie die Sterne und ihr Gang wie das graziöse Schwanken der Lilien. Ihr Vater, wenn auch von hoher Abkunft, sei nicht reich und sie bringe deßhalb keine Mitgift, ja sie würde sogar zu ihm kommen ohne viele der Dinge, welche man für die Ausstattung einer Braut nöthig halte; sie hätte blos ein paar seidene Kleider und keinen „Nadelstein". Diese Mängel wurden jedoch als unbedeutend erachtet, da der Reichthum des jungen Kaufmanns leicht mehr thun konnte, als sie ersetzen.

Der junge Mann und sein Vater waren beide über die Aussicht entzückt, eine Heirath mit der Tochter eines Mandarins zu schließen. Alle Arrangements waren bald getroffen und ein nicht weit entfernter Datum ward als Hochzeitstag bestimmt, nachdem der Zwischenträger von beiden Parteien glänzend beschenkt worden war.

Der glückliche Tag kam heran und der eifrige Bräutigam hob den Schleier vom Gesichte seiner Braut, als er — ein schreck-licher Anblick — ein Gesicht ohne Nase sah! Er stieß das zitternde Mädchen von sich, stürzte aus dem Zimmer und ver-kündete die fürchterliche Nachricht den versammelten Gästen, die sich mit ihm vereinigten, um den Zwischenträger für seinen Be-trug laut zu beschimpfen. Derselbe aber antwortete gelassen: „Habe ich Dir nicht gesagt, daß die Tochter meines Freundes keinen „Nadelstein" hätte? Warum also beschuldigst Du mich eines Betruges?" Der arme Bräutigam erinnerte sich, daß ihm gesagt worden war, daß die Braut keinen Nadelstein hätte, und zog sich zurück, um den Ruin seines häuslichen Glückes zu be-weinen.

Um das Wortspiel des Zwischenträgers zu verstehen, muß ich erklären, daß chinesische Frauen mit der Nadel sehr bewandert sind und solche, die reich genug sind, besitzen gewöhnlich einen Nadelstein, ein kleines Geräth, das dem Streichriemen für Rasir-messer ähnelt. Auf einer Seite schleifen sie ihre Nadeln und auf der andern ist ein Stück geöltes Tuch angebracht, woran sie dieselben einfetten, um das Rosten zu verhindern und sie glatt zu machen. Dieser Gegenstand wird als nothwendiges Besitz-thum aller Damen angesehen. Die armen Frauen, welche sie nicht haben, reiben die Nadeln an ihren Nasen, anstatt auf dem geölten Tuche, und daher stammt der Ausdruck „Nadelstein" für eine Frauennase.

Wenn einmal die Vorverhandlungen einer Heirath durch die Zwischenträger festgestellt worden sind, so wird erwartet, daß beide Theile bei ihren Abmachungen bleiben; wenn der Mann jedoch zurücktreten will, so kann er es, verliert aber die ge-gebenen Verlobungsgeschenke. Bricht dagegen die Familie des Mädchens den Contrakt, so kann der Mann einen Prozeß an-hängig machen und schwere Entschädigung verlangen.

Wenn eine Wittwe ihre Absicht kundgibt, wieder zu hei-rathen, so verkaufen sie die Verwandten ihres Mannes gewöhn-lich demjenigen, der das höchste Angebot macht. Dies ist oft die Ursache vielen Unglücks, da die Wittwe vielleicht einen Mann ihrer Wahl vorzieht, was zu einer Entführung Anlaß gibt, die gewöhnlich in einem Streit resultirt, bei welchem dem glücklichen

Freier nicht nur ihre Verwandten, sondern auch der „Meistbietende" gegenüber stehen. Eine Wittwe hat jedoch das Privilegium, nicht gezwungen werden zu können, gegen ihren Willen zu heirathen.

Die Frauen haben in China keine rechtliche Stellung; sie können vor Gericht nicht Zeugenschaft leisten und sind vollkommene Sklaven der Männer. Der Vater kann seine Tochter verkaufen und der Mann seine Frau; die Uebergabe der letzteren geschieht jedoch auf etwas sonderbare Art. Der Vertrag, welcher die Bestimmungen des Verkaufes und der Verkaufssumme enthält, wird vom Käufer und dem bisherigen Eheherrn unterschrieben und der letztere beschmiert, anstatt das Dokument zu siegeln, die Innenfläche seiner rechten Hand und die Sohle seines rechten Fußes mit Tinte und drückt diese auf den Vertrag, womit die Uebergabe erfolgt ist. Um den Chinesen gerecht zu werden, muß ich jedoch bemerken, daß das Verkaufen der Frauen nicht für anständig gilt und es, außer in den unteren Klassen, selten vorkommt. Maitressen sind erlaubt und leben in demselben Hause mit der wirklichen Frau. Die Söhne der letzteren haben zwar den Vorrang, allein gewöhnlich erben auch diejenigen der ersteren zu gleichen Theilen. Maitressen werden ohne Formalitäten verkauft und sind oft das erste Opfer, wenn ein Chinese genöthigt wird sich einzuschränken.

Eine Tagereise südlich von Tschen-tu-fu passirten wir die mit Mauern umgebene Stadt Kien-tschau, welche auf dem rechten Ufer des Liu-kiang liegt und der Markt eines großen Distriktes ist, in dessen Mitte die Hauptstadt der Provinz liegt.

Eine Strecke weit über die Stadt hinaus begegneten wir vier Gefangenen, die zur Transportation in die Tartarei verurtheilt waren. Sie trugen hellrothe Röcke und eine kleine, um die Hüften geschlungene Kette. Ihr Kopf war ungeschoren und ihr Haar, anstatt in den gewöhnlichen chinesischen Zopf geflochten zu sein, war nur mit schwarzer Schnur umwickelt und turbanartig um den Kopf gewunden. In Gesellschaft dieser politischen Verbrecher befand sich ein alter Mann, der wegen Theilnahme an einem Morde in einem kleinen Dorfe bei Kien-tschau zum Tode verurtheilt war. Er war vollständig in Scharlach gekleidet, hatte eine schwere Kette um die Taille und wurde von

von Samschu packte mein Gewand und riß mich zurück. Die gewöhnliche Menge versammelte sich rasch und die Dinge fingen an bedenklich zu werden; da kam mir der glückliche Gedanke, ihre Lachlust zu erregen, die in John Chinaman*) so sehr ausgebildet ist, und ich machte deßhalb meinem Verfolger eine ehrfurchtsvolle Verbeugung, und eine theatralische Stellung einnehmend sagte ich mit einem Augenzwinkern zu den Nächststehenden: „Gewiß ist dieser ein großer Krieger!"

Nun war er aber bucklig und sehr häßlich und keineswegs heroisch aussehend und die Menge wieherte in höhnischem Gelächter. Der Held, nun in großer Verlegenheit, ließ mein Gewand sofort fahren und fiel hin, während er sich zurückzog, worauf ich über ihn weg sprang und mich entfernte. Meine Kulis kamen in diesem Augenblick an und führten mich zu meinem Tragsessel, wobei sie mir mit lautem Lachen gratulirten, dem „großen Krieger" entronnen zu sein.

Nichts ist leichter, als eine chinesische Menge zu beeinflussen, die blos durch Neugierde angelockt wurde. Die Chinesen haben den Spaß gerne und sind eher bereit zu lachen als zu schlagen.

Ich hatte nun schon so lange unter den „Himmlischen" Zurückhaltung geübt, daß ich bei dieser Gelegenheit nicht den geringsten Aerger verrieth. Hätte ich dies gethan, so hätte ich die Menge damit angesteckt und diese ihre Wuth an mir ausgelassen. Ich hatte jedoch die ganze Angelegenheit als Spaß aufgefaßt und sie gegen ihren Willen zum Lachen veranlaßt, wodurch ich weiterer Belästigung entging. An solchen Kleinigkeiten kann das Leben eines Reisenden in China hängen, denn das Volk, leicht zum Lachen bewegt, ist beinahe ebenso leicht zum Blutvergießen verführt.

Während der Mahlzeit, bald nach unserer Ankunft im Hotel, kam eine Anzahl Leute aus der Stadt, um den Fremden zu sehen; ich ließ ihnen deßhalb sagen, daß ich mich gleich nach Beendigung meiner Mahlzeit sehen lassen würde. Der Wirth war etwas unruhig und kam ein paarmal herein, um mich zu

*) Der in Amerika und England allgemein gebräuchliche Spitzname für die Chinesen, welcher identisch mit den Bezeichnungen „John Bull", und „Bruder Jonathan" für Engländer und Amerikaner ist.

Anm. d. Uebers.

bitten rasch zu kommen, da sein Haus mit Leuten gefüllt sei, die sehr im Wege stehen; ich setzte daher meine Brillen sorgfältig auf, zündete meine lange Pfeife an und spazierte gemüthlich in den öffentlichen Saal, wo ich einen leeren Sitz an einem Tische einnahm, an dem bereits drei anständige ältere Männer saßen, worauf ich mir Wein und Tabak kommen ließ. Philipp kam dann zu uns und fing eine lebhafte Conversation mit meinen Nachbarn an, wobei er viele Fragen über die Ernten u. s. w. stellte. Ich fand die alten Männer sehr redselig und unser freundliches Einvernehmen schien einen Eindruck auf die Menge zu machen, die sich langsam zerstreute, nachdem sie durch eine nahe Betrachtung des Yang-jen befriedigt oder vielmehr enttäuscht war, denn ich sah so sehr wie einer der Ihrigen aus, daß meine neuen Freunde mir lachend sagten, mein Erscheinen hätte die Leute verblüfft. Ich hörte mehrere im Fortgehen sagen: „Tsung-qua-de-jen!" (Er ist wie ein Chinese).

Eine dreitägige Reise brachte uns von Tseu-tschau nach Kien-tschau, eine schöne, von Mauern umgebene Stadt am Liu-kiang. Das Hauptereigniß auf dieser Route war unangenehmer Art. Eine geringe Distanz außerhalb Tseu-tschau begegneten wir der Vorhut eines Militärmandarins von hohem Range, die aus zwei berittenen Soldaten bestand, welche die Banner des Mandarinen trugen, auf denen in großen Lettern sein Name und Rang verzeichnet waren, gefolgt von Kulis, die mit seinem Gepäck beladen waren. Es gab genug Raum, um beide Parteien passiren zu lassen, und meine Träger hielten sich so nahe als möglich an den äußeren Rand der Straße, welcher durch ein gepflügtes, frisch überfluthetes Feld gebildet wurde. Die Soldaten beorderten mein Leute, von der Straße herab und in das Feld zu gehen. Als sie dies natürlicherweise verweigerten, ritt einer der Soldaten ohne Weiteres gegen meine Sänfte und stieß sie, sowie die Kulis Hals über Kopf in das Feld. Glücklicherweise war der gethane Schaden nicht groß, nur wurden wir durchnäßt und vom weichen, etwa zwei Fuß tiefen Schmutz bespritzt, in dem ich meine Atlasstiefel ließ, als ich mich zur Straße emporarbeitete. Als wir uns jedoch wieder auf den Füßen befanden, fing einer der Soldaten überdies noch an, uns mit einer Fluth von Schimpfwörtern zu überschütten. Ich war so auf-

gebracht, daß ich gegen ihn ansprang, um ihn von seinem Pony herunterzureißen: allein ehe ich ihn erreicht hatte, stürzte mir das Blut aus der Nase, was mich zur Besinnung brachte, und indem ich den Kulis befahl, mir etwas Wasser zu bringen, setzte ich meinen Weg fort, verfolgt von dem Gelächter der Soldaten.

Ich war froh, noch zur rechten Zeit mich bezwungen und dem Schurken nicht seine reichlich verdienten Prügel gegeben zu haben, denn zwei Stunden später begegneten wir dem Mandarin selbst mit einer zahlreichen Begleitung. Wir hielten und er sah mich mit heimtückischer Miene finster an, worauf er einen seiner zerlumpten Trabanten beorderte, zu fragen wer ich sei. Der Kerl führte seinen Befehl aus, indem er mich ohne weitere Ceremonieen aus meiner Sänfte zog und seine mit Flüchen untermischte Frage stellte. Nachdem er meinen Paß gelesen, bemerkte er blos: „Oh! yang kwai=tseu" und folgte seinem Vorgesetzten.

Kurz nach unserer Begegnung mit diesem Mandarin begegneten wir einer weiteren Prozession, welche sich als ein Brautzug erwies, in welchem die Braut in das Haus ihres Mannes verbracht wurde. Erst kam eine Musikbande, gefolgt von zwei Kulis, die eine riesige Kommode trugen, und anderen, welche mit vier Kleiderkisten beladen waren. Dann kamen zwei kleine Buben, die ein seidengesticktes Tischtuch über einem Bambus trugen, an dem zwölf Taschentücher hingen. Zunächst folgten ein Waschzuber und hölzerne Schäffel, dann ein Lieblingshund, eine Katze, eine Ente und ein Huhn, jedes von einem Kuli getragen; dann, unter dem Vorantritt einer zweiten Musikbande, die beiden jüngsten Brüder der Braut in Sänften, welche die ihrige begleiteten, die mit Vergoldung und seidenen Vorhängen reich verziert war. Hinter dem Tragsessel der Braut marschirten acht Kulis, von denen jeder ein schöngesticktes seidenes Kissen trug, und das Ende der Prozession bildete der Zwischenträger, durch dessen Vermittelung der Sitte nach die Heirath geschlossen wurde.

Die bigotte Zähigkeit, mit welcher die Chinesen ihren Sitten anhängen, verhindert sie daran, viele ihrer socialen Gesetze zu ändern, welche, ihrem eigenen Geständnisse nach, so viel Elend hervorbringen. Dieses Factum findet im höchsten Grade auf die gesellschaftlichen Regeln Anwendung, welche Hochzeiten und Begräbnisse betreffen. Beide werden mit den verschwenderischsten

Auslagen gefeiert, so daß besonders die letzteren die Familie des Verstorbenen der äußersten Armuth preisgeben. Das Hochzeitsceremoniell, wenn auch ruinös theuer, bringt nicht so viel Unheil hervor, als das Prinzip der Ehecontracte, durch Gewohnheit aufrecht erhalten, und das Unglück Hunderttausender mit sich im Gefolge führend. Außer unter den arbeitenden Klassen sehen sich Mann und Frau, ausgenommen in wenigen Fällen auf heimlichem Wege, nie vor ihrem Hochzeitstage; Alles wird von dem Zwischenträger oder Hochzeitsstifter arrangirt, der gewöhnlich ein beiderseitiger Freund ist, jedoch von den Häuptern derjenigen Familie beauftragt wird, welche die Unterhandlungen eröffnet.

Es werden also die Eltern einer heirathsfähigen Tochter sich einen Junggesellen als passenden Ehemann für dieselbe aussuchen, der sich allenfalls nicht unter ihrer Bekanntschaft befindet, und wenden sie sich dann an einen beiderseitigen Freund in geachteter Stellung, um seine Dienste in der Angelegenheit zu gewinnen. Nachdem ihm alle Details über Mitgift u. s. w. mitgetheilt wurden, wird ihm die Dame vorgestellt. Er nimmt dann in seinem Kopfe ein Inventar ihrer Reize und Fähigkeiten auf und besucht die Eltern des gewünschten Ehemannes. Er sagt ihnen, daß N. N. eine Tochter mit so und so viel Vermögen hat, die sich zur Frau ihres Sohnes sehr eignet, und beschreibt dann ihre Schönheit und Vorzüglichkeit je nach dem Betrage der Belohnung, die er erwartet, wenn es ihm gelingt. Wenn das erste Angebot nicht abgeschlagen wird, so besorgt er das Weitere zwischen den Familien, bis die Angelegenheit vollständig ausgemacht, der Hochzeitstag festgesetzt ist und das Geschenk des Bräutigams der Braut überliefert wurde, auf dem der Geburtstag, das Alter und das Datum, an dem die Hochzeit stattfinden soll, gravirt ist. Einstweilen wird der Hochzeitsstifter von beiden Familien reichlich bewirthet.

Ist der Hochzeitstag herangekommen, der oft einige Jahre nach der Verlobung stattfindet, so geht die Braut in großer Prozession in das Haus ihres Bräutigams, an dessen Thüre sie von seiner Mutter und anderen Frauen des Hauses erwartet wird, welche sie zu einem inneren Zimmer führen, wo die Braut, noch immer mit einem rothseidenen Tuche verhüllt, niederkniet, während der Bräutigam ihr entgegenkommt und sie bewillkommt.

Er verrichtet dann seine Andacht vor den Hausgöttern, worauf sie sich zurückziehen, um Thee mit einander zu trinken, und dann ist es gewöhnlich das erste Mal, daß sich die künftigen Ehegatten von Angesicht zu Angesicht sehen. Ist die Braut hübsch und nicht verwachsen, so wird der Anstifter vom Manne freigebig belohnt; wenn nicht, so läuft er so rasch als möglich davon, nachdem er die Braut ihrem Bräutigam übergeben hat. Es kommt oft vor, daß die Unterhändler bestochen werden, eine falsche Beschreibung der Dame zu geben, welche natürlich viel Unglück verursacht, denn wenn die Braut sich einmal vor ihrem Bräutigam entschleiert hat, so kann er sich nicht weigern, sie zu nehmen, selbst wenn sie mißgestaltet wäre.

Als ich einmal mit einem alten Militärmandarin zu Mittag aß, erzählte mir derselbe eine gute Geschichte, welche die Schurkenstreiche beweist, deren die Hochzeitsstifter manchmal fähig sind.

In der Stadt Peking lebte ein reicher Kaufmann, der einen einzigen Sohn hatte, welchem er sein Geschäft übergeben wollte, um den Rest seines Lebens genießen zu können. Wie man sich nun denken kann, war der Sohn eines so reichen Vaters als ein guter Fang von allen Vätern heirathsfähiger Töchter angesehen und gar viele Zwischenträger wurden abgesandt, um Unterhandlungen zu eröffnen; aber während längerer Zeit blieben alle erfolglos. Zu gleicher Zeit wohnte in einem entfernten Theile der Stadt ein Mandarin, der sich aus dem Dienste zurückgezogen hatte und dem als ein besonderes Zeichen kaiserlicher Gunst gestattet worden war, seinen Rang beizubehalten. Dies nöthigte ihn jedoch, glänzend aufzutreten, so daß er es sehr schwer fand, mit seinen Mitteln auszukommen. Der alte Herr hörte eines Tages vom reichen Kaufmannssohne, und da er eine einzige Tochter hatte, fiel es ihm ein, sie an den jungen Erben zu verheirathen und auf diese Weise seine beinahe geleerten Geldkisten wieder zu füllen. Es standen jedoch zwei große Schwierigkeiten im Wege. Erstens lehnte sich sein Stolz dagegen auf, sich mit einem niedrig geborenen Kaufmanne zu verbinden; jedoch schwand dieses Hinderniß vor dem vermehrten Drängen seiner Gläubiger; der zweite Grund war jedoch nicht so leicht loszuwerden. Seine Tochter hatte nämlich, trotzdem sie eine sehr geübte Näherin war — keine Nase, und es war nicht leicht denkbar, daß der

junge Kaufmanns-Prinz eine so schrecklich verunstaltete Frau nehmen würde. Der alte Mandarin frug jedoch einen seiner Nachbarn um Rath, einen Gelehrten, der ohne Stellung und deßwegen zu jeder geldeinbringenden Intrigue bereit war, die ihn vom Verdachte freihielt, daß er damit Geld verdienen wollte. Kaum hatte dieser Ehrenmann die vertraulichen Mittheilungen des Alten empfangen, als er sich zur Uebernahme des Zwischenträgerpostens bereit erklärte und seinem Auftraggeber versicherte, daß der junge Kaufmann bald sein Schwiegersohn werden solle.

Der alte Kaufmann begann es damals lebhaft zu wünschen, daß sein Sohn heirathe, ehe er eine verantwortliche Stellung an der Spitze eines so großen Geschäfts einnehme, und hatte beinahe dem Vorschlag des Abgesandten eines reichen Kaufmannes Gehör geschenkt, als er mit einem Besuche des gelehrten Freundes des Mandarins beehrt wurde, der dem alten Herrn herablassend mittheilte, daß ein hoher Mandarin eine Ehe zwischen seiner einzigen Tochter und dem Sohne des Kaufmannes wünsche.

Der alte Kaufmann konnte eine solche Ehre nicht ausschlagen und der Sohn verging vor Entzücken, besonders als er hörte, daß das Fräulein hochgebildet sei. Er frug schüchtern, ob sie schön sei, was der Zwischenträger, ohne sich zu besinnen, bejahte. Ihre Füße seien die kleinsten der kleinen, ihre Hände zart und ihre Fingernägel ungewöhnlich lang. Ihr Haar sei überreich und so schwarz wie ein Rabenflügel, ihre Augen so schön wie die Sterne und ihr Gang wie das graziöse Schwanken der Lilien. Ihr Vater, wenn auch von hoher Abkunft, sei nicht reich und sie bringe deßhalb keine Mitgift, ja sie würde sogar zu ihm kommen ohne viele der Dinge, welche man für die Ausstattung einer Braut nöthig halte; sie hätte blos ein paar seidene Kleider und keinen „Nadelstein". Diese Mängel wurden jedoch als unbedeutend erachtet, da der Reichthum des jungen Kaufmanns leicht mehr thun konnte, als sie ersetzen.

Der junge Mann und sein Vater waren beide über die Aussicht entzückt, eine Heirath mit der Tochter eines Mandarins zu schließen. Alle Arrangements waren bald getroffen und ein nicht weit entfernter Datum ward als Hochzeitstag bestimmt, nachdem der Zwischenträger von beiden Parteien glänzend beschenkt worden war.

Der glückliche Tag kam heran und der eifrige Bräutigam hob den Schleier vom Gesichte seiner Braut, als er — ein schreckliches Anblick — ein Gesicht ohne Nase sah! Er stieß das zitternde Mädchen von sich, stürzte aus dem Zimmer und verkündete die fürchterliche Nachricht den versammelten Gästen, die sich mit ihm vereinigten, um den Zwischenträger für seinen Betrug laut zu beschimpfen. Derselbe aber antwortete gelassen: „Habe ich Dir nicht gesagt, daß die Tochter meines Freundes keinen „Nadelstein" hätte? Warum also beschuldigst Du mich eines Betruges?" Der arme Bräutigam erinnerte sich, daß ihm gesagt worden war, daß die Braut keinen Nadelstein hätte, und zog sich zurück, um den Ruin seines häuslichen Glückes zu beweinen.

Um das Wortspiel des Zwischenträgers zu verstehen, muß ich erklären, daß chinesische Frauen mit der Nadel sehr bewandert sind und solche, die reich genug sind, besitzen gewöhnlich einen Nadelstein, ein kleines Geräth, das dem Streichriemen für Rasirmesser ähnelt. Auf einer Seite schleifen sie ihre Nadeln und auf der andern ist ein Stück geöltes Tuch angebracht, woran sie dieselben einfetten, um das Rosten zu verhindern und sie glatt zu machen. Dieser Gegenstand wird als nothwendiges Besitzthum aller Damen angesehen. Die armen Frauen, welche sie nicht haben, reiben die Nadeln an ihren Nasen, anstatt auf dem geölten Tuche, und daher stammt der Ausdruck „Nadelstein" für eine Frauennase.

Wenn einmal die Vorverhandlungen einer Heirath durch die Zwischenträger festgestellt worden sind, so wird erwartet, daß beide Theile bei ihren Abmachungen bleiben; wenn der Mann jedoch zurücktreten will, so kann er es, verliert aber die gegebenen Verlobungsgeschenke. Bricht dagegen die Familie des Mädchens den Contrakt, so kann der Mann einen Prozeß anhängig machen und schwere Entschädigung verlangen.

Wenn eine Wittwe ihre Absicht kundgibt, wieder zu heirathen, so verkaufen sie die Verwandten ihres Mannes gewöhnlich demjenigen, der das höchste Angebot macht. Dies ist oft die Ursache vielen Unglücks, da die Wittwe vielleicht einen Mann ihrer Wahl vorzieht, was zu einer Entführung Anlaß gibt, die gewöhnlich in einem Streit resultirt, bei welchem dem glücklichen

Freier nicht nur ihre Verwandten, sondern auch der „Meistbietende" gegenüber stehen. Eine Wittwe hat jedoch das Privilegium, nicht gezwungen werden zu können, gegen ihren Willen zu heirathen.

Die Frauen haben in China keine rechtliche Stellung; sie können vor Gericht nicht Zeugenschaft leisten und sind vollkommene Sklaven der Männer. Der Vater kann seine Tochter verkaufen und der Mann seine Frau; die Uebergabe der letzteren geschieht jedoch auf etwas sonderbare Art. Der Vertrag, welcher die Bestimmungen des Verkaufes und der Verkaufssumme enthält, wird vom Käufer und dem bisherigen Eheherrn unterschrieben und der letztere beschmiert, anstatt das Dokument zu siegeln, die Innenfläche seiner rechten Hand und die Sohle seines rechten Fußes mit Tinte und drückt diese auf den Vertrag, womit die Uebergabe erfolgt ist. Um den Chinesen gerecht zu werden, muß ich jedoch bemerken, daß das Verkaufen der Frauen nicht für anständig gilt und es, außer in den unteren Klassen, selten vorkommt. Maitressen sind erlaubt und leben in demselben Hause mit der wirklichen Frau. Die Söhne der letzteren haben zwar den Vorrang, allein gewöhnlich erben auch diejenigen der ersteren zu gleichen Theilen. Maitressen werden ohne Formalitäten verkauft und sind oft das erste Opfer, wenn ein Chinese genöthigt wird sich einzuschränken.

Eine Tagereise südlich von Tschen-tu-fu passirten wir die mit Mauern umgebene Stadt Kien-tschau, welche auf dem rechten Ufer des Liu-kiang liegt und der Markt eines großen Distriktes ist, in dessen Mitte die Hauptstadt der Provinz liegt.

Eine Strecke weit über die Stadt hinaus begegneten wir vier Gefangenen, die zur Transportation in die Tartarei verurtheilt waren. Sie trugen hellrothe Röcke und eine kleine, um die Hüften geschlungene Kette. Ihr Kopf war ungeschoren und ihr Haar, anstatt in den gewöhnlichen chinesischen Zopf geflochten zu sein, war nur mit schwarzer Schnur umwickelt und turbanartig um den Kopf gewunden. In Gesellschaft dieser politischen Verbrecher befand sich ein alter Mann, der wegen Theilnahme an einem Morde in einem kleinen Dorfe bei Kien-tschau zum Tode verurtheilt war. Er war vollständig in Scharlach gekleidet, hatte eine schwere Kette um die Taille und wurde von

zwei Soldaten eskortirt. Der Vizekönig hatte ihn verurtheilt und er wurde nun an den Ort seiner That verbracht, um dort den Tod zu erleiden.

Eine kurze Tagereise brachte uns von Kien-tschau nach der Hauptstadt, in die wir durch das östliche Thor eintraten, nachdem wir durch sehr ausgedehnte Vorstädte gekommen waren, und setzten dann unseren Weg durch die Hauptstraße der Stadt fort. Ich erstaunte über die Breite der Straßen und die schönen Läden mit ihren großen, massiv vergoldeten Schildern.

Wir kamen zufällig gerade während der jährlichen Prüfung der Candidaten für wissenschaftliche und militärische Würden an und die Stadt war mit aufgeregten Studenten gefüllt. Dies beunruhigte sowohl Philipp als auch mich. Unsere Kulis, welche die Lage des Missionshauses nicht kannten, wagten es nicht, Jemand darnach zu fragen, da sie fürchteten, daß der bloße Name eines Christen das Volk aufreizen könnte, und nachdem wir uns in der Stadt vollständig verirrt hatten, schlug Philipp vor, ich solle mich an einer Straßenecke in meiner Sänfte verborgen halten, während er allein und zu Fuße das Missionshaus suche.

Wir hatten bei mehreren Hotels versucht, unterzukommen, allein alle waren mit Studenten gefüllt; es blieb also nichts übrig, als Philipp abzusenden und geduldig seine Rückkehr zu erwarten. Während zweier schleppender Stunden saß ich in meinem Tragsessel und zitterte, während Gruppen lärmender Studenten die Straße auf und ab kamen. Ich war ganz allein; da im Augenblicke nach der Entfernung Philipps sich alle Kulis in den nächsten Weinladen begaben und mich wie einen Waarenballen in der Straße liegen ließen. Eine hülflosere Lage als diejenige, in welcher ich mich befand, kann man sich unmöglich denken. Wenn man mich ausfindig machte, durfte ich gewiß sein, daß meine Unkenntniß der Sprache die Verspottung der Menge und vielleicht auch Gewalt ihrerseits hervorrufen würde, und meine Furcht wurde vermehrt, als die Kulis in angetrunkenem Zustande zurückkehrten und sich laut unterhielten. Sie brummten darüber, so lange warten zu müssen, und bald hatte sich, da sie oft das Wort Yang-jen gebrauchten, eine neugierige Menge versammelt, so daß irgend ein Scandal unvermeidlich schien.

Glücklicherweise kam Philipp eben heran, als ein paar Leute, neugieriger als die anderen, den Vorhang meines Tragsessels aufhoben. Er gab mit richtigem Gefühle den Kulis sofort die Anweisung, nach dem Missionshause zu gehen, und wir machten uns wieder auf den Weg, eine Zeit lang von der Menge gefolgt, die sich nach und nach zerstreute.

Nachdem wir durch viele Straßen gekommen waren, hielten wir an einer ruhigen Ecke wieder an und Philipp theilte mir nun mit, daß der Bischof und die Priester Tschen-tu wegen der Examinas verlassen hatten und der eingeborene Christ, unter dessen Obhut das Missionshaus stand, sich weigerte, mich aufzunehmen, oder auch nur in irgend einer Weise sich mit uns einzulassen, da er fürchte, die Aufmerksamkeit zu erregen, wenn er einen Fremden beherberge, der nicht Missionär sei. Philipp, der umsonst versucht hatte, ein Zimmer in einem Hotel zu erhalten, war sehr beunruhigt und frug mich, was wir thun sollten. Ich gab sofort den Befehl, nach dem Missionshause zu gehen. Bei unserer Ankunft kam der eingeborene Christ, Namens Peter, heraus, und bat mich hinwegzugehen. Ich antwortete ihm, indem ich ausstieg und mit ihm in das Haus ging. Der arme Mann war sichtlich beunruhigt, aber bestellte höflich Thee und Kuchen, die gerade recht kamen, denn ich fühlte mich schwach vor Hunger und Schrecken. Einigermaßen erfrischt durch meine Tasse Thee, theilte ich dem guten Peter mit, daß ich ein Zimmer in einem Hotel wünsche, in Ermangelung eines solchen aber im Palaste bleiben müsse, worauf er einen Boten absandte, der in weniger als einer halben Stunde mit der angenehmen Nachricht zurückkehrte, daß er in einem großen Hotel ein Zimmer für mich gefunden hätte. Bei unserer Ankunft fanden wir den Wirth, der uns erwartete, um uns zu empfangen. Er war sehr höflich und bat, nachdem er mir mein Zimmer gezeigt hatte, um meinen Paß, um ihn zum Yamun zu senden.

Nachdem ich die Kuliträger bezahlt hatte, aß ich zu Abend, und ging zu Bette, da ich mich vollständig ermüdet fühlte. Am nächsten Morgen besuchte mich Mr. Peter und theilte mir im Laufe des Gespräches mit, daß der Gesandte von Nepaul im Begriffe sei, Tschentu zu verlassen und nach Nepaul zu gehen, und daß ich gut daran thun würde, ihn zu begleiten, da mich

sonst die Mandarins nicht weiterkommen lassen würden. Er sagte mir auch, daß im letzten Jahre der bischöfliche Palast zu Tschung-Tsching von einer aufgereizten Menge Candidaten zerstört worden sei und daß daher seine Furcht rührte, mir Aufnahme zu gewähren. Während er bei mir war, kam ein Soldat vom Yamun mit meinem Passe an und der Botschaft, daß es wegen der Anzahl der gegenwärtig in der Stadt befindlichen Candidaten unsicher sei, mich in den Straßen zu zeigen.

Mein Hauptzweck war nun, meinen Paß gegen einen anderen auszutauschen, der mir gestattete, durch Tübet nach Indien weiterzureisen und ich sandte deßhalb Philipp mit meinem alten Passe zum Yamun und schrieb ein Billet an den Gesandten Nepauls, worin ich ihm mittheilte, daß ich eben angekommen sei und ihn bitte, ihm meine Aufwartung machen zu dürfen.

Philipp kehrte bald vom Yamun mit der Antwort des Mandarins zurück, daß ich einen Paß durch Yünnan haben könne, daß es jedoch der Vicekönig verweigere, mir einen für Tübet zu geben. Ich hatte Schwierigkeiten von den Mandarins erwartet und kümmerte mich daher wenig um ihre Botschaft, indem ich wußte, daß dies nur eine Ausrede sei, weil ein kaiserlicher Paß in dem mahomedanischen Theile Yünnans gänzlich nutzlos sei.

Am Nachmittage präsentirten sich zwei Spione des Yamuns als Kaufleute und stellten zahlreiche Fragen. Unter Anderem frugen sie, wie ich durch Yünnan kommen wolle, da sie gehört hätten, daß ich einen Paß für dieses Land bekommen solle. Ich antwortete, daß ich nicht nach Yünnan reisen werde, da ich nicht durch Rebellenland kommen könne und ich, wenn mir die Mandarine keinen Paß nach Tse-tsang (Tübet) gäben, ohne Paß weiterreisen würde und sie für meine Sicherheit verantwortlich blieben. Die Kerle nahmen Abschied und kurz vor Dämmerung kam eine Botschaft, die der Yamun durch Peter sandte und dahin lautete, daß ich einen Brief an die Behörde schreiben müsse, worauf mein Gesuch in Ueberlegung gezogen werden würde.

Ich erhielt auch ein Billet vom Gesandten, der mir sagen ließ, daß er mich am nächsten Morgen besuchen würde, eine Ehre, die Mr. Peter veranlaßte, mich mit größtem Respekt zu behandeln, und von ihm hörte ich zum ersten-Male, daß ich in dem

Passe, der mir vom englischen Consul in Hankeu, Mr. Medhurst, verschafft wurde, als „Kaufmann" bezeichnet worden und daß dieses die Ursache war, warum sich mir kein Mandarin nähern wollte.

Am folgenden Tage kam Se. Excellenz Juggut Schir, der nepaulitanische Gesandte. Er war ein junger Mann von sehr höflichem Benehmen, aber er schien krank und seine Conversation zeigte mir bald, daß er nicht nur körperlich litt, sondern auch geistig sehr niedergedrückt war. Er vertraute mir die Geschichte seiner Gesandtschaftsreise bis hierher auf dem Wege nach Peking an. Er hatte Khatmandu beinahe vor zwei Jahren verlassen und war nach einer langen Reise durch Tübet, ohne ernstlichen Hindernissen zu begegnen, in Ta-tsian-lu, der chinesischen Grenzstadt, angekommen. Hier begegnete er dem ersten Widerstand. Ein Bote von Peking brachte ihm einen kaiserlichen Befehl, die Geschenke hier abzugeben, die er von Jung Bahadur für den Kaiser führte, und nach Nepaul zurückzukehren, da der Weg nach Peking durch die Nien-fei-Rebellen unsicher gemacht sei. Der junge Gesandte weigerte sich aber, dies zu thun, indem er sich auf seine Instructionen von Jung Bahadur stützte, die ihm befahlen, die Geschenke persönlich abzuliefern. Die Behörden waren entschlossen, den Willen des Kaisers durchzusetzen und Juggut Schir war ebenso fest entschlossen, nach Peking zu gehen; es mußte deßhalb die Entscheidung dem Kaiser unterbreitet werden, auf dessen Antwort er mehrere Monate wartete. Als sie kam, beschränkte sie sich darauf, ihm zu erlauben, nach Tschen-tu zu gehen und einige hundert Kisten Opium zu verkaufen, welche er zu diesem Zwecke nach China gebracht hatte, und dann nach Nepaul zurückzukehren. Er erreichte bald Tschen-tu und hoffte weiterzukommen, aber die Behörden vereitelten dies. Er konnte weder Kulis noch Boote miethen, und was ärger war — Niemand wollte sein Opium kaufen; es war zu stark und die Leute zogen das einheimische vor.

Zur Zeit meiner Ankunft hatte er mehrere Monate in Tschen-tu zugebracht und umsonst seine Bitte um Erlaubniß wiederholt, nach Peking weiterreisen zu dürfen. Die Beamten behandelten ihn sehr unhöflich, weil sie hofften, ihn durch dieses Mittel zur Umkehr zu zwingen, und hatten ihn in eine schlechte

Hütte außerhalb der Stadt einlogirt, die, wie er mir versicherte, so schmutzig war, daß er sich schämte, mich zu bitten, ihn darin zu besuchen.

Der Besuch Juggut Schir's, der einige Stunden bei mir zubrachte, ließ mich in der Achtung der Mandarine steigen und ich hatte während der nächsten zwei oder drei Tage mehrere Aufwartungen von den Spionen des Yamun. Es wurde mir mitgetheilt, daß der Vicekönig mir einen Paß für Tübet geben würde, allein daß ich einige Tage warten müsse. Ich begab mich deßhalb, weil ich übrige Zeit hatte, auf einen Spaziergang um die Stadt, machte mich aber vorher sorgfältig durch große Brillen unkenntlich.

Philipp und ich fanden bald den Weg in eine der Hauptstraßen, welche eine große Anzahl Droguenläden enthielt und wo ein penetranter Moschusgeruch herrschte. Moschus und Hirschhornsalz werden in ungeheuren Quantitäten von den Händlern aus Tübet nach Tschen-tu gebracht und von dort nach Tschung-Tsching exportirt. Tschen-tu-fu verdient das chinesische Paris genannt zu werden. Seine Läden enthalten die reichsten Kunstsammlungen, welche gerne von den vielen Mandarins gekauft werden, die immer in der Stadt wohnen und ihr ein aristokratisches Ansehen geben, das ich in China sonst nirgends gesehen habe. Die Anzahl der Seidenhandlungen, Kleider- und Buchläden ist großartig und den vielen gut gekleideten und bebrillten Individuen nach zu schließen, die immerwährend in den letzteren aus- und eingehen, wird die Literatur stark protegirt.

Die Stadt, in der Mitte einer umfangreichen, fruchtbaren Ebene liegend, ist von sehr ausgedehnten Vorstädten umgeben und mit einer Mauer von beinahe zwanzig Fuß Dicke befestigt. Die Hauptstraße, von dem östlichen Thore zum westlichen führend, ist ungefähr eine und eine halbe Meile lang. Alle Straßen und Gebäude haben ein modernes Ansehen, wodurch sie sehr von denjenigen anderer großer Städte abweichen, die ich besuchte. Dies ist wohl dem Umstande zuzuschreiben, daß sie nach dem großen Feuer wieder aufgebaut wurden, welches im vorigen Jahrhundert beinahe die ganze Stadt zerstörte. Die öffentlichen Gebäude, z. B. Yamun's, Tempel und massive Thore sind in vorzüglichem Stande und zeichnen sich durch ihre Architektur

und massive Verzierungen aus. Auf meinem Spaziergange trat ich in einen, dem Confudzu (Confucius) errichteten Tempel. Durch ein schönes steinernes Thor kam ich in einen großen offenen Hof, welcher etwa 150 Fuß im Gevierte groß und mit Granit gepflastert war, der, üppig mit Moos überwachsen, zeigte, wie wenig der Ort von den Nachfolgern des Confucius besucht wird. Am anderen Ende des Hofes führt eine steinerne Treppe, welche die ganze Breite desselben einnimmt, in eine vorn offene, aus massivem Granit erbaute Halle, die mit wunderschönen, bänderartig gemeißelten Ornamenten geschmückt war.

Die Halle war leer bis auf eine niedrige Kanzel, die am oberen Ende an der Wand stand und zu deren Seiten zwei Tafeln hingen, welche den großen Weisen verewigten. Das Gebäude sah einfach aber majestätisch aus und imponirte mehr als die bunte Pracht der buddhistischen Tempel, welche wir später besuchten. Wir kamen durch eine Thüre in einen ausgedehnten Garten, der hübsch angelegt und mit zahlreichen Fischteichen und Grotten verziert war.

Ein einsamer Wächter, den wir opiumrauchend in einem der äußeren Gebäude fanden, theilte mir mit, daß dieser Tempel ganz neu und auf Befehl des Vaters des gegenwärtigen Kaisers aufgeführt worden sei, aber daß, außer beim Jahresfest, wobei dem Andenken des Confucius geopfert werde, der Tempel nicht besucht würde.

Als ich von meinem Spaziergange zurückgekommen war, sagte mir der Koch des Hotels, daß er mir, der Sitte aller Hotels erster Klasse folgend, ein Diner auf seine eigenen Kosten bereitet hätte, nur, wie er behauptete, damit der hohe Fremde ihn in fernen Ländern loben könne; aber in Wahrheit natürlich, um den Fremden zu übervortheilen. Wir bekamen gebratene Tauben, gedünstete Hühner, gekochtes Rindfleisch, Fisch und zarte Bambusschößlinge. Das Essen war recht gut; aber ich mußte es auch sehr theuer bezahlen. Ehe ich abreiste, gab ich ihm fünf Taels, genug, um für sein Diner dreimal zu bezahlen und ihm noch ein reichliches Trinkgeld übrig zu lassen; allein der Schurke steckte das Geld ein und verlangte noch weitere drei Taels. Es half kein Brummen; „Sitte", die allgemeine Tyrannin, wurde angerufen und ich mußte bezahlen.

Diese Hotelköche waren die größten Blutsauger, die ich in China traf; sie sind Blutegel, die nie zufriedengestellt werden können; sie erhalten keinen Lohn, sondern bezahlen sogar große Summen — wie unsere Kellner zu Hause — für das Privilegium, unglückliche Reisende berauben zu können, für die sie nichts thun, als Reis kochen. Und doch verlangen sie mehr, wenn man ihnen auch noch so viel gibt, und schimpfen über Dich.

Am sechsten Tage nach meiner Ankunft in Tschen-tu kehrte der Bischof in seinen Palast zurück; allein erst am nächsten Tage hörte ich von Se. Lordship's Anwesenheit und erhielt für den nächstfolgenden Tag von ihm eine Einladung zu Tische. Ich erwiederte die Einladung persönlich und hörte von ihm, daß mein Paß mir am andern Tage zugesandt werden würde; weßwegen ich sofort in mein Hotel zurückkehrte und zu einem Kuli-Unternehmer sandte, der sich dazu bereit erklärte, mir zwei Tragsessel und neun Kulis zu liefern, die mich um 68,000 Tschen bis nach Ta-tsian-lu, an der tübetanischen Grenze bringen sollten. Sehr gehoben durch die Aussicht auf eine baldige Abreise, ließ ich eine eingeborene Musikbande kommen und lud meinen Zimmernachbar, einen Militärmandarin, der mit Frau und sieben Kindern auf dem Wege von Yünnan nach Peking war, ein, mit mir den Abend zuzubringen.

Unsere Musiker wurden für Künstler ersten Ranges in Tschen-tu angesehen und versetzten während sechs langer Stunden meine Gäste und Philipp in Entzücken. Einer der Musiker war blind und spielte ein Saiteninstrument, das wirklich sehr angenehme Töne von sich gab. Es war eine Art Hackbrett und wie ein Spielzeugharmonium geformt; die Stelle des Glases wurde jedoch von Drähten eingenommen, wie diejenigen eines Pianos, auf welchen der Künstler mit zwei kleinen hölzernen Hämmern spielte, die mit Leder überzogen waren. Ein anderer spielte auf einer dreisaitigen Geige und ein dritter mit Knochenstücken, während sie abwechselnd in verschiedenen Stimmen sangen; einer Baß, der andere Tenor und der dritte Sopran.

Sie trugen eine Kiste mit kleinen Büchern mit sich, die den Text einer Oper enthielten und welche sie uns überreichten, ehe sie anfingen, worauf mein militärischer Freund mehrere beliebte Stücke aussuchte, die den Abend hindurch gespielt wurden. Die

Chinesen spielen ausschließlich nach dem Gehör; und wenn sie auch nach europäischen Begriffen nichts von Musik verstehen, so sind sie doch in ihrer eigenen Manier keine gewöhnlichen Dilettanten. Ich mußte jedem der Musiker zwei Taels für den Abend bezahlen und ihnen ein Souper geben. Sie waren im Dienste des Vicekönigs und kamen nur als große Auszeichnung zu mir.

Am bestimmten Tage aß ich mit dem Bischofe und hatte die Ehre, einen römisch-katholischen Mandarin hohen Ranges und zwei französische Priester zu treffen. Wir bekamen ausgezeichnetes Essen, hauptsächlich aus Fisch bestehend, da es Freitag war, und außerdem noch — eine Flasche Traubenwein, was für einen, der zwei Monate à la chinois gelebt hatte, ein großer Genuß war.

Im Hotel fand ich meinen Paß und eine Botschaft vom Haupt-Civil-Mandarin, der mir eine angenehme Reise wünschen ließ.

Es blieb nun nichts weiter für mich zu thun übrig, als meinen Weg so schnell als möglich weiter zu verfolgen. Der Paß des Vicekönigs von Sze-tschuen war an den chinesischen Gesandten in H'lassa, der Hauptstadt Tübets, adressirt und befahl allen tübetanischen und chinesischen Beamten, mir beizustehen. Er erwähnte ferner, daß ich ihn bei meiner Ankunft in H'lassa dem Gesandten zu zeigen habe, der ihn für einen anderen austauschen würde, der mir gestatte, nach Nepaul oder Darjiling weiter zu reisen.

Mit solchen Dokumenten ausgerüstet, schwelgte ich etwa eine Stunde lang in einem Traume, glücklich Indien zu erreichen, dann packte ich ein, um für die morgige Abreise fertig zu sein, in froher Aussicht, mich wieder einmal auf dem Wege zu befinden.

Sechstes Kapitel.

Von Tschen-tu nach Hi-yan-ki.

Eine Kuli-Rauferei. — Soldaten in freiem Quartier. — Das westliche Sze-tschuen. — Ziegelthee von Ya-tzau. — Möven. — Ein grober Bergmann. — Die Fei-yue-ling Bergkette. — Der Bergwind. — Bischof Chauveau. — Ich verfertige einen Bratenrost. — Eine Nacht auf dem Ma-ka-schan. — Kein Spaß! — Die Soldaten kommen. — Das zerstörte Dorf.

Unsere Abreise vom Hotel in Tschen-tu am Morgen des 7. März war von dem gewöhnlichen Streit und Lärm der Kuliträger begleitet. Wir wanden uns durch zahlreiche kleine Straßen und verließen die Stadt durch das westliche Thor. Hier hatten wir einen Aufenthalt von zehn Minuten, da ein Zollbeamter, nachdem er meinen Paß revidirt hatte, meinen Namen, Ziel, Datum der Abreise, Anzahl der Diener, den Namen des Unternehmers, der die Kulis geliefert hatte, und die Anzahl der Pakete notirte, welche mein Gepäck ausmachten. Nachdem wir dann durch die ausgedehnten, aber schmutzigen und zerstreut liegenden Vorstädte gekommen waren, führte die Straße durch die fruchtbare Ebene von Tschen-tu weiter.

Während unseres ersten Aufenthalts in einer Raststation bot eine Anzahl der gewöhnlichen halbverhungerten Nichtsthuer meinen Trägern an, sie abzulösen, und nachdem die letzteren übereingekommen waren, vier von ihnen um drei Tschen per Meile zu miethen, griffen vier Paar Hände nach den Tragstangen. Die

armen Teufel wurden sogleich durch andere, ebenso eifrige weggestoßen und im Augenblick rauften sich fünfzig Kulis um die ersehnte Arbeit und zogen den Sessel auf der Straße herum. Hierauf kamen meine Kulis zu Hülfe und bearbeiteten mit ihren Bambusstöcken freigebig die Köpfe ihrer Rivalen. Eine allgemeine Rauferei enstand, Stöcke und Steine flogen umher und endlich wurde die Sänfte umgeworfen, das Dach heruntergerissen und ich — der darin Befindliche — rollte auf den Boden. Ich sprang auf und schlug auf John Bull's Manier ordentlich um mich herum; jedoch schon der Anblick meiner langen Gestalt machte einen sofortigen Eindruck auf die Menge. „Ta-jen" wurde herumgeflüstert und so groß war der Schrecken, daß sie, wie sie glaubten, einen incognito reisenden Mandarin belästigt hatten, daß sie alle auf ihre Kniee fielen und um Verzeihung baten.

Die Leute im Rasthause kamen mit heran und entschuldigten sich lebhaft und einige der hervorragenden Dorfleute fingen die Anstifter, die sie an meine Sänfte banden. In zehn Minuten war kaum eine Seele mehr zu sehen; alle hatten sich vor dem Zorne des Ta-jen geflüchtet. Als Alles vorüber war, erschien der Dorfälteste, und auf seinen Befehl reparirte der Dorfschmied den Tragsessel, der bedeutend gelitten hatte.

Die Kulis, welche auch ihren gehörigen Antheil von Hieben und Stößen erhalten hatten, mußten verbunden werden und wir wurden durch die Reparaturen zwei bis drei Stunden aufgehalten; allein eigentlich mußte ich über die Wirkung meines plötzlichen unmajestätischen Erscheinens auf dem Kampfplatze lachen, während ich auch sehr froh sein konnte, einer nur zu wahrscheinlichen Aufhaltung und Vernehmung durch die Behörden entgangen zu sein.

Endlich setzten wir unsere Reise fort. Die Ebene zeigte eine Reihenfolge der üppigsten Frühjahrssaaten von Weizen, Gerste, Zuckerrohr und Opium. Das Land war dicht mit kleinen Bauernhäusern überstreut, die von Bambus- und Weißtannenpflanzungen umringt waren. Das Ganze umgab stets eine niedrige, weißgetünchte Lehmmauer, die sich von dem Grün des Laubes malerisch abhob.

Es war heute zufällig ein Markttag in Tschen-tu und folglich die Straße mit Landleuten gefüllt. Wir begegneten Frauen, die auf Ponies ritten, ihre langen Messingpfeifen rauchten und

dabei Reihen von Ochsen und Mauleseln leiteten, die mit Gemüsen, Getreide, Holz- und Steinkohlen und Coaks beladen waren, und Fußgängern, sowohl Männer als Frauen, die neue Stühle, Tische, Schäffel und Schemel aus Fichtenholz trugen, welche für den Markt in Tschen-tu bestimmt waren.

Gegen Abend setzten wir auf einer Fähre über den Kin-ma oder Goldenen Pferdefluß, einem Nebenflusse des Min, der im Winter etwa vierzig Yards breit und für kleinere Boote schiffbar ist, welche nicht mehr als achtzehn Zoll Tiefgang haben. Dies gilt vom Yang-tseu-kiang aus bis nach Kin-tschin-tschien, einer ummauerten Stadt am rechten Ufer, wo wir die Nacht zubrachten.

Die großen Thore dieser Stadt waren ebenso wie diejenigen anderer Städte in demselben Distrikte bis auf eine kleine Thüre zugemauert, die es nur einer Person auf einmal erlaubte durchzugehen. Sie waren auf diese Weise im Jahre 1860 verrammelt worden, als ein Haufen Rebellen, die sich in der Stadt Sui-fu organisirt hatten, den Fluß Min bis nach Kiating-fu hinauffuhren und selbst die vicekönigliche Stadt Tschen-tu bedrohten. Die Landbevölkerung von Kiating-fu erhob sich jedoch und vertheidigte ihr Land während mehrerer Monate gegen die gesetzlosen Banden; sie ohne Hülfe der kaiserlichen Truppen zerstreuend, die, wie gewöhnlich, nur auf dem Papier existirten. In allen großen Städten auf der Hauptstraße von Tschen-tu bis nach der Stadt Ya-tzeu an dem westlichen Arme des Min-Flusses vermauerten die Einwohner ihre Stadtthore, um sich in Abwesenheit der Truppen zu sichern.

Fünfzehn Meilen westlich von Kin-tschin-tschien kamen wir durch die Stadt Tschung-tscheu, berühmt durch ihre Papierfabriken. Das Papier, welches hier aus Reisstroh verfertigt wird, ist als Schreibpapier unübertrefflich; es wird auch in ausgedehnter Weise zur Fabrikation von Zündstengeln benützt, da es alle Eigenschaften einer Zündschnur hat. Nachdem man es angezündet hat, glimmt es fort und kann leicht durch Blasen eine Flamme angefacht werden. Diese Zündstäbe werden in Bündeln von fünfzig oder mehr in ganz China verkauft.

Das ganze Land zeigte sich bis jetzt als gut durch viele natürliche und künstliche Wasserläufe bewässert, die viele Getreidemühlen und Zuckerrohrquetschen trieben.

Wir hielten in Tschung-tscheu während der Nacht und stiegen in einem Gasthause ab, das mehrere Militär-Mandarins und eine Abtheilung von 150 Soldaten beherbergte, welche die einzigen Repräsentanten einer Armee von 40,000 Mann waren, die, laut kaiserlicher Ordre, schon vor sechs Monaten von Tschen-tu-fu hätten abmarschiren sollen, um die mahomedanische Revolution in Yünnan zu unterdrücken.

Der General, welcher diese mythische Armee kommandirte, hatte Tschen-tu noch nicht verlassen, sondern wohnte dort und bezog mit dem Vizekönig von Sze-tschuen und anderen hohen Beamten die Bezahlung von 40,000 Mann in der Höhe von vier Taels per Mann und Monat aus der kaiserlichen Schatzkammer.

Diese mächtige Armee, deren Listen nie mehr als 250 Mann aufwiesen, hatten beinahe sechs Monate zu einer Distanz von dreißig Meilen gebraucht. Sie hatten bei meiner Ankunft noch keinen Sold ausbezahlt bekommen und deßwegen natürlich die Stadt vollkommen ausgesaugt, so daß das größte Elend und Verwirrung überall herrschte. Beinahe alle Läden waren geschlossen und die Stadt war halb leer. Unrasirte Schurken, die man blos an den entfärbten Fetzen ihrer einstmals rothen Röcke als Soldaten erkannte, streiften wie ebenso viele Wölfe in der Stadt herum; manche von ihnen hülflose Frauen bei den Haaren die Straßen entlang schleppend, andere mit zerbrochenen Thüren und Fensterläden belastet, die sie als Feuerungsmaterial zum Hotel trugen. Eigentlich glich die Stadt mehr einer solchen, die vom Feinde geplündert wird, als einem friedlichen und industriellen Orte, unter dem Schutze eines viceköniglichen Hofes und von einer kaiserlichen Armee besetzt.

Zu meinem nicht geringen Schrecken fand ich mich in demselben Hause mit einer solchen Bande Schurken einlogirt und sandte, sobald wir eingerichtet waren, Philipp mit meinem Passe zu den Mandarins, um Schutz vor den Soldaten zu ersuchen, welche in mein Zimmer gekommen waren und mein Gepäck neugierig umhergezerrt hatten. Philipp kam bald mit einem Offizier von niederem Range zurück, der den Soldaten befahl, mein Zimmer zu verlassen, und eine Bekanntmachung an meine Thür anheftete, welche denjenigen, welche im Zimmer des Ta Jngqua

Tang Kupah (dem englischen Kaufmann Tang Kooper) betroffen würden, 100 Bambusstreiche androhte. Ich hoffte kaum, daß dies irgend einen Einfluß ausüben würde, jedoch zeigte es sich als vollständig wirksam. Die Soldaten waren ihren Offizieren vollkommen ergeben, welche, wie sie selbst, ohne Bezahlung blieben und ihre Autorität über die Leute dadurch aufrecht erhielten, daß sie dieselben gegen die Klagen der Einwohner schützten und die Beute mit ihnen theilten.

Meine militärischen Nachbarn belästigten mich in keiner Weise, außer daß sie den größten Theil meines Essens auf dem Wege vom Kochhause bis in mein Zimmer stahlen, mich also, wie der Wirth sagte, sehr billig durchließen.

Einige meiner Leser, die mit chinesischen Sitten und Gebräuchen unbekannt sind, mögen vielleicht denken, daß die Zustände Tschung-tscheus, welche ich eben beschrieb, eine Ausnahme von der Regel seien; aber dies ist nicht der Fall. Der Marsch der Truppen durch irgend einen Theil des Reiches wird stets von solchen Scenen begleitet, wie ich sie bei dieser Gelegenheit beobachtete, und ist eine Calamität, an welcher das chinesische Volk fortdauernd leidet und die um so bedeutender wird, je größer die Armee ist, so daß die eigenen Soldaten kaum weniger als der Feind gefürchtet werden. Bei rationeller Anwendung wäre das chinesische Militärsystem gar nicht so schlecht; allein die vorherrschende Corruption ist hier, wie in jedem anderen Dienstfache vorhanden und schwächt das Reich, dessen Aufblühen sie zugleich verhindert.

Ich war am nächsten Morgen froh, die unglückliche Stadt verlassen zu können, und handelte nach dem Rathe des Wirthes, der mir zu verstehen gab, daß es gut sein würde, mich vor Sonnenaufgang so weit als möglich von den Soldaten zu entfernen.

Außerhalb der Stadt kamen wir über eine Brücke von fünfzehn Bögen, welche den Tung-nan-Fluß überschreitet. Sie war eine schöne Probe chinesischer Kunstfertigkeit und jeder Bogen maß über dreißig Fuß. Wir hatten nun begonnen, die Bergkette emporzusteigen, welche die Ebene von Tschen-tu im Westen begrenzt und die zunehmende Kälte machte es nöthig, Kohlenpfannen in unseren Sänften zu führen. Die Scenerie war

reizend; Berghänge, von Wäldern bekleidet, wechselten mit fruchtbaren und cultivirten Thälern ab und bildeten eine der Landschaften, welche alle Besucher Sze-tschuens zu so eifrigem Lobe seiner Schönheiten veranlassen.

Im Westen sah man eine hohe Bergkette, die durch die Wirkungen der Entfernung schwarz aussah und von den weißen Wolken abstach, welche einige ihrer höheren Spitzen umgaben. Wenn auch kaum fünfzig Meilen von Tschen-tu und seinen Umgebungen entfernt, die mit dem üppigen Grün des Frühlings bekleidet waren, schien hier das Land kaum die eisige Faust des Winters abgeschüttelt zu haben. Der Weizen und die Gerste waren kaum zwei Zoll hoch und von hier aus wurde westwärts nur sehr wenig Mohn mehr cultivirt.

Die Bauern dieses Distrikts ragen durch ihren schönen Körperbau hervor und sind viel naturwüchsiger, als diejenigen des östlichen Sze-tschuen. Die Frauen waren besonders schöne Gestalten und wie diejenigen, welchen wir auf dem Wege nach Tschen-tu begegnet waren, nicht an den Füßen in modischer Weise verunstaltet. Wir sahen viele Frauen, die Aepfel, Birnen und Wallnüsse auf den Markt trugen, und Schaaren von Männern schleppten schwere Lasten Roheisen und eiserne Gegenstände. Alle schienen jedoch gut gekleidet und fröhlich, und Männer, Frauen und Kinder rauchten ihre langen Pfeifen.

Daß die Männer dieses Distriktes ihr Aussehen nicht Lügen strafen, sollten wir bald erfahren. Eine Schaar von ihnen, schwer mit Eisen, Blei, Kohlen und einer Art Cedernholz, das zu Särgen verwendet wird, beladen, hielt gerade vor uns an und warf ihre Lasten ab, um auszuruhen. Meine Kulis befahlen ihnen, sofort aus dem Wege zu gehen, was die anderen nicht beachteten, worauf meine Leute sie zu schimpfen begannen, und bald schrieen beide Theile mit aller Kraft einander an. Meine Kulis versuchten den Durchgang zu erzwingen und gaben hiebei einem der Bauern einen Stoß, der ihn erwiederte, und damit war das Signal zum Kampfe gegeben. Stöcke, Steine, Bambus und Splitter flogen herum und beide Theile gingen wie die Teufel drauf los. Meine Tragstangen wurden herausgezogen und gebrochen und im Handgemenge wurde ich abermals über den Haufen geworfen und genöthigt, auszusteigen. Meine hohe An-

wesenheit dämpfte die Kampfeslust und beide Theile zogen sich zurück. Meine Kulis waren entschieden schlecht weggekommen zur großen Freude der Bauern, die ihre Lasten wieder aufnahmen und weiter gingen, uns zurücklassend, um unsere Schäden auszubessern und Wunden zu verbinden.

Am Ende einer zweitägigen Reise von Tschung-tscheu überschritten wir den Ya-ho-Fluß auf einer schwimmenden Bambusbrücke. Der Fluß ist hier etwa fünfzig Yards breit und läuft durch ein breites und fruchtbares Thal, in welchem die Stadt Ya-tzeu liegt, welche wegen ihres Ziegelthees berühmt ist, der in Tübet verbraucht wird.

An dem Stadtthore befahlen uns die Zollbeamten, welche hier schärfste Wache hielten, anzuhalten und unser Gepäck zur Visitation zu öffnen. Nach Vorzeigung meines Passes trat jedoch ein Offizier hervor und theilte mir mit einer tiefen Verbeugung mit, daß meine Ankunft schon lange erwartet werde und der Vicekönig Ordre gegeben habe, daß der englische Kaufmann nicht dem Zollregulativ unterworfen werden solle. Die Beamten waren äußerst höflich und gaben mir einen Soldaten mit, der mich zu einem Hotel führte, wo ein Zimmer für mich bereit stand.

Ya-tzeu ist die letzte große Stadt von Bedeutung im westlichen China. Abgesehen von der Berühmtheit ihrer Theemanufakturen ist sie auch als großer strategischer Punkt bekannt; sie ist stark befestigt und enthält eine, für eine chinesische Stadt große Garnison regulärer Truppen.

Während der Kriege, welche in der Annectirung des östlichen tübetanischen Königreiches zu der Provinz Sze-tschuen endigten, war Ya-tzeu das Hauptquartier und die Basis aller militärischen Operationen und ist seitdem auch das große Militärdepot des westlichen Chinas geblieben.

Der Distrikt von Ya-tzeu ist sehr reich an Mineralien. Kohle, Eisen, Blei und Kupfer sind vorhanden, und hauptsächlich von diesem Distrikte aus wird Sze-tschuen mit Metallen, besonders mit Stahl und Kupfer versorgt.

Die größte Quelle des Reichthums der Stadt und des umliegenden Distriktes ist der Ziegelthee, der Tausenden Beschäftigung gibt, welche die Bereitung und den Transport desselben

von Ya-tzeu nach Ta-tsian-lu besorgen. Der Strauch, von dessen Blättern dieser eigenthümliche Thee bereitet wird, wächst hauptsächlich an den Ufern des Ya-ho entlang und wächst, demjenigen unähnlich, von welchem der nach Europa exportirte Thee producirt wird, baumartig, oft fünfzehn Fuß hoch und trägt große und grobe Blätter. Wenig Sorgfalt wird auf seine Cultivirung verwendet; er wird oft an den Rändern der Felder und Gärten angepflanzt und jeder Bauer besorgt seine kleine Thee-Ernte, für die er einen guten Markt in Ya-tzeu bei den Kaufleuten findet, welche der Regierung enorme Summen für das Monopol bezahlen.

Ich hatte nie Gelegenheit, die Methode zu beobachten, mittelst welcher der Thee in die ungemein harten Ziegel gepreßt wird, welche ihren Absatz in Tübet finden, und so groß ist die Eifersucht, mit welcher das Monopol bewahrt wird, daß selbst Bestechungen den Zweck verfehlten, um Erlaubniß zu bekommen, eines der Waarenhäuser betreten zu dürfen, wo der Thee für den Export gepackt wird. Ich habe die folgende unvollständige Beschreibung dem Wirthe des Hotels zu verdanken, wo ich während meines zweimaligen Hierseins wohnte.

Die erste Qualität wird im Juni und Juli gesammelt, oder bald nach dem Anfang der Sommerregen zu Ende Mai, wenn das Blatt etwa einen Zoll lang ist. Die Blätter werden nach dem Pflücken in die Sonne gelegt, bis sie ein wenig abgewelkt sind, und dann mit der Hand gerollt, bis sie durch das Austreten des Saftes feucht werden. In diesem Zustande werden sie in Ballen vom Umfange einer großen Theetasse gerollt und so bis nach der eintretenden Gährung aufbewahrt. Der Thee ist dann fertig und wird in die hölzernen Formen gebracht, deren Enden beweglich sind und mit Stiften befestigt werden können. Die Formen werden, nachdem sie gefüllt sind, über Holzkohlenfeuer getrocknet, bis der Thee zu einer zähen, festen Masse zusammengebacken ist. Wenn man ihn aus der Form genommen hat, so ist er zur Lieferung an die Kaufleute von Ya-tzeu fertig. Diese packen die Ziegel in ein eigenthümliches gelbes Papier, das einen Regierungsstempel und das Zeichen des Exporteurs trägt, und dann in vier Fuß lange Körbe, die aus feinen Bambusstreifen geflochten sind. In dieser Verpackung bilden die

Ziegel, was man „einen Korb Thee“ nennt, der etwa zwanzig Pfund wiegt. Diese Körbe nun werden zweihundert Meilen weit durch Kulis nach Ta-tsian-lu befördert, wo sie sorgfältig mit frischer Thierhaut bedeckt werden, um sie vor Nässe zu schützen, und dann sind sie fertig, um nach H'lassa und den westlicheren Ländern exportirt zu werden, wo diese besondere Art von Ziegelthee hauptsächlich consumirt und mit etwa fünfzehn Taels per Korb oder vier Shilling acht Pence (4. M. 65 pf.) bezahlt wird.

Die zweite Qualität, die aus den älteren und gelberen Blättern besteht, wird auf dieselbe Weise bereitet und nach Lithang und Bathang exportirt, wo sie für fünf Taels per Korb, also etwa einen Shilling sechs Pence (1 M. 50 pf.) verkauft wird.

Eine dritte Qualität wird ausschließlich aus den Abfällen ohne Blätter fabrizirt und sehen die Ziegel aus, als ob sie aus gehackten Zweigen gefertigt wären. Die Bereitungsweise dieser Sorte unterscheidet sich von derjenigen der anderen, als Reiswasser gebraucht wird, um die Stiele in der Ziegelform zusammenzu halten. Diese Qualität wird nur in Ta-tsian-lu und seiner unmittelbaren Umgebung gebraucht und ist zu neun Pence (75 pf.) per Pfund verkäuflich.

Die Menge des Ziegelthees, welche jährlich von Ya-tzeu nach Tübet exportirt wird, ist oberflächlich auf über sechs Millionen Pfund geschätzt worden.

Wir blieben blos eine Nacht in Ya-tzeu und setzten unsere Reise dann durch eine bergige Gegend fort. Die Straße war streckenweise sehr schlecht und wenig mehr, als ein zwei Fuß breiter Pfad, der den Abhängen, beinahe senkrecht abfallender, drei- bis vierhundert Fuß hoher Berge entlang, welche vom Bette des Ya-ho-Flusses aufstiegen, ausgehauen war. Die Gegend hatte ein ungemein wildes Aussehen und war mit einer wuchernden Vegetation bedeckt, während parasitische Pflanzen und Farrenkräuter, die in den Astgabeln der Bäume wuchsen, ein feuchtes Klima bekundeten.

Wo ausführbar, waren die Berghänge in Terrassen cultivirt, und in den Thälern sah man ausgedehnte Reisstoppelfelder zwei oder drei Zoll hoch überfluthet, um sie auf das Pflügen zu

erneuter Ansaat vorzubereiten. Zahlreiche weißköpfige Strandläufer waren damit beschäftigt, die vielen kleinen Fische zu verzehren, die mit dem Wasser der künstlichen Wasserleitungen aus den Flüssen mitgeschwemmt werden. Es war unterhaltend, die methodische Geschicklichkeit zu beobachten, mit welcher die graziösen kleinen Vögel ihre Beute erhaschten. Erst liefen sie rasch das Feld zwischen den Stoppelreihen entlang, was die Fische in den letzteren Zuflucht zu nehmen veranlaßte, dann gingen sie langsam zurück, stießen mit dem Fuß an jeden Wurzelstock der Stoppeln, und während nun die Fische aus ihren Verstecken herausfuhren, wurden sie mit merkwürdiger Geschwindigkeit gefangen.

Als wir uns dem Ende unserer Tagereise näherten, verließ ich meinen Tragsessel, dessen fortgesetztes Stoßen, von dem immerwährenden Ausgleiten der Kulis verursacht, während sie mich den schlüpfrigen Pfad an den Berghängen hinauf- und hinabschleppten, beinahe unerträglich geworden war.

Bei einer Biegung des Weges begegnete ich drei Männern, die eine Schaar von zweiunddreißig zusammengekoppelten Hunden anführten. Sie waren alle an eine lange Leine gebunden, die der Vorangehende in der Hand hielt, und gehörten einer eigenthümlichen Race an. Sie fielen mir durch ihre ungewöhnlich gleichmäßige Färbung auf, die gelb, mit einer dunkleren Schattirung am Rücken war, auch hatten sie schwarze, zugespitzte Schnauzen. Der Eigenthümer sagte mir, daß er sie in Ta-tsian-lu von den Man-tseu (wie die Chinesen das tübetanische Volk nennen) gekauft hätte. Sie werden als Hofhunde in Sze-tschuen sehr geschätzt und theuer bezahlt. Sie sind schöne Thiere, unseren Fuchshunden ähnlich, etwa achtzehn Zoll hoch; mit feinen Füßen, tiefer Brust und schön geformten Schultern und Schenkeln versehen; ihre kleinen Ohren hängen herab. Die Man-tseus benützen sie hauptsächlich als Schweißhunde auf der Wildschwein- und Hirschjagd. Sie jagen auf der Fährte mit wohltönendem Waidlaut und bringen nur selten das verwundete Thier nicht nieder. Ich ließ der Meute ein „Yoicks!" *) hören, das die

*) Einer der Rufe, welche bei der englischen Parforcejagd gebraucht werden. Anm. d. Uebers.

Echos der Berge erweckte und die Hunde ganz wild machte Sie antworteten mit einem melodischen Gebell, das mein Herz hüpfen ließ. Es war die wahre, reine, melodische Weise des Fuchshundes, die in den Bergen wie Feenmusik ertönte, und als ich ihnen wieder und wieder zurief, wurden sie so aufgeregt, daß die Leute beunruhigt wurden und mich baten, weiterzugehen. Als ich sie verließ, wurden sie vollständig unbändig, und als ich um die nächste Ecke der Straße bog, sah ich, daß die Wärter ihre Peitschen gebrauchten.

Jede Tagereise in westlicher Richtung brachte uns in eine wildere Gegend, wo meilenweit weder Häuser noch Kulturen zu sehen waren und die Hügel nach und nach zu Bergen wurden. Der Weg war schrecklich; manche Stellen so steil, daß ich gezwungen war zu gehen, jedoch oft auf den großen schlüpfrigen Steinen fiel, welche das Pflaster bildeten. Die Kulis sicherten sich ihren Halt durch Steigeisen; eisernen Platten mit Spitzen besetzt, die sie, wenn nöthig, an den Fersen und Zehen ihrer Hanfsandalen befestigten. Außer der blauen baumwollenen Jacke und Hosen tragen die zwischen Tschen-tu und Ta-tsian-lu verkehrenden Kulis einen Turban aus dickem, grobem Flanelldeckenstoff und bandagiren ihre Füße von dem Knöchel bis zum Anfange der Wade mit Streifen des gleichen Stoffes, während sie das Knie freilassen; es dient dies als Schutz gegen Fälle und Stöße und als ein prophylaktisches Mittel gegen starke Schmerzen in den Beinen, mit denen der Reisende, wenn nicht in ähnlicher Weise geschützt, sicher heimgesucht wird; Philipp und ich litten schwer, bis wir, dem Rathe der Kulis folgend, ihre Sitte annahmen und keine weiteren Belästigungen spürten. Gerade bevor wir das Dorf Quan-yin-fu erreichten, wo wir übernachten sollten, passirten wir einige Kohlenminen. Eine Anzahl Stollen, etwa drei Fuß im Gevierte, waren horizontal in die beinahe senkrecht abfallende Bergwand getrieben. Ich trat in eine derselben und kroch dreißig bis vierzig Yards durch einen Gang schöner Glanzkohle, die auf einer weichen Schieferlage ruhte. Am Ende hockte ein einsamer Bergmann, der die Kohle beim Lichte seiner Kerze mit einer Hacke bearbeitete; er war so schwarz und erwies sich als so bärbeißig wie ein Grubenarbeiter unseres eigenen „schwarzen Landes" indem er meine Aufdringlichkeit mit fort-

währendem Brummen schmähte und mit einem unverständlichen Verlangen nach Tschen endigte. Nachdem ich ihn befriedigt hatte, versuchte ich es, ein paar Fragen zu stellen, allein er nahm seine Hacke wieder auf und ließ sich außer einigem Gebrumme auf nichts mehr ein.

Wir brachen bei Tagesanbruch von Quan-yin-fu auf und begannen sofort die Yang-nin-Berge zu erklimmen, die von Nordosten nach Südwesten laufen und die erste der großen Bergreihen westlich von Tschen-tu bilden. Wir waren genöthigt, bis zu dem Gipfel zu gehen und wurden gründlich durchnäßt, sobald wir in die Wolken gekommen waren, die bis zur Hälfte des Berges herabhingen. Den Gipfel erreichten wir um Mittag und frühstückten an einem einsamen Rasthause. Der westliche Abhang war vollkommen trocken und frei von Wolken und heller Sonnenschein trocknete bald unsere durchweichten Kleider. Nahe am Fuße des Berges überholten wir eine Reisegesellschaft, welche sich als Man-tseu-Frauen entpuppte. Es waren eine Dame und zwei Dienerinnen, welche ihr bemerkenswerthes Kostüm trugen, das aus einem umfangreichen Turban von blauem Tuche und einem rockartigen Gewande desselben Stoffes, das bis zu den Knöcheln niederfällt und durch einen gelben Gürtel gehalten wird, besteht. Sie waren von hellem Teint und hübsch; ohne die Schüchternheit, welche den chinesischen Frauen wegen ihrer Abgeschlossenheit eigen ist. Die Herrin, welche mit ihrem kleinen Kinde in einer Sänfte reiste, war die Frau eines chinesischen Kaufmannes in Ta-tsian-lu, wohin sie wieder von einer Wallfahrt zurückkehrte, die sie unternommen hatte, um für die Geburt ihres erstgeborenen Sohnes in den berühmten buddhistischen Tempeln des heiligen Berges Omi Schan bei Kiating-fu zu danken. Wir reisten den Rest des Tages hindurch in ihrer Gesellschaft. Am Nachmittage begegneten wir zwei weiteren Pilgern, Chinesen, die, um ein Gelübde zu erfüllen, zu einem Tempel wallfahrteten, der etwa fünfundzwanzig Meilen entfernt war. Sie trugen weiße Röcke und Hosen und reisten barfuß, bei jedem dritten Schritt anhaltend, um ihre Köpfe bis an die Erde zu beugen. Sie waren verpflichtet, auf diese Weise Tag und Nacht bei schönem und schlechtem Wetter zu reisen und nur dreimal im Tage anzuhalten, um Reis zu essen.

Win-tsche-tschien, unsere nächste Station, ist berühmt wegen seiner Eisen- und Messingfabriken; die Umgegend enthält zahlreiche Eisen- und Kupferminen, die von Monopolinhabern betrieben werden. Die Behörden ziehen aus der Gewährung der Erlaubniß zum Bergbau eine große Einnahme.

Nachdem wir ein Hotel in Win-tsche-tschien angesehen hatten, mußten wir, durch seine ungewöhnliche Erbärmlichkeit veranlaßt, ein anderes suchen, wo wir die Gesellschaft von Man-tseus trafen, welche nahe an der Stadt bei uns vorbeigekommen war, und von ihr warm begrüßt wurden. Nach Tisch sandte die Dame und bat um Opium, mit dem wir ihr jedoch nicht dienen konnten; dessenungeachtet rauchten wir aber unsere Pfeifen zusammen und unterhielten uns lange und angenehm mittelst einer ihrer Dienerinnen, welche Chinesisch sprach. Sie behauptete, daß ich ein Man-tseu sein müsse, wenn sie mich auch erst für einen Missionär gehalten hätte.

Wir befanden uns nun zwischen den östlichen Ausläufern der großen, schneebedeckten Fei-yue-ling-Kette und stiegen langsam auf den Pfaden empor, welche die Chinesen als „nur für Vögel tauglich" bezeichnen; der Weg lief in einer Schlucht hinauf, welche ein Bergbach durchfloß, der in einer Reihe von Wasserfällen dem Ya-ho-Fluß zustürzte. Die Abhänge sahen von den weißen Blumen des großblättrigen Theestrauches ganz weiß aus, von welchem der reine, laute Gesang des Bell-Vogels herabtönte und mich an den australischen Busch erinnerte. Bei einer Biegung der Schlucht kamen wir an eine eiserne Hängebrücke, die aus doppelten Ketten bestand, welche dreißig Yards von Fels zu Fels, 120 Fuß über dem Strome hingen. Der Weg war durch Bretter gebildet, welche auf die Ketten gelegt worden waren, ohne daß ein Geländer oder eine Stütze vorhanden gewesen wären, und die ganze Brücke zitterte und schwankte so unter uns, als wir sie passirten, daß man ihre Ueberschreitung als einigermaßen gefährlich bezeichnen konnte.

Wir passirten später zwei ähnliche Brücken und hielten für die Nacht in einem kleinen Dorfe, Namens Scheu-quan an, das gerade unterhalb der Schneegrenze liegt, so daß am nächsten Tage die schwierige und gefürchtete Ueberschreitung des Fei-yue-ling begann.

Bei Tagesanbruch verließen wir die kleine Hütte, von deren Dach zwei Fuß lange Eiszapfen herabhingen und begannen die Besteigung. Der Schnee lag mehrere Fuß tief an den steilen Seiten der Berge, die über uns emporragten, während Lauinen thauenden Schnees mit donnerähnlichem Getöse durch die Schluchten in die tieferliegenden Thäler hinabstürzten.

Der Pfad war oft durch diese Schneemassen verschüttet und wir mußten hindurchwaten; an anderen Stellen war der Schnee niedergetreten worden und der Frost der vorhergehenden Nacht hatte ihn in Eisflächen verwandelt. Hier mußten wir uns stets mit langen Stricken aneinander binden und, oft auf Händen und Füßen, hinüberklettern. Ein anderes Mal krochen wir an den Rändern fürchterlicher Abstürze entlang, die schreckliche Abgründe von unermeßlicher Tiefe überhingen.

Während wir vorsichtig über die gefrorene Oberfläche eines Schneefeldes gingen, das einige Tage vorher von oben herabgerutscht war und sich auf halbem Wege in einem kleinen Wasserrinnsal festgekeilt hatte, vertrauten zwei Kulis, die meine Sänfte trugen, zu sehr auf ihre mit Spitzen versehenen Sandalen und machten etwa zwanzig Yards weit eine Rutschpartie das Rinnsal hinunter, wobei sie die anderen beiden mit sich rissen. Glücklicherweise blieb eine der Tragstangen im Schnee stecken und brachte die Fahrt keine zehn Yards vom Rande eines vierhundert Fuß tiefen Abgrundes zu Ende. Wir, die wir höher standen, mußten auf unseren Händen und Knieen über die gefährliche Stelle kriechen und konnten dann einen Strick zu den erschreckten Trägern hinablassen, welche es nicht wagten sich zu rühren, damit nicht irgend eine Bewegung die Tragstange aushebe, die sie allein vor dem Tode bewahrte, und beinahe eine Stunde ging vorüber, ehe sie alle aus ihrer gefährlichen Situation befreit waren. Selten kamen wir an geschützte Stellen, die frei von Schnee waren und wo Moos, verkrüppelte Farrenkräuter und Brombeersträucher reichlich wuchsen und winzige gelbe Schlüsselblumen selbst aus dem Schnee guckten, wo er in einer dünnen Schichte lag.

Nach sechsstündiger Anstrengung, welche durch den dichten Nebel, der über den Bergen lag und unsere Kleider und Gesichter mit Reif belegte, nur noch vermehrt wurde, stiegen wir über den Gipfel, der zu meinem Erstaunen schneefrei war, und

kamen bei einem kleinen Rasthause gerade unterhalb an, das mehr als 12000 Fuß über dem Meeresspiegel lag.

Als wir uns dem Hause näherten, hörten wir ein lautes Gebrüll, das ich durch eine Lauine verursacht wähnte; aber die Leute im Rasthause sagten mir, daß es das Geräusch eines starken Windes sei, der zehn Monate des Jahres hindurch auf der westlichen Seite des Berges bläst, während auf der östlichen Schnee liegt, und unveränderlich beginnt, wenn die Sonne die Mittagshöhe erreicht hat; sich aber bei Sonnenuntergang wieder legt.

Da nicht ein Partikelchen Schnee auf der westlichen Seite lag, so bot der Hinabstieg keine weiteren Schwierigkeiten als diejenigen, welche durch die Steilheit der Abhänge verursacht waren. Wie die meisten der großen Bergketten, welche zwischen Tschen-tu und Bathang liegen, steigen die Fei-yue-ling-Berge auf ihrer östlichen Seite sehr langsam an, während sie auf der gegenüberliegenden so steil abfallen, daß sie beinahe vertical erscheinen.

Ein dichter Nebel hüllte uns während der ersten zweitausend Fuß des Abstieges ein, so daß man keinen Gegenstand auf weiter als zehn Yards erkennen konnte, während wir uns auf einem Zickzackpfade befanden, der in den Kalkstein eingehauen war. Von Vegetation war keine Spur zu sehen. Plötzlich kamen wir aus dem Nebel in hellen Sonnenschein und das ganze Aussehen des Berges schien wie durch Zauber verändert, denn hier war der Berg, wenn auch steil, so doch glatt, anstatt der zerrissenen Felsen weiter oben, und von einem dichten Wuchse des männlichen Zwergbambus bedeckt, der wie hohes Gras aussah. Wir sahen auf die ummauerte Stadt Tschin-tschi-tschien hinab, die zu unseren Füßen in einer schüsselartigen Ebene lag und von mit Bambus überdeckten Bergen umgeben war. In der reinen Luft schienen die Hausdächer uns ganz nahe und doch brauchten wir vier Stunden, um den Weg, welchen wir vor uns sahen, wie er sich in einem weißen Streifen den Berg hinab und durch die grüne Ebene wand, zurückzulegen.

Nachdem wir die Nebelregion verlassen hatten, wurden wir durch einen starken Wind angegriffen, der mit der Kraft und dem Getöse von hundert Lauinen den Berg herabwehte und es schwierig machte, festen Fuß zu fassen, so daß wir während der ärgsten

Stöße niederkauern und warten mußten, bis sich seine Wuth einigermaßen gelegt hatte. Dies war der Wind, den uns die Eigenthümer des Rasthauses beschrieben hatten. Es wehte so fort bis Sonnenuntergang und wir hörten das Sausen noch, nachdem wir in einem Gasthause in Tschin-tschi-tschien sicher untergebracht waren.

Am Abend besuchten uns zwei Christen, die in der Stadt wohnten, und ich hörte von ihnen, daß Monseigneur Chauveau, der apostolische Vicar von Tübet, sehr krank sei und auf einer Missionsstation Namens Ta-lin-pin wohne, die an den Ufern des Ta-teu-ho, eine Tagereise weit südlich von Tschin-tschi-tschien liege. Wir gingen deßhalb am nächsten Morgen von der Hauptstraße nach Ta-tsian-lu ab und richteten unseren Weg südlich nach einem Dorfe Namens Hi-yan-ky, das etwa anderthalb Meilen von der Wohnung des Bischofs entfernt war. Mein Gepäck und Kulis in einem Hotel lassend, ging ich mit Philipp nach Ta-lin-pin, einem etwa anderthalb Meilen breiten Sand- und Kiesbette entlang, das mehr als zwei Meilen lang und auf beiden Seiten durch steile Bergwände eingeschlossen war. Ein kleiner Bach sickerte durch diese Schlucht, welche während der sommerlichen Regen von den geschwollenen Fluthen gefüllt ist, die sich etwa zwei Meilen westwärts von Hi-yan-ki in den Ta-teu-ho ergießen. Ein Zickzackpfad führte nach dem Dorfe Ta-lin-pin, das aus zwei Bauernhöfen und der Missionsstation besteht und etwa 5—600 Fuß hoch am Bergabhange liegt. Unsere Ankunft wurde gesehen und auf halbem Wege kam uns Pater Careau, des Bischofs Secretair, entgegen. Gleich nach unserem Eintritte in das Haus wurde auf Befehl des Bischofs das Mittagessen servirt. Derselbe ließ mir auch sagen, daß er aufstehen und mich nach Tische empfangen würde. Auf unserer Reise von Tschen-tu hatten wir, außer in ein paar kleinen Städten, nichts als Reis und eingesalzene Gemüse bekommen können, so daß nun einer ungeahnten Mahlzeit von gebratenem Lamm, Kartoffeln, Brod und Butter aus Ta-tsian-lu mit einem reichlichen Vorrathe von ausgezeichnetem Reiswein so viel Ehre angethan wurde, daß sich Pater Careau darüber freute, der die Schwierigkeiten unserer Route aus Erfahrung kannte.

Während wir nach beendigter Mahlzeit zusammen plau-

derten, ließ mir der Bischof sagen, daß er bereit sei, mich zu empfangen. Beim Eintritte in sein Zimmer bemerkte ich einen ehrwürdigen alten Herrn in chinesischer Kleidung mit einem langen, schneeweißen Barte. Ich werde ihn nie vergessen, so lange ich lebe. Er war sechzig Jahre alt, von denen er vierzig als Missionär in China zugebracht hatte. Aber lange Krankheit ließ ihn sogar älter aussehen. Sein Gesicht war durch den darin lesbaren Ausdruck der Güte sehr schön, sein Auge, trotz Krankheit und Alter nicht umflort, ruhte mit freundlichem Ausdrucke auf mir und er bewillkommnete mich auf englisch, welche Sprache er von seiner Mutter, einer Engländerin, gelernt hatte, mit einer zitternden, aber melodischen Stimme.

Meine Ankunft war unerwartet, umsomehr, als er einen Brief, welchen ich schon in Tschen-tu hätte bekommen sollen, geschrieben und mir darin mitgetheilt hatte, daß er an sein Bett gefesselt sei und mir riethe, nach Ta-tsian-lu weiterzugehen, um seine Ankunft dort zu erwarten. Jedoch hatte die Vorsehung, wie er sagte, mich zu ihm nach Ta-lin-pin geführt, da er seit seinem Briefe den Gebrauch der Füße verloren hatte, wodurch er verhindert gewesen wäre, mich in Ta-tsian-lu vor einigen Wochen zu treffen.

Seiner Aufforderung folgend, erklärte ich ihm den Zweck meiner Reise, nämlich Indien über H'lassa oder Assam zu erreichen und weiterhin, daß ich nur ein Privatmann sei, der zu seinem eigenen Vergnügen reise und in keiner Weise mit der englischen Regierung in Verbindung stehe. Hierauf antwortete er, daß er über den Zweck meiner Reise falsch berichtet worden sei und daß ich während mehrerer Wochen nicht weiter als bis Ta-tsian-lu kommen könne, da der Weg durch den Schnee noch unbenützbar sei. Er rieth mir, die Zwischenzeit in Hi-yan-ki zuzubringen, wo seine Leute mir helfen würden, für die nöthigen Lebensmittel zu sorgen. Dies wäre auch bequemer für ihn, da ich es dann nicht nöthig hätte, ihn um Mittel anzugehen, bis wir Ta-tsian-lu erreichten, wo er das Geld aufbewahrte, das der Mission gehörte.

Nach einer verplauderten Stunde nahm ich Abschied vom Bischofe, ihm versprechend, daß ich einige Wochen in Hi-yan-ki bleiben würde, bis er im Stande wäre, mich nach Ta-tsian-lu

zu begleiten und ich kehrte zum Gasthofe zurück, indem es mir gar nicht leid war, daß sich Aussicht auf eine Rast eröffnete, da ich mich durch die Reise der letzten Tage und das damit verbundene Fasten etwas aufgerieben fühlte.

Dennoch waren meine Aussichten nichts weniger als erfreulich. Abgesehen von der nunmehrigen Gewißheit eines unvorhergesehenen Aufenthaltes von wenigstens einem Monate, lag es auf der Hand, daß meine Chance, Indien zu erreichen, dem Bischofe sehr zweifelhaft schien, der von seinem langen Aufenthalte an den Grenzen Tübets und seiner gründlichen Kenntniß der chinesischen und tübetanischen Beamten nur zu gut die Schwierigkeiten kannte. Jedoch konnte mich Nichts einschüchtern, als daß meine Mittel nicht ausreichen dürften, und ich bemühte mich, mich so bequem, als die Umstände es erlaubten, einzurichten. Nach Hi-yan-ki zurückgekehrt, entließ ich die Kulis, welche ihren vollen Lohn bis nach Ta-tsian-lu verlangten, was auch gerechtfertigt war, trotzdem es mir einen Verlust von zwanzig Taels bedeutete. Den ersten Tag widmete ich meiner Versorgung mit Lebensmitteln, um deren Ausgehen zu vermeiden, und bis Abends war unsere Vorrathskammer gefüllt mit Fasanen, einem halben Schwein, das ich von einem Landmanne gekauft, besonders schönen Nierenkartoffeln (ein Geschenk des Bischofs), und einigen Laiben Brod, die von seinem Koche unter Leitung des Paters Careau gebacken worden waren.

Mein nächster Schritt war, einen kulinarischen Ausweg zu finden, um den ewigen, fetten, chinesischen, gedünsteten Gerichten zu entgehen. Bei einem Schmiede, nächst dem Hotel, gelang es mir, einen Bratenrost anzufertigen. Der Schmied sah mir mit gutmüthigem Erstaunen zu und schien ganz zufrieden zu sein, daß ich seinen Platz am Ambos einnahm, so lange ich ihm Tabak gab und ihn für sein Eisen bezahlte. Bis Mittag war der Rost zu meiner vollkommenen Zufriedenheit gelungen.

Es war nicht schwer, einen geeigneten Herd herzustellen, da Holzkohle von Tschin-tschi-tschien leicht zu haben war und ein großer eiserner Kessel, den ich auf vier Steine außerhalb meiner Thüre stellte, entsprach allen Anforderungen an einen Herd, so daß am Abend meine Bemühungen durch das Auftragen von am Rost gebratenem Fasan, Schweinscoteletten und gekochten Kartoffeln

belohnt wurden, zu denen ich Reiswein trank und eine Zeit lang vergaß, daß ich allein im Westen Chinas, weit entfernt von meinen Freunden und von einem Volke umgeben war, dessen Aberglaube mich jederzeit der Gefahr aussetzte, als Opfer seines Zorns oder Vorurtheils zu fallen.

In ähnlicher Weise verbrachte ich mehrere Tage, um wieder Kräfte zu sammeln. Pater Careau besuchte mich beinahe alle Tage, was ich in Ta-lin-pin erwiederte. Während eines meiner Besuche beim Bischofe schlug dieser vor, daß ich Pater Careau auf einer Tour in die Ma-kia-schan-Berge begleiten solle, die, wie man sagte, reich an Wildschweinen, Hirschen und Fasanen wären. Ich hatte seit Shanghai nicht mehr gejagt und freute mich sehr auf die Aussicht, Hirsche zu jagen oder einem Wildschweine eine Kugel aufzubrennen. Die Vorbereitungen waren bald getroffen, um am nächsten Morgen aufbrechen zu können. Ich ließ Philipp bei meinem Gepäcke zurück und machte mich nach dem Missionshause allein auf den Weg, wo ich zu rechter Zeit zum Frühstück eintraf und dann in Gesellschaft des jungen Priesters und einer Anzahl Bergbewohner, die Bettzeug und Vorräthe trugen, gegen die Berge abmarschirte.

Unsere Straße führte an der Seite des Berges über dem Missionshause hinauf. Der Anstieg war sehr steil und gefährlich und die Sonne schien drückend herab; allein nach dreistündiger Anstrengung langten wir auf dem Gipfel an, von wo aus wir eine Aussicht auf die schneebedeckten Ma-kia-schan-Berge erhielten, die uns aus ungeheurer Höhe finster anstarrten und den Berg, auf welchem wir standen, als einen Hügel erscheinen ließen.

Da ich sah, daß es unmöglich sei, unser projektirtes Nachtlager (die Hütte eines Bergbewohners, die am steilen Abhange des Ma-kia-schan gerade unter der Schneegrenze stand) noch zu erreichen, so schlug ich vor, die Nacht in einer näheren Hütte zu verbringen, die man eine Strecke über uns erblicken konnte. Dieser Vorschlag schien den jungen Priester aufzustacheln, denn er lachte gutmüthig über meine Bedenken und forderte mich zu einem Wettrennen den Berg hinauf auf. Mit der Leichtherzigkeit seiner Landsleute machte er sich unter lustigem Lachen daran und rief mir bald aus der Höhe herab zu.

Es war klar, daß wir nicht hoffen konnten, die Schneegrenze

des Ma-kia-schan bis lange nach eingetretener Dunkelheit zu erreichen, wenn auch unsere Ausdauer aushielte; was mich betraf, so war ich wenig beunruhigt; denn ich hatte mir bisher Zeit gelassen und ich ging mir sehr leicht; allein ich hatte bemerkt, daß mein Gefährte, als er den Gipfel der ersten Bergreihe erreichte, erhitzt und athemlos aussah, so daß ich ihn überredet hatte, mit mir einen wiederbelebenden Zug aus der Flasche zu thun. Ich beantwortete jedoch seinen Ruf mit einem Hurrah und begann zu steigen. In weniger als zwei Stunden hatte ich ihn überholt; er saß da, sichtlich stark ermüdet, aber voll Muth, und wir gingen zusammen einige hundert Yards weiter, als er abermals anhielt und so übel aussah, daß ich beunruhigt wurde und ihm rasch eine weitere Dosis Alkohol gab.

Es war schon spät und unser Ziel volle fünf Meilen entfernt, deßwegen bat ich meinen Gefährten zur nächsten Hütte zurückzukehren, an der wir, etwa eine Meile unterhalb, vorübergekommen waren; allein er blieb eigensinnig und wir gingen wieder weiter. Wir hatten kaum eine weitere Meile zurückgelegt, als der arme Mann, vollständig erschöpft, zu spät einsah, daß wir unser Ziel nicht mehr erreichen konnten, sich niederwarf und ohnmächtig wurde.

Unsere Kulis waren weit voraus und die Nacht begann sich herabzusenken, während ein schneidender, kalter Wind, der gegen Sonnenuntergang zunahm, uns beinahe erstarrte. Ich konnte meinen Gefährten nicht liegen lassen, wo er war, trotzdem ich bezweifelte, die untere Hütte in der Dunkelheit finden zu können. Ich entschied mich jedoch bald, was zu thun sei, und nachdem ich die Echos der Berge mit wiederholtem „Ku-ih"-Geschrei erweckt hatte, gelang es mir, die Aufmerksamkeit der Kulis zu erregen.

Sie verstanden, daß nicht alles in Ordnung war, und kehrten zurück. Einstweilen lag mein Gefährte in Ohnmacht und wurde nur durch eine große Dosis Reiswein, die ich ihm eingab, theilweise zur Besinnung zurückgerufen. Er war vollkommen unfähig zu stehen, und da die strenge Kälte es gefährlich machte, auf die Kulis zu warten, nahm ich ihn auf die Schulter und begann den Abstieg, den ich mit vielen Schwierigkeiten und nicht ohne die Hülfe eines Kuli vollendete. Die Hütte bestand aus niedrigen Mauern, die an die Bergwand angebaut waren,

so daß die letztere die Rückwand bildete. Ein flaches Dach ruhte auf ihnen und war mit Lehm bedeckt. Das Innere hatte man in drei, Pferdeständen ähnliche Räume getheilt, in denen drei Bergbewohner mit ihren Familien hausten.

Um ein Kohlenfeuer, das auf einem offenen Herd brannte, waren Männer, Frauen, Kinder, mehrere räudige Hunde, drei magere Schweine und viele Hühner versammelt. Die armen Leute, welche sich zur christlichen Religion bekannten, bewillkommten uns freundlich und beeilten sich, den jungen Priester in eines ihrer Betten zu bringen, welche aus Mulden bestanden, die man aus dem Felsen gehauen hatte.

Ich hatte bald die Genugthuung, meinen jungen Freund in tiefen Schlaf verfallen zu sehen, und mischte mich dann unter die Familien vor dem Feuer. Sie waren emsig mit ihrer Abendmahlzeit beschäftigt, die aus Kartoffeln bestand, welche man in der Asche gebraten hatte, und baten mich schüchtern theilzunehmen, worauf ich mit etwas Reiswein aus meiner Flasche aufwartete, was für meine armen Wirthe, mit denen ich dann noch lange rauchend saß, ein seltener Genuß war.

Am nächsten Morgen wurde ich noch lange vor Tagesanbruch durch das Krähen der Hähne und die allgemeine Rührigkeit unter den Hausthieren erweckt, die den Anfang des Tages ungeduldig erwarteten. Ich stand deßhalb auf und gesellte mich bis zum Sonnenaufgang zur Familie, eine Pfeife rauchend, als der junge Priester daher kam, der sich von seiner Ermattung vollkommen erholt hatte. Unglücklicherweise war der Kuli, welcher unsere Vorräthe trug, nicht unter denen, welche mit uns zur Hütte zurückkehrten, weßwegen wir froh waren, das Frühstück unseres Wirthes, aus gebratenen Kartoffeln und Salz bestehend, mitzugenießen. Die Leute im Hause waren entzückt, als sie hörten, daß unser Zweck, warum wir ihre Berge besuchten, die Tödtung von Wildschweinen sei, welche sie als ihre größten Feinde erklärten, weil sie ihre einzigen Feldfrüchte — Kartoffeln*) und Mais — zerstören. Heerden dieser Thiere steigen von bei-

*) Die Chinesen nennen die Kartoffel „Yang-yu" (fremde Wurzel) und in Sze-tschuen sagte man mir, daß sie schon lange durch die fremden Lehrer, i. e. die französischen Missionäre, eingeführt worden waren.

nahe unerreichbaren Höhen herab und zerstören in einer Nacht ganze Kartoffelfelder. Die unglücklichen Leute müssen deßhalb fortwährend ihre Culturen bewachen, doch sind die Wildschweine so schlau und kühn, daß die Leute glücklich sind, wenn die Hälfte ihrer Ernten gerettet wird.

Bald nahmen wir den Berg wieder in Angriff und erreichten um acht Uhr die Hütte, welche gestern unser Ziel gewesen war. Ihre Eigenthümer waren Christen und über unsern Besuch entzückt. Mit freundlicher Aufmerksamkeit hatten sie uns ein Frühstück bereitet und drückten große Theilnahme für unsere Begegnisse des letzten Abends aus. Nach einem hastig eingenommenen Mahle brachen wir zur Jagd auf, begleitet von mehreren der Bergbewohner.

Vom Gipfel des Ma-kia-schan sahen wir auf den Ta-teu-Fluß hinab und konnten die schneeige Jeddo-Bergkette erblicken, welche im Westen von Ta-tsian-lu liegt. Rings um uns ragten riesige Spitzen in die Wolken, deren zerrissene Abhänge aller Vegetation entblößt waren; nur in einzelnen geschützten Thälern sah man kleine Flächen grobes Gras und verkrüppelte Bäume, welche den Wildschweinrudeln Schutz gewähren.

Nach einem dieser Thäler richteten wir unsere Schritte; es sah, von wo wir standen, ganz nahe aus, allein wir brauchten beinahe drei Stunden, um es zu erreichen, und dann brachten die Treiber nicht einmal einen Fasan heraus, so daß wir von unserer Morgenarbeit müde zur Hütte zurückkehrten, aßen und dann lange vor dem Eintritte der Nacht schlafen gingen. Dies war unsere Jagd in den Höhen des Ma-kia-schan gewesen und schwer enttäuscht beschlossen wir, am nächsten Tage nach Ta-lin-pin zurückzukehren.

Die Bewohner dieser Berge, wenn auch ganz chinesisch in Sitten, Sprache und Kleidung, gehören nicht der reinen chinesischen Race an; es ist die ganze Bevölkerung westlich der Fei-yue-ling-Bergkette eine Mischung von Chinesen, Tübetanern und Los-Los, welch letztere einen sehr kräftigen Stamm bilden und ein bedeutendes Gebiet einnehmen, das im Westen des Ta-teu-Flusses liegt. Wenn auch nominell an China tributpflichtig, so sind sie bis jetzt noch nicht vollständig unterjocht worden und

unternehmen fortwährend Raubzüge in das zwischen den Fei-yue-ling-Bergen und dem Ta-teu-Flusse gelegene Land.

In Friedenszeiten wandern viele Los-Los in die colonisirten Distrikte am linken Ufer des Flusses aus und vermischen sich mit dem Volke, dem sie sehr ähnlich sind; selbst in Kleidung, Sprache und Sitten. Ihre Häuser sind vollständig dieselben und ihre Religion der Buddhismus.

Zufällig war während unseres Besuchs von den Ma-kia-schan-Bergen ein Trupp Los-Los auf einer Requisition begriffen und hatte die Hütte unserer christlichen Freunde besucht. Sonderbarer Weise hatten dieselben sie unbelästigt gelassen, als sie hörten, daß sie Angehörige des neuen Gesetzes seien, das selbst diese Horden von den Lippen der muthigen und ausdauernden französischen Missionäre bereits verkündigt gehört hatten.

Wir stiegen den Ma-kia-schan am nächsten Tage hinab und erreichten Ta-lin-pin, sehr enttäuscht über den Ausfall unserer Excursion, bei der wir so viele Anstrengungen erlitten hatten, ohne auch nur eine Feder gesehen zu haben.

Philipp jedoch war über meine baldige und unerwartete Ankunft hoch erfreut, da er, wie er sagte, während meiner Abwesenheit zu viel an zu Hause gedacht hatte. Allerdings war der Aufenthalt hier langweilig genug — eine tägliche chinesische Lektion, Kochen, Abhäuten und Konserviren ornithologischer Exemplare, die von den Eingeborenen gebracht wurden, sowie hie und da ein Besuch in Ta-lin-pin, waren an der Tagesordnung und auf diese Weise ging die Zeit langsam vorbei.

Doch gelang es uns, Unterhaltung aus einer beinahe täglichen Revue von Mauleseln zu schöpfen, die zum Verkaufe gebracht wurden. Da über Ta-tsian-lu hinaus das Gepäck von Maulthieren anstatt von Kulis getragen werden mußte, so hatte mir der Bischof gerathen, dieselben hier anzuschaffen und ich ließ deßhalb Plakate anheften, welche mittheilten, daß eine Anzahl tauglicher Thiere zu guten Preisen gekauft würde, was zur Folge hatte, daß alle Besitzer widerhaariger und ruinirter Maulthiere die letzteren zur Ansicht vorführten und sie, wenn sie auch noch so elend oder unbrauchbar waren, als fehlerfrei und gutmüthig priesen. Es fand sich stets ein Volkshaufe ein, um sich an dem Schauspiele zu ergötzen, da der Eigenthümer jedes ungewöhnlich

boshaft aussehenden Maulthieres gezwungen wurde, sein Thier zu besteigen, um dessen Gangart zu zeigen, was zur großen Belustigung der Zuschauer unfehlbar mit dem Herabwerfen des Reiters endigte.

Aus mehr als fünfzig dieser Thiere kaufte ich blos eines; eine kleine, zwölf Faust hohe, graue Stute. Wie ihr Eigenthümer versicherte, gehörte sie dem „Eisen-Stamme" an, wie die Maulthiere aus Yünnan gewöhnlich genannt werden, die, wenn sie auch klein sind, doch im Lasttragen und Gehen Wunderleistungen verrichten. Vierhundert Pfund wurden als eine gewöhnliche Belastung derselben angesehen. Die „Eiserne Herzogin", wie ich sie nannte, machte ihrer Abstammung alle Ehre da sie das einzige unter sechs Thieren war, welches die mehrmonatliche Reise aushielt.

Ich hatte nun beinahe drei Wochen ganz zufrieden in dem Hotel gelebt; das Volk war freundlich und versuchte es nie, mich zu belästigen; ich machte meine Spaziergänge in der Umgegend allein und besuchte oft mehrere der Honoratioren in ihren Wohnungen. Eines Morgens wurde ich jedoch plötzlich durch den Wirth aus tiefem Schlafe geweckt, der heftig an meine Thüre klopfte und mir mit angsterfüllter Stimme zurief: „Die Soldaten kommen!!" Zu gleicher Zeit hörte ich lautes Geschrei und Gejammer der Frauen und einen fürchterlichen Lärm.

Ich kleidete mich rasch an und bewaffnete mich mit Revolver und Beil, da ich glaubte, daß man das Haus angreife. Philipp hatte bald unser Gepäck gesammelt und es unter mein Bett geschoben und nagelte zwei Thüren zu, die von unserem Zimmer in zwei nebenliegende führten. Ich mußte über seine Vorsichtsmaßregeln lachen und sagte ihm, er solle sich mit meinem langen Jagdmesser bewaffnen; doch nun lachte er mich aus und antwortete: „Oh die Soldaten kommen nicht, um zu kämpfen; es sind nur die Kerle, welche wir in Tschung-tscheu auf dem Marsche sahen."

Als ich in die Hauptstraße des Dorfes ging, fand ich die Verwirrung fürchterlich; die Leute flüchteten auf das Land, alles Tragbare mit sich nehmend, und jeder Laden war geschlossen. Eine Vorhut von etwa einem halben Dutzend rothröckiger Schurken pflanzte Pfeile mit kleinen dreieckigen Fahnen an allen Thürstöcken

der Gasthäuser und Weinschenken auf. Die Fahnen trugen Nummern und als das Gros, aus etwa zweihundert Mann bestehend, einmarschirte oder vielmehr hereinschlenderte, nahm jede Compagnie in dem Hause Quartier, das mit ihrer Nummer bezeichnet war. Auf unser Hotel, welches das größte Haus war, kamen 100 Mann.

Einige der Soldaten gingen direkt auf mein Zimmer los und sprengten die Thüre. Als ich den Vordersten fragte, was er wollte, hieß er mich zur Hölle fahren und befahl Philipp, ihm Thee und Tabak zu bringen. Dann legte er sein Gepäck ab, warf sich seiner ganzen Länge nach auf mein Bett und frug, wo seine Pfeife sei. Ich sagte ihm ruhig, daß er in meinem Zimmer nicht rauchen dürfe, sondern es verlassen müsse, doch er griff nach meiner Pfeife und schrie mir zu, ich solle bei Vermeidung sofortiger Bestrafung Feuer bringen. Als ich eben auf ihn losging, um ihn hinauszuwerfen, stieß ein zweiter Schuft die Thüre auf, welche mich an der Stirne traf. Nun packte mich der Zorn und als der Kerl sein Gesicht ins Zimmer schob, schlug ich ihn nieder. Dann kam sein Kamerad an die Reihe, den ich an der Gurgel ergriff, ihn zur Thüre schleppte, wo ich ihn mit der einen Hand hielt und mit der anderen niederschmetterte. Dies brachte seine Gefährten heran, die wie ein Rudel heulender Wölfe auf mich zustürzten; aber als ich meinen Revolver zog und auf sie zielte, erkannten sie mich als Fremden und hielten an. In diesem Augenblicke ritt der commandirende Mandarin auf einem kleinen weißen Pony heran. Als er hörte, was ich gethan hatte, war er wüthend und fuhr auf mich so blindlings zu, daß er beinahe mit seinem Gesicht den Revolver berührte. Kaum hatte er ihn jedoch bemerkt, so wurde er ruhig und bat mich mit ihm im Zimmer zu sprechen. Ich ließ ihn eintreten und gab ihm eine Pfeife Tabak, sowie Thee, worauf ich ihn aufforderte, den Paß des Vizekönigs von Tschentu zu lesen. Dies genügte vollständig; er rief die Soldaten an meine Thüre heran, zeigte ihnen den Paß und das Siegel, worauf sie alle das Knie beugten.

Der Mandarin zeigte sich als ein recht guter Kerl. Er aß mit mir zu Abend, war sehr unterhaltend, spielte den fashionablen Löwen in unnachahmlicher Weise und war, wie Philipp sagte,

ein großer Dichter. Er betrank sich jedoch sehr stark und ich war froh, als zwei Soldaten ihn spät nach Mitternacht in sein Bett trugen.

Am nächsten Morgen stand ich ziemlich spät auf und erhielt ein sehr höfliches Billet von ihm, worin er in Versen von mir Abschied nahm, mir eine angenehme Reise wünschte und mich bat, ein Paket seltenen Thees als Geschenk anzunehmen, das seine Tigersöhne, wie er sie poetisch nannte, dem Gepäck eines hohen Reisenden entlehnt hatten. Dieses Paket Thee war nämlich aus meinem Gepäcke von dem Schurken gestohlen worden, der auf meinem Bette gelegen hatte. Ich mußte herzlich über diesen Witz lachen und ging hinaus, um meinen Wirth zu trösten, dessen Haus sich in arger Zerstörung befand. Er und seine Familie beteten in ihrem Ruin zu dem kleinen Hausgott und machten ihm Vorwürfe, daß er dieses Unglück gestattet hatte. Thüren und Fensterstöcke waren zu Brennholz benützt worden; sogar die Scheidewände vieler seiner Zimmer waren zu demselben Zwecke heruntergerissen. Zerbrochene Stühle, Tische und Geschirr lagen im ganzen Hause zerstreut; ein großer Gemüsegarten, welcher den Tag vorher mit Gemüsen bestanden war, lag öde da und der ihn umgebende Zaun war verbrannt worden.

Im Dorfe herrschte dieselbe Zerstörung vor und die elenden Bewohner saßen in den Straßen und beweinten ihr Unglück. Erst gestern war der Ort ein gedeihendes kleines Dorf und die Leute glücklich und zufrieden gewesen; heute herrschte Ruin und Elend.

Der Bischof schrieb mir, daß er vorhätte, am nächsten Morgen nach Ta-tsian-lu abzureisen, worauf ich einpackte. Der Bischof und Gefolge trafen auch richtig am 3. April Morgens neun Uhr ein und nachdem wir zusammen gefrühstückt hatten, wendete ich meine Schritte nach dem Westen und ließ das zerstörte Dorf Hi-yan-ki hinter mir.

Siebentes Kapitel.

Von Hi-yan-ki nach Ta-tsian-lu.

Bußceremoniell. — Die Kettenbrücke von Lu-din-tscheu. — Don Quixote in Tse-tsang. — Theeträger. — Tübetanisches Hotel. — Die Grenzstadt. — Besuch eines Lama. — Gebetscylinder. — Lama Mönche. — Aussätzige in Yünnan. — Unterrock oder Hosen? — Man-tseu-Frauen. — Ausrüstung für Tübet.

Wir verließen das Dorf im feierlichen Aufzuge. Das Gefolge des Bischofs mit den Kulis und berittenen Dienern zählte nahezu vierzig Mann und gab mit meinen Leuten eine ganz imposante Prozession ab. Sein Fahnenträger ging voran und trug eine kleine dreieckige Fahne aus gelber Seide, auf welcher in rothen Buchstaben des Bischofs chinesischer Name („Ting") und Titel gemalt waren. Unmittelbar darauf kam der Bischof in seiner großen grünen Sänfte, von vier Kulis getragen und acht von ihnen zogen vorne an langen Stricken, welche an den Tragstangen befestigt waren. Hierauf folgten die Gepäckkulis, von denen jeder außer seiner Last noch eine kleine Flagge, ähnlich derjenigen an der Spitze des Zuges, trug, und nach ihnen drei berittene Diener und Philipp. Mein Tragsessel und Gepäck bildeten den Schluß des Zuges. Diese Reihenfolge bewahrten wir beinahe auf unserer ganzen Reise bis Ta-tsian-lu.

Ein kleines Hinderniß stellte sich bei unserem Abmarsche ein, das von der Geldgier des Kuli-Unternehmers zeugte. Zur Reise waren bisher neun Kulis genügend gewesen und da Philipp nun den Tragsessel gegen den Sattel vertauschte, indem er die

„eiserne Herzogin“ ritt, so war es ausgemacht worden, daß nur sieben Kulis nöthig seien, um mich und mein Gepäck nach Ta-tsian-lu zu schaffen. Diese hatte der Unternehmer um zwei Taels per Kopf zu schaffen versprochen; er bezahlte ihnen aber blos einen Tael und verdiente somit hundert Prozent bei diesem Geschäfte. Damit aber nicht zufrieden, theilte er mir mit, daß ich noch zwei Kulis miethen müsse, und warf mir, als ich es verweigerte, die sieben Taels vor die Füße, welche ihm vorausbezahlt worden waren, wobei er sagte, daß ich mir eine Sänfte und Kulis nur selbst suchen möge. Er wurde jedoch durch die Bitten des bischöflichen Sekretärs zur Besinnung gebracht, die von Philipp mit seiner Peitsche kräftigst unterstützt wurden. Während des Tages beklagte der Unternehmer sich fortwährend, daß er gegen seinen Willen dazu gezwungen worden wäre, uns zu begleiten und er wurde Abends im Gasthause überhört, wie er lebhaft über die schlechte Behandlung schimpfte, die er vom „fremden Teufel“ erfahren hatte. Nun wußte ich, daß die Träger, nachdem sie einen Theil ihres Lohnes erhalten hatten, der Sitte nach dem Unternehmer einen Theil als Tantieme abgegeben haben mußten, was sie zur Benützung des Tragsessels berechtigte und ich theilte ihm deßwegen am anderen Morgen in Gegenwart der Leute, bei denen er sich beklagt hatte, mit, daß es mir nicht einfalle, ihn zu zwingen, mich gegen seinen Willen zu begleiten, und ihn deßwegen aus seinem Contrakte entlasse. Zu gleicher Zeit forderte ich ihn auf, mir die vorgeschossene Summe zurückzugeben und sagte ihm, daß ich die Kulis für den vergangenen Tag bezahlen würde.

Der Mann konnte kein Wort sagen und gab unwillig unter allgemeinem Gelächter das Geld zurück, worauf ich die Kulis um 1½ Tael pro Kopf bis nach Ta-tsian-lu miethete. Sowohl diese als auch ich gewannen bei dem neuen Arrangement und alle Theile waren zufrieden bis auf den Unternehmer, der nicht nur seinen Profit verloren hatte, sondern auch von allen Seiten ausgelacht wurde.

Während der ersten zwei oder drei Tage, nachdem wir Hi-yan-ki verlassen hatten, kamen wir durch eine äußerst unfruchtbare Berggegend und rasteten gelegentlich in kleinen Dörfern, in den Kung-kwans übernachtend. Die kleinen Aecker waren mit

groben Steinmauern umgeben, um die Saaten vor den Eseln zu schützen, von denen wir von Zeit zu Zeit Zügen begegneten, welche mit Kohle für Tschin-tschi-tschien beladen waren.

Eine kleine Stadt Namens Ngi-tu liegt dort in einem Thale, dessen Fruchtbarkeit sich in den üppigen Gemüsegärten zeigt, die den Ort umgeben. Die Häuser des letzteren sind besser als gewöhnlich und sein gesundes Klima, sowie die Berühmtheit seiner Gemüse und Weine zieht, wie etwa ein fashionables Bad, alle reichen Leute der Umgegend an. Zur Zeit unserer Anwesenheit zeigte er ein sehr lebhaftes Ansehen. Eine große religiöse Ceremonie hatte eben stattgefunden; man hatte nämlich um Vergebung der Sünden und Erlösung von einer Epidemie gebetet, die seit einiger Zeit hier herrschte. Die Ceremonie, welche weder buddhistisch, noch täuistisch war, sondern der wirklich populären polytheistischen Religion Chinas angehörte, bestand aus Prozessionen und Litaneien, während auch Hühner geopfert und die Thürpfosten mit ihrem Blute besprengt wurden. Alle Häuser hatte man innen und außen mit grünem Laube und Guirlanden wilder Blumen verziert, als Zeichen, daß Buße gethan und die Zuchtruthe der Krankheit entfernt worden war. Musikbanden spielten in den Hauptstraßen und die Leute, hauptsächlich Chinesen, alle in ihre Sonntagsgewänder gekleidet, eilten umher, um sich gegenseitig Gratulationsvisiten abzustatten. Diese Ceremonie ist im westlichen China allgemein gebräuchlich, jedoch habe ich sie im östlichen China bei Gelegenheit von Epidemieen oder einer anderen allgemeinen Calamität nie bemerkt.

Am Ende eines dreitägigen Marsches hielten wir für die Nacht an der Militärstation Owha-lin-pin, die am Fuße der Westseite einer sehr hohen Kette von Schneebergen liegt, an deren Uebergang unsere Pässe durch eine Wache abgefordert wurden, die in einem thurmähnlichen Gebäude stationirt war, durch dessen Thor die Straße hindurch führte. Die Wache erkannte jedoch den Bischof und war sehr respektvoll, hielt uns auch nicht weiter auf.

Das Fort Owha-lin-pin ist auf einem Ausläufer des Gebirgszuges erbaut und darf als eine starke Position betrachtet werden. Vier Reihen hölzerner Häuser, jede etwa fünfzig derselben enthaltend, bilden die Kasernen für vierhundert Soldaten; eine

Abtheilung der Armee der Westgrenze, von welcher geglaubt wird, daß sie mehrere hunderttausend Mann stark und den Grenzen Yünnans entlang bis an die große Mauer vertheilt sei. Beinahe jeder Soldat hat seine Familie und treibt irgend einen Handel oder ein Handwerk und die meisten bewirthschaften kleine Mais- und Kartoffelfelder. Nur Soldaten und Beamte dürfen in der Station wohnen und die wenigen Läden, die man sieht, werden alle von den Rothröcken gehalten.

Wir nahmen im Kung-kwan Quartier und ich sah, daß Philipp, der entschlossen war, alles auszuführen, wie es sich gehörte, mir eine schwarzweiße Fahne gemacht hatte, auf der mein Name „Tang Kupah“ gemalt war. Diese Fahne hatte er gegenüber derjenigen des Bischofs in den Thürpfosten gesteckt. Aehnliche Zeichen werden durch jeden Chinesen von Rang geführt und vertreten hier die Stelle der Livreen und Wappen in England. In einigen Hotels der bewohnteren Theile Sze-tschuens habe ich mehr als ein Dutzend verschiedener Fahnen in den Thürpfosten stecken sehen, welche die Anwesenheit ihrer Eigenthümer ankündigten.

Eine Tagereise brachte uns von Owha-lin-pin nach der Stadt Lu-din-tscheu, welche wegen der dortigen Kettenbrücke berühmt ist, die den Ta-teu-Fluß überspannt. Diese Stadt ist die letzte in Sze-tschuen selbst, worin das Grenzgebiet nicht eingerechnet ist, in dem die Autorität des Man-tseu-Königs anerkannt wird und das den Lokalnamen Mantschia führt. Unter seinen Einwohnern (etwa achttausend Seelen) befindet sich eine große Anzahl tübetanisch-chinesischer Mischlinge. Die Frauen dieses Stammes tragen gewöhnlich die etwas abgeänderte, tübetanische Tracht und überragen die chinesischen Frauen in ihrer äußeren Erscheinung um ein Bedeutendes. Der Dialekt, der dort gesprochen wird, ist ein Gemisch des Tübetanischen und Chinesischen und erwies sich als eine Schwierigkeit für Philipp, dessen reines Pekinger Chinesisch andrerseits auch wieder den Eingeborenen beinahe unverständlich war. Die berühmte Brücke war glücklicherweise gerade in beschädigtem Zustande und zwang unseren Zug, den Fluß auf eine sicherere Art zu überschreiten, nämlich auf einer großen Fähre. Während wir überfuhren, erzählte uns

der erste Schiffer, welcher sehr gesprächig war, die Geschichte der Kettenbrücke von Lu-din-tscheu.

Kurz vor der Annection des östlichen Tübets durch die Chinesen schrieb die Regierung zu Peking einen Preis von 30000 Taels für denjenigen aus, dem es gelingen würde, eine Brücke über den Ta-tow-Fluß zu bauen, der wegen seines oft plötzlichen Anschwellens und seiner großen Tiefe der regelmäßigen Verbindung Chinas mit Tübet ernstliche Schwierigkeiten in den Weg legte. Die Raschheit der Strömung und die hohen Felsen, welche das Flußbett einengen, ließen alle Versuche, den Fluß mit steinernen Bögen zu überspannen, mißlingen. Endlich kam jedoch ein Schmied in der Stadt auf den Gedanken einer Kettenbrücke. Die Beamten, welche zur Empfangnahme von Vorschlägen aufgestellt waren, billigten seinen Plan und wie Abbé Huc sagt, wurde die Brücke im Jahre 1701 vollendet. Die Construction derselben ist sehr fehlerhaft. Neun große Ketten, nicht ganz so dick als ein Schiffskabel, vier Fuß unter einander entfernt, sind über große, viereckige Brückenköpfe gestreckt, welche an den beiden Ufern errichtet und fest eingemauert sind. Der Boden besteht aus einfachen Brettern, die weder ein Geländer aufweisen, noch durch Ballast gesichert sind, und die vibrirenden Schwankungen sind so stark, daß es manchmal beinahe unmöglich ist, Fuß zu fassen. Von Mittags bis 4 Uhr Nachmittags werden täglich die Thore geschlossen, welche zur Brücke führen, und Niemand darf dieselbe überschreiten, da dann die fürchterlichen Winde die Schlucht herabrasen und die Passage sehr gefährlich machen. Man sagt, daß die Brücke während der ersten paar Jahre nach ihrer Errichtung gute Dienste geleistet habe, daß sich aber in den letzten Jahren die entsetzlichsten Unglücksfälle durch Zerreißen der Ketten ereignet hätten.

Nachdem wir den Ta-teu in Sicherheit überschritten hatten, setzten wir unsere Reise einige Meilen an seinem rechten Ufer entlang fort und hielten während der Nacht in dem kleinen Mantseu-Dorfe Ta-li, dem ersten unter dem Szepter des alten Mantseu-Königs, dessen Macht sich (jedoch unter der Oberherrschaft des Vizekönigs von Sze-tschuen) von Ho-keu am Yalong-Flusse, im Westen von Ta-tsian-lu nach dem rechten Ufer des Ta-teu-Flusses erstreckt.

Unser Wirth, ein Mischling, war ein Mann von großem literarischen und künstlerischen Geschmacke. Sein Haus war voll chinesischer Kunstwerke, wie Bilder, Broncen und altes Porzellan, während der am Hause anstoßende Garten ein vollständiges kleines chinesisches Paradies war und Orangen, Citronen, Limonen und Birnbäume beherbergte. Das Wasser eines mit Felsstücken geschmackvoll verzierten Teiches erglänzte von den darin befindlichen Goldfischen. Nachdem ich Haus und Garten angesehen und dieselben zu seiner größten Zufriedenheit gelobt hatte, führte er mich in sein Gastzimmer, das nach dem chinesischen Begriffe von Luxus eingerichtet war. Die kleinen Tische und Stühle waren aus hochpolirtem Ebenholze gefertigt und die Mauern mit ausgezeichneten Exemplaren von chinesischer Malkunst bedeckt. Zwei Tische in der Mitte des Zimmers hatte er mit wunderschönen Broncen und Porzellanvasen beladen; aber das Werthvollste von Allem schien ihm ein Stahlstich zu sein, der den Don Quixote darstellte, wie er von den Frauen der Herzogin empfangen wird; er hatte ihn vor mehreren Jahren von einem Missionär geschenkt bekommen. Die Sorgfalt, welche der Wirth darauf verwendete, war wirklich köstlich; das Bild war in einen gelbseidenen, schwarz eingefaßten Umschlag gelegt und oberhalb ein Streifen rothes Papier angebracht, auf dem in goldenen chinesischen Lettern der Name des Gebers und der Datum der Schenkung angebracht war. Mein Wirth wollte sehr gerne eine Beschreibung dieser Scene haben und deßwegen erzählte ich ihm nach Tische kurz die Geschichte von Don Quixote und Sancho, die ihn ungemein entzückte und lange nachdem sich der gute Bischof zurückgezogen hatte, ließ mein Wirth ein warmes Souper auftischen und brachte ausgezeichneten Wein, den er, wie er mir mittheilte, vom chinesischen Gesandten in H'lässa erhalten hatte, der auf dem Wege nach Tübet sein Gast gewesen war.

Am nächsten Morgen, als ich mich auf den Weg begab, wurde ich durch einen Korb in meinem Tragsessel überrascht, welcher Wein, Citronen und ein kaltes gebratenes Huhn enthielt und von meinem freundlichen Wirthe gespendet worden war, der mich beim Abschiede umarmte und mich bat, ihn immer in der Erinnerung zu behalten und an Leantaleuya und sein kleines

Haus in den Tse-tsang-Bergen zu denken, wenn ich in meine Heimath zurückgekehrt sei.

Unser Weg führte vom Dorfe Ta-li an mehrere Meilen dem rechten Ufer des Ta-teu-ho entlang, der einige hundert Fuß unter uns die Felsen umspülte. Gerade vor dem Eingange zur Ta-tsian-lu-Schlucht führte ein etwa drei Fuß breiter, in den senkrechten Felsen eingehauener Pfad nach einem Bergrücken, von dessen Kante wir 600 Fuß tief unmittelbar in den Fluß sehen konnten. Einer der vorderen Kulis, die meine Sänfte trugen, wurde schwindelig und fiel; die Tragstange zunächst der Schlucht brach und die Sänfte mit mir hing frei über dem Schlunde! Ein paar Sekunden lang saß ich wie gelähmt, unfähig mich zu rühren und blickte in die fürchterliche Tiefe hinunter. Die Träger hielten die Stangen fest, trotzdem sie ebenso erschreckt waren wie ich, bis einige unserer Gepäckkulis herankamen und den Tragsessel wieder auf den Weg zogen. Als ich ausgestiegen war, wurde ich beinahe ohnmächtig und ich glaube, daß, wenn nicht die Kulis einen solchen Lärm und Geschrei aufgeführt hätten, ich bewußtlos geworden wäre. Die Erschütterung, welche mein Schweben zwischen Leben und Tod über dem schrecklichen Abgrunde erzeugt hatte, war furchtbar gewesen und es dauerte ein paar Tage, bis meine Nerven sich beruhigt hatten.

Kaum hatten wir uns genügend erholt, um weiterzugehen, als wir für unser Leben laufen mußten, denn wir hörten den Mittagssturm das Ta-teu-Thal heraufrasen und kaum war es uns gelungen, die Ta-tsian-lu-Schlucht zu erreichen, als der wüthende Wirbelsturm den Fluß mit furchtbarem Brüllen heraufkam. Die schreckliche Kraft dieser Wirbelstürme kann durch nichts übertroffen werden; wehe dem unglücklichen Reisenden, der von ihnen an dem Rande eines Abgrundes erfaßt wird, denn es weht ihn wie eine Feder hinweg, und es werden viele Geschichten von Unglücklichen erzählt, die von dieser gefährlichen Höhe in den Fluß gestürzt wurden.

Am Eingange der Schlucht überholten wir eine Reihe von beinahe zweihundert Kulis, welche Thee von Ya-tzeu nach Tatsian-lu trugen. Wir hatten zwar schon hunderte auf der Straße passirt, die unser Mitleid erregten, wie sie ihre schweren Lasten entlang schleppten; die Schaar, welche wir nun sahen, fesselte

jedoch meine Aufmerksamkeit ganz besonders. Sie trugen eine große Sendung Thee, der von der chinesischen Regierung dem Groß-Lama in H'lassa zum Geschenke gemacht werden sollte, und waren von den Mandarinen für diesen Dienst gepreßt worden,



Transport von Ziegelthee durch Kulis.

welche von den 200 Tschen Taglohn 150 einsteckten und daher den armen Leuten kaum genug gaben, um sich eine halbe Ration Maismehl kaufen zu können. Ihr Aussehen war erbarmungswürdig; jeder Mann trug im Durchschnitte acht Körbe Thee, also etwa 160 Pfund, und manche zwölf Körbe oder 240 Pfund. Die

Körbe waren in hölzernen Rahmen übereinander geschichtet, die mittelst breiter Lederriemen auf dem Rücken getragen wurden, und der Rahmen war über dem Kopf gebogen, so daß die Hälfte der Last über den Schultern ruhte und den Träger nöthigte, mit vorgebeugtem Kopfe zu marschiren; so ausgerüstet und halb verhungert, mußten sie ihre mühevolle Reise von hundertfünfzig Meilen ausführen und ihr ehrlicher Verdienst kam nicht in ihre Taschen, sondern in diejenigen der Mandarine.

Wir befanden uns nun in der fürchterlichen und düsteren Ta-tsian-lu-Schlucht, an deren Ende die Grenzstadt dieses Namens liegt. Dieser Engpaß stößt im rechten Winkel auf das rechte oder westliche Ufer des Ta-teu-ho, wo er das Wasser des Ta-tsian-lu-Flusses erhält, welcher in einer Reihe von Fällen die Schlucht herabstürmt.

Zwanzig Meilen lang steigen tausend bis zwölfhundert Fuß hohe Felsen vertikal empor und nähern sich einander manchmal bis auf zwanzig oder dreißig Yards. Ihre Spitzen sind mit Schnee bedeckt, während Nebelwolken sie in der Tiefe umgeben, so daß selbst Mittags dort Zwielicht herrscht. Der Fluß bespritzt in seinem sich überstürzenden Laufe zum Ta-teu-ho an vielen Orten den schmalen Pfad am rechten Ufer mit dem Gischt der zahlreichen Wasserfälle, während große Blöcke, die von ihren Standorten hoch oben durch den wilden Sturmwind, der ewig die nackten Spitzen dieser Berge zu umwehen scheint, gelöst werden, von Zeit zu Zeit die Schlucht mit dem Getöse hundertfältigen Donners erfüllen, wenn sie in den rauschenden Strom herabstürzen. Viele Leben werden jährlich durch den Fall solcher Felsstücke verloren und wir passirten einen wirren Ruinenhaufen, welcher die Stelle bezeichnete, an der eine Gruppe Häuser mit allen Einwohnern durch ein riesiges Felsstück vernichtet worden war. Nachdem wir die ersten zehn Meilen der Schlucht durchschritten hatten, brachten wir die Nacht in einem Kung-kwan zu, der am Felsen angebaut war, und, wie die Leute sagten, selten vom Sonnenlicht heimgesucht wird. Keine zehn Schritte vor der Thüre brüllte der Strom mit voller Wuth und man konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß sechshundert Fuß hohe Felsen das zerbrechliche Gebäude überhingen und stets drohten, ihre todbringenden Blöcke zu entsenden.



Theil eines Man-tseu-Gasthauses in Ta-tsian-lu.

Am nächsten Tage wurden die übrigen 10 Meilen der Schlucht ohne Unfall zurückgelegt und wir athmeten freier auf, als die Berge auf beiden Seiten zurückzuweichen begannen und wir in ein offeneres Thal traten, wonach wir bald in Ta-tsian-lu ankamen.

Wir nahmen in einem Man-tseu-Hotel Quartier, wo Zimmer durch einen Diener des Bischofs gemiethet worden waren, der ihn von Hi-yan-ki vorausgesandt hatte. Der Eigenthümer war ein Soldat des alten Man-tseu-Königs und befand sich im Dienste auf den Bergen. Seine Frau, ein schönes Weib von dreißig Jahren, that ihr Möglichstes, um uns bequem einzurichten, und hatte die für mich reservirten Zimmer sorgfältig gereinigt, nachdem ihr gesagt worden war, daß ein Fremder ihr Gast sein würde. Ich war nicht wenig überrascht, als sie bemerkte, daß ihre Zimmer sehr klein und deßwegen sehr billig wären; die Miethe war für jedes Zimmer nur zehn Tschen per Tag, Wasser eingerechnet.

Das Haus war im chinesischen Quartier gelegen und deßwegen theilweise nach chinesischer Manier mit vier Hauptmauern gebaut. Der untere Stock wurde als Stall für die Yaks, Ponies und Maulthiere benützt, während sich im oberen Stocke, den man mittelst einer hölzernen Stiege erreichte, die Zimmer für Familie und Gäste befanden, von denen einige durch kleine, viereckige, vergitterte Fenster ohne Glas erleuchtet wurden und mit inneren Läden geschlossen werden konnten, wohingegen die anderen wie gewöhnliche chinesische Zimmer aussahen.

In der ersten Nacht unserer Anwesenheit fanden wir, daß das Ungeziefer ungewöhnlich zahlreich vertreten war; allein die Erfahrungen, welche ich hierin seit Hankeu gemacht hatte, ließen mich dies leicht hinnehmen und ich war im Ganzen mit dem Quartier zufrieden, in welchem ich erwartete, einige Wochen zubringen zu müssen, da über diesen Punkt hinaus unsere Straße noch verschneit und deßwegen unpassirbar war.

Die ersten paar Tage waren der Besichtigung der Stadt und der Beobachtung der Sitten und Gebräuche von Tübetanern gewidmet, welche die Mehrzahl der Einwohner bilden.

Die Stadt selbst liegt in einem tiefen Thale zwischen schneebedeckten Bergen, wo dieselben anfangen, sich zum westlichen Ein-

gange der Schlucht zu verengen. Ein Bach durchläuft die Stadt in der Mitte und theilt dieselbe in das tübetanische Viertel am linken und das chinesische am rechten Ufer. Die Höhe und Steilheit der Berge auf beiden Seiten des Thales machen sie zu natürlichen unbesiegbaren Festungswerken und starke Mauern, die an beiden Enden des Thales quer durch dasselbe gebaut sind, schließen die einzigen Zugänge zu der Stadt ab.

Der chinesische Stadttheil besteht aus Läden, welche von Tschansi-Kaufleuten gehalten werden, die mit Türkisen, Thee und Schnupftabak handeln und dagegen von den Tübetanern Moschus, Hirschhornsalz, Droguen, Gold und verschiedenes Rauchwerk, z. B. Luchs-, Otter-, Leoparden-, Wolfs- und Bärenfelle eintauschen. Es ist auch eine Anzahl Seidenläden vorhanden, wo chinesische Seide aller Sorten verkauft wird. Die unvermeidlichen Theeläden fehlen ebenfalls nicht und zahlreiche Fleischerläden sind mit Schweine-, Schaf- und Yakfleisch gefüllt, von denen die beiden letzteren von den Tübetanern stark verbraucht werden und sehr billig sind, indem sie nicht mehr als etwa zwei Pence (18 Pf.) per Pfund kosten. Eßwaaren aller Art sind reichlich vorhanden und billig. Wir fanden einen großen weißen Kohlkopf, der ähnlich wie Sauerkraut eingemacht und sehr gut war; er gewährte eine angenehme Abwechslung von den abscheulichen chinesischen Salzgemüsen.

Viele der chinesischen Einwohner dieses Quartiers sind Mohamedaner; sie unterscheiden sich aber in ihrer Kleidung nicht von ihren übrigen Landsleuten, auch schienen sie mir mit dem Koran nicht sehr bekannt, obgleich sie dessen Verbot von Wein und Schweinefleisch strenge befolgen. Ihre Moschee, die nahe an meinem Gasthofe lag, war das schönste Gebäude des chinesischen Quartiers und hatte einen Dom und Minaret, wie diejenigen Indiens. Sie schien von Betern fleißig besucht zu werden, die Morgens und Abends durch das laute Blasen eines Horns in allen möglichen Dissonanzen zusammengerufen wurden, was mich oft in meinem Schlafe störte.

Die chinesische Garnison besteht aus 250 Infanteristen und 100 Cavalleristen, die täglich außerhalb der westlichen Mauer exerzirt werden. Diese Truppen werden durch einen Mandarin vom Range des blauen Knopfes befehligt, während die Civil-

gewalt von einem Täu-tai ausgeübt wird, der allein alle Sachen über Leben und Tod entscheidet. Bis zu dieser Jurisdiktionsgrenze reicht nun die Gewalt des Man-tseu-Königs, dessen Stellung zur chinesischen Regierung etwa in derjenigen einiger eingeborener Herrscher in Britisch Indien ein Analogon findet. Der gegenwärtige Man-tseu-Kwan, wie ihn die Chinesen nennen, ist über siebzig Jahre alt und der direkte Abkömmling der früheren eingeborenen Herrscher des Landes. Er übt noch eine beschränkte Herrschergewalt über die Man-tseu oder tübetanische Bevölkerung des erwähnten Distriktes zwischen den Ya-long- und Ta-teu-Flüssen und bis zum Lo-Lo-Lande im Süden aus. Er bezahlt einen jährlichen Tribut an den Vizekönig von Tschen-tu aus zu diesem Zwecke erhobenen Steuern und ist für die Erhaltung des Friedens in seinem Lande verantwortlich, in dem er auch alle Richter ernennt, die für alle außer Todesstrafen competent sind. Er hält sich auch eine Wache von mehreren hundert Soldaten. Sein Palast, ein großes, planloses und unverziertes Gebäude, befindet sich im tübetanischen Quartier, das aus den gewöhnlichen gefängnißartigen Häusern besteht und von engen, schmutzigen Gassen durchzogen ist, die von ungewaschenen und ungekämmten Kindern wimmeln. Die Man-tseu-Bevölkerung besteht außer aus Soldaten und Kaufleuten auch aus Holzarbeitern und Landwirthen und überragt ihre Anzahl diejenige der Chinesen, welche offenbar nur Einwanderer sind, die Handel treiben.

An jedem Stadtthore steht ein Zollhaus, wo jeder aus- oder eingeführte Artikel mit einem Zoll belegt wird, und der ganze Handel zwischen China und Tübet muß diese Zollhäuser passiren, woher die Bedeutung dieser Stadt rührt.

Ich hatte mich nun mehrere Tage in Ta-tsian-lu aufgehalten, ohne etwas von den Behörden gehört zu haben, als eines Morgens der Hauptlama der Lamaserie, die sich außerhalb des westlichen Thores befand, mich besuchte. Er ritt auf einem großen weißen Maulthiere, von vier tübetanischen Dienern begleitet und stellte sich mir auf meinem Zimmer als einer der Hauptassistenten des Großlamas in H'lassa vor. Er war ein ganz junger Mann mit für einen Tübetaner heller Gesichtsfarbe und sehr groß. Sein höfliches Benehmen war bemerkenswerth und er eröffnete mittelst Dolmetschern die Conversation mit

gesellschaftlicher Gewandtheit, indem er sagte, daß er von meiner Ankunft nur einen oder zwei Tage vorher gehört und nun die nächste Gelegenheit benützt hätte, den Palin (englischen) Doktor zu besuchen, der, wie er gehört hatte, eine bedeutende Entfernung gereist sei, um das Land Buddha's zu besuchen.

Nachdem Philipp Thee und Pfeifen gebracht hatte, blieb der junge Lama mehrere Stunden bei mir und stellte viele Fragen. Trotzdem er sich vollkommen beherrschte, verrieth er doch hie und da den Wunsch, mir eine Aeußerung zu entlocken, welche ihm Gelegenheit geben würde, über meine projektirte Reise durch Tübet zu sprechen. Da ich dies bemerkte, sagte ich, daß ich gehört hätte, die Lamas seien gegen das Eindringen der französischen Missionäre in den centralen Theil des Reiches eingenommen, und fügte bei, daß ich dächte, dies basire auf religiösen Gründen und es erstaune mich keineswegs, daß ein großes, religiös gesinntes Land wie Tübet oder Tse-tsang, wie es in der officiellen chinesischen Bezeichnung heißt, sich gegen die Einführung einer neuen Religion sträube. Als ich die Bemerkung mit anscheinender Gleichgültigkeit machte, schien er sehr erstaunt zu sein und sagte: „Oh du bist also kein Lehrer dieser neuen Religion! Was bist du denn, wenn ich fragen darf?" Ich antwortete: „Nur ein einfacher Reisender, der schon viele Länder besucht hat und nun das Gebiet Buddha's sehen will, und weder Religion lehrt, noch sich um etwas Anderes kümmert, außer um solche Merkwürdigkeiten, wie man sie in entfernten und unbekannten Ländern sieht." — „Merkwürdig!" sagte der Lama, „ich hatte gehört, daß du kömmst, um eine Straße zu eröffnen, auf welcher eure Soldaten kommen könnten, um unser Land zu nehmen und unser Volk zum neuen Glauben zu bekehren! Bist du nicht einer der neuen Lehrer?" Ich sagte ihm, daß ich ein „Ta-Ing-qua jen" (Engländer) und nicht ein „Ta-Fa-qua jen" (Franzose) sei, deren Religion nicht die meinige sei, und ich blos ein einfacher Anhänger der Lehren des Confudzu (Confucius) wäre, dem das Lehren neuer Glaubensarten ganz fremd und der kein Lehrer sei, sondern die Religion aller Länder achte, welche er besuche. Mein Gast stand nach diesen Worten auf und rief einen seines Gefolges herein, mit dem er sich ernst besprach, worauf er zu mir sagte: „Es thut mir sehr leid, daß ich dir

sagen muß, daß ich gehört habe, du würdest gefangen genommen und zurückgesandt werden, wenn du es versuchst, in das centrale Königreich über Bathang hinaus einzudringen, da du als eine ganz andere Persönlichkeit erachtet wirst, als wie du dich mir darstellst. Ich rathe dir jedoch, dich auf den Weg zu machen, sobald die Straße offen ist, und vorsichtig zu sein, indem du weder von Religion sprichst, noch dich mit den fremden Lehrern i. e. Missionären einläßt." Er bat mich, mit ihm in die Lamaserei zurückzukehren, was ich gerne annahm und gleich mein kleines Maulthier „Iron Ducheß" satteln ließ. Ich begleitete den Lama und wir passirten auf unserem Wege viele kleine Haufen, welche aus flachen Schieferstücken bestanden, auf denen das tübetanische Gebet „Om mani padme hum" geschrieben stand.



Tübetanisches Gebet: „Om mani padme hum".

Die Lamaserei war ein großes, viereckiges Gebäude aus rauhen Steinen, mit Reihen viereckiger Fenster, welche den zahlreichen Zellen Licht gaben. Es glich auch die Anstalt von außen mehr einem Gefängnisse, als etwas anderem.

Wir traten in ein großes, massiv hölzernes Thor, das in einen dunklen Thorbogen führte, der auf der anderen Seite in ähnlicher Weise verschlossen war. Auf beiden Seiten dieses Ganges stand ein hölzerner Rahmen, der vier hölzerne Cylinder von vier Fuß Höhe und einem Fuß Durchmesser enthielt, deren Achsen in Sockeln standen. Sie drehten sich mit großer Geschwindigkeit, als der Lama sie in Bewegung versetzte, während er vorüberging

und ein Gebet murmelte, sowie die Perlen seines Rosenkranzes durch die Finger gleiten ließ. Auf jedem Cylinder waren Gebete mit großen goldenen tübetanischen Buchstaben gemalt. Aehnliche Cylinder sieht man an allen Eingängen der Lamasereien und jeder Lama, der aus- oder eingeht, dreht sie und betet seinen Rosenkranz.

Nachdem wir durch die inneren Thore gekommen waren, traten wir in einen viereckigen Hof ein, von wo aus man die vier Flügel des Gebäudes von innen sehen konnte. Dem zweiten Stocke lief ein hölzerner, gedeckter Balkon entlang, auf welchem zahlreiche Lamas auf und ab gingen, ihre Rosenkränze fingerten und mit leiser, trauriger Stimme das ewige Gebet Omani pemini intonirten. Dies war die einzige Art, auf welche ich das Gebet Om mani padme hum außer von meinem Freunde, dem Hauptlama, während meiner Reisen im östlichen Tübet aussprechen hörte, ebenso wenig konnte ich je, weder von den Lamas noch vom Volke, irgend eine andere Uebersetzung desselben erhalten, als „Verherrlichung Gottes", wenn auch europäische Gelehrte es mit „O Edelstein auf dem Lotus!" übersetzen.

Der Lama führte mich über den Hof und über eine Stiege in sein Zimmer, welches sich von denjenigen der anderen Lamas nur in seiner Einrichtung und größeren Reinlichkeit unterschied. Die anderen Zimmer waren schmutzig und enthielten nichts als einen kleinen Ofen in der Mitte des Bodens und ein großes hölzernes Schäffel, ähnlich einem Butterfasse, in welchem sich der so verbreitete Butterthee der Tübetaner befand. Das Zimmer meines Wirthes wies jedoch mehrere Stühle chinesischer Arbeit auf, und um den Ofen lag ein dicker wollener Teppich, auf den ich eingeladen wurde, mich zu setzen. Nachdem ich es mir bequem gemacht hatte, brachte ein in Lamagewänder gekleideter Jüngling silberne Tassen, von denen mein Wirth eine mit Butterthee füllte, worauf er als besonderes Zeichen der Gastfreundschaft ein faustgroßes Stück von einem großen Klumpen ranziger Butter abbrach und in meine Tasse legte, welche er mir höflich überreichte. Dann füllte er seine Tasse in ähnlicher Weise und lud mich ein, mit ihm zu trinken.

Die Sitte zwang mich, ihm Bescheid zu thun, und es gelang mir, einen Schluck des fetten Gebräus hinunterzuwürgen und

dabei ein befriedigtes Gesicht zu schneiden. Der Lama bemerkte dies mit Vergnügen, er nickte mit dem Kopfe und, indem er sich artig verbeugte, rührte er mit seinem kleinen Finger das Stück Butter in meiner Tasse auf und trank mir abermals zu. Ich würde Himmel und Erde darum gegeben haben, mich dieser zweiten Prüfung nicht unterziehen zu müssen; allein es mußte sein. Ich sammelte alle meine Willenskräfte, nahm noch einen Schluck und zündete rasch meine Pfeife an, während mein gastfreundlicher Wirth seine geschmolzene Butter mit so viel Genuß schlürfte, wie ein Alderman*) seinen alten Portwein.

Nachdem ich den Wunsch ausgesprochen hatte, die Lamaserei zu sehen, machte der Lama meinen Führer und wir besuchten die Kapelle oder den Tempel, worin er täglich zum Groß-Lama betete, wie er sagte, wobei er aber, wie ich glaube, Buddha meinte. Es war dies ein sehr schönes, kleines Gebäude. An einem Ende schloß ein reich verziertes und vergoldetes Gitter eine vergoldete Statue Buddha's ab, die, etwa fünf Fuß hoch, den Gott in sitzender, Nachdenken ausdrückender Stellung verkörperte und in einer Draperie von weißseidenem Flor verhüllt war. In den vier Wänden waren Reihen von Nischen wie Taubennester, etwa einen Fuß im Gevierte groß, angebracht, und in jeder stand ein etwa zwei Zoll hoher Buddha von massivem Golde. Es konnten ihrer nicht weniger als mehrere hundert sein und ich glaubte zuerst, daß sie vergoldet seien; allein der Lama sagte mir, daß sie aus Gold gefertigt wären, und es bestanden auch mehrere derselben, die ich in die Hand nahm, wirklich aus diesem edlen Metalle. Wir gingen nun durch mehrere Gänge, an denen zu beiden Seiten Zellen lagen, in welchen die monotonen Stimmen der Priester ertönten, die dort ihre Gebete absangen. In einem großen Zimmer, welches als Refectorium benützt wurde, befanden sich etwa vierzig Lamas, die Tsanba und Butterthee verzehrten. Alle Einrichtungen dieser Lamaserei und die andächtige Stille, welche das Gebäude erfüllte, versetzten mich in vergangene Zeiten zurück, in denen die Mönche, wenn man sie nicht verleumdet, von dem Mark der Länder lebten.

*) Alderman werden die Mitglieder der Gemeindecollegien in englischen Städten genannt. Anm. d. Uebers.

In dieser Beziehung wenigstens sind sie vollständig mit den Lamas von Tübet identisch, welche, wie auch alle Beobachter bemerkt haben, durch ihr Mönchsleben und ihre religiösen Gebräuche den europäischen Besucher stark an die Mönche und das religiöse Ceremoniell in den katholischen Ländern erinnern. Ebenso paßt hiezu der Anblick der Hunderte von Priestern, die barfuß gehen, die Köpfe glatt geschoren haben und ein Gewand tragen, das aus einem Unterrock-ähnlichen Kleidungsstücke besteht, welches von der Hüfte bis zu den Knöcheln herabfällt, und einem langen Shawl, der auf schottische Art um die Brust und über die linke Schulter geschlungen wird, so daß der rechte Arm und Schulter freibleiben. Von der Hüfte hängt eine kleine lederne Tasche herab, welche Stahl und Feuerstein enthält, und um den Hals wird ein Rosenkranz von Korallen, Türkisen, Glas- oder Holzperlen getragen, welchen sie fortwährend durch die Finger der linken Hand gleiten lassen, während die rechte Hand das Gebetrad dreht. Dieses ähnelt einem kleinen Steinmetzhammer, dessen Kopf um die Handhabe drehbar ist und wird manchmal aus Silber, meist aber aus Elfenbein oder Holz gefertigt und mit edlen Metallen wunderschön eingelegt. Die darauf befindlichen Gebetverse sind gleichfalls mit goldenen Buchstaben eingelegt. Jedesmal, daß man nun das Rad dreht, soll es dem dies Ausführenden als eine gute That gelten und sowohl Priester als Volk drehen immerwährend ihre Gebeträder, bewegen ihre Rosenkranzperlen und intoniren das Gebet Omani pemini.

Bischof Chauveau sagte mir, daß vor der chinesischen Eroberung die Lamas zu heirathen pflegten, aber daß die Chinesen, die Macht der priesterlichen Kaste fürchtend, von H'lassa eine Ordre erreichten, welche allen Lamas das Cölibat auferlegte. Deßungeachtet ist mehr als ein Drittel der Bevölkerung der drei tübetanischen Königreiche Lamas. Man kann sich deßhalb denken, was für eine Macht die Priesterschaft auf das Volk ausübt. Beinahe in jeder Familie sind einer oder mehrere Söhne gezwungen, Lamas zu werden. In einer Familie mit vier Söhnen würde z. B. der Hauptlama des Distrikts gewöhnlich darauf bestehen, daß zwei derselben Lamas werden, welche im Alter von zwölf bis vierzehn Jahren in die Lamaserei verbracht werden, wo man sie erzieht, und nachdem sie erwachsen sind, in die

Priesterschaft aufnimmt. Sollten sich die Eltern dem widersetzen, so genügt die Androhung des Bannes vom Hauptlama oder dem Großlama in H'lassa, um allen Widerstand zu überwinden. Auf diese Weise werden die Reihen der Priester stets vollständig erhalten und ihre Macht vermehrt. Die Bevölkerung verringert sich natürlich unter diesen Umständen und die Laien sind blos die Sklaven der Lamas, die in üppigem Nichtsthun leben, denn jede Lamaserei besitzt ungeheure Güter, sowie auch die Steuern, welche sie von den Produkten der Laien an Vieh und Korn erheben.

Einige Tage nach meinem Besuche des Lamaklosters aß ich beim Bischofe zu Mittag, wo es mir angenehm war zu hören, daß er Neuigkeiten von Bathang erhalten hatte, indem es einem Missionskurier gelungen war, über den Schnee hieherzugelangen, der, wie er sagte, in den Thälern im raschen Verschwinden begriffen sei, während auch die Lauinen nach und nach weniger gefährlich würden. Dies war mir eine angenehme Nachricht, denn meine Mittel schmolzen wie der Schnee auch täglich mehr und ich hatte noch eine Reise von tausend Meilen vor mir. Thiere für das Gepäck und Dolmetscher mußten angeschafft werden und das mußte von der Summe von 400 Taels oder 130 Livres Sterling (2600 Mark) geschehen, welche mir von den 600 Taels noch übrig geblieben waren, mit denen ich die Reise in Hankeu angetreten hatte.

Der Bischof bestand darauf, daß die Annahme eines Dolmetschers besserer Art und ein paar Yakochsen als Packthiere nothwendig seien und schätzte die Kosten meiner Reise nach H'lassa auf mindestens 600 Taels. Ich erinnerte Se. Lordship daran, daß ich auf dieser Erde nur 400 Taels besitze und zeigte ihm den Creditbrief, welcher mir in Shanghai gegeben worden war. Der Bischof war noch immer ungläubig und sagte mir zuletzt, daß er mir zwar glaube, daß ich ein Privatreisender sei, jedoch sei er bis zu diesem Augenblicke fest davon überzeugt gewesen, daß ich Gold an meiner Person verborgen haben müsse. Ich wiederholte, daß dies nicht der Fall sei und versicherte ihm nochmals, daß ich blos 400 Taels zu meiner Verfügung habe, worauf er sich ungemein erstaunt zeigte und den Gedanken an eine große Karawane aufgab, indem er mir rieth, so viele Last-

thiere zu kaufen, als nöthig wären, um die nothwendigen Vorräthe und Betten zu tragen und mir freundlichst antrug, daß er mir soviel Geld leihen wollte als ich allenfalls brauchen möchte.

Während unseres Gesprächs erwähnte ich zufällig, daß ich im westlichen China zahlreiche Aussätzige gesehen hatte, worauf mir der Bischof einige schaudervolle Details über diese schreckliche Krankheit in der Provinz Yünnan mittheilte, welche unter allen anderen Provinzen des Reiches am meisten darunter leidet.

Während seiner früheren Thätigkeit als Missionär in dieser Provinz ritt er eines Tages langsam auf der Straße dahin, als sein Pony plötzlich stillehielt und trotz alles Antreibens nicht vom Flecke zu bringen war. Endlich wurde er ungeduldig, zumal da ein sehr starker Gestank an dieser Stelle herrschte, und gab dem Pony seine Peitsche derart zu kosten, daß es den Zügel zwischen die Zähne nahm und im Galopp durchging. Bei einer Biegung der Straße, einige Yards weiter, war der Bischof entsetzt, an der Seite derselben eine Schaar von beinahe fünfzig Aussätzigen zu sehen, welche dort ihr Lager aufgeschlagen hatten und eine Mahlzeit vorbereiteten. Einige von ihnen hoben ihre fingerlosen Hände auf und warnten den Bischof in traurigem Tone, sich zu nähern; eine unnöthige Warnung, denn seines Ponys wunderbarer Instinkt schien die Art des schrecklichen Fluches zu kennen, der auf dieser Gegend lag.

Die Maßregeln, welche gegen die Aussätzigen in Kraft sind, werden sehr strenge gehandhabt; solche Personen dürfen weder in eine Stadt kommen, noch auf Straßen reisen und die unglücklichen Geschöpfe müssen, von ihren Mitmenschen getrennt, ihr schmerzvolles Leben dahinschleppen. Der Bischof erzählte mir auch von mehreren isolirten Dörfern, welche ausschließlich durch Aussätzige bewohnt werden, und daß man an solche Orte sofort alle diejenigen bringt, welche in den Städten von dieser Krankheit ergriffen wurden, damit der Umgang mit ihnen nicht etwa die schreckliche Krankheit verbreite; denn man hält sie für sehr ansteckend; eine Meinung, mit welcher der Bischof übereinstimmte, wenn sie auch, soviel ich weiß, von europäischen Aerzten nicht getheilt wird.

Sonderbarer Weise glaubt das Volk in Yünnan fest daran,

daß der Fluch dieser Krankheit ihr Land stets bei der Ankunft Fremder heimsucht. Dies kann jedoch wenig mehr Bedeutung haben als ein volksthümlicher Aberglauben, der durch die Beamten genährt wird, welche es in ihrem Fremdenhasse nie versäumen, denselben die Schuld für alle Uebel (und deren sind es viele) aufzubürden, welche die unglücklichen Chinesen plagen.

Bevor ich mich entfernte, wiederholte der Bischof sein Angebot, mir behülflich zu sein und rieth mir, sofort meine Vorbereitungen für die Weiterreise zu treffen, wozu ich sehr gerne bereit war und hierauf sofort eine Anzeige an die Außenseite meines Gasthauses anklebte, um bekannt zu geben, daß ich Maulthiere und Ponies kaufe, was jedoch keine Angebote zur Folge hatte, weil, wie ich nachher erfuhr, der Man-tseu-König verbot, dem „Palin" Thiere zu liefern. Die Leute im Hotel versprachen mir jedoch, daß, sobald die Straßen offen seien und die Landleute in die Stadt kämen, sie sich bemühen würden, meine Wünsche zu befriedigen. Einstweilen übte ich mich auf dem für einen Reisenden in China unumgänglich nothwendigen Instrument — Geduld.

Bald nach der Abreise von Hi-yan-ki hatte ich mein chinesisches Kostüm theilweise beiseite gelassen und die Schuhe mit aufgebogenen Spitzen und unbequemen Kamaschen mit starken Schnürstiefeln und Jagdbeinkleidern vertauscht. Ich hatte auch mein Haar wachsen lassen, jedoch die Cultivirung meines Zopfes beibehalten. So war mein Kostüm, als ich in Ta-tsian-lu anlangte, berechnet, um jedenmann in Verlegenheit zu setzen, der meine Nationalität hätte errathen sollen.

Ich hatte mir vorgenommen, in Tübet in europäischer Kleidung zu reisen; sowohl da ich es für sicherer hielt, als auch aus Bequemlichkeitsrücksichten und erschien deßhalb, auf mein freundliches Verhältniß zu meinen Man-tseu-Wirthen bauend, eines Morgens als Engländer gekleidet. Es mag sonderbar klingen; aber ich fühlte mich nun ebenso wenig heimisch, wie in Hankeu, als ich zuerst die chinesische Tracht angenommen hatte. Als ich mich in dem großen Zimmer zeigte, das von der Familie und den Gästen als Küche und Wohnzimmer benutzt wurde, rief mein Erscheinen erst ein erstauntes Anstarren von den Anwesenden hervor, das aber von einem schallenden Gelächter gefolgt

wurde, als sie Tang Kupah erkannten, der schüchtern dastand. Mehrere Frauen waren bei meiner Wirthin auf Besuch und begannen mit der Neugierde ihres Geschlechtes eine äußerst genaue Untersuchung meiner, ihnen außergewöhnlich seltsam erscheinenden Tracht. Meine grobe Schifferjacke ging von Hand zu Hand und rief große Heiterkeit, sowie auch manche satyrische Bemerkung auf die englischen Begriffe von Wohlanständigkeit hervor, weil sie keine langen Schöße hatte; meinen runden Hut fanden sie hübsch und praktisch und meine Hosen wurden als entschieden bequem bezeichnet, jedoch seien sie ungenügend, um ohne einen langen Rock die Füße zu bekleiden. Dies war die frei ausgesprochene Ansicht der Chinesen und Tübetaner über die europäische Tracht. Was mich betraf, so dauerte es einige Tage, bis ich mich wieder an dieselbe gewöhnt hatte. Ich glaube nun auf Kleidung und Aeußeres meiner Man-tseu-Freunde näher eingehen zu sollen.

Das tübetanische Volk von Ta-tsian-lu besteht hauptsächlich aus Mischlingen, die wirklich schöne Leute sind, besonders muß dies von den Frauen gesagt werden. Die Männer, welche meist hoch und stark gewachsen sind, haben das chinesische Kostüm und den Zopf angenommen, allein die Frauen haben ihre sehr hübsche Tracht beibehalten, welche aus einem langen, blauen, rockartigen Kleide besteht. Dazu tragen sie einen gelben Gürtel um die Hüften und einen großen gelben Turban auf dem Kopfe. Ihre Putzliebe ist ganz krankhaft, und zeigt sich in dem Tragen silberner Ringe an jedem Finger und massiver goldener Ohrringe; ihr schönstes Stück ist jedoch eine große Goldplatte, von der Form einer Untertasse, in wundervoll getriebener Arbeit, welche sie am Hinterkopfe über dem chignonartig aufgenommenen Haare tragen. Die ärmeren Frauen haben Silberplatten anstatt goldene.

Dieses Kostüm ist den Mischlingen in ganz Tübet eigen, welche sich für besser als die reinen Tübetaner halten; allein der goldene Kopfschmuck wird von allen tübetanischen Frauen ebenfalls getragen.

Die Bande der Ehe scheinen unter den Mischlingen nur sehr geringe Achtung zu erfahren. Die Frauen heirathen selten

als ersten Mann einen ihres Stammes, sondern ziehen es gewöhnlich vor, Zeitehen mit den chinesischen Händlern und Soldaten, die in Ta-tsian-lu wohnen, einzugehen, was ihre gesellschaftliche Stellung nicht im Mindesten beeinträchtigt. Sie halten in solchen Verhältnissen stets die eheliche Treue. Sie sind lachende, leichtherzige Geschöpfe und machen die Häuslichkeit ihrer chinesischen Herren sehr angenehm. Unter sich sind sie durch die Bande der Freundschaft und Verwandtschaft wie eine große Familie verbunden und wenn eine Frau von ihrem Herrn verlassen wird, so findet sie selbst dann leicht ein Unterkommen, wenn sie auch keine nahen Verwandten mehr besitzt. Ihre gesellschaftlichen Eigenschaften und Sitten unterscheiden sich vollständig von der einsamen Existenz und Schüchternheit der Chinesinnen; sie gehen frei umher, machen so viele Besuche als sie wollen, unterhalten sich mit ihren männlichen Bekannten, ohne deßhalb beargwohnt zu werden und ihr Benehmen macht sich durch eine kindliche Freiheit bemerklich, die aber nie unanständig ist. Ich erinnere mich an einen lustigen Vorfall, der dies bestätigt. Eines Morgens nämlich besuchten mich vier Man-tseu-Frauen und wurden in mein Zimmer geführt, als ich eben daran ging, mir die Hände zu waschen. Sie nahmen mich sofort in Besitz; eine derselben hielt Tang Kupah auf ihrem Schooße, die zweite wusch meine Hände, die dritte mein Gesicht und die vierte stand mit einem Handtuch daneben. Als diese Operation, welche meine schönen Besucherinnen sehr zu unterhalten schien und mir gewiß auch nicht unangenehm war, beendigt war, bot ich ihnen Orangen an, deren Schalen sie mit geschickter Hand in einem Stücke entfernten und dieses dann in ihre rabenschwarzen Zöpfe wanden, wozu sie der Reihe nach meinen Spiegel benützten und mir sagten, daß dies ein sicheres Mittel gegen Krankheit sei.

Ich war schon über vierzehn Tage in Ta-tsian-lu gewesen, als mehrere Handelskarawanen von Bathang ankamen. Die Leute kamen meist aus dem centralen Königreich und waren schöne Exemplare der reinen Tübetaner, sehr groß (über sechs Fuß hoch), von dunkelbrauner, beinahe schwarzer Gesichtsfarbe und üppigem, schwarzem Haare, das lang über ihre Schultern herabhing. Ihre Gesichtsformen waren dem mongolischen Typus

und ein Gebet murmelte, sowie die Perlen seines Rosenkranzes durch die Finger gleiten ließ. Auf jedem Cylinder waren Gebete mit großen goldenen tübetanischen Buchstaben gemalt. Aehnliche Cylinder sieht man an allen Eingängen der Lamasereien und jeder Lama, der aus- oder eingeht, dreht sie und betet seinen Rosenkranz.

Nachdem wir durch die inneren Thore gekommen waren, traten wir in einen viereckigen Hof ein, von wo aus man die vier Flügel des Gebäudes von innen sehen konnte. Dem zweiten Stocke lief ein hölzerner, gedeckter Balkon entlang, auf welchem zahlreiche Lamas auf und ab gingen, ihre Rosenkränze fingerten und mit leiser, trauriger Stimme das ewige Gebet Omani pemini intonirten. Dies war die einzige Art, auf welche ich das Gebet Om mani padme hum außer von meinem Freunde, dem Hauptlama, während meiner Reisen im östlichen Tübet aussprechen hörte, ebenso wenig konnte ich je, weder von den Lamas noch vom Volke, irgend eine andere Uebersetzung desselben erhalten, als „Verherrlichung Gottes", wenn auch europäische Gelehrte es mit „O Edelstein auf dem Lotus!" übersetzen.

Der Lama führte mich über den Hof und über eine Stiege in sein Zimmer, welches sich von denjenigen der anderen Lamas nur in seiner Einrichtung und größeren Reinlichkeit unterschied. Die anderen Zimmer waren schmutzig und enthielten nichts als einen kleinen Ofen in der Mitte des Bodens und ein großes hölzernes Schäffel, ähnlich einem Butterfasse, in welchem sich der so verbreitete Butterthee der Tübetaner befand. Das Zimmer meines Wirthes wies jedoch mehrere Stühle chinesischer Arbeit auf, und um den Ofen lag ein dicker wollener Teppich, auf den ich eingeladen wurde, mich zu setzen. Nachdem ich es mir bequem gemacht hatte, brachte ein in Lamagewänder gekleideter Jüngling silberne Tassen, von denen mein Wirth eine mit Butterthee füllte, worauf er als besonderes Zeichen der Gastfreundschaft ein faustgroßes Stück von einem großen Klumpen ranziger Butter abbrach und in meine Tasse legte, welche er mir höflich überreichte. Dann füllte er seine Tasse in ähnlicher Weise und lud mich ein, mit ihm zu trinken.

Die Sitte zwang mich, ihm Bescheid zu thun, und es gelang mir, einen Schluck des fetten Gebräus hinunterzuwürgen und

dabei ein befriedigtes Gesicht zu schneiden. Der Lama bemerkte dies mit Vergnügen, er nickte mit dem Kopfe und, indem er sich artig verbeugte, rührte er mit seinem kleinen Finger das Stück Butter in meiner Tasse auf und trank mir abermals zu. Ich würde Himmel und Erde darum gegeben haben, mich dieser zweiten Prüfung nicht unterziehen zu müssen; allein es mußte sein. Ich sammelte alle meine Willenskräfte, nahm noch einen Schluck und zündete rasch meine Pfeife an, während mein gastfreundlicher Wirth seine geschmolzene Butter mit so viel Genuß schlürfte, wie ein Alderman*) seinen alten Portwein.

Nachdem ich den Wunsch ausgesprochen hatte, die Lamaserei zu sehen, machte der Lama meinen Führer und wir besuchten die Kapelle oder den Tempel, worin er täglich zum Groß-Lama betete, wie er sagte, wobei er aber, wie ich glaube, Buddha meinte. Es war dies ein sehr schönes, kleines Gebäude. An einem Ende schloß ein reich verziertes und vergoldetes Gitter eine vergoldete Statue Buddha's ab, die, etwa fünf Fuß hoch, den Gott in sitzender, Nachdenken ausdrückender Stellung verkörperte und in einer Draperie von weißseidenem Flor verhüllt war. In den vier Wänden waren Reihen von Nischen wie Taubennester, etwa einen Fuß im Gevierte groß, angebracht, und in jeder stand ein etwa zwei Zoll hoher Buddha von massivem Golde. Es konnten ihrer nicht weniger als mehrere hundert sein und ich glaubte zuerst, daß sie vergoldet seien; allein der Lama sagte mir, daß sie aus Gold gefertigt wären, und es bestanden auch mehrere derselben, die ich in die Hand nahm, wirklich aus diesem edlen Metalle. Wir gingen nun durch mehrere Gänge, an denen zu beiden Seiten Zellen lagen, in welchen die monotonen Stimmen der Priester ertönten, die dort ihre Gebete absangen. In einem großen Zimmer, welches als Refectorium benützt wurde, befanden sich etwa vierzig Lamas, die Tsanba und Butterthee verzehrten. Alle Einrichtungen dieser Lamaserei und die andächtige Stille, welche das Gebäude erfüllte, versetzten mich in vergangene Zeiten zurück, in denen die Mönche, wenn man sie nicht verleumdet, von dem Mark der Länder lebten.

---

*) Alderman werden die Mitglieder der Gemeindecollegien in englischen Städten genannt. Anm. d. Uebers.

In dieser Beziehung wenigstens sind sie vollständig mit den Lamas von Tübet identisch, welche, wie auch alle Beobachter bemerkt haben, durch ihr Mönchsleben und ihre religiösen Gebräuche den europäischen Besucher stark an die Mönche und das religiöse Ceremoniell in den katholischen Ländern erinnern. Ebenso paßt hiezu der Anblick der Hunderte von Priestern, die barfuß gehen, die Köpfe glatt geschoren haben und ein Gewand tragen, das aus einem Unterrock-ähnlichen Kleidungsstücke besteht, welches von der Hüfte bis zu den Knöcheln herabfällt, und einem langen Shawl, der auf schottische Art um die Brust und über die linke Schulter geschlungen wird, so daß der rechte Arm und Schulter freibleiben. Von der Hüfte hängt eine kleine lederne Tasche herab, welche Stahl und Feuerstein enthält, und um den Hals wird ein Rosenkranz von Korallen, Türkisen, Glas- oder Holzperlen getragen, welchen sie fortwährend durch die Finger der linken Hand gleiten lassen, während die rechte Hand das Gebetrad dreht. Dieses ähnelt einem kleinen Steinmetzhammer, dessen Kopf um die Handhabe drehbar ist und wird manchmal aus Silber, meist aber aus Elfenbein oder Holz gefertigt und mit edlen Metallen wunderschön eingelegt. Die darauf befindlichen Gebetverse sind gleichfalls mit goldenen Buchstaben eingelegt. Jedesmal, daß man nun das Rad dreht, soll es dem dies Ausführenden als eine gute That gelten und sowohl Priester als Volk drehen immerwährend ihre Gebeträder, bewegen ihre Rosenkranzperlen und intoniren das Gebet Omani pemini.

Bischof Chauveau sagte mir, daß vor der chinesischen Eroberung die Lamas zu heirathen pflegten, aber daß die Chinesen, die Macht der priesterlichen Kaste fürchtend, von H'lassa eine Ordre erreichten, welche allen Lamas das Cölibat auferlegte. Deßungeachtet ist mehr als ein Drittel der Bevölkerung der drei tübetanischen Königreiche Lamas. Man kann sich deßhalb denken, was für eine Macht die Priesterschaft auf das Volk ausübt. Beinahe in jeder Familie sind einer oder mehrere Söhne gezwungen, Lamas zu werden. In einer Familie mit vier Söhnen würde z. B. der Hauptlama des Distrikts gewöhnlich darauf bestehen, daß zwei derselben Lamas werden, welche im Alter von zwölf bis vierzehn Jahren in die Lamaserei verbracht werden, wo man sie erzieht, und nachdem sie erwachsen sind, in die

Priesterschaft aufnimmt. Sollten sich die Eltern dem widersetzen, so genügt die Androhung des Bannes vom Hauptlama oder dem Großlama in H'lassa, um allen Widerstand zu überwinden. Auf diese Weise werden die Reihen der Priester stets vollständig erhalten und ihre Macht vermehrt. Die Bevölkerung verringert sich natürlich unter diesen Umständen und die Laien sind blos die Sklaven der Lamas, die in üppigem Nichtsthun leben, denn jede Lamaserei besitzt ungeheure Güter, sowie auch die Steuern, welche sie von den Produkten der Laien an Vieh und Korn erheben.

Einige Tage nach meinem Besuche des Lamaklosters aß ich beim Bischofe zu Mittag, wo es mir angenehm war zu hören, daß er Neuigkeiten von Bathang erhalten hatte, indem es einem Missionskurier gelungen war, über den Schnee hieherzugelangen, der, wie er sagte, in den Thälern im raschen Verschwinden begriffen sei, während auch die Lauinen nach und nach weniger gefährlich würden. Dies war mir eine angenehme Nachricht, denn meine Mittel schmolzen wie der Schnee auch täglich mehr und ich hatte noch eine Reise von tausend Meilen vor mir. Thiere für das Gepäck und Dolmetscher mußten angeschafft werden und das mußte von der Summe von 400 Taels oder 130 Livres Sterling (2600 Mark) geschehen, welche mir von den 600 Taels noch übrig geblieben waren, mit denen ich die Reise in Hankeu angetreten hatte.

Der Bischof bestand darauf, daß die Annahme eines Dolmetschers besserer Art und ein paar Yakochsen als Packthiere nothwendig seien und schätzte die Kosten meiner Reise nach H'lassa auf mindestens 600 Taels. Ich erinnerte Se. Lordship daran, daß ich auf dieser Erde nur 400 Taels besitze und zeigte ihm den Creditbrief, welcher mir in Shanghai gegeben worden war. Der Bischof war noch immer ungläubig und sagte mir zuletzt, daß er mir zwar glaube, daß ich ein Privatreisender sei, jedoch sei er bis zu diesem Augenblicke fest davon überzeugt gewesen, daß ich Gold an meiner Person verborgen haben müsse. Ich wiederholte, daß dies nicht der Fall sei und versicherte ihm nochmals, daß ich blos 400 Taels zu meiner Verfügung habe, worauf er sich ungemein erstaunt zeigte und den Gedanken an eine große Karawane aufgab, indem er mir rieth, so viele Last-

thiere zu kaufen, als nöthig wären, um die nothwendigen Vorräthe und Betten zu tragen und mir freundlichst antrug, daß er mir soviel Geld leihen wollte als ich allenfalls brauchen möchte.

Während unseres Gesprächs erwähnte ich zufällig, daß ich im westlichen China zahlreiche Aussätzige gesehen hatte, worauf mir der Bischof einige schaudervolle Details über diese schreckliche Krankheit in der Provinz Yünnan mittheilte, welche unter allen anderen Provinzen des Reiches am meisten darunter leidet.

Während seiner früheren Thätigkeit als Missionär in dieser Provinz ritt er eines Tages langsam auf der Straße dahin, als sein Pony plötzlich stillehielt und trotz alles Antreibens nicht vom Flecke zu bringen war. Endlich wurde er ungeduldig, zumal da ein sehr starker Gestank an dieser Stelle herrschte, und gab dem Pony seine Peitsche derart zu kosten, daß es den Zügel zwischen die Zähne nahm und im Galopp durchging. Bei einer Biegung der Straße, einige Yards weiter, war der Bischof entsetzt, an der Seite derselben eine Schaar von beinahe fünfzig Aussätzigen zu sehen, welche dort ihr Lager aufgeschlagen hatten und eine Mahlzeit vorbereiteten. Einige von ihnen hoben ihre fingerlosen Hände auf und warnten den Bischof in traurigem Tone, sich zu nähern; eine unnöthige Warnung, denn seines Ponys wunderbarer Instinkt schien die Art des schrecklichen Fluches zu kennen, der auf dieser Gegend lag.

Die Maßregeln, welche gegen die Aussätzigen in Kraft sind, werden sehr strenge gehandhabt; solche Personen dürfen weder in eine Stadt kommen, noch auf Straßen reisen und die unglücklichen Geschöpfe müssen, von ihren Mitmenschen getrennt, ihr schmerzvolles Leben dahinschleppen. Der Bischof erzählte mir auch von mehreren isolirten Dörfern, welche ausschließlich durch Aussätzige bewohnt werden, und daß man an solche Orte sofort alle diejenigen bringt, welche in den Städten von dieser Krankheit ergriffen wurden, damit der Umgang mit ihnen nicht etwa die schreckliche Krankheit verbreite; denn man hält sie für sehr ansteckend; eine Meinung, mit welcher der Bischof übereinstimmte, wenn sie auch, soviel ich weiß, von europäischen Aerzten nicht getheilt wird.

Sonderbarer Weise glaubt das Volk in Yünnan fest daran,

daß der Fluch dieser Krankheit ihr Land stets bei der Ankunft Fremder heimsucht. Dies kann jedoch wenig mehr Bedeutung haben als ein volksthümlicher Aberglauben, der durch die Beamten genährt wird, welche es in ihrem Fremdenhasse nie versäumen, denselben die Schuld für alle Uebel (und deren sind es viele) aufzubürden, welche die unglücklichen Chinesen plagen.

Bevor ich mich entfernte, wiederholte der Bischof sein Angebot, mir behülflich zu sein und rieth mir, sofort meine Vorbereitungen für die Weiterreise zu treffen, wozu ich sehr gerne bereit war und hierauf sofort eine Anzeige an die Außenseite meines Gasthauses anklebte, um bekannt zu geben, daß ich Maulthiere und Ponies kaufe, was jedoch keine Angebote zur Folge hatte, weil, wie ich nachher erfuhr, der Man-tseu-König verbot, dem „Palin" Thiere zu liefern. Die Leute im Hotel versprachen mir jedoch, daß, sobald die Straßen offen seien und die Landleute in die Stadt kämen, sie sich bemühen würden, meine Wünsche zu befriedigen. Einstweilen übte ich mich auf dem für einen Reisenden in China unumgänglich nothwendigen Instrument — Geduld.

Bald nach der Abreise von Hi-yan-ki hatte ich mein chinesisches Kostüm theilweise beiseite gelassen und die Schuhe mit aufgebogenen Spitzen und unbequemen Kamaschen mit starken Schnürstiefeln und Jagdbeinkleidern vertauscht. Ich hatte auch mein Haar wachsen lassen, jedoch die Cultivirung meines Zopfes beibehalten. So war mein Kostüm, als ich in Ta-tsian-lu anlangte, berechnet, um jedenmann in Verlegenheit zu setzen, der meine Nationalität hätte errathen sollen.

Ich hatte mir vorgenommen, in Tübet in europäischer Kleidung zu reisen; sowohl da ich es für sicherer hielt, als auch aus Bequemlichkeitsrücksichten und erschien deßhalb, auf mein freundliches Verhältniß zu meinen Man-tseu-Wirthen bauend, eines Morgens als Engländer gekleidet. Es mag sonderbar klingen; aber ich fühlte mich nun ebenso wenig heimisch, wie in Hankeu, als ich zuerst die chinesische Tracht angenommen hatte. Als ich mich in dem großen Zimmer zeigte, das von der Familie und den Gästen als Küche und Wohnzimmer benutzt wurde, rief mein Erscheinen erst ein erstauntes Anstarren von den Anwesenden hervor, das aber von einem schallenden Gelächter gefolgt

wurde, als sie Tang Kupah erkannten, der schüchtern dastand. Mehrere Frauen waren bei meiner Wirthin auf Besuch und begannen mit der Neugierde ihres Geschlechtes eine äußerst genaue Untersuchung meiner, ihnen außergewöhnlich seltsam erscheinenden Tracht. Meine grobe Schifferjacke ging von Hand zu Hand und rief große Heiterkeit, sowie auch manche satyrische Bemerkung auf die englischen Begriffe von Wohlanständigkeit hervor, weil sie keine langen Schöße hatte; meinen runden Hut fanden sie hübsch und praktisch und meine Hosen wurden als entschieden bequem bezeichnet, jedoch seien sie ungenügend, um ohne einen langen Rock die Füße zu bekleiden. Dies war die frei ausgesprochene Ansicht der Chinesen und Tübetaner über die europäische Tracht. Was mich betraf, so dauerte es einige Tage, bis ich mich wieder an dieselbe gewöhnt hatte. Ich glaube nun auf Kleidung und Aeußeres meiner Man-tseu-Freunde näher eingehen zu sollen.

Das tübetanische Volk von Ta-tsian-lu besteht hauptsächlich aus Mischlingen, die wirklich schöne Leute sind, besonders muß dies von den Frauen gesagt werden. Die Männer, welche meist hoch und stark gewachsen sind, haben das chinesische Kostüm und den Zopf angenommen, allein die Frauen haben ihre sehr hübsche Tracht beibehalten, welche aus einem langen, blauen, rockartigen Kleide besteht. Dazu tragen sie einen gelben Gürtel um die Hüften und einen großen gelben Turban auf dem Kopfe. Ihre Putzliebe ist ganz krankhaft, und zeigt sich in dem Tragen silberner Ringe an jedem Finger und massiver goldener Ohrringe; ihr schönstes Stück ist jedoch eine große Goldplatte, von der Form einer Untertasse, in wundervoll getriebener Arbeit, welche sie am Hinterkopfe über dem chignonartig aufgenommenen Haare tragen. Die ärmeren Frauen haben Silberplatten anstatt goldene.

Dieses Kostüm ist den Mischlingen in ganz Tübet eigen, welche sich für besser als die reinen Tübetaner halten; allein der goldene Kopfschmuck wird von allen tübetanischen Frauen ebenfalls getragen.

Die Bande der Ehe scheinen unter den Mischlingen nur sehr geringe Achtung zu erfahren. Die Frauen heirathen selten

als ersten Mann einen ihres Stammes, sondern ziehen es gewöhnlich vor, Zeitehen mit den chinesischen Händlern und Soldaten, die in Ta-tsian-lu wohnen, einzugehen, was ihre gesellschaftliche Stellung nicht im Mindesten beeinträchtigt. Sie halten in solchen Verhältnissen stets die eheliche Treue. Sie sind lachende, leichtherzige Geschöpfe und machen die Häuslichkeit ihrer chinesischen Herren sehr angenehm. Unter sich sind sie durch die Bande der Freundschaft und Verwandtschaft wie eine große Familie verbunden und wenn eine Frau von ihrem Herrn verlassen wird, so findet sie selbst dann leicht ein Unterkommen, wenn sie auch keine nahen Verwandten mehr besitzt. Ihre gesellschaftlichen Eigenschaften und Sitten unterscheiden sich vollständig von der einsamen Existenz und Schüchternheit der Chinesinnen; sie gehen frei umher, machen so viele Besuche als sie wollen, unterhalten sich mit ihren männlichen Bekannten, ohne deßhalb beargwohnt zu werden und ihr Benehmen macht sich durch eine kindliche Freiheit bemerklich, die aber nie unanständig ist. Ich erinnere mich an einen lustigen Vorfall, der dies bestätigt. Eines Morgens nämlich besuchten mich vier Man-tseu-Frauen und wurden in mein Zimmer geführt, als ich eben daran ging, mir die Hände zu waschen. Sie nahmen mich sofort in Besitz; eine derselben hielt Tang Kupah auf ihrem Schooße, die zweite wusch meine Hände, die dritte mein Gesicht und die vierte stand mit einem Handtuch daneben. Als diese Operation, welche meine schönen Besucherinnen sehr zu unterhalten schien und mir gewiß auch nicht unangenehm war, beendigt war, bot ich ihnen Orangen an, deren Schalen sie mit geschickter Hand in einem Stücke entfernten und dieses dann in ihre rabenschwarzen Zöpfe wanden, wozu sie der Reihe nach meinen Spiegel benützten und mir sagten, daß dies ein sicheres Mittel gegen Krankheit sei.

Ich war schon über vierzehn Tage in Ta-tsian-lu gewesen, als mehrere Handelskarawanen von Bathang ankamen. Die Leute kamen meist aus dem centralen Königreich und waren schöne Exemplare der reinen Tübetaner, sehr groß (über sechs Fuß hoch), von dunkelbrauner, beinahe schwarzer Gesichtsfarbe und üppigem, schwarzem Haare, das lang über ihre Schultern herabhing. Ihre Gesichtsformen waren dem mongolischen Typus

durchaus unähnlich; sie hatten Adlernasen und gerade, tiefliegende Augen, die von buschigen Augenbrauen beschattet waren. Sie trugen die landesübliche Tracht, einen langen Rock aus Schafhaut, mit dem Haare nach innen und mit Leopard- oder Luchsfellen eingefaßt und eine Art Halbstiefel aus wollenem Zeuge und mit Schafshaut besohlt. Vom Gürtel hing ein scharfes, vier Fuß langes Schwert herab, dessen Klinge vom Griff bis zur Spitze gleich breit war und in einer hölzernen Scheide steckte, welche gewöhnlich reichlich mit Messing und Türkisen verziert war, sowie lederne Büchsen, die an Lederstreifen hingen und ein kleines Messer, Nadeln, Feuerstein und Stahl enthielten. Die meisten der Handelsleute trugen lange Luntenflinten mit einer Art Stützgabel, welche aus den gewundenen Hörnern einer Antilopenart gefertigt waren. Die Tübetaner legen ihre Flinten nicht an die Schulter; sie schießen stets im Knieen, das Gewehr auf die Gabel gelegt. Auf eine Distanz von unter hundert Yards schießen sie sehr sicher. Diese Händler wurden durch mehrere der bissigen, tübetanischen Wächterhunde begleitet, welche Schäferhunden ähneln, sowie auch von anderen Hunden mattgelber Farbe, die englischen Mastiffs glichen.

Die Ankunft dieser Leute war für mich das Signal, um meine Vorbereitungen zur Reise zu beeilen. Da ich über die Opposition des Man-tseu-Königs und des chinesischen Mandarins informirt war, so besänftigte ich beide durch Geschenke von Federmessern, Bleistiften und Bildern. Dies war von solcher Wirkung auf den alten König, daß er mir ein schönes, weißes Maulthier zur Ansicht sandte, aber der Preis (80 Taels) war für meine Mittel zu hoch und ich gab es deßwegen mit Dank zurück. Von dieser Zeit an stand mir der Markt offen und ich wurde bald Eigenthümer zweier Ponys und eines Maulthieres, die für Lastthiere gut genug waren. Meine nächste Sorge war, Nothwendiges für die Reise zu besorgen und ich kaufte deßhalb einen Vorrath von Artikeln, die unter den Tübetanern am besten im Tauschhandel gehen, da über Ta-tsian-lu hinaus Tschen vollständig nutzlos sind und vom Silber beinahe dasselbe zu sagen ist, so daß mit einigen Händen voll Thee oft mehr zu erlangen ist, als durch Silber oder Gold. Indische Rupien sind jedoch in ganz Tübet gangbar und wir wechselten

einen Theil unseres Sycee-Silbers gegen hundert Rupien*) ein. Hundertfünfzig Taels wurden für vier Körbe Thee, ein Sortiment Perlen aus Glas, Agat, Onyx und Türkisen; Nadeln, Baumwoll- und Seidenfaden und fünfzig Yards rothes Baumwolltuch von etwa einem Fuß Breite. Außerdem verschafften wir uns eine Menge seidener Netze, Khatas**) oder „Schärpen des Glücks", welche sowohl als Geschenke, als auch zum Verkaufe in ganz Tübet sehr gefragt werden.

Da die jährlichen Regen kurz nach dem Schmelzen des Schnees beginnen, waren Regenmäntel nothwendig und Philipp verfertigte deßhalb aus zwei Flanelldecken ein Paar zweckentsprechende Kleidungsstücke, welche uns oft vor Durchnässung schützten.

Nachdem wir unsere eigene Ausrüstung vollendet hatten, mußten wir zunächst unsere Maulthiere und Ponys mit ledernen Futtersäcken und Packsätteln versehen und all' unser Gepäck mit frischer Kuhhaut überziehen, um es vor Nässe zu schützen. Als wir damit fertig waren, kauften wir Mundvorrath auf zehn Tage, der in Mehl, Butter, chinesischem Schinken und Thee, sowie auch getrockneten Erbsen, als Futter für unsere Thiere, bestand. Starke Stricke aus frischer Kuhhaut für den Gebrauch in den schneebedeckten Bergen, und ein Vorrath von Hufeisen, deren Aufschlagen ich in Australien in einem Nothfalle gelernt hatte, waren die letzten, aber keineswegs die unwichtigsten Bestandtheile unserer Ausrüstung.

Wir fanden bald ein Paar Mischlinge, die bereit waren, mich für 30 Taels und ihr Essen während der Reise bis nach Bathang zu begleiten und zwar diente der eine als Dolmetscher und der zweite als Maulthiertreiber.

Alles war nun bereit; allein ich hatte beinahe mein ganzes Geld zur Ausrüstung verwendet und es war deßhalb nothwendig mich für weiterhin zu versorgen und den Bischof anzugehen, der mir auch bereitwillig zweihundert Taels lieh, worauf ich mich entschloß Ta-tsian-lu am 30. April zu verlassen.

Am 29. nahm ich ein Abschiedsdiner beim Bischofe ein,

*) Siehe Beilage III.

**) Siehe Beilage IV.

der, noch nicht mit seinen vielen Liebenswürdigkeiten mir gegenüber zufrieden, mir noch die Benützung eines seiner Pferde nach Bathang aufdrängte, da er voraussah, daß ich in Verlegenheit käme, wenn eines meiner Thiere nicht mehr fortkönnte. Ich nahm dies weitere Zeichen seiner Theilnahme an und verabschiedete mich mit dem Versprechen, ihn noch bei meiner Abreise am andern Morgen zu besuchen.

Im Gasthause wurde ich mit Geschenken an Süßigkeiten und verschiedenen Eßwaaren, z. B. Reis und Schweinefleisch, buchstäblich überwältigt und mein letzter Abend verging angenehm unter diesen freundlichen und geselligen Leuten, welche die Gefahren meines Aufenthaltes durch ihr herzliches und uneigennütziges Benehmen gegen den fremden Engländer beseitigt hatten.

Eine sonderbare Begebenheit bezeichnete den Abend. Während ich nämlich rauchend vor dem Herde saß, der gerade wie ein Kochherd, jedoch aus Stein statt aus Eisen war, legte ich meine Füße auf das Gesimse vor dem Feuer, worauf die Frauen ihre Hände über dem Kopfe zusammenschlugen und fürchterlich schrieen. Ich glaubte, daß ein Unglück passirt sei, und sprang auf. Als ich frug, was es gäbe, sagten sie mir, alle aufs Höchste erschreckt zu gleicher Zeit sprechend, daß ich den Hausgott beleidigt hätte, der auf dem Herdsteine wohne. Da ich sah, daß meine Freunde wirklich in ihren Gefühlen verletzt waren, nahm ich ein kleines Stück Silber aus der Tasche und warf es in die Asche. Sie waren nun neugierig zu erfahren, was dies bezwecke und ich erklärte ihnen deßhalb, daß es ein Geschenk sei, um den Gott zu beruhigen, den ich unabsichtlich beleidigt hätte, und daß ich, wenn er auf mein Zimmer käme, ihm mit Wein aufwarten würde. Hierauf mußten sie laut lachen und waren durch meine Buße vor dem Küchengott vollständig befriedigt, so daß wir sehr lustig schieden.

Achtes Kapitel.

Das östliche Tübet.

Die chinesische Grenze. — Eine Gesellschaft Theehändler. — Die Hokeu-Fähre. — Berge und Thäler. — Die Zandi-Stämme. — Die Stadt Lithang. — Ein diebischer Dolmetscher. — Die Tsanba-Bergkette. — Das Taso-Thal. — Eine willkommene Raststation. — Eine gefährliche Schwimmpartie. —

Trotzdem wir vor Tagesanbruch aufgestanden waren, fanden wir doch sämmtliche Einwohner des Gasthauses wach und im großen Zimmer wartend, um vom Tang-Ta-jen Abschied zu nehmen. Unter ihnen befanden sich zwei Soldaten, welche mich zu meiner Auszeichnung aus der Stadt begleiten sollten. Mehr als eine Stunde lang wurde ich durch die Chinesen und Tübetaner aufgehalten, welche kamen, um mir eine glückliche Reise zu wünschen. Jeder hatte einen Rath oder eine Warnung mitzutheilen, die zur Reise ins innere Land, wie sie Tübet nannten, von Wichtigkeit sein sollte. Ich sollte es sorgfältig vermeiden, mich Fremden auf der Straße anzuschließen und genau auf mein Gepäck sehen, da die Landbevölkerung sehr diebisch sei. Alle diese Warnungen bewiesen, mit welchem Schrecken die Bewohner der Grenzgebiete noch das bergige Land Tübet ansehen.

Endlich war alles fertig und ich nahm von allen im Hotel ceremoniellen Abschied, worauf ich von der Wirthin und zwei ihrer Brüder an die Thüre begleitet wurde, wo ich ihnen nach chinesischer Sitte abermals Adieu sagte, aufstieg und davon ritt;

begleitet von den beiden Soldaten und den Brüdern. Ich verließ die Stadt durch das westliche Thor, wo die chinesische Wache heraustrat und mir auf die freundlichste Weise eine glückliche Reise wünschte.

Als wir das Missionshaus erreichten, fanden wir den ganzen Haushalt des Bischofs im Hofe versammelt, während der Bischof selbst an seiner Thüre stand, um mich zu empfangen.

Die Liebenswürdigkeit der Leute in Ta-tsian-lu hatte einen tiefen Eindruck auf mich gemacht und als ich Abschied von dem freundlichen alten Bischofe nahm, der mich mit Thränen in den Augen segnete, versagte mir vor innerer Bewegung die Stimme. Mit einer Geberde des Abschieds galoppirte ich davon und holte bald meine Reisegesellschaft ein. Zwei Meilen außerhalb der Stadt kehrte meine Ehrenwache um, und nun hatten meine Reisen im östlichen Tübet richtig begonnen.

Wenn es sich als möglich erweisen sollte, von Bathang direkt nach Assam weiter zu gehen, so konnte meine Reise wahrscheinlich in zwei Monaten zu Ende sein. Aber sowohl dieses, als auch die Aussicht über H'lassa nach Indien reisen zu dürfen, war sehr ungewiß und konnte sich erst mit der Zeit entscheiden. Vorläufig genoß ich die Lust, in einer beinahe unbekannten Gegend zu reisen.

Nicht mehr in eine Sänfte eingezwängt, oder durch die chinesische Verkleidung behindert, ritt ich frohen Muthes durch die wilde, uncultivirte Gegend, die von Sze-tschuen so verschieden ist. Nicht e i n Haus war sichtbar, doch die Straße blieb durch Schaaren von Yaks und Ponies belebt, die mit Ziegelthee für die Märkte Tübets beladen waren. Unser Weg war mit wilden Stachelbeersträuchern und wilden Rosen in voller Blüthe eingefaßt; auch Kamellien zeigten ihre wundervollen rothen, weißen und buntfarbigen Blüthen in großer Anzahl und hoben sich angenehm von den glänzenden Blättern großer Stechpalmsträucher ab. Huc hat bereits erwähnt, daß die tübetanischen Stechpalmen sehr groß werden; ich bemerkte viele, die zwischen zwanzig und dreißig Fuß hoch und von großem Umfange waren.

Nachdem wir das Thal von Ta-tsian-lu verlassen hatten, wurde eine mühsame Ersteigung schwarzer steiler Abhänge, die mit wettergeschwärzten Sandsteinblöcken bedeckt waren, durch

eine wunderschöne Aussicht von dem höchsten Rücken der Jeddo-Kette belohnt.

Gegen Osten dehnte sich das riesige chinesische Reich aus. Bis jetzt hatten sich die Franzosen damit gebrüstet, daß von allen Europäern nur ihre Landsleute China bis nach Tübet durchkreuzt hatten, und als ich allein auf der Höhe des Jeddo-Passes stand, machte sich meine Freude darüber, daß nun doch ein Engländer das Land der Blumen durchschritten habe, in einem englischen Hurrah Luft, das in den Bergen Tübets zum ersten Male das Echo erweckte.

In das zu unsern Füßen liegende, begraste Thal niedersteigend, erreichten wir gegen Sonnenuntergang unser Nachtquartier in einer Tzan oder Kurierpost, 13 Meilen von Ta-tsian-lu. Diese Tzans, welche man alle zehn Meilen auf dem Wege nach H'lassa findet, sind gewöhnlich wenig mehr als kleine, fensterlose Hütten mit flachen Dächern aus Steinen und Lehm gebaut. Sie sind von vier Kurieren oder Soldaten, gewöhnlich Mischlingschinesen, mit ihren Familien und Ponies bewohnt und die letzteren werden dazu benutzt, um die Regierungs-Depeschen zwischen den Stationen durch einen täglichen Postdienst weiter zu befördern. Wir verfolgten unsere Straße das Thal entlang, welches von viertausend Fuß hohen Bergen eingefaßt war; da und dort konnte man eines der viereckigen tübetanischen Häuser sehen, die drei Stock hoch und mit Thürmen an jeder Ecke versehen sind. Ihre Form und ihr massives Aussehen erinnert an die alten Border peels (schottischen Burgen) und sie sind auch wirkliche Festungen. Der Eingang ist durch ein massives hölzernes Gitter verschlossen, und wird dasselbe erst geöffnet, nachdem die Besucher von den gefängnißartigen Fenstern oder Schießscharten aus aufmerksam und genau gemustert worden sind, indem diese Vorsicht wegen der zahlreichen Räuber nothwendig ist, die in organisirten Banden die tübetanischen Berge durchstreifen.

Nach drei Tagen erreichten wir das erste tübetanische Dorf Tung-olo, am Fuße des Berges desselben Namens gelegen. Am Abend unserer Ankunft trat starker Schneefall ein und machte den Weg über die Tung-olo-Berge unpassirbar, was uns zwang, zwei Tage im Dorfe zu bleiben. Nachdem der Schnee im Dorfe geschmolzen war, streifte ich in der Umgegend des Dorfes umher

und sah die abgehärteten Man-tseu-Frauen in ihren Kleidern aus Thierfell und einem Kreuz aus weißen Perlen auf ihrem Rücken, wie sie mit dem Unkrautjäten in den Feldern von Grannenweizen (Bartweizen) beschäftigt waren, der nun etwa sechs Zoll hoch stand. Sie arbeiteten in einer langen Reihe und sangen lustig, während sie ihre hölzernen Hauen schwangen. Das Land sah herrlich aus; es war ganz mit den frischen Farben des Frühlings bekleidet. Einige der nahen Hänge waren mit Tannenwäldern bedeckt, von denen der monotone, aber doch melodische Ruf des Kukuks herüberschallte, während die Luft vom Gesange Hunderter von Lerchen erfüllt war, die gegen die Sonne aufstiegen.



Dorf Tung-olo.

Die Leute waren, mit Ausnahme zweier Chinesen, alle Mischlinge und sehr freundlich. Sie versorgten uns reichlich mit Yak-Buttermilch (welche wie Cocosnußmilch schmeckte) und Butter im Tausche gegen Ziegelthee, Nadeln und Faden.

Am dritten Morgen theilte uns eine Reisegesellschaft von Händlern und Schäfern mit, daß die Pässe sicher seien, weßhalb

wir sofort nach Tagesanbruch aufbrachen und Mittags den schneeigen Gipfel des Tung-olo nach ernsthaftem Ringen auf seinen steilen und gefährlichen Abhängen erreichten. Der Schnee lag drei bis vier Fuß tief und die starke Zurückstrahlung des Sonnenlichtes auf seiner Oberfläche zwang uns, die Augen der Maulthiere und Ponys zu verbinden; auch war die Luft so dünn, daß das Athmen zur angestrengten Arbeit wurde.

Auf diesen beschneiten Pässen begegneten wir einem Trupp tübetanischer Händler, welche mit einer großen Heerde Yaks und Maulthiere nach Ta-tsian-lu reisten, um Thee zu kaufen. Die Männer in ihren Röcken aus Schaffell und mit ihren langen fliegenden Haaren waren ideale Gestalten abgehärteter Bergbewohner und während wir sie passirten, ließen die Hunde derselben mit ihrem wüthenden Gebell die Thäler wiederhallen und rissen an ihren Leinen, um loszukommen und sich auf uns zu stürzen.

Die Gegend, welche man von der westlichen Seite des Tung-olo erblickte, sah gerade nicht sehr einladend aus; nackte, zerrissene Felsen thürmten sich in chaotischer Unordnung auf; durch tiefe Thäler getrennt, welche mit dichten Wäldern von Weiß- und Rothtannen bedeckt waren, die bis achtig Fuß hoch wuchsen. Im Gegensatze zu dem wilden und düsteren Charakter der Landschaft stand eine Menge Vögel verschiedener Arten, von denen manche in den leuchtendsten Farben prangten. Unterhalb der Schneegrenze befanden sich zahlreiche Krähen, von denen eine Art nicht größer als Amseln war und noch tiefer bemerkte ich einen mir unbekannten Vogel mit wunderschön hellblauem Körper und Flügeln. Zwei Arten Tauben; eine blaue mit weißem Schweif und eine andere schwarze girrten in den Wäldern und rings umher waren die Fasanen zahlreicher als in den bestbestellten Fasanerieen. Es gab ihrer mehrere Varietäten; das Qua-qua-tschi, welches wie ein Perlhuhn gesprenkelt ist und mit seinen Stoßfedern wie ein Truthahn ein Rad schlagen kann und das Ma-tschi mit weißem Körper, carminrothem Kopfe und schwarzem Schweife. Hoch über uns ertönte das bellende Krächzen von Raben außergewöhnlicher Größe, die mit dem majestätischen Fluge von Adlern die Luft durchschnitten. Da ich gerade an der Beschreibung befiederter Novitäten bin, so darf ich die große

wilde gelbe Ente nicht vergessen, welche man auf allen Flüssen und Bergseen in Tübet findet, die hoch gelegen sind. Diese Enten sind genau dieselben wie die Brahmini-Enten auf dem oberen Brahma-putra. Ich wollte gerne ein Exemplar davon besitzen und schoß nach der ersten, die ich sah; glücklicherweise fehlte ich jedoch, denn ein Lama, der bei uns war, rannte in größter Aufregung heran und sagte, daß die gelben Enten dem Großlama geweiht seien und die Tödtung einer solchen ein großes Verbrechen wäre und selbst der Schuß auf den geweihten Vogel ein Vergehen sei.

Zwei Tagesmärsche brachten uns vom Tung-olo-Gebirge zur kleinen Stadt Ho-keu, wo wir zwar am frühen Nachmittage aber doch zu spät anlangten, um den Ya-long zu überfahren, und wir nahmen deßhalb in einem Gasthause Quartier, das von einem Mischling gehalten wurde, worauf Philipp beim hier wohnenden chinesischen Mandarin um die Benutzung der Fähre nachsuchte, welche uns am anderen Morgen über den Fluß bringen sollte. Derselbe war sehr höflich und sandte mir nach Annahme eines Geschenkes, das aus einem Federmesser und einigen kleinen farbigen Bildern von Fasanen bestand, getrockneten Fisch, geräuchertes Schweinefleisch und ein Paquet köstlichen Thees mit der Botschaft, daß die Fähre zu meiner Verfügung stehe.

Gegenüber der kleinen Stadt Ho-keu hat der Ya-long auf eine Strecke von etwa 400 Yards eine glatte, durch keine Hindernisse unterbrochene Oberfläche, und sein milchiges Wasser deutet auf die Kalkberge hin, deren Bäche sich in ihn ergießen. Er entspringt im centralen Tübet und bringt von dort den Goldstaub mit, an dem seine Sandablagerungen reich sind. Dieser kanalartige Theil des Flusses bietet auf einer großen Strecke, sowohl flußaufwärts, als auch abwärts die einzige Gelegenheit zur Anbringung einer Fähre, da der Fluß beinahe überall durch Stromschnellen und Wasserfälle in seinem ruhigen Laufe gestört wird.

Eine große Strecke des sandigen Ufers vor der Stadt war mit Haufen von Ziegelthee bedeckt, der auf dem Wege nach Lithang, Bathang und H'lassa war und seiner Verbringung auf das andere Ufer wartete. Dies geschah auf eine originelle Art;

es wurden nämlich sechs bis acht Fuß im Durchmesser haltende, runde Körbe mit frischer Thierhaut überzogen und von chinesischen Mischlingen mit Leichtigkeit durch die starke Strömung gerudert, weil sie, selbst in beladenem Zustande, ganz flach im Wasser gehen. Die Tübetaner fürchten sich vor dem Wasser und lassen sich deßhalb zu keiner solchen Arbeit verwenden.

Es kommt hie und da vor, daß diese Hautboote durch die Strömung über die Stromschnellen hinuntergetragen werden; sie sind aber so leicht und elastisch, daß sie selten umschlagen, oder von den Riffen viel Schaden leiden, welche jedem anderen Boote den Untergang bereiten würden. Die großen, hölzernen, flachen Fähren werden ausschließlich von hervorragenden Reisenden benutzt.

Die Gewalt des alten Königs in Ta-tsian-lu erreicht in Ho-keu ihr Ende und über diesen Punkt hinaus, wird keine reinblütige Chinesin, nicht einmal die Frau des Gesandten in H'lassa geduldet. Es ist dies eine der sonderbaren Beschränkungen, welche die eigenthümlichen Bande zwischen China und Tübet bezeichnen und auch heute noch selbst den französischen Missionären unverständlich sind. Wenn auch das östliche Tübet, einschließlich der Gegend zwischen Ta-tsian-lu und dem Lan-tsan-Flusse, etwa im Jahre 1792 zur Provinz Sze-tschuen annectirt und die Jurisdiktion dieses Vicekönigs bis westlich von Bathang ausgedehnt wurde, wo man einen Stein (durch Huc beschrieben) errichtete, um ihre Grenze zu bezeichnen, so scheint es doch, als ob das östliche Tübet nie in solcher Weise einverleibt wurde, daß es von den Chinesen selbst als integrirender Bestandtheil ihres Reiches betrachtet werden konnte, dessen westliche Grenze die Yeddo-Bergkette entlang läuft und mit derjenigen der Provinz Sze-tschuen zusammengeht.

Einige meiner Leser, die vielleicht neuere Karten Chinas studirt haben, mögen erstaunt sein, wenn ich die Grenze Chinas am Yeddogebirge ziehe; ich folge hierin aber den d'Anville'schen Karten, welche auf den Vermessungen basiren, die durch die Jesuiten für Tschung III. angestellt wurden und der Karte des Abbé Huc, dem Ueberbringer der letzten Nachrichten aus Tübet. Dieser unternehmende Reisende spricht stets von Ta-tsian-lu, als einer Grenzstadt Chinas und beschreibt genau den Unterschied

zwischen dem östlichen Tübet und Sze-tschuen; es müssen auch den Reisenden die deutlichen Unterschiede in Race, Sprache und Sitten, die sich westlich von Ta-tsian-lu bemerklich machen, davon überzeugen, daß er das Blumenreich verlassen hat.

Selbst was die politische Geographie betrifft, kann der Irrthum, die chinesische Grenze bis zum Ufer des Kin-tscha zu verlegen und Bathang sowie Lithang der Provinz Sze-tschuen einzuverleiben, nur durch Leute begangen werden, denen der Umstand unbekannt ist, daß in diesen Städten die Civilgewalt durch einen tübetanischen Mandarin ausgeübt wird, dem sogar die wenigen chinesischen Einwohner unterstellt sind. Ein chinesischer Militärmandarin commandirt die Garnison und repräsentirt die chinesische Oberhoheit, welche durch Eroberung dem Volke aufgedrängt wurde. Die Gegenwart dieser chinesischen Soldaten macht Tübet jedoch ebensowenig zu einem Theile Sze-tschuens, als diejenige der Mandschu-Eroberer in Sze-tschuen dieses zu einem Theile der Mandschurei stempelt.

Ich hoffe, daß diese Auseinandersetzung, welche ich für nothwendig hielt, damit meinen Lesern unsere Route auf der Karte vollständig klar wird, nicht für unnöthig erachtet werden möge.

Von Ho-keu aus, wo wir die Nacht zubrachten, wurden wir auf der Fähre zeitig am nächsten Morgen mit allen Lastthieren an das andere Ufer verbracht. Es wurde uns dies durch die Zuvorkommenheit des Mandarins ermöglicht, welcher uns, wie alle Händler und gewöhnlichen Reisenden, hätte zwingen können, unsere Thiere auf dem östlichen Ufer zurückzulassen und andere auf dem westlichen Ufer zu miethen oder zu kaufen — ein eigenthümliches Hinderniß für den Handel zwischen China und Tübet; allein dies ist sonst die Regel, von welcher wir glücklicherweise eine Ausnahme machten.

Wir folgten eine Strecke weit dem Flusse, dessen Gewässer 25 Fuß unter den Wasserzeichen dahin flossen, welche den Wasserstand im Sommer bezeichneten. Vier Tage lang durchkreuzten wir dann eine Berggegend, die reich an den schönsten Bildern war; hie und da, wenn wir in einem der tiefen Thäler dahin wanderten, führte der Weg durch Wälder von Thee-Oel-Bäumen, welche das chinesische Thee-Oel liefern. Ihr wunder-

schönes, dunkles, immergrünes Laub war beinahe durch ihren Reichthum an weißen Blüthen bedeckt. Ein anderes Mal säumten unseren Weg wilde Stachelbeersträucher ein, die ebenfalls mit Blüthen beladen waren, und dann wand sich unser Pfad an den Hängen eines steilen Berges empor, welcher mit dichtem Walde bedeckt war, der zahlreichen Heerden von Hirschen Schutz gewährte. Die Stille der Gegend wurde durch Nichts unterbrochen, außer durch die Glocken unserer Lastthiere, oder den Knall des Gingals eines Jägers, der aus den Schluchten wiederhallte.

Die Hitze der Thäler war beinahe überwältigend und wechselte mit der schneidenden Kälte der beschneiten Höhen in unangenehmster Weise ab; manchmal mußten wir den ganzen Morgen über ewigen Schnee klimmen, wobei uns der scharfe Wind ins Gesicht blies und die Zurückstrahlung der Schneefelder auf der Gesichtshaut Blasen erzeugte, und am Nachmittage in tiefe, abgeschlossene Schluchten hinabsteigen, wo die drückendste Hitze herrschte und unsere Muskeln so abspannte, daß Gehen oder Stehen zur Tortur wurde. Manchmal war diese Abspannung so groß, daß weder Philipp noch ich uns von unseren Sitzen erheben konnten.

Das Land war sehr reich an wildem Geflügel, Hirschen und Bären, welch' letztere zu dieser Zeit zwar noch im Winterschlafe lagen; aber ich war jedesmal nach unserem Tagesmarsche zu müde, um noch auf die Jagd gehen zu können. Nur einmal ging ich der Spur eines Hirsches und zweier Thiere nach; war jedoch, nach einem bis zu anbrechender Dunkelheit ausgedehnten, resultatlosen Pürschgange froh, selbst mit leeren Händen zurückzukommen, denn, als ich unser Nachtquartier endlich erreicht hatte, war ich dermaßen übermüdet, daß ich ohne meine Abendmahlzeit zu Bette ging. Am nächsten Tage war ich so unwohl, daß ich fürchtete, von den Blattern ergriffen worden zu sein, an welchen sämmtliche Leute des Quartiers litten, und die unter dem Volke des östlichen Tübet von Ta-tsian-lu bis Bathang überall herrschten.

Wir brachten auf unserem Wege eine Nacht in dem Hause eines reichen Tübetaners zu, der einen Hauskaplan in der Person eines Lama hielt. Da unser Marsch an diesem Tage nicht zu

mühsam gewesen war, so hatten wir Jagdgelüste, besonders da das Thal mit Hirschen und Fasanen reich besetzt war; allein es wurde uns durch Seine Hochwürden verboten, irgend ein Thier zu schießen, oder selbst Fische zu fangen, von denen der naheliegende Bach wimmelte. Sämmtliche Geschöpfe der Natur dieser Gegend standen unter dem Schutze des Haupt-Lamas, welcher einer Lamaserei vorstand, die sich weiter thalaufwärts befand. Die Strafe, mit welcher dieses fromme Jagdgesetz den Uebertretern drohte, war ein abermaliger Besuch des gefürchteten Zandi-Stammes, welcher die Berge vierzig Meilen südwestlich von diesem Distrikte bewohnte. Erst ein Jahr vorher hatte ein Trupp von diesem Stamme das Haus meines Wirthes zerstört und viele seiner Verwandten in die Sclaverei geschleppt.

Die Zandi-Stämme dieser Gegend (es gibt nämlich noch einen Stamm derselben im Norden) sind die einzigen Tübetaner, welche von der chinesischen Regierung vollständig unabhängig sind. Unter ihren erblichen Häuptlingen bebauen sie ihre Bergschluchten mit Bartweizen und weißen Erbsen; allein sie sind auch unternehmende Banditen. Hie und da brechen sie aus ihren Befestigungen aus, und schweifen auf ihren schnellen und ausdauernden Ponys durch die bevölkerten Thäler der friedlicheren Tübetaner, überraschen und verbrennen die Dörfer, und schleifen Schaaren Gefangener und Heerden von Rindern und Schafen in ihre Berge. Der nördlich wohnende Stamm ist der stärkste, allein sein gegenwärtiger Häuptling ist durch Heirath mit dem alten König in Ta-tsian-lu verwandt und steht mit der chinesischen und tübetanischen Regierung auf gutem Fuße, weßhalb er sich der Raubzüge enthält, aber ebenso wie der südliche Stamm seine vollständige Unabhängigkeit aufrecht erhält. Die Zandis sind sehr kriegerisch und scheinen in mehrere Familienstämme getheilt zu sein, die stets mit einander in tödtlicher Fehde liegen, sich aber gegen einen gemeinsamen Feind vereinigen. Sie treiben auch Ackerbau und besitzen viele Sclaven und Heerden.

Beide Stämme erkennen die geistige Oberhoheit des Groß-Lamas in H'lassa an und unterhalten Lamapriester.

Am vierten Tage nach unserer Abreise von Ho-keu bestiegen wir eine sehr hohe Bergkette und kamen Mittags auf ein großes Hochplateau, welches auf dem Niveau der Paßhöhe lag, über das

hinaus schneeige Berge sich noch viel höher erhoben; das Plateau selbst war etwa drei Meilen lang und an mehreren Stellen mehr als eine Meile breit. Hier lag die Stadt Lithang.

Nichts kann diese Stelle an Oede erreichen; nicht eine Spur von Vegetation, außer Gras, war zu sehen und die mit Mauern umgebene Stadt, zu Füßen der Berge gebaut, ragte in die Ebene herein und hob die Nacktheit der Gegend noch mehr hervor, mich an die wüsten Landschaften erinnernd, die ich am Golf von Kutsch gesehen hatte. Als ich mich der Stadt näherte, glaubte ich in eine Stätte der Todten zu kommen, denn Alles war ruhig; kein Laut unterbrach die Stille, außer die entfernten, monotonen Choräle der Lamas, welche ihre Gebete sangen, während in den Lüften hoch über unseren Häuptern faule Bussarde und krächzende Raben ihre Kreise zogen als ob sie bereit wären, herabzustoßen und ihre Beute hinabzuwürgen.

In der Stadt selbst fiel mir sofort das feierliche Aussehen der Leute auf. Schaaren von Lamas in ihren weiten grünen Gewändern durchkreuzten die Straßen, ihre Gebeträder andächtigst drehend und das Gebet „Omani pemini" (wie sie Om mani padme hum aussprechen) murmelnd. Dieses Benehmen beobachteten nicht nur die Lamas, sondern auch die wenigen rauhen Theehändler, welche in Schafhäute gekleidet waren, und die Stadtleute, welche wie ein Mann ihre Gebeträder drehten und in das ewige Omani pemini einstimmten.

Bei unserer Ankunft im Gasthause waren Philipp und ich in einem traurigen Zustande. Die abwechselnde Hitze und Kälte der Thäler und Berge hatte unsere Gesichtshaut zu Blasen aufgezogen und der auf dem Hochplateau herrschende, schneidende Wind, der einen heftigen Hagelsturm über dasselbe jagte, zerschnitt uns buchstäblich das Gesicht, so daß, als wir ins Gasthaus traten, das Blut aus den Wunden rann und die Theilnahme der Hausbewohner erregte, welche sich unter Ausrufen des Bedauerns um uns schaarten. Wir wuschen uns mit warmem Wasser ab und salbten uns mit frischer Butter, was uns einige Erleichterung brachte, so daß wir es uns in kurzer Zeit so bequem machen konnten, als es der allgemein übliche Schmutz und der Mangel an Comfort der tübetanischen Gasthäuser es eben möglich machte.

Es war nöthig in Lithang einen Rasttag zu halten, um den herabgekommenen Lastthieren Erholung zu gönnen, sowohl als auch Vorräthe für die zehntägige Reise nach Bathang einzulegen; aber außer einigen Pfunden getrockneter Erbsen, welche als Futter dienen konnten, war nichts zu erhalten und waren nicht etwa die mageren Vorräthe der Stadtleute daran schuld, sondern, wie ich später hörte, die Feindseligkeit der Lamas, welche den Kaufleuten heimlich untersagten, uns mit Vorräthen zu versehen. Dies war eine ernstliche Enttäuschung und die Ursache vieler nachheriger Leiden.

Am Morgen nach unserer Ankunft sandte sowohl der chinesische als tübetanische Beamte, um zu fragen, wer ich sei, und verlangten meinen Paß, der sich als genügend erwies. Ein Dolmetscher von H'lassa kam, um mich zu sehen, und erkannte mich sofort als „Palin", d. i. einen weißen Eroberer Indiens, wie die Engländer von den Tübetanern genannt werden. Er war in Darjiling gewesen und beschrieb seinen Besuch in einem Palin-Hause, das nach seiner Beschreibung, die er davon gab, entweder eine Polizeiwache oder ein Bungalow für Reisende gewesen sein mußte. Er war ein Eingeborener von H'lassa und sprach außer Chinesisch und Tübetanisch noch mehrere Sprachen, so auch Nepaulesisch. Der Groß-Lama in Tübet hatte ihn der Gesellschaft von Lamas als Dolmetscher beigegeben, welche jährlich nach Lithang reisen, um das Geschenk an Thee entgegenzunehmen, das der Kaiser von China dem Groß-Lama übersendet.

Am Nachmittage ging ich auf einen Spaziergang aus und mein europäisches Kostüm zog eine große Volksmenge an, welche mir überall hin folgte, jedoch ohne mich auch nur anzusprechen. Ich besuchte die berühmte Lamaserei mit ihrem goldenen Dome. Das Gebäude bedeckt mit seinen Umgebungen einen ausgedehnten Grundkomplex und enthält über 3500 Lamas.

Meine Absicht, in das Hauptgebäude einzudringen, wurde durch eine Anzahl brummiger Lamas vereitelt, welche an dem Gitterthore postirt waren und mir den Eintritt untersagten. Ich war deßhalb genöthigt, mit dem Anblicke des Aeußeren zufrieden zu sein und kehrte zum Hotel zurück, da mir das fernere Besehen der Stadt durch den Blick des Hasses vergällt wurde, den mir jeder Lama, dem ich begegnete, entgegensandte. Auf meinem

Spaziergange war mir jedoch besonders aufgefallen, daß viele von den Lithangiten untersetzt waren und kurzes wolliges Haar, sowie helle Gesichtsfarbe hatten, während sonst die Tübetaner hoch gewachsen sind und dunkle Gesichtsfarbe, sowie üppige, lange, schwarze Haare haben, die ihnen bis über die Schultern hinabgehen. Ich versuchte vergebens eine Erklärung dieser Raceneigenthümlichkeiten zu erhalten; doch wurde mir gesagt, daß manche dieser Leute von Gegenden gekommen seien, die südlich von H'lassa lägen.

Während meiner Abwesenheit entdeckte Philipp, daß alle unsere Packete mit Glasperlen, Nadeln, Thee u. s. f. geplündert worden waren und mein Verdacht wandte sich sofort auf unseren Dolmetscher, dessen Schurkerei bereits auf unserer Reise seit Hokeu an das Tageslicht gekommen war. Ich war genöthigt gewesen, von dem reichen Tübetaner, in dessen Hause wir einmal übernachtet hatten, zwei Ponys zum Tragen von Gepäck zu miethen und nachdem ich dem Dolmetscher vier Rupien als Preis der Miethe der Thiere auf zwei Tage bezahlt hatte, steckte derselbe zwei Rupien ein und miethete Yaks, welche blos acht Meilen per Tag zurücklegen können. Als ich sie nicht nehmen wollte, verweigerte er ihren Austausch in unverschämter Weise und sagte mir, ich solle ohne ihn weitergehen. Ich war hierauf genöthigt ihn zu prügeln, was ihn zur Besinnung brachte, worauf auch die Ponys sofort aus dem Walde herbeigebracht wurden. Ich ließ ihn jedoch bis nach Bathang stets vor mir reiten und das Gepäck vorsichtshalber jede Nacht so zusammenstellen, daß es ein Bett für Philipp bildete.

Es war nothwendig, dieser Räuberei ein Ende zu machen, und ich verlangte, daß er sein Gepäck einer Durchsuchung unterwerfe, worauf er einen großen Lärm aufschlug. Ich hielt ihn jedoch fest, während Philipp mehrere Ziegel Thee, über vier Pfund Perlen und mehrere Artikel, die wir vermißten, aus seinem Gepäck hervorzog. Bei jedem gestohlenen Gegenstande, den Philipp emporhielt, schrie die neugierige Menge, welche das Haus füllte, vor Entrüstung auf und, als ich den Sünder mit einem Fußtritte zur Thüre hinaus beförderte, stießen sie ihn auf die Straße hinab. Das letzte, was ich von ihm sah, war, wie er die Straße hinauf floh, verfolgt von den Flüchen und dem Geschrei der aufgeregten Menge. Wir waren froh, ihn los zu sein, da der Maulthier-

treiber uns bessere Dienste als Dolmetscher leistete und ein ehrlicher, arbeitsamer Junge war.

Von allen Schurken, denen man in Tübet und den chinesischen Grenzstädten begegnet, sind die Dolmetscher von Metier die ärgsten und sollten sorgfältig vermieden werden. Ihr Geschäft ist ein einträgliches und sie sehen gewöhnlich sehr respektabel aus; ja man möchte sie, wenn man sie vorher noch nicht kennen gelernt hat, für Mandarine niederen Ranges halten, deren Manieren und Wesen sie sich gewöhnlich aneignen.

Nach einem Rasttage war ich doch herzlich froh, Lithang wieder verlassen zu können, in dessen sehr hoher Lage die Luft so verdünnt ist, daß sie das Athmen sehr erschwert und ich in der Nacht mehrmals mit dem peinvollen Gefühle des Erstickens aufwachte. Abgesehen von dieser Ursache hatte auch meine Ankunft in der Stadt unter den Lamas eine große Aufregung hervorgerufen, welche, durch die chinesischen Beamten instruirt, glaubten, daß ich der Vorläufer der Annexion ihres Landes durch die Palins sei, und mir deßwegen überall mit gemurmelten Flüchen begegneten.

Wir verließen die Stadt auf der Straße, auf welcher wir sie betreten hatten, und durchkreuzten das Plateau begleitet von zwei Halbblut-Soldaten, welche sich unter dem Vorwande anschlossen, daß sie sich unter unseren Schutz begeben wollten, aber natürlich als Spione gesandt waren. Dann erstiegen wir eine gegenüberliegende beschneite Bergkette. Man kann sich kaum eine wildere und wüstere Gegend denken, als diejenige, welche wir jetzt betraten; riesige Massen Quarz und Granit lagen über die nackten Flächen zerstreut und Blöcke grauen Granits thürmten sich zu gigantischen Pyramiden auf, die mit Schnee gekrönt waren, dessen Schmelzwasser viele Wildbäche nährte. Beim Ueberschreiten der letzteren sah man, wenn die Hufe unserer Thiere den Sand aufwühlten, einen Reichthum an Goldschuppen, welche den Reisenden versuchen anzuhalten und den Schatz zu sammeln. Aber Gold, wie alles andere von gelber Farbe ist in Tübet dem Groß-Lama geweiht; so sagten mir wenigstens die Soldaten und es wurde mir verboten, auch nur eine Handvoll von dem goldhaltigen Sande mitzunehmen.

Wir reisten fünf Tage lang durch diese wüsten Berge,

erschlaffenden Muthes und von Kälte und Hunger gepeinigt. Unsere Vorräthe erlaubten uns nur sehr wenig zu essen und die beiden Schinken, die von Ta-tsian-lu noch übrig waren, erwiesen sich als von Würmern ergriffen und uneßbar. Die armen Thiere hatten außer ihrer täglichen Pint (etwas mehr als 1/4 Liter) Erbsen nichts zu essen und waren mir eine Sorgenquelle, da sie durch Hunger und Kälte täglich schwächer wurden, bis sie unter ihren Lasten schwankten.

Am Ende des ersten Tages nach unserem Abmarsch von Lithang hielten wir in einer Kurierhütte, welche in einem der Bergpässe erbaut und halb unter Schnee und Eis begraben war. Sie war etwa vierundzwanzig Fuß im Gevierte groß, aus Steinen und Lehm erbaut und in ihr brachten der Kurier, seine Frau, zwei erwachsene Kinder, ich, Philipp, unser Maulthiertreiber, Leu-dzung, die beiden Soldatenspione, eine Yakkuh mit Kalb und vier Ponies die Nacht zu. Die Hütte wimmelte von hungrigem Ungeziefer, allein wir fühlten bald dessen Quälereien nicht mehr, denn die Müdigkeit von unserem Tagesmarsche her ließ uns einschlafen und wir ruhten angenehm, weil es warm war.

Den dritten Tag mußte ich zu Fuße gehen, um unsere müden Pferde zu schonen. Am Vormittage überschritten wir eine Reihe berasiter Hügel, die Weide von Tausenden von Schafen, die durch Nomadenhirten gehütet wurden, welche in Zelten lebten. Am Fuße des einen Hügels entsprang eine heiße Salzquelle, der beliebte Sammelplatz von Yaks und Schafen.

Am Nachmittage folgten den berasten Hügeln felsige Berge mit spärlicher Bewaldung, die oft Adern weißen und gelben Marmors zeigten; zu unserer Rechten stiegen höhere Berge empor, Ausläufer des großen Tsanbagebirges, das unser Weiterkommen zu vereiteln schien, als wir den Sporn umgangen hatten und nun die mächtigen Spitzen der Hauptkette vor uns lagen. Wir wendeten uns nun gegen Norden, wo die Straße sich in einem breiten, flachen Thale entlang wand, das, wenn auch sehr hoch gelegen, verhältnißmäßig schneefrei war und den zahlreichen Yakheerden eine Weide gewährte. Es war auf einer Seite durch das Tsanbagebirge eingeschlossen, dessen zahllose Spitzen eine neben der anderen emporragten und in ihrer schneeigen Reinheit wie für Engel passende Throne aussahen. Auf der anderen Seite

reihten sich riesige, wellenförmige, ebenfalls mit Schnee bedeckte Berge, an deren Basis entlang wir marschirt waren. Endlich erreichten wir die Tsanba-Station am Fuße des Passes.

Am Feuer der kleinen Kurierhütte, wo wir die Nacht zubrachten, schloß sich uns ein Lama an, der, wie er sagte, auf dem Wege nach Bathang war. Seit der unwillkommenen Vermehrung unserer Gesellschaft durch die beiden Spionirsoldaten war es für mich nothwendig geworden, zu warten, bis alle eingeschlafen waren, um mein Tagebuch nachzutragen. Ich arbeitete eifrig etwa um Mitternacht, als der Lama wiederkehrte, der, wie er behauptete, sein Gebetbuch vergessen hatte und als er mich schreiben sah, sehr neugierig wurde und wissen wollte, was ich thue. Hätte ich eingestanden, daß ich einfach die Begebenheiten des Tages notirte, so hätte er jedenfalls gemeldet, daß ich über das Land Bemerkungen aus irgend einem finsteren Grunde aufnehme, und ich erwiederte deßhalb, daß ich meine Gebete schreibe, eine Ceremonie, welche ich jede Nacht ausübe. Dies ist zwar eine sehr verbreitete Beschäftigung der Lamas, allein er war doch darüber erstaunt, daß ein Kaufmann Gebete schreibe, und ich sagte ihm deßwegen, daß ich sie stets hersage, nachdem ich sie geschrieben habe und damit beginnen würde, sobald ich mit dem Schreiben fertig sei. Er wartete und ich begann bald darauf mein Tagebuch in ähnlichem Tone vorzulesen, wie die Lamas ihn beim Hersagen ihrer Litaneien beobachten. Nachdem ich so beinahe eine halbe Stunde docirt hatte, hörte ich auf und bat meinen Gefährten, seine Gebete zu meinen Gunsten hersagen zu wollen, indem ich versprach, ihn für den Dienst zu bezahlen, worauf er sofort anfing und ohne aufzuhören bis zum Tagesanbruch fortbetete, wo er mich dann aufweckte und sein Honorar von einer Rupie erhielt. Er behauptete, daß ich der gelben Religion angehören müsse, allein ich versicherte ihn des Gegentheils und bemerkte ihm blos, daß meine Religion der seinen sehr ähnlich sei. Er war offenbar verwirrt, aber erfreut, daß ich von seinen priesterlichen Diensten Gebrauch gemacht hatte, und bat mich, bis Bathang in meiner Begleitung bleiben zu dürfen.

Zu früher Stunde begannen wir bei Schneefall die Besteigung des Tsanba, welche äußerst gefährlich war und sehr erschöpfend auf unsere ohnedies schon geschwächten Packthiere wirkte,

die unter ihrer Last in der schmerzlichsten Weise ächzten und arbeiteten. Nachdem sie kaum zehn Yards zurückgelegt hatten, rasteten sie wieder und hielten ihre ausgedehnten und blutigen Nasenlöcher an den Schnee, wo sie die dünne Luft in krampfhaften Zügen einathmeten. Um zwei Uhr erreichten wir den Gipfel und sahen auf der anderen Seite eines tiefen, engen Thals gegenüber die noch höhere Bergkette des großen Taso. Die unteren Felsen bestanden aus vertikalen Wänden von gelblichem Kalkstein, über denen die schneebedeckten Spitzen in die Wolken ragten, welche ihre Gipfel verhüllten. Diese zwei mächtigen Bergketten, welche sich im Norden dieses Thales vereinigen, erstrecken sich noch 100 Meilen in nordöstlicher Richtung und nähren die oberen Theile der Flüsse Ya-long und Kin-tscha-kiang durch zahllose Bergbäche. Gegen Süden ziehen sie sich in parallelen Zügen etwa 50 Meilen dahin, schließlich ihre Höhe und Gleichmäßigkeit einbüßend, ehe sie die Sui Schan oder Schneeberge in Yünnan erreichen.

Nahe am westlichen Fuße kamen wir in einen prachtvollen Wald, denselben, welchen Huc als den schönsten beschreibt, den er in Tübet gesehen hat. Die Cedern und Fichten waren von seltener Größe und Schönheit; die letzteren stiegen so gerade wie der Mast eines großen Admiralschiffes auf 100 Fuß in die Höhe und von den Zweigen hingen geisterhaft aussehende Massen faulendes Moos wie die Scalplocken von Riesen. Aus den düsteren Schatten dieses Waldes stiegen wir in das lange beraste Thal, das von der Gabelung der beiden Gebirge gebildet wird und wo viele Yaks gezüchtet werden. Die Tausende von sonderbar aussehenden langhaarigen Kühen und ihre Kälber, sowie die schwarzen Zelte und Hütten der Hirten mit den Rauchwolken, die den Feuern aus Yakdünger entstiegen, ließen uns auf Rast und Erfrischungen hoffen, eine Erwartung, die nicht erfüllt wurde. So sehr wir auch einen Rasttag für unsere verhungerten und abgehetzten Thiere wünschen mußten, ehe wir die Besteigung der Höhen des Tasogebirges unternahmen, so war es doch unmöglich, da wir nichts als Tsanba, ein Mehl aus geröstetem und gemahlenem Bartweizen, und Butterthee erhalten konnten. Wir hatten noch genügend Thee und Mehl auf vier Tage; allein ich fürchtete meine Thiere zu verlieren, die nun drei Tage lang mit nur

einer halben Pint Erbsen gehungert hatten und sonst nur das bekamen, was sie sich in den paar Stunden suchen konnten, in welchen wir sie weiden ließen, denn die Kälte der Nächte war so intensiv, daß wir sie im Schutze der Hütten anbinden mußten, wo wir schliefen. Wenn sie zu Grunde gehen würden, so hatte ich nicht genügende Mittel, um sie zu ersetzen und mich nach H'lassa oder Assam zu bringen; es blieb daher nichts übrig, als vorwärts zu gehen; allein wir konnten uns der drückendsten Sorgen nicht erwehren, als wir am nächsten Morgen abmarschirten, um die unüberwindbar aussehenden Tasoberge in einem heftigen Schneesturme zu besteigen. Der einzige Paß wird durch einen Spalt in den Felsen gebildet, der etwa acht Yards breit und das nun trockene Bett eines Bergbaches ist. Diesen steilen Weg kletterten wir hinauf und kamen nach ein paar schwer zurückgelegten Meilen auf einen Pfad, der zu einem breiten berasten Plateau führte, das sich gegen den Paß hin erstreckte. Der Berg wimmelte buchstäblich von den großen, silbergrauen Hasen, die in Tübet häufig sind, und zahlreichen fasanartigen Vögeln, die auf dem Schnee umherliefen und Laute ausstießen, die wie das Lachen einer Frau in hysterischen Krämpfen klangen; allein wir konnten uns nicht aufhalten, um Exemplare dieser Thiere zu erjagen. Nach dem Ueberschreiten der Schneegrenze mehrte sich die Gefahr; manchmal krochen wir über Gletscher, die fürchterliche Abgründe überhingen, dann wateten wir durch Schneewehen, in denen die armen Lastthiere vollständig erschöpft zusammenbrachen und sich nicht mehr herausarbeiten wollten, was uns zwang, den Schnee fortzuschaufeln und sie buchstäblich herauszutragen.

Keine Worte genügen, um die Arbeit und Schmerzen zu beschreiben, welchen wir uns unterziehen mußten, denn wir hatten die größte Mühe, Athem zu holen, und nach jeder Bemühung, unsere fast erstarrten Thiere herauszuarbeiten, warf sich die ganze Gesellschaft mit Einschluß des Lamas und der Spione auf das Gesicht nieder, unfähig, auch nur ein einziges Wort zu sprechen. In dieser Stellung kam man eher wieder zu Athem, als durch Sitzen oder Stehen.

Ein schneidender, kalter Wind blies in wüthenden Stößen von den schneeigen Höhen herab und riß klaffende Wunden in unsere Gesichter, denn es war bei dieser Erschwerung des Athmens

unmöglich, sie zu bedecken, und in diesem Zustande, das Blut oft aus Nase und Zahnfleisch stürzend, arbeiteten wir uns acht Stunden lang vorwärts, bis wir endlich die Paßhöhe erreichten, beinahe todt und so erschöpft, daß wir es nicht wagen durften, im Schnee zu rasten, um nicht steif und unfähig zu werden, weiterzukommen.

In diesem traurigen Zustande schleppten wir uns den Berg hinab, ließen um fünf Uhr den Schnee hinter uns und erreichten nach einer weiteren Stunde einen Tzan. Glücklicherweise war er eine Raststation besserer Sorte und enthielt nicht nur das Haus des Kuriers, sondern auch vier andere, die von chinesischen Soldaten bewohnt waren, welche den Posten zur Bewachung des Tasopasses abgaben. Die gastfreundlichen Einwohner des Tzan machten es uns bald gemüthlich und unsere gesunkenen Lebensgeister und erschöpften Körper wurden bald durch eine köstliche Mahlzeit von Reis und gekochtem Huhn erfrischt, wozu wir Samschu tranken. Meine abgehetzten Ponies und Maulthiere wurden in einem warmen, gutgebauten Schuppen untergebracht, wo sie beinahe eine Stunde lang mit gesenkten Köpfen standen, zu erschöpft, um das Heu zu fressen, mit dem sie die Hausbewohner freigebig versorgt hatten.

Nur Solche, welche tagelang von Hunger gepeinigt gereist sind und deren verhungernde Thiere fortwährend ihr Mitleid erregt haben, können das Gefühl der Freude verstehen, das ich empfand, als ich die armen, stummen Thiere in einem bequemen Stalle mit reichlichem Futter versehen sah, und dieses Gefühl wurde noch durch die unerwartete Erlösung von der Angst erhöht, die unumgänglich nöthigen Dienste meiner armen Reisegefährten zu verlieren.

Der Abend, welchen ich im Wachthause auf den Tasobergen zubrachte, wird mir lange in der Erinnerung bleiben. Die chinesischen Soldaten schienen untereinander zu wetteifern, es uns nach unserer fürchterlichen Tour bequem zu machen, und trotz unserer Müdigkeit saßen wir bis zu einer späten Stunde um das Feuer, das auf einem Herde in der Mitte des Zimmers brannte, unseren heißen Samschu schlürfend und den Erzählungen von Abenteuern in den Bergen lauschend, welche unsere rauhen, aber freundlichen Wirthe uns der Reihe nach auftischten.

Ehe ich zu Bette ging, sah ich nach meinen Thieren und fand sie noch fressend, aber doch weniger gierig. Der Vollmond schien hell und erleuchtete mit seinen sanften Silberstrahlen die schneeigen Spitzen der Tasoberge, welche sich hinter dem kleinen Rasthause steil aufthürmten und eine Szene von unbeschreiblicher Großartigkeit bildeten.

Am nächsten Tage setzten wir unseren Abstieg fort und kamen um 11 Uhr Vormittags an die Quelle eines Bergbaches, an dessen Schlucht wir weitergingen. Dieser Bach, der stets mehr anschwoll, schäumte einige hundert Fuß unter uns auf seinem Wege zum Kin-tscha-kiang.

Die Straße, oder besser gesagt, der Pfad, war aus dem beinahe vertikalen Felsen ausgehauen und ohne jedes Geländer; er war an manchen Stellen so schmal, daß nicht genügend Raum vorhanden war, um zwei sich begegnenden Personen die Möglichkeit zu geben, aneinander vorbeizukommen, weßhalb unsere Führer fortwährend rufen mußten, um etwa heraufkommende Reisende rechtzeitig zu warnen, damit sie an einer breiteren Stelle warten konnten, bis wir vorbeigekommen waren.

Während wir uns auf einem dieser engen Wege dahinwanden, befand ich mich zufällig vor den Lastthieren, als eines von ihnen von einem Felsstücke getroffen wurde, das von oben herabgerollt war, und nun erschreckt den Pfad herabrannte. Ich hatte kaum Zeit, mich umzusehen und die Gefahr zu erkennen, die aus dem unvermeidlich scheinenden Zusammenstoße drohte, welcher uns sämmtlich die steile Bergwand in den schäumenden Fluß hinabstürzen mußte. In einem Augenblicke hatte ich mich quer über den Weg auf den Boden geworfen; das erschreckte Thier sprang über mich weg, stieß gegen mein Sattelpony, glitt aus und fiel mit einem Angstschrei über den Wegrand in den Fluß. Ich war sicher, daß es todt sein müsse, allein als ich hinuntersah, erblickte ich es, wie es in die Strömung gedreht und schließlich gegen einen Felsen geschwemmt wurde, ohne das Gepäck zu verlieren. Das arme Thier faßte festen Fuß und schien unverletzt; aber es war unmöglich, dasselbe heraufzuholen, da der Felsenabhang zu steil war, und meine Leute schlugen vor, hinabzusteigen, das Gepäck zu holen und das arme Thier seinem Schicksale zu überlassen. Hiergegen sträubte

ich mich aber, da wir nur mehr eine Meile von der Ebene von Bathang entfernt waren, durch welche der Bergstrom floß, und ich dachte mir, daß das Pony den Strom hinab zu einem erreichbaren Landungsplatz gebracht werden könne. Ich stieg deßhalb mit dem Führer und Leu-dzung hinab und es gelang mir, das Gepäck und den Sattel mit Hülfe der Stricke, mittelst welcher wir heruntergekommen waren, wieder auf den engen Pfad hinaufzuschaffen. Dann sagte ich dem Führer, er solle das Pony bestmöglichst den Fluß hinabbringen, doch der arme Kerl erblaßte schon beim Gedanken daran, so daß nichts anderes übrig blieb, als selbst ans Werk zu gehen, denn ich war fest entschlossen, das Thier nicht aufzugeben, ohne seine Rettung versucht zu haben. Die Luft war ganz warm, deßhalb zog ich mich aus, stieg auf das Pony und stürzte in die rasende Strömung. Die Erschütterung, welche mir das eiskalte Wasser verursachte, als das Pony muthig in eine tiefe klare Stelle sprang, war fürchterlich, und ich schrie, als ich wieder an die Oberfläche kam, als ob ich in einen Kessel mit siedendem Wasser gesprungen wäre; allein ich hatte wenig Zeit, darüber nachzudenken, denn wir wurden eine kleine Stromschnelle hinabgetragen, worauf das Pony mit wunderbarer Geschicklichkeit festen Fuß faßte und über einen Haufen Felsstücke kletterte, unterhalb derer das Wasser mit betäubendem Lärm toste. Beinahe eine Meile weit ging es bald über Felsentrümmer, bald wurden wir mit furchtbarer Kraft dahingerissen und manchmal hülflos in einem tiefen Wirbel um- und umgedreht. Sobald wir an eine tiefe Stelle kamen, glitt ich stets herab und hielt mich nur am Schweife des Ponys fest. Endlich erreichten wir einen guten Landeplatz und konnte ich das Pony wieder auf den Weg bringen, wo die übrigen Mitglieder meiner Reisegesellschaft zitternd und Gebete murmelnd standen. Wenn ich auf dieses Abenteuer zurückblicke, so denke ich mir, daß ich eigentlich in Stücke geschlagen sein sollte; allein sonderbar genug hatte es, einige kleine Risse und Stöße abgerechnet, weder mir noch dem Pony geschadet.

Einige tübetanische Männer und Frauen, die sich im Wachthause zu uns gesellt hatten, waren von dieser Produktion entzückt und schrieen und johlten als Antwort auf meine wiederholten Hurrahs, die ich ausstieß, wenn ich wieder einen mehr

als gewöhnlich gefährlichen Theil des Stromes überwunden hatte, und als ich wieder angekleidet auf dem Pfade bei ihnen stand, schienen sie fest zu glauben, daß ich ein übernatürliches Wesen wäre, das aus den Wolken gefallen sei; besonders hatte sie die Weiße meiner Haut vollständig verwirrt. Dieses Abenteuer hielt uns lange auf, aber endlich machten wir uns wieder auf den Marsch thalabwärts und erreichten bald die Ebene. Um vier Uhr Nachmittags kamen wir in der Stadt Bathang an.

Neuntes Kapitel.

Bathang.

Ich schließe mit den Mandarinen Freundschaft. — Der Handel eines Morgens. — Ein tübetanischer Sportsmann. — Mein Freund Tang. — Die Lamaserei mit dem goldenen Dache. — Die Blattern in Tübet. — Mehr erschreckt als verletzt. — Eine Intrigue entdeckt. — Route nach Assam. — Tz Ta-leuya. — Ein Mandarin im Dilemma. — Wechsel der Route.

Unsere Ankunft in Bathang war die Ursache einer großen Aufregung, und als wir durch die Straßen mit ihren zwei- und dreistöckigen Häusern und gefängnißartigen Fenstern passirten, bildeten Männer, Frauen und Kinder neugierige Gruppen, die den „Palin" sehen wollten, welchem die Fama die finstersten Absichten zugeschrieben hatte. Zahlreiche Lamas eilten von Gruppe zu Gruppe und hielten Ansprachen, welche von den lebhaftesten Gestikulationen begleitet waren. Ich kam jedoch durch, ohne der geringsten Beleidigung ausgesetzt gewesen zu sein und erreichte endlich das einzige Gasthaus, welches am anderen Ende der Stadt lag und wo ich bald einquartiert war und meine armen, halbverhungerten Thiere mit reichlichem Vorrathe in einem Schuppen versehen hatte, der an das Gebäude anstieß, welches in seiner Einrichtung mehr einen chinesischen als tübetanischen Charakter trug.

Ehe ich Zeit gehabt hatte, mich im Hotel niederzulassen, waren schon drei Missionäre, die Herren Fage, Goutelle und Desgodins gekommen, um mir mitzutheilen, daß die Behörden

auf ihre Veranlassung ein Haus zu meinem Aufenthalte in Bathang in Bereitschaft gestellt hatten. Sie drängten mich stark, es sofort zu beziehen; aber, da freies Quartier von den Tübetanern nur für Beamte von hohem Range geliefert wird, so dankte ich den Patres für ihre Freundlichkeit und schlug es ab, auszuziehen. Des Bischofs letzter Rath war gewesen, daß ich nur in Gasthäusern wohnen und mir keinen Anschein der Wichtigkeit geben sollte, welcher nicht mit der Beschreibung in meinem Passe als reisender Kaufmann übereinstimme. Ich fühlte auch, daß die liebenswürdige Dienstfertigkeit der Patres, mit welcher sie freies Quartier für mich verlangt hatten, wahrscheinlich die Feindseligkeit der Behörden hervorrufen würde, abgesehen davon, daß es sie auf die Vermuthung bringen mußte, daß ich mit den Missionären verbunden sei. Ich erhielt bald einen Beweis, daß sowohl die chinesischen, als auch die tübetanischen Behörden sehr auf mich erzürnt waren, denn als ich meinen Paß zur Visa und die üblichen geringfügigen Geschenke dazu sandte, wurden die letzteren ohne jede Botschaft zurückgesandt; — ein deutlicher Hinweis darauf, daß meine Gegenwart in der Stadt unwillkommen war.

Die Aufregung, welche meine Ankunft im Gefolge hatte, dauerte den ganzen Nachmittag und ich hielt mich deßhalb außer Sicht. Am nächsten Morgen, etwa um acht Uhr, stieg ich auf das flache Dach des Hotels, von welchem man die Straße übersehen konnte. Eine ungeheure Menschenmenge, die in der Straße versammelt war, begrüßte mich mit lauten Rufen „Pebunza! Pebunza!" (Nepaulese! Nepaulese!) und „Palin! Palin!" (Engländer! Engländer!). Wenn auch einigermaßen durch dieses Geschrei überrascht, verlor ich doch nicht den Kopf, sondern verbeugte mich höflich, worauf ich mich auf eine hölzerne Bank setzte, wo mich das Volk sehen konnte, meine Pfeife anzündete und ruhig auf die Menge blickte. Nachdem diese sich am Fremden sattgesehen hatte, zerstreute sie sich wieder ohne jedes Zeichen von Feindseligkeit und von dieser Zeit an hörte meine Gegenwart auf, irgendwelche Aufmerksamkeit zu erregen.

Im Laufe des Vormittags sandte der chinesische Mandarin zu mir, um zu fragen, ob ich etwas zu verkaufen hätte, worauf ich seinem Bediensteten sagte, daß ich einige Uhren und Revolver

anzubringen wünsche. Er kehrte bald zurück und sagte, daß sein Herr meine Waaren anzusehen wünsche, und ich sandte deßhalb Philipp mit meiner Büchse, den Revolvern und ein paar Uhren zu ihm, mit der Instruktion, solche Preise zu stellen, die einen Verkauf ausschließen würden. Philipp theilte mir bei seiner Rückkunft mit, daß der Mandarin über die Zumuthung, mir ein freies Quartier zu gewähren, sehr aufgebracht gewesen, jedoch wieder besänftigt sei, weil ich mich geweigert hatte, es anzunehmen, sowie daß er auch zu verstehen gab, daß er nun die erst refüsirten Geschenke annehmen würde. Ich war sehr froh, auf diese Weise mit der höchsten Gewalt des Ortes Frieden geschlossen zu haben und beeilte mich, seinen Wunsch nach Geschenken zu befriedigen. An demselben Tage sandten mir die tübetanischen Beamten Geschenke und hatten ihre Boten besonders instruirt, mir zu verstehen zu geben, daß sie meine Geschenke blos deswegen nicht angenommen hätten, weil es der chinesische Mandarin so gehalten hätte.

Der schlechte Eindruck, den die gutgemeinte, aber unweise Einmischung der Missionäre auf die Behörden hervorgebracht hatte, war nun zu meiner großen Erleichterung beseitigt, denn ich wußte, daß hier das Schicksal meines Unternehmens entschieden werden würde, da meine nächste Route mich bereits aus der direkten chinesischen Jurisdiktion in das centrale Königreich Tübet bringen würde und im Falle irgendwelcher Vorkommnisse die Behörden Bathangs mein einziger Schutz seien.

Nachdem ich zwei Tage im Gasthause zugebracht hatte, ohne auszugehen, nahm ich eine Einladung der Missionäre zum Frühstück an. Dort hörte ich zum erstenmale von einem chinesischen Theehändler über die Existenz einer Handelsstraße von Bathang nach Ruemah, einer Stadt in der tübetanischen Provinz Zy-yul, nahe an der Grenze von Assam und zwanzig Tagereisen von hier. Diese Nachricht war sehr zufriedenstellend, und es schien, als ob ich daran sei, den Zweck meiner Reise, eine direkte Route von China nach unseren indischen Besitzungen aufzufinden, zu erreichen.

Eine große Schwierigkeit blieb aber zu überwinden; mein Paß gab meine Route von China nach Indien über H'lassa an und neue Pässe der Behörden zu Bathang waren nothwendig,

15*

um mir meinen Marsch auf Assam zu ermöglichen. Es war nun die Frage, ob mir diese gewährt werden würden.

Die guten Patres gaben uns ein ausgezeichnetes Frühstück von gebratenem Geflügel, Gemüse und — was für mich der größte Genuß war — etwas Wein. Indem wir uns an ihrer fröhlichen und reichen Gastfreundschaft erlabten, wurden die schrecklichen Entbehrungen vergessen, welche wir in den Bergen erlitten hatten, und nach der Mahlzeit stiegen wir auf das flache Dach ihres Hauses, um unsere Pfeifen zu rauchen, von wo aus man auf das Bathang-Thal niedersah, welches mit seinen üppigen jungen Saaten von Bartweizen und Erbsen vor uns ausgebreitet lag.

Die kleine Ebene, welche etwa drei Meilen im Umfange hält und von einem Arme des Kin-tscha-kiang bewässert wird, bildet eine wahre Oase in der wüsten Berggegend und gleicht einem grünen Edelstein in der Fassung der nackten Berge, welche es auf allen Seiten einschließen. Die Fruchtbarkeit dieses kleinen Paradieses des östlichen Tübet ist wunderbar; man erntet zweimal im Jahre. Verschiedene Gemüse, wie Kartoffeln, Gurken, chinesischer Kohl, eine lange Wurzel mit Rübengeschmack, Kürbisse, Schalotten, Zwiebeln und Spinat gedeihen reichlich, und Früchte, z. B. Birnen, Pfirsiche, Wallnüsse und Wassermelonen reifen in Masse und werden sowohl groß, als auch gut. Geflügel, Schaffleisch und auch Fische aus den benachbarten Nebenflüssen des Kin-tscha sind reichlich vorhanden und billig. Große Vorräthe können leicht für einen Strang Seidenfaden, einige Händevoll Thee oder ein Dutzend Nadeln eingetauscht werden.

Die Stadt enthält etwa 6000 Einwohner, inclusive der Lamas, welche in der berühmten Lamaserei wohnen, und ist von großer Bedeutung als Markt, auf welchen die Central-Tübetaner und Mongolen ihre Produkte an Moschus, Borax, Pelzwerk und Gold bringen, um sie gegen Thee und Schnupftabak einzutauschen, von denen sie besonders den letzteren stark consumiren.

Ein höherer Militärmandarin übt Civilgewalt aus und ein niederer Offizier commandirt ein Detachement von 180 chinesischen Soldaten. Außerdem sind zwei tübetanische Beamte vorhanden, die alle Angelegenheiten behandeln, welche die Einge-

borenen betreffen, und die höchste Gewalt außer über Leben und Tod ausüben, welch letztere dem chinesischen Mandarin zusteht.

Nach einem bei den Patres sehr angenehm verbrachten Vormittage kehrte ich zum Hotel zurück, wo ich eine Anzahl Besucher aus der Stadt vorfand. Ihr Zweck war reine Neugierde, aber als Ausrede benützten sie den Wunsch, allerlei Sachen zu kaufen, z. B. Smaragden, Türkisen und Achate mit Löchern, um sie an Schnüre reihen zu können, ferner wurden rothe und rosa Korallen eifrig verlangt, ebenso europäische Spielsachen, z. B. Kaleidoskope, und sonderbarer Weise wollte beinahe Jedermann Photographieen kaufen. Der Gesandte Nepauls und dessen Gefolge hatten offenbar auf ihrem Wege nach China in dieser Stadt mit den ebengenannten Waaren viel gehandelt. Es wurde mir auch gesagt, daß die Händler in seinem Gefolge eine ungeheure Quantität Korallen verkauft hatten, welche in den Salzseen nördlich von H'lassa gesammelt worden waren, und zwar zu Preisen, welche unter den Damen Bathangs ein förmliches Korallenfieber erzeugten. Dieser Artikel wird von ihnen hochgeschätzt und war stets um sein Gewicht in Gold verkauft worden. Die Aufregung, welche herrschte, als die nepaulesischen Händler sie um ihr Gewicht in Silber verkauften, war bedeutend und sahen die letzteren zu ihrem Schaden ihren Mißgriff erst ein, als sie beinahe ihren ganzen Vorrath bereits verkauft hatten.

Meine Besucher schienen so begierig zu kaufen, daß ich meine Glasperlen, Türkisen, Onyxe, Achate, Faden, Nadeln und Seiden hervorholte, um mich etwas zu unterhalten. Wie ich mir jedoch gedacht hatte, gefiel nichts ihrem wählerischen Geschmacke; da ich aber meine Eigenschaft als Händler aufrechterhalten mußte, so brachte ich ein Packet mit Photographieen von Freunden und Bekannten herbei, die ich in Schanghai gesammelt hatte, und kaum waren diese ausgelegt, als auch schon ein Dutzend Käufer sich Concurrenz machten und ich ein lebhaftes Geschäft führte. Für die Damen bekam ich von einem Huhn bis zu drei Hühnern und einem Bund Heu für die hübscheste, Mittelsorten wurden gern für einen Hahn oder zwei Bund Heu per Stück genommen. Ich erhielt auf diese Weise im Tausche gegen zwei bis drei Dutzend Photographieen einen Vorrath für uns und die

Lastthiere, der beinahe für unseren ganzen Aufenthalt in Bathang ausreichte.

Mein Handel gab mir, wenn auch auf meine Kosten, einen Beweis der Schlauheit der Chinesen und Tübetaner. In Ta-tsian-lu hatte ich von einem Tschen-si-Händler eine Menge Türkisen gekauft, die ich für echt und sehr billig hielt; derselbe Preis, den ich nun hier für sie verlangte, erweckte den Verdacht meiner tübetanischen Kunden, von denen einer einen Stein kaufte und ihn sofort mit seinem Absatz zertrat. Dieser unwiderlegliche Beweis des Gefälschtseins einiger meiner Waaren rief ein mißfälliges Gemurmel hervor und ich würde meinen Ruf der Ehrlichkeit verloren haben, hätte ich nicht sofort mit lauten Flüchen auf denjenigen, der mich betrog, auf dieselbe Weise alle die Porzellanperlen vernichtet, welche mir als echte Türkisen aufgeschwätzt worden waren; worauf mir die Tübetaner mit lautem Lachen versicherten, daß ich den schlauen Tschen-si-Händlern nicht ebenbürtig sei. Ihr Spott war mir jedoch viel lieber, als daß sie mich schon bei meinem ersten Auftreten vor dem Publikum Bathangs für einen Verkäufer gefälschter Waaren gehalten hätten.

Gegen Abend besuchten mich mehrere Lamas, welche zwar äußerst höflich waren, sich aber doch nicht enthalten konnten, viele Fragen über meine weiteren Pläne zu stellen. Als sie den Paß sahen, der mir erlaubte, nach H'lassa zu gehen, erklärten sie einstimmig, daß dies ein Ding der Unmöglichkeit sei. Ich that jedoch als ob ich dächte, daß sie sich irrten, und wechselte rasch das Thema des Gesprächs, da ich es noch nicht für wünschenswerth hielt, diese Frage zu diskutiren.

Ich hatte nun mehrere Tage in Bathang zugebracht und außer der Anfrage des chinesischen Mandarins, ob ich etwas zu verkaufen hätte, hatte ich von den Behörden weder etwas gehört noch gesehen. Ich war deßhalb sehr angenehm überrascht, als mir am Morgen nach meinem Photographieenverkaufe der zweite tübetanische Mandarin einen Besuch machte. Er war ein Mann in den mittleren Jahren und trug das volle Kostüm eines chinesischen Mandarins vom blauen Knopf, sowie einen Zopf und rasirten Kopf; auch sprach er fließend Chinesisch. Er war sehr freundlich und wir standen bald auf so gutem Fuße, daß er mich einlud, ihn zu seinem Hause zu begleiten, wo wir aßen.

Er war zufällig ein großer Pferdefreund und zeigte mir auch seinen Stall, der viele schöne Exemplare des tübetanischen Ponys sowohl als auch Maulthiere enthielt, die sämmtlich in ausgezeichnetem Zustande und vorzüglich gepflegt waren. Mein Wirth hatte geschäftliche Absichten, als er mich durch seinen Stall führte, denn er wußte, daß sich mein Marstall in schlechtem Zustande befand. Er frug mich, ob unter seinen Thieren welche wären, die mir gefielen, und verlangte, nachdem er gemerkt hatte, daß ich wirklich zu kaufen beabsichtigte, Preise von 100 Taels per Stück an und höher, so daß ich glaubte, er habe seine Thiere nur aus Höflichkeit angeboten. Als wir jedoch in das Haus zurückkehrten, hörte ich, daß er es besonders wünschte, eine meiner silbernen Uhren zu erhalten, von denen mich jede in Shanghai 100 Taels gekostet hatte. Hier war eine gute Gelegenheit, um Lastthiere einzukaufen und ich gab deßhalb vor, meine Uhr nicht verkaufen zu wollen.

Ein köstliches Diner wurde mir nach chinesischer Manier aufgetischt, worauf ich von meinem Wirthe Min Ta-leuya Abschied nahm und ihm versprach, ihn am folgenden Tage wieder zu besuchen. Im Gasthause fand ich den tübetanischen Obermandarin auf mich wartend. Er trug auch chinesische Kleidung und war, wenn auch ein alter Mann, doch noch kerzengerade, und im Gegensatze zu Min Ta-leuya, der für einen Tübetaner ziemlich klein, volle sechs Fuß zwei Zoll hoch.

Wir unterhielten uns lange und schließlich lud er mich ein, mit ihm an irgend einem Tage zu Mittag zu essen. Er sprach über meine Absicht, nach H'lassa zu gehen, und versicherte mich, daß, was die Beamten von Bathang beträfe, ich Nichts zu fürchten brauche, aber daß er gewiß sei, ich würde entweder aufgehalten oder mißhandelt, wenn ich die Grenze des centralen Königreichs einmal überschritten hätte. Ich zwang das Thema meiner Abreise nicht auf das Tapet, denn ich hatte vor, noch eine Woche lang in Bathang zu rasten.

Mein Gast hatte sich kaum verabschiedet, als ich einen Besuch von den Missionären erhielt, welchen sehr viel daran lag, daß ich meine Route nicht änderte, sondern direkt nach H'lassa weitergehe. Sie versuchten auf alle mögliche Weise meinen Entschluß zu erfahren. Ich sagte ihnen ganz offen, daß ich den

Versuch wagen würde, Assam auf der Straße von Bathang nach Ruemah*) zu erreichen, und die Reise nach H'lassa nicht unternehmen wolle. Die guten Patres waren, wenn auch in etwas eigennütziger Weise, doch natürlich durch diese Entschließung enttäuscht, denn wenn es mir gelang, H'lassa zu erreichen, würde es fernerhin keine Ausrede mehr für die Regierung geben, um die Missionäre aus dem centralen Tübet fern zu halten, und es lag die Vermuthung nahe, daß, wenn die Tübetaner mich mißhandeln oder aufhalten würden, die englische Regierung die Beschränkung eines ihrer Unterthanen rächen und die Tübetaner lehren würde, friedliche Europäer zu respektiren.

Wenn es mir auch leid that, die guten Patres nach all ihrer großen Freundlichkeit zu enttäuschen, so fühlte ich doch, daß, da es einmal mein Zweck war, unsere indischen Besitzungen auf dem kürzesten Wege zu erreichen, es meine Pflicht sei, alle Mittel anzuwenden, um Assam von Bathang aus zu erreichen, ehe ich es versuchte, nach H'lassa vorzudringen. Nachdem die Missionäre fort waren und ich eben zu Bette gehen wollte, führte Philipp noch einen Besucher in der Person des Tang Ta-leuya herein, der nicht nur mein Namensvetter war, sondern auch in demselben Gasthofe wohnte und ein Original war. Er trug an seinen sechzig Jahren noch sehr leicht und spielte den Mann mit der eisernen Constitution, der Alles vertragen kann. Außerdem war er ein passionirter Verehrer des schönen Geschlechtes. Er trug Brillen und war besonders auf seine großen ledernen Wasserstiefel stolz, deren Zehentheil sich in der modischsten Weise aufgebogen zeigte. Seine Hände waren zart und seine Fingernägel von großer Länge; auch befähigte ihn die lange Uebung im Streichen seines Bartes, diese kleine Eitelkeit in vollendeter Weise durchzuführen.

Er leitete die Conversation mit der größten Leichtigkeit ein und zeigte bald, daß er mit meinen Verhältnissen und Angelegenheiten vollkommen vertraut sei. Der Mann hatte etwas so Komisches und zugleich Gescheidtes, daß ich gern seine Einladung zum Nachtessen annahm, nachdem ich ihm erst auf seinen lebhaften Wunsch hin versprochen hatte, ihn nach H'lassa zu be-

*) S. die Karte.

gleiten, im Falle ich dorthin reise, wobei ich mich jedoch hütete, ihm meinen Wunsch mitzutheilen, nach Assam zu gehen.

Nach der Hausordnung unseres Gasthofes mußte jeder Gast für sich selbst kochen und da Philipp bis jetzt für mich die Obliegenheiten eines Koches übernommen hatte, bot er nun Tang seine Dienste an. Dieser wollte jedoch nichts davon wissen, sondern versicherte mich mit einer ausdrucksvollen Verlängerung seines Gesichtes und Augenzwinkern, daß er wisse, wie man kochen müsse und daß ich ein Souper haben solle, das alles Erreichbare von hier bis Tschen-tu-fu überträfe.

Wir verfügten uns deßhalb in die Küche, wo die tübetanischen Einwohner des Hauses durch den großen Respekt, welchen sie vor meinem Gefährten hatten, zeigten, daß er ihnen bereits die Ueberzeugung seiner großen Wichtigkeit beigebracht hatte. Die Gegenstände, welche für das Nachtmahl bestimmt waren, hatte er vorher bestellt und standen deßhalb Hühner, Schweinefleisch und Gemüse bereit, um unter seiner geschickten Hand in schmackhafte Gerichte verwandelt zu werden.

Die drei tübetanischen Frauen und ein Knabe waren mit ihrer Abendmahlzeit beschäftigt, die aus Butter, Thee und Tsanba bestand, aber sie rannten doch mit aller Eile umher, um die Wünsche Tangs zu befriedigen, der, mit den auf dem Rücken zusammengebundenen Schößen seines langen chinesischen Rockes und aufgestülpten Aermeln, sowie auf der Nasenspitze balancirten Brillen sein Messer schwang und an die Arbeit ging. Geflügel und Schweinefleisch war bald auf die in China übliche Weise zum Kochen zerlegt und in schmackhafte Gerichte verwandelt, während dessen Tang mitten in seiner Beschäftigung häufig stillehielt, um mich in die Mysterien seiner eigenthümlichen Art zu kochen einzuweihen, welche, wie er mir sagte, das Resultat sorgfältigen Studiums war. Während ich ihn beobachtete und seiner Dissertation über die Kochkunst lauschte, konnte ich beinahe glauben, daß der Geist Soyers Tübet in der Person Tangs besucht habe. Denn letzterer sprach mit solcher Ueberzeugung vom guten Essen, daß ich schrecklich hungrig wurde und mir der Mund wässerte, während ich die Bereitung unseres Soupers beobachtete, das auch der Lobsprüche Tangs würdig war, so daß wir bis spät in die Nacht dabei sitzen blieben.

Tang theilte mir mit, daß er beabsichtige, in einigen Tagen nach H'lassa aufzubrechen, und es wurde ausgemacht, daß wir zusammenreisen sollten; eine Verabredung, die sich für ihn als so angenehm erwies, daß die starken Libationen in Samschu, mit welchen er unsere Abmachung ratifizirte, zur Folge hatten, daß er, als er mich zu seiner Thüre hinausbekomplimentirte, die Stiege hinunterfiel und in so heftige Berührung mit dem Thürpfosten kam, daß eines seiner Augen vollständig zuschwoll.

Am nächsten Morgen, als ich eben mein Pony bestieg, um die Lamaserei zu besuchen, erschien Tang in einem erbärmlichen Zustande. Eine Binde über sein geschwollenes Auge verhüllte beinahe das ganze Gesicht; aber trotz seiner Entstellung hatte er nichts von seiner Wichtigthuerei verloren und erwiederte, als ihn die Frauen des Hauses über sein Unglück neckten, daß ihr Haus ihm früher oder später den Tod geben werde, da es in einer Weise gebaut sei, die für die Wohnung eines chinesischen Gentleman vollständig ungeeignet wäre.

Nachdem ich Tang versprochen hatte, zur rechten Zeit zurückzukehren, um mit ihm zu essen, ritt ich in Begleitung Philipps nach der Lamaserei ab. Wir brauchten nicht lange, um dort anzukommen, denn das Gebäude liegt weniger als eine Viertelmeile vom westlichen Ende der Stadt entfernt. Meine Ankunft an den Thoren der Lamaserei rief eine große Aufregung hervor. Hunderte von Lamas bedeckten das flache Dach der Gebäude, aus welchen das mit einer Mauer umschlossene Häuserquadrat bestand, während Schaaren durch Höfe und Gänge in größter Aufregung ab und zu liefen.

Ich stieg außerhalb des Thores ab, ließ mein Pony in der Aufsicht des Thorhüters und trat ein. Kaum hatte ich jedoch das innere Thor passirt, als ein Lama mich auf chinesisch ansprach und nach meinem Begehr frug. Ich sagte ihm, daß ich das Gebäude zu sehen wünsche, und gab ihm meine Karte, indem ich ihn bat, sie dem Haupt-Lama mit der Bitte um Erlaubniß zu überreichen, die Lamaserei sehen zu dürfen. Er ersuchte mich, bis zu seiner Wiederkunft an dem Thore zu verweilen und brachte dann meine Botschaft zum Lama.

Da er beinahe eine Viertelstunde ausblieb, so unterhielt ich

mich dadurch, daß ich mit den Lamas sprach, welche ihre Neugierde um mich versammelt hatte.

Von meinem Standorte aus konnte ich nur wenig vom Inneren des Gebäudes sehen. Soweit dies jedoch möglich war, bewies es, daß die Berühmtheit der Lamaserei von Bathang wirklich begründet sei.

In der Mitte des Häuserquadrates war das Dach des heiligen Tempels deutlich sichtbar, und seine massive goldene Bedachung blitzte mit blendendem Glanze. Auf dem Dache und sonst auch überall wimmelte die ganze Anstalt von Hähnen, welche fortwährend krähten, was mit dem Gesang der Lamas in einen Chor zusammenschmolz. Diese Vögel sind Buddha geweiht und sind es deren mehr als tausend, wie man mir sagte. Keine werden getödtet und ihre Reihen werden stets durch die Geschenke der Landleute vermehrt, welche Geflügel als religiöse Opfer nach der Lamaserei bringen. Die Vögel sind sämmtlich Kapaunen und leben wie die Lamas im Cölibat. Keine einzige Henne darf in das Gebäude kommen. Alles ist in diesem geweihten Gebäude dem Dienst Buddha's gewidmet und es wird erwartet, daß es mit den Verführungen der Außenwelt nicht in Berührung kommt.

Ich bemerkte mehrere Nonnen mit geschorenen Köpfen, aber sonst wie die tübetanischen Frauen gekleidet, nur mit dem Unterschiede, daß Farbe und Stoff dieselben der grünen, priesterlichen Gewänder sind. Diese Nonnen sind die absoluten Sklaven der Lamas und besorgen mit den jugendlichen Novizen alle Hausarbeit. In der Außenwelt nehmen sie jedoch, wie die Lamas, eine höhere gesellschaftliche Stellung ein und wird ihnen von beiden Geschlechtern der Laien bedeutende Ehrerbietung gezollt. Sie schließen sich nicht vollkommen in den Lamasereien ab, wie etwa die Nonnen in Klausur der römischen Kirche, sondern leben oft mit ihren Familien und arbeiten im Haushalte und in den Feldern. Diese Nonnen behaupten, ebenso wie die Priester in vollkommener Keuschheit zu leben und sich vollständig der Anbetung und dem Dienste Buddha's zu weihen, allein aus eigener Beobachtung und aus der offen ausgesprochenen Ansicht der Laien Tübets, die ich oft zu hören Gelegenheit hatte, ist Tugend

unter den Priestern ein unbekannter Gegenstand und die Lamasereien sind wenig besser als Höhlen des Lasters.

Ich hatte eben angefangen ungeduldig zu werden, weil der Lama so lange ausblieb, als er mit der Botschaft zurückkehrte, daß meine Gegenwart im Gebäude nicht gewünscht werde, weil sie die Priester in ihren Gebeten stören würde; aber daß, wenn ich ein Opfer an Geld oder irgend etwas anderes geben wollte, es angenommen werden würde. Da diese Erlaubniß vom Haupt-Lama als ein Ausdruck seines Wohlwollens aufzufassen war, gab ich dem Boten einen Tael in Silber und kehrte enttäuscht zurück.

Ich fand später, daß ich Grund hatte, mir zu meiner Ausschließung vom Besuch der Lamaserei zu gratuliren, denn viele ihrer Einwohner litten an den Blattern. Diese schreckliche Krankheit wüthet sehr stark unter der tübetanischen Bevölkerung, von welcher etwa jede vierte Person durch dieselbe entstellt ist. Manchmal tritt die Krankheit epidemisch auf und ruft dann die größte Bestürzung unter dem Volke hervor. Wenn Fälle in einer Stadt vorkommen, so werden die ergriffenen Familien von den Lamas gezwungen, in die Berge zu ziehen und ihre Häuser zu verschließen. Sollten die Kranken nicht transportirt werden können, so werden sie im Hause eingeschlossen, alle Verbindung mit ihnen verboten und sie selbst verlassen, um zu sterben oder sich zu erholen.

Im Hotel fand ich Tang auf mich mit einem Diner wartend, das ein Triumph für seine Kochkunst war. Um auch meinen Theil zu den Tafelfreuden beizutragen, zog ich eine Flasche Portwein hervor, welchen mir die guten Missionäre am Tage vorher übersendet hatten. Mr. Tang fand ihn vorzüglich und erklärte mit einer feierlichen Kopfbewegung, daß Leute, welche solchen Wein fabrizirten, gewiß auch wissen müßten, wie man koche. Während wir unsere Pfeifen rauchten, gesellten sich die beiden tübetanischen Mandarine zu uns und der oberste Würdenträger lud Tang und mich für den übernächsten Tag zum Frühstücke ein. Sein Abgesandter hatte mir ein großes schwarzes Maulthier zur Ansicht mitgebracht, das er zum Tausche gegen meine Uhr anbot, wenn es mir nach einer Prüfung gefalle, dessen er sicher wäre.

Da ich nun eine Woche in Bathang zugebracht hatte, war

es Zeit, das Thema meiner Abreise aufs Tapet zu bringen, und ich theilte deßhalb den Mandarins mit, daß ich in drei bis vier Tagen abzureisen beabsichtige. Sie wechselten einen Blick und der Oberbeamte bemerkte, daß er fürchte, ich würde Unannehmlichkeiten begegnen, wenn ich nach H'lassa weiterginge. Die Natur dieser Unannehmlichkeiten wollte er aber nicht wissen, als ich ihn darum fragte, sondern er hätte nur von den Lamas gehört, daß es mir nicht gestattet werden würde, das heilige Königreich zu betreten. Ich war damit zufrieden, meine Absicht der Abreise ausgesprochen zu haben, und wußte, daß ich bald Weiteres hören würde, wenn die Lamas und Chinesen beschlossen hatten, mich aufzuhalten.

Das Maulthier erwies sich bei der Probe am nächsten Tage als gut und ich gab deßhalb meine Uhr dafür hin, an welcher der Mandarin eine solche Freude hatte, wie ein Knabe am neuen Spielzeug. Während des Morgens, den wir damit zubrachten, sein Haus und Stallungen anzusehen, zog er sie wohl hundertmal heraus, um sie anzusehen und ihrem Ticken zu horchen, wobei er sie so sorgfältig behandelte, als ob sie aus Glas wäre. Am nächsten Tage, als ich ihn im Hause des Obermandarins sah, zog er die Uhr mit einem sehr langen Gesichte heraus und sagte, daß sie aufgehört hätte zu gehen und daß er sich nicht traue, sie aufzuziehen, da er sich fürchte, sie zu zerbrechen. Sein Entzücken kannte keine Grenzen, als ich sie gehen ließ, und er brachte mir sie jeden Morgen zum Aufziehen, so lange ich noch in Bathang verblieb.

Unser Frühstück, das aus aromatischem Thee, kaltem Hammelbraten, gedünstetem Geflügel, Fisch und verschiedenen Gemüsen bestand, wurde plötzlich durch den Eintritt eines tübetanischen Sklaven unterbrochen, der zitternd und in athemlos abgebrochenen Sätzen seinem Herrn mittheilte, daß das Gewehr Tang Kupahs losgegangen war und Min Ta-Leuya's Schwiegersohn getödtet hatte. Diese Nachricht brachte, wie man sich denken kann, große Verwirrung hervor und ich eilte zum Gasthofe, indem ich in diesem unglücklichen Zufalle langen Aufenthalt, wenn nicht geradezu Gefahr für mich vermuthete. Als ich jedoch eben das Zimmer verließ, erschien mein tübetanischer Knabe Leu-dzung und von ihm hörten wir den wahren Verlauf der Sache. Es schien,

daß, bald nachdem ich den Gasthof verlassen hatte, Min Ta-Leuya's Schwiegersohn und zwei Lamas mich besuchen wollten und sich entschlossen hatten, zu warten, bis ich nach Hause kommen würde. Um sich die Zeit zu vertreiben, hatten sie begonnen, mein Gepäck zu untersuchen. Mein Gewehr, welches ich geladen hielt, hatten sie unter meinen Flanelldecken gefunden und es der genauesten Betrachtung unterworfen. Natürlich waren die armen Kerle sich nicht der Gefahr bewußt, welche sie liefen, und mit Schrecken erfüllt, als das Gewehr losging, den jungen Mann umwarf, der es hielt, und einem der Lamas einen kräftigen Stoß ins Gesicht gab. Glücklicherweise flog die Kugel durch das Fenster in die gegenüberliegende Mauer, ohne weiteren Schaden zu thun.

Die beiden Lamas flohen und ließen ihren Gefährten als todt zurück; daher die Geschichte, welche uns zuerst erzählt wurde. Was aber den jungen Mann betraf, so wollte er, nachdem er wieder zur Besinnung gekommen war, lange nicht glauben, daß er nicht erschossen sei, und als er endlich vom Gegentheil überzeugt war, lief er nach Hause, bestieg sein Pony und ritt nach einem entfernten Dorfe, um seine Scham zu verbergen.

Lange ehe wir das Ende der Erzählung gehört hatten, mußten wir schon über die dumme Geschichte lachen und wir nahmen wesentlich erleichtert unsere Sitze am Frühstückstische wieder ein.

Im Laufe des Gespräches erzählte ich, wie wir in England zu Pferde jagen und rennen und bei dieser Gelegenheit hörte ich zum ersten Male, daß die Tübetaner leidenschaftlich dem Pferderennen ergeben sind; beide Mandarinen waren Enthusiasten in diesem Fache und Eigenthümer rivalisirender Rennställe, welche fortwährend um den Sieg rangen. Unser Sportgespräch wurde bald sehr lebhaft und endete darin, daß wir uns auf den Rennplatz verfügten. Wir ritten alle dorthin und die beiden Mandarine ließen je zwei ihrer Rennponys bringen.

Der Rennplatz bestand aus einem guten, ebenen Wiesenplatz, etwa 500 Yards im Gevierte groß und diente auch als Exerzierplatz für die chinesischen Truppen.

Die Ponies trugen die schweren chinesischen Sättel mit riesigen Flügeln und kurzen Steigbügeln. Man führte sie an den Abreitplatz, wo sie von tübetanischen Männern, die sehr groß und schwer

waren, bestiegen wurden. Auf ein Zeichen, das ein chinesischer Soldat gab, ritten die muthigen kleinen Thiere ab und legten die 500 Yards mit ungeheurer Geschwindigkeit zurück, wobei die Reiter ihre Arme wie Windmühlenflügel umherwarfen. Jedes Paar der Ponies rannte dreimal und mußte der Sieger davon zweimal gewinnen. Die Pferde Ta Ta-leuya's ernteten die Lorbeeren des Tages zum Kummer Min Ta-leuya's, der jedoch seinen Humor bald wiederfand, da die Rennen nicht öffentlich waren, und auf seine Ponies gegen diejenigen seines Rivalen für die kommenden Sommerrennen wettete.

Diese jährlich wiederkehrenden Rennen sind ganz wichtige Begebenheiten in vielen der größeren Städte Tübets. Bei diesen Gelegenheiten versammelt sich das Volk, in seine besten Gewänder gekleidet, schlägt in der Nähe des Rennplatzes Zelte auf und unterhält während der Sporttage ein echtes Picnicfest, während in den Nächten Tanz und Gesang den Vergnügungen des Tages an Pferderennen und Wettlaufen folgen.

Es ist gut für die Rennponies, daß die Distanz nie 500 Yards überschreitet; die höchste Schnelligkeit auf dieser Strecke ist das angestrebte Ziel und sie ist wirklich sehr groß, wenn man das Gewicht der Reiter bedenkt. Es dürfen auch diese tübetanischen Ponies, welche selten über dreizehn Faust zwei Zoll hoch sind, die Welt herausfordern, um sie an Schnelligkeit und Ausdauer zu übertreffen.

Nach einem mit Ta Ta-leuya sehr angenehm zugebrachten Tage kehrte ich zum Gasthofe zurück, wo ich meinen Freund Tang, dessen blaues Auge ihn im Hause gehalten hatte, in einer sehr ernsten Stimmung fand. Er schüttelte den Kopf und benahm sich in einer geheimnißvollen Weise; endlich gab er mir nach einer Reihe pantomimischer Geberden zu verstehen, daß er mir etwas sehr Wichtiges mitzutheilen habe. Nachdem er sorgfältig Fenster und Thüre meines Zimmers verschlossen hatte, sagte er mir, daß während meiner Abwesenheit ein alter Freund von ihm, der Schreiber oder Geschäftsführer der Missionäre, ihn besucht hätte und ihm erst andeutete, daß er gut daran thun würde, den Engländer Tang Kupah nicht in seiner Gesellschaft nach H'lassa reisen zu lassen. Dann habe der Schreiber ihm sehr guten Samschu gegeben und ihn als eine Gefälligkeit darum gebeten,

unsere Abmachungen zu brechen, durch welche Tang sich gebunden hatte, mich nach H'lassa zu bringeu und mich so viel als möglich zu unterstützen. Der Grund dieser Bitte war, daß er wünschte, die tübetanischen Behörden würden mich aufhalten und womöglich mißhandeln, da in diesem Falle die indische Regierung den Krieg erklären und Tübet öffnen würde und dann die Missionäre nach H'lassa gehen könnten, von wo er und sein Bruder als Christen ausgewiesen und genöthigt wurden, ihr Droguengeschäft in den Händen eines betrügerischen Chinesen zu lassen, der sie angeführt hatte.

Ich sollte also die Katze sein, welche die Kastanien für die Christen im Allgemeinen und den Freund Tangs im Besonderen aus dem Feuer holt! Durch diese Entdeckung sehr erstaunt, welche ihre Streiflichter auf so manche Dinge warf, sandte ich Philipp sofort zur Mission, um die Persönlichkeit zu zitiren, welche sich unerwarteter Weise in meine Geschäfte mischte. Philipp hatte strenge Ordre nichts darüber zu sagen, was wir gehört hatten, und der Kerl kam bald darauf an, offenbar des Verraths von Tang unbewußt. Ich beschuldigte ihn sofort seiner Falschheit wegen und er war so vollkommen wie vom Donner gerührt, daß er anfangs gar nicht sprechen konnte. Als er wieder seine Zunge gebrauchen konnte bat er mich, den Missionären nichts davon zu sagen. Ich überlegte eine Zeit lang, ob ich es den Patres mittheilen sollte; aber fand es nach Ueberlegung gerathen, sie nicht mit der Sache zu belästigen, wobei ich jedoch natürlich überzeugt war, daß sie keinen Antheil an dem Projekt ihres Beamten hatten und ich begnügte mich deßhalb, dem Manne zu verbieten, das Gasthaus während meiner Anwesenheit in Bathang zu besuchen, außer wenn er von seinen Herren geschickt würde.

Ich kannte den chinesischen Charakter zu gut, um nicht zu wissen, daß Tang seinen Landsmann in der Hoffnung verrathen habe, dafür freigebig belohnt zu werden, und ich schenkte ihm am Abende einen seidenen Rock, den er jedoch nach den Regeln der chinesischen Etiquette zurückwies, denn jeder chinesische Gentleman refüsirt jedes direkte Geschenk; ich sandte dann den Rock auf sein Zimmer und hörte nichts mehr davon.

Am nächsten Tage erhielt ich eine Karte vom chinesischen Obermandarin Tz Ta-leuya mit einer Botschaft, daß er mich am nächsten Morgen besuchen würde. Ich war gewiß, daß dieser Besuch mehr als eine gewöhnliche Ceremonie gelte und der Kampf mit den Behörden nun beginne, denn es war in der Stadt ziemlich allgemein bekannt, daß ich in ein paar Tagen abreisen wollte. Keine Mühe war gespart worden, um mir indirekt mitzutheilen, daß es mir nicht erlaubt werden würde nach H'lassa zu gehen; selbst die Missionäre, welche mich drängten, den Versuch zu wagen, schienen ihn für hoffnungslos zu halten. Die Beamten hatten erwartet, daß ich die Eröffnung der Frage besorgen werde; aber ich wußte hingegen, daß, wenn es beschlossen sei, mir die Reise nach H'lassa zu verwehren, mir dies eröffnet werden müsse. Ich war vollständig darauf vorbereitet und erwartete sogar, es von der Behörde zu erfahren. Mein Freund, der tübetanische Mandarin hatte es offenbar verweigert, mit der Sache etwas zu thun zu haben, und nun war der chinesische Mandarin genöthigt sich einzumischen. Etwas hatte ich aber fest beschlossen und dieses war, nicht zurückzukehren, außer ich würde thatsächlich dazu genöthigt.

Mein wahrer Zweck war nun, nach Assam zu gehen. Wenn man mir verboten hatte, nach meinem angeblichen Ziele H'lassa vorzudringen, so konnte ich am Ende, scheinbar um Verwicklungen zu verhüten, ein Kompromiß schließen und vorschlagen, die Ruemah-Route zu wählen, indem ich auf diese Weise mein Ziel erreichen konnte, ohne daß es so schiene; denn ich würde auf alle Fälle aufgehalten werden, wenn die Chinesen mich im Verdachte hätten, nach Assam gehen zu wollen.

Nichts ist in höherem Grade der von den Lamas und chinesischen Behörden verfolgten Politik mehr entgegen, als die Einfuhr von Thee aus Assam. Die Chinesen fürchten den Verlust ihres werthvollen Monopols des en gros-Verkaufs, dessen Erhaltung sie ermöglichen, indem sie den Lamas das Monopol des Detail-Verkaufes gewähren, welche durch dieses Mittel die vollkommene Unterwürfigkeit des Volkes aufrecht erhalten, denn der Thee ist eines der wichtigsten Genuß- und Nahrungsmittel. Die Lamas fürchten andererseits, daß mit dem

britischen Handel auch die Missionäre eindringen, und Freihandel in Verbindung mit Denkfreiheit ihre geistliche Macht zerstören würden. Ein Beweis ihrer Feindseligkeit gegen die Eröffnung des Assam'schen Theehandels zeigte sich in einem verbreiteten Gerücht, nach welchem eine Menge Thee an den Grenzen von Zy-Yul auf Befehl der Lamas zerstört worden sei, und trotzdem sich dieses als falsch erwies, so ist es doch Thatsache, daß eine Wache unterhalten wird, um alle solche Importe zu verhindern, und ich selbst war dazu bestimmt, sowohl damals, als auch auf einer späteren Reise, ihren Entschluß zu erproben, das Eindringen des verhaßten Palin zu verhindern.

Ich war in der folgenden Nacht zu unruhig, um zu schlafen, und ehe ich am andern Morgen meine Toilette beendet hatte, erschien bereits die Vorhut von Schurken, welche die Eskorte eines Mandarins bilden; man schlug Gongs und der Ausrufer, der die Prozession stets anführt, stellte sich vor meine Thüre und befahl allen Gaffern auszuweichen, da der Beamte Tz Talenya käme. Ich hatte gerade noch Zeit meinen Rock anzuziehen und in das Vorzimmer zu gehen, um Se. Excellenz zu empfangen, der, alle chinesische Etiquette bei Seite lassend, auf mich rasch zuschritt und seine Hand ausstreckte, um die meinige nach englischer Manier zu schütteln, indem er wie ein tanzender Affe Kratzfüße und Komplimente machte. Nachdem er sich im inneren Zimmer niedergelassen hatte, wurde er ruhiger und die folgende Conversation fand statt, welche ich hier gebe, wie ich sie sofort nach seinem Besuche in mein Tagebuch eintrug.

Mandarin: „Ei-ya! Also dies ist der große englische Kaufmann? Ah, ich freue mich, ihn zu sehen, seine Landsleute sind die guten Freunde Chinas; sie leisten China stets Beistand; sehr gut, sehr gut."

Ich: „Ew. Excellenz sind so gütig, uns Freunde Chinas zu nennen, das ist zu viel Ehre, während mir Ihre große Güte, mit welcher Sie mich auch in meinem ärmlichen Gasthofe besuchen, zeigt, daß Sie ein großer und guter Mann sind."

Mandarin: „Ei-ya Du sprichst wie ein Ta-jen. Ah, die Engländer sind ein großes Volk; ihre Kaufleute sind so reich wie Vicekönige; sie sind nicht wie die Franzosen."

Ich: „Ew. Excellenz sind sehr viel gereist und sind vielleicht viel mit meinen Landsleuten zusammengekommen."

Mandarin: „Ich kam direkt von Peking hieher, der Kaiser sandte mich. Ich sah den englischen Gesandten*) letztes Jahr in Peking. Ah, ein großer Mann! Aber ich habe vergessen, dem englischen Kaufmanne zu sagen, weßhalb ich kam. Als Du ankamst war ich krank und konnte nicht kommen, um Dich zu besuchen. Gestern hörte ich, daß Du morgen abreisen würdest. Ei-ya! Ich konnte Dich nicht abreisen lassen, ohne Dich zu sehen, und nun, da wir einander kennen, willst Du nicht vier oder fünf Tage hier bleiben, damit ich Dich zu Tische laden kann und wir große Freunde werden, sowie den Lamas zeigen können, daß Du kein Franzose bist?"

Ich: „Es thut mir ungemein leid, aber ich war so lange von meinen Freunden entfernt, daß mein Herz sich nach ihnen sehnt; außerdem habe ich jeden Tag große Auslagen, weil ich im Gasthofe lebe."

Mandarin (legt eine Hand zutraulich auf meine Schulter): „Ich sehe in Dein Angesicht und mein Herz ist erfreut; ich muß Dein Freund sein. Um die Wahrheit zu sagen, ich weiß, daß Dich die Lamas bei Kyan-kha, vier oder fünf Tagereisen von hier, aufhalten werden. Wenn nun dieser Fall eintritt, so verlieren der Vicekönig in Tschentu, ich und der Mandarin von Kyan-kha das Angesicht**). Ich habe nur gehört, daß Du angehalten würdest; ich weiß es also nicht gewiß; aber ich mag die Engländer leiden und fühle, daß es meine Pflicht ist, Dir zu helfen. Wenn Du noch fünf Tage hier bleiben willst, so will ich nach Kyan-kha senden, um mich zu erkundigen und einstweilen mit den tübetanischen Mandarins und Lamas verhandeln und mich mit ihnen berathen. Vielleicht kannst Du auf einem kleinen Nebenwege nach H'lassa kommen; wenn nicht, so mußt Du nach Peking zurückkehren, allein ich hoffe, daß sich die Lamas nicht einmischen werden."

Ich: „Ew. Excellenz haben vollkommen Recht. Natürlich will ich hier noch fünf Tage bleiben, wenn ich Ihnen einen

*) Sir R. Alcock.

**) Eine chinesische Sprechweise, welche „in Ungnade fallen" bedeutet.

Gefallen damit thue, und um Unannehmlichkeiten in Peking zu vermeiden. Ich hoffe jedoch, daß Ew. Excellenz nicht gut informirt worden sind. Die Unterthanen des Kaisers in Tübet würden es nicht wagen, sich der Ordre des Vicekönigs von Tschen-tu gegenüber ungehorsam zu erzeigen. Was das Umkehren betrifft, so ist es unmöglich. Wenn ich dies thäte, so wäre es eine Beleidigung für den Vicekönig von Tschen-tu; außerdem könnten die Tübetaner sich ausreden, wenn ich mich bei der Regierung beschwere, daß sie Nichts von mir wüßten, daß ich nie in ihrem Lande gewesen, sondern von Bathang aus zurückgekehrt wäre. Ew. Excellenz werden deßhalb einsehen, daß ich vorwärts gehen muß, bis ich entweder getödtet oder eingesperrt werde, und ich fürchte, daß es Ungelegenheiten geben würde, wenn mich kaiserliche Unterthanen tödten oder einsperren."

Mandarin: „Ei-ya! Spreche nicht so, denn es thut meinem Herzen wehe. Ah! Dies ist fürchterlich. Ich will Alles in Ordnung bringen, wenn Du nur noch fünf Tage hier bleiben willst. Wenn ein Engländer in diesem Lande angehalten wird, so kann es in Peking schöne Geschichten geben."

Ich: „Ew. Excellenz werden begreifen, daß ich nicht umkehren kann, wenn ich nicht arretirt werde. Es würde mir sehr leid thun, zumal Ihnen Unannehmlichkeiten zu verursachen, allein Sie wissen, daß ich als englischer Kaufmann das Recht habe, im chinesischen Reiche zu reisen, und ich kann dieses Recht nicht eher aufgeben, bis ich durch Anwendung von Gewalt hierzu gezwungen werde."

Mandarin: „Ja, ja, ich weiß, daß es ernstliche Unannehmlichkeiten geben wird, wenn Du dort angehalten wirst; aber fürchte Nichts, ich werde Alles in Ordnung bringen. Willst Du in mein Haus kommen? Was ißt Du? Ich werde meinem Koch Befehl geben, Dich mit Deinen Mahlzeiten zu versorgen. Ei-ya! Ich freue mich, einen Engländer zu sehen — ein großes Volk — lauter Kaufleute — sie kommen nicht, um die Landesreligion zu beleidigen wie die Franzosen, welche die Ursache aller Ungelegenheiten im Lande sind."

Mit diesen schmeichelhaften Bemerkungen und einer Wiederholung seiner grotesken Verbeugungen und Kratzfüße, nahm

Tz Ta-lenya seinen Abschied, und ich kehrte, nachdem ich ihn bis zu seiner Sänfte begleitet hatte, in mein Zimmer zurück, vollständig davon überzeugt, daß es mir verboten werden würde, nach H'lassa zu gehen.

Am nächsten Tage ließ mich der Mandarin zu sich kommen und frug mich nach einem langen Gespräche über gleichgültige Gegenstände, ob ich mir meine Weiterreise überlegt hätte. Ich antwortete, daß ich nur mehr warte, bis die fünf Tage vollendet seien, um meine Reise fortzusetzen. Hierauf theilte er mir mit, daß er einen Privatbrief vom chinesischen Gesandten in H'lassa erhalten hatte, daß die Lamas ihn benachrichtigt hätten, ich würde nicht weiter als Kyan-kha kommen. Ich antwortete, daß es mir leid thue, dies zu hören, allein ich würde dennoch vorwärts gehen und es wäre nicht meine Schuld, wenn mich kaiserliche Unterthanen anhielten. Der Vicekönig von Tschen-tu hätte mir einen Paß gegeben, der mich berechtigte, nach H'lassa zu gehen, und ich würde solange dorthin vordringen, bis man mich arretire.

Der arme Tz Ta-lenya war durch meine Festigkeit sehr geängstigt und bat mich, ihn aus der Verlegenheit zu reißen, indem ich durch Tali-fu nach Birma ginge; er wollte mir chinesische Soldaten nach Tali mitgeben und ich solle umsonst reisen. Dieses verführerische Angebot mußte ich zurückweisen, und zwar wegen des Paragraphen im anglo-chinesischen Vertrage, welcher Engländern verbot, in rebellischen Provinzen zu reisen. Ich sagte ihm jedoch, daß ich, um ihn von irgend welchen Verlegenheiten zu befreien, nach Assan-qua (wie die Chinesen Assam nennen) gehen wolle, wenn er es wünsche. Als er dies hörte, sprang er auf und umarmte mich, indem er sagte, daß ich ein guter Mann sei; er hätte gar nicht an diese Route gedacht, ich solle eine Wache haben, welche ich nach Erreichung der Grenze zurücksenden könne, und er wolle sofort Pässe ausfertigen lassen. Mein Besuch endigte mit einer Einladung zum Mittagessen.

Ich verließ den Ya-mun voll Hoffnung. Alle Händler, welche regelmäßig zwischen Bathang und Ruemah verkehrten, versicherten mich, daß Assam nur zwanzig Tagereisen entfernt

läge, und ich, wenn alles gut ginge, vielleicht in einem weiteren Monate nach Calcutta gelangen könne.

Dieser Traum wurde bald zerstört, denn zwei Tage nach meinem Besuche kam der Mandarin, um mir zu sagen, daß die Lamas nichts von meiner Reise nach Assam (oder Adzara, wie sie es nannten) hören wollten, da die Straße durch einen Theil des centralen Königreiches führe und daß sie entschlossen seien, mich dieses nicht betreten zu lassen. Er traf mich jedoch nicht zu Hause und kam deßhalb Abends wieder. Er schien enttäuscht, daß unser Plan durchgefallen war und sagte mir kurz, daß ich entweder über Tali-fu in Yünnan nach Birma reisen, oder umkehren müsse. Er versicherte mich auch, daß Yünnan frei von Rebellen sei und daß ich auf meine Gefahr hin nach Kyan-kha gehen könne; allein es sei nutzlos, da bereits Truppen an der Grenze des centralen Königreiches aufgestellt seien. Ich antwortete sofort, daß ich nach Yünnan gehen würde, wenn er mir einen Paß und einen Brief geben wolle, welcher mir bezeuge, daß ich nicht durch Tübet kommen könne. Dies wollte er nicht thun; aber er bot mir einen Paß an, wenn ich ihm dagegen denjenigen des Vicekönigs von Tschen-tu aushändige, was ich verweigerte. Der Mandarin wurde sehr erregt und flehte mich beinahe an, in seine Bedingungen zu willigen, indem er sagte, daß der chinesische Gesandte in H'lassa große Summen Geldes von der Lama-Regierung erhält, um Fremde fern zu halten (ich hatte dies auch von den Missionären und den Einwohnern der Stadt gehört), und ich keine Hülfe von den chinesischen Behörden bekäme, wenn mir irgend ein Uebel beim Versuche, in das centrale Königreich einzudringen, zustoße. Ich blieb bei meinem Entschlusse und Tz Ta-leuya verließ mich sehr niedergedrückt. Wir hatten nun den 31. Mai. Der Sommer kam heran und ich hatte noch eine lange Reise vor mir. Mein Entschluß war gefaßt; ich wollte lieber nach Yünnan gehen, als einen Aufenthalt in Kyan-kha riskiren, und das Schwinden meiner Mittel, die nun auf 150 Taels reducirt waren, ließ mich an die Beschleunigung meiner Reise denken. Meine Lastthiere waren vollständig wieder hergestellt und ich hatte ein Maulthier, das durch einen Satteldruck unbrauchbar geworden war, dem Schwiegersohne Min-Ta-leuya's geschenkt, der mir als Sühne für das

Betreten meines Zimmers in meiner Abwesenheit ein sehr gutes Maulthier übersendet hatte. Mit diesem und demjenigen, welches ich von Min-Ta-leuya gekauft hatte, war ich nun gut versorgt und behielt ein Thier in Reserve.

Die geringen Vorbereitungen, welche ich zu machen hatte, waren bald vollendet. Ich legte Vorräthe für sechs Tage ein, wechselte einiges gute chinesisches Syciesilber gegen geringwerthigeres ein, das in Tübet*) im Gebrauche ist, und da es sich als unmöglich erwies einen Mann zu miethen, weil sehr wenige Tübetaner als Diener arbeiten wollen, wenn sie nicht dazu gezwungen sind, so engagirte Philipp ein älteres weibliches Wesen als Dienstboten und zugleich Dolmetscher, da Leu-dzung, mein tübetanischer Knabe, den Dialekt nicht verstehen konnte, welcher über Bathang hinaus gesprochen wird. Indem ich diese Dienerin miethete, war ich so vorsichtig, mein Reiseziel zu verschweigen, um den Mandarin bis zum letzten Augenblicke im Glauben zu belassen, daß ich vorhätte, nach H'lassa zu gehen. Sobald er jedoch gehört hatte, daß ich zur Abreise fertig sei, ließ er mich in den Ya-mun entbieten. Er bestürmte mich noch einmal, nicht den Versuch zu machen, nach H'lassa zu gehen, und bot mir Paß und Bedeckung nach Yünnan an, indem er mir zu gleicher Zeit gestatten wollte, den Paß des Vicekönigs von Tschen-tu zu behalten. Ich stimmte diesem Vorschlag zum großen Entzücken Tz Ta-leuya's bei, der mir den Paß für den nächsten Tag versprach.

Als ich ins Hotel zurückkehrte, fand ich die guten Missionäre, die auf mich warteten. Sie waren sehr enttäuscht, als sie hörten, daß ich nach Yünnan zu gehen vorhatte; allein es konnte einmal nicht geändert werden. Pater Desgodins nahm von mir Abschied, um nach Yengin zurückzukehren, einer Missionsstation auf dem rechten Ufer des Lan-tsan-kiang, fünf Tagereisen von Bathang entfernt.

Es blieb mir also nur mehr ein Tag in Bathang und da ich Nichts zu thun hatte, so verwendete ich den größten Theil desselben, um alle meine Packthiere einzuüben, und nachdem ich

*) Siehe Beilage III.

sie alle gesattelt hatte, bestieg ich mein neues Maulthier, das ich „Jacob" taufte, und ritt einige Meilen weit um die Vorstädte von Bathang. Die Straße führte mich dem Ufer des kleinen Flusses entlang, welchem ich in dem Thale von den Taso-Bergen herab bereits gefolgt war und der sich mit einem größeren Flusse vereinigt, welcher durch die Ebene von Bathang nach dem Kin-tscha-kiang fließt.

Auf diesem Ritte hatte ich Gelegenheit eine der beiden Methoden zu sehen, welche die Tübetaner anwenden, um ihre Todten los zu werden.

Mehrere Leichen, auf den Ufern des Flusses ausgelegt, wurden eben von Krähen und Bussarden verzehrt, welche nur die Gerippe übrig lassen, die von den Sommerfluthen mit hinweg genommen werden. Die Tübetaner glauben, daß mit jedem Bussard, der, von seinem ekelhaften Mahle gesättigt, in die Höhen zurückkreist, auch ein Theil der Seele des Verstorbenen zum Himmel hinaufgenommen wird. Reiche Leute bezahlen Lamas, um ihre Leichen in kleinen Stücken auf den Gipfel eines Berges verbringen zu lassen, wo Geier und Bussarde bald genug mit ihnen fertig werden. Uebrigens werden Todte auch begraben: aber nur solche der ärmeren Klassen, welche die Lamas nicht bezahlen können, um die Ceremonien der Aussetzung auszuführen.

Am nächsten Tage erhielt ich dem Versprechen gemäß meine Pässe; einen tübetanischen nach Atenze am Lan-tsan-kiang, elf Tagereisen entfernt und einen chinesischen Paß nach Weisi. Der Bote war vom Koch Tz Ta-leuya's begleitet, der eine große Platte trug, auf welcher etwa zwanzig Schüsseln standen, die ein Diner bildeten, das er mich als Zeichen der Freundschaft anzunehmen bat, und im Laufe der Nachmittags erhielt ich ähnliche Geschenke von jedem der tübetanischen Mandarine, die kamen, um von mir Abschied zu nehmen und wegen meiner Bedeckung die nöthigen Anordnungen zu treffen, welche aus tübetanischen, statt aus chinesischen Soldaten bestehen sollte, eine Aenderung, die mir nicht unangenehm war. Am Abend aß mein alter Freund Tang mit mir, der Gelegenheit nahm, seinen Kummer über unsere Trennung in vollen Zügen zu ertränken.

Und als er in seiner menschlichen Schwäche mich gerade zum hundertsten Male während des Abends umarmt hatte, verschwand er unter dem Tische, wo er von seinen Dienern herausgezogen wurde. Ich sah ihn nicht wieder, da ich am nächsten Morgen abreiste, ehe er seinen Samschurausch ausgeschlafen hatte.

Zehntes Kapitel.

Von Bathang nach Atenze.

Ich werde unversehens verheirathet. — Eheliche Gebetsceremonien. — Räuber-Hügel. — Unserer Vorräthe beraubt. — Ein Lied, aber nichts zu essen. — An der Grenze aufgehalten. — Man verweigert uns in Tsung-za Lebensmittel. — Wir schlagen die Banditen zurück. — Der Moschusjäger von Jessundi. — Ein fürchterliches Weib. — Tsali Schan. — Ein Schneesturm. — Erster Blick auf den Lan-tsan-kiang.

Die versprochene Eskorte erschien frühzeitig in Gestalt zweier Halbblut-Kulis, die für die feierliche Gelegenheit das aufschneiderische und brutale Wesen chinesischer Soldaten angenommen hatten; mir gegenüber waren sie jedoch sehr aufmerksam und wir waren bald zur Abreise bereit.

Wir verließen das Gasthaus unter den lauten Glückwünschen eines großen Publikums, das sich gesammelt hatte, um von „Tang Kupah" Abschied zu nehmen. Vor beinahe jedem Hause stand eine wartende kleine Gruppe, die mich mit Bücklingen und Winken der Hände begrüßte, indem sie mir freundliche Wünsche und Gebete für meine Sicherheit nachsandte.

Sowie wir einmal die Stadt hinter uns hatten, setzten wir uns in Marschordnung und in zwei Stunden kamen wir an das linke Ufer des Kin-tscha-kiang, der seine tiefen, schmutzigen Wasser schnell südwärts wälzt. Ueber dem Flusse flogen Hunderte von bläulichen Möven hin und her, wie ich sie bei Han-keu und weit im Inneren Indiens auf den Flüssen gesehen hatte.

Mittags hielten wir zu unserer Mahlzeit in der Nähe einer großen Gruppe von Wallnußbäumen. Bevor ich Zeit gehabt hatte, abzusteigen, kam eine Anzahl junger Mädchen in Fest-

kleidern und mit Guirlanden aus wilden Blumen bekränzt unter den Bäumen hervor und umringten mich; einige von ihnen hielten mein Maulthier, während andere mir absteigen halfen. Ich war über ihren freundlichen Empfang überrascht, aber dachte sofort, daß ich in eines der Pic-nics gerathen war, von denen die Tübetaner große Freunde sind. Ich folgte deßhalb ohne jedes Zögern meinen kleinen Führern in den Hain, wo auf einer mit sammtweichem Moose überzogenen Stelle, nahe an einer wunderhübschen kleinen Quelle, andere Mädchen und zwei ältere Frauen geschäftig eine Mahlzeit auslegten, die aus kaltem Hammelbraten, Mehlkuchen, Thee, Zucker, Eingemachtem und Wallnüssen bestand, und das Laubdach hallte von dem lustigen Gelächter der Mädchen wider. Die große Aufmerksamkeit, welche mir von den Dämchen gezollt wurde, die sich sofort als meine Dienerinnen installirt hatten, sowie ihre Bekanntschaft mit meinem Namen, ließ mich kaum daran zweifeln, daß meine Ankunft erwartet worden war. Die ganze Scene war so arkadisch und ihr romantischer Einfluß so unwiderstehlich, daß ich mich, obgleich mir die Abwesenheit des männlichen Geschlechts auffiel, der Einwirkung der Situation ganz hingab und träumerisch der Entwickelung dieses angenehmen kleinen Abenteuers entgegensah.

Die kleinen Dienerinnen versahen mich mit Pfeife, Tabak und Feuer und als endlich eine der ältlichen Frauen auf chinesisch ankündigte, daß das Essen bereit sei, setzte ich mich in den Kreis lustiger Mädchen, die sich gegenseitig überboten, mir meine Wünsche an den Augen abzusehen.

Ein tüchtiger Marsch hatte mich dazu vorbereitet, den Gerichten sowohl, als dem Samschu Bescheid zu thun, mit dem ich meinen Sylphiden ähnlichen Aufwärterinnen zutrank. Als ihr Drängen „Tang" nicht mehr zum Essen bewegen konnte, gaben sie mir meine Pfeife, worauf ich mich ins Gras warf und mich am Erbauen von Luftschlössern ergötzte.

Aus diesen Träumen wurde ich jedoch bald von den Mädchen geweckt, welche in einer Gruppe herankamen und in ihrer Mitte ein hübsches Mädchen von sechzehn Jahren, in Seide gekleidet und mit Blumenguirlanden geziert, heranzogen. Ich hatte dieses Mädchen schon bemerkt; sie hatte während des Mahles von den anderen entfernt gesessen und ich erstaunte nun

sehr, als sie widerstrebend herangezogen und gezwungen wurde, sich an meine Seite zu setzen, und mein Erstaunen steigerte sich noch bedeutend, als die übrigen Mädchen uns im Kreise zu umtanzen begannen, wozu sie sangen und ihre Guirlanden über mich und meine Nachbarin warfen.

Ich begann zu fühlen, daß es für mich an der Zeit sei zu verschwinden und stand auf, um den Befehl zum Satteln zu geben, als Philipp, sehr dumm aussehend, herankam, und, ein langes Gesicht ziehend, zu mir sagte: „Nun Sir, das ist eine schöne Geschichte! Das junge Mädchen, welches an Ihrer Seite sitzt, ist anstatt der Dienerin geschickt worden, die ich gemiethet hatte, und nun hat man Sie an dasselbe verheirathet!" Mein erster Impuls war, hellauf zu lachen, aber schon im nächsten Moment begriff ich meine ernste Lage: daß ich das Opfer einer tübetanischen Sitte geworden, die mir nicht ganz unbekannt war*), schien gewiß und der Gedanke, mich mit einem nutzlosen Mädchen zu belasten, war erschreckend. Der Hain, zuvor so kühl und angenehm, wurde dunkel und erstickend, die Baumstämme, deren gigantische Verhältnisse ich vorher mit Muße bewundert hatte, schienen durch Zauberschlag in Arme von Dämonen verwandelt, die aufgehoben waren, um mich zu umschlingen. — — Eine kurze Zeit war ich gänzlich verwirrt; dann rief ich die beiden ältlichen Frauen zu mir, die sich als die Tanten meiner Braut erwiesen und sagte ihnen, daß es nicht Sitte der Engländer sei, fremde Frauen zu heirathen oder zu kaufen und daß sie ihre Nichte zurücknehmen müßten.

Auf dieses schlugen sie ein lautes Gejammer auf, in das alle Mädchen einstimmten. Der Lärm zog einige Männer und Frauen aus einem Nachbarhause herbei und ich wurde einstimmig als ein großer Schurke erklärt, der einer anständigen Familie Schande bringen wolle, die mir ihre Tochter gegeben hatte.

Ich befand mich in einem Dilemma; soviel war klar. Das

---

*) Im Original wörtlich: of which I was not altogether ignorant — Es scheint das „not" doch nicht hierher zu gehören, also ein Druckfehler zu sein; oder sollte sich wirklich der so ungemein vorsichtige Cooper im Bewußtsein der Gefahr in die Schlinge begegen haben? Es ist dies unwahrscheinlich und spricht auch sein nachfolgendes Benehmen dagegen.
Anm. d. Uebers.

Mädchen zurückzustoßen würde wahrscheinlich den Tübetanern eine schwere Beleidigung gewesen sein, deßwegen entschloß ich mich sofort, das geringere Uebel zu wählen und sie mitzunehmen, indem ich mir vornahm, sie den katholischen Nonnen in Calcutta zu übergeben, falls ich dorthin gelangen sollte.

Das arme Mädchen war ganz bereit, von mir zurückgelassen zu werden; allein die Umstehenden und ihre Tanten wollten nichts davon wissen; die letzteren zankten mit ihr, daß sie gewagt hatte, so etwas auszusprechen, so daß auch sie mich zuletzt bat, sie mitzunehmen, um ihr die Schläge zu ersparen, welche sie zu Hause dafür bekommen würde, geweint zu haben. Meine Einwilligung stellte jedoch die Fröhlichkeit Aller, außer die meinige wieder her und Alles rüstete zum Aufbruche. Ungern genug bezahlte ich den Schwestern 10 Taels als Mitgift und bat dann Lo=tzung, so hieß nämlich meine Frau, so daß es Alle hören konnten, mich als „Fu=tschin" (Vater) zu betrachten und auch anzureden. Ich war also in zwei Stunden verheirathet und im Besitze einer Tochter.

Von der Verantwortlichkeit, welche die Beaufsichtigung meiner neuen Last mit sich führte, vollkommen niedergedrückt, eilte ich, von der Stätte meines Unglücks hinwegzukommen. Nachdem ich Lo=tzung auf mein Maulthier gesetzt hatte, nahmen wir unseren Marsch wieder auf, von der kleinen Schaar der Mädchen, welche als Brautjungfern fungirt hatten, etwa eine Meile weit begleitet. Sie nahmen dann Abschied von uns, wobei eine nach der anderen Lo=tzung umarmte und mir dann einen kleinen Blumenstrauß gab, der von einer kleinen Rede begleitet war, in welcher mir gewöhnlich gesagt wurde, daß ich auf meine Frau Acht geben und gut mit ihr sein solle.

Diese Abschiedsscene war sehr ergreifend. Sie wurde von einem Ueberfluß an Thränen von Seite der jungen Mädchen begleitet und ihr Abschluß war mir eine große Erleichterung, um so mehr als ich die peinliche Gewißheit hatte, daß die schuftigen Soldaten und selbst der Junge Leu=dzung sich an der Unbehaglichkeit ergötzten, die auf meinem Gesichte zu lesen war. Und wirklich machten die Soldaten ihrer Schadenfreude in lautem Gelächter Luft, das mich stark versuchte, ihnen Etwas zu geben, welches ihnen Ursache zum Weinen gewährt hätte. Unsere

weibliche Eskorte verließ uns an dem Fuße eines hohen Hügels, den wir sofort zu ersteigen anfingen. Als wir den Gipfel erreicht hatten, stieg Lo-tzung ab, um am Fuße eines der großen Steinhügel zu beten, welcher, wie gewöhnlich in Tübet, den Gipfel bezeichnete. Diese Steinhaufen, manchmal bis dreißig Fuß hoch, werden von den Reisenden errichtet, die im Vorbeigehen unter gemurmelten Gebeten einige Steine hinzufügen, welche sie im Aufsteigen gesammelt haben. Vorübergehende Lamas richten Stangen auf, an welche sie Stücke von Seide oder Khatah-Tuch*) befestigen, die Fahnen vorstellen sollen, und kein Tübetaner passirt je einen Steinhaufen, ohne einen oder zwei Steine hinzuzufügen und ein Gebet herzusagen. Diese Haufen, abgesehen davon, daß sie den Reisenden an seine Pflichten gegen Buddha erinnern, sind sehr nützlich, um den Fremden, welche über die Berge gehen, die Pässe anzuzeigen.

Nachdem Lo-tzung ihren Beitrag an Steinen und Gebeten geleistet hatte, gab sie mir zu verstehen, daß sie, um unseres künftigen Glücks sicher zu sein, einige Khatahtücher haben müsse, um sie an den Fahnenstangen zu befestigen, und es blieb eben nichts Anderes übrig, als eines der Lastthiere abzupacken, um zu den „Glücksschärpen" (?) zu gelangen. Nachdem ich sie der jungen Dame gegeben hatte, gratulirte ich mir innerlich, daß wir nun wenigstens unsern Marsch fortsetzen könnten; denn der Nachmittag neigte sich zum Ende und unsere Nachtstation war noch entfernt. Aber meine ehelichen Verlegenheiten hatten ihr Ende noch nicht erreicht. Es zeigte sich als nothwendig, daß ich eine der „Glücksschärpen" an den Baum binde und im Gebete neben meiner Frau kniee! Dies verweigerte ich nun entschieden; aber die arme Lo-tzung vergoß solche Thränenströme und sagte mir unter so herzzerbrechendem Schluchzen, daß wir nicht glücklich sein würden, wenn ich dies nicht thäte, daß nichts Anderes übrig blieb, als mich zu ergeben. Und hier, auf dem Gipfel eines tübetanischen Berges, vor einem Steinhaufen knieend, meine Hand benetzt von den Thränen einer Tochter des Landes, murmelte ich Flüche gegen das Schicksal, das mich in eine solche Lage gebracht hatte.

---

*) Siehe Beilage IV.

Etwa um fünf Uhr Nachmittags erreichten wir das Dorf Supalong, eine Fährestation auf dem linken Ufer des Kin-tscha-kiang. Dieser Ort ist berühmt wegen seiner Fische und sind dort Schaaren von Mischlingen im Winter mit Fischen, im Sommer als Ueberführer beschäftigt, zu welchem Zwecke sie kleine, mit Häuten überzogene Boote benützen. Am nächsten Morgen fuhren wir auf großen hölzernen Fähren, welche von der chinesischen Regierung dort unterhalten werden, über den Kin-tscha und marschirten, nachdem wir etwa sechs Meilen weit am rechten Ufer des Flusses gehalten hatten, in südwestlicher Richtung nach dem berühmten Räuberhügel, den wir bestiegen.

Unsere beiden Soldaten, welche bis zu diesem Punkte ihr großmäuliges Benehmen nie beiseite gelassen hatten, wurden auf einmal ruhig, sowie wir den Fluß verließen, und waren während der Besteigung des Hügels vor Furcht absolut stumm. Auf der halben Höhe bemerkten wir zwei Köpfe, die auf Bambusstangen gespießt waren. Ihre Eigenthümer hatten zu einer Bande gehört, welche vor einer Woche an dieser Stelle eine Gesellschaft chinesischer Theehändler ermordet hatten, die auf dem Wege von Yünnan nach Bathang waren. Der Militärmandarin von Supalong war, als er von der Unthat hörte, mit seiner Garnison ausgerückt und hatte den Banditen, von denen zwei gefangen worden waren, eine Schlacht geliefert (was zwar zehn seiner Soldaten das Leben kostete) und die Köpfe der Räuber waren vorige Woche aufgestellt worden, um ihre Kameraden einzuschüchtern.

Die Banditen dieser Gegend sind in ganz Tübet berüchtigt und verachten sowohl die chinesischen, als auch die tübetanischen Behörden. In den natürlichen Vesten der Berge lebend, terrorisiren sie die friedlicheren Einwohner auf das Vollständigste. Nichts kann die letzteren dazu vermögen die Räuber zu verrathen und um sich selbst vor den Requisitionen der Freibeuter zu schützen, verstecken sie dieselben stets vor den Behörden. Wenn sie des Schutzes der Banditen angeklagt werden, so fliehen ganze Familien in die Berge, um sich den Gerichten zu entziehen und vermehren die Reihen der Räuber. Was die Sache noch ärger macht, ist der wohlbekannte Umstand, daß alle tübetanischen höheren Behörden, selbst die von Bathang, im geheimen Einverständnisse mit den Räubern stehen; denn ein

Geschenk an irgend eine derselben bringt gewöhnlich gestohlenes Gut wieder zum Vorschein und gestattet sogar einem Reisenden unbelästigt durch das Räubergebiet zu kommen.

Glücklicherweise bestiegen wir diesmal den Räuberhügel in Sicherheit und kamen in ein kaltes wintriges Klima. Auf allen Seiten erhoben sich riesige, runde Kalkberge, die mit Gras bedeckt waren, welches hie und da von dunklen Tannenwäldern unterbrochen wurde. Die Nacht verbrachten wir im Dorfe Kung-ze-din, im Hause eines tübetanischen Häuptlings oder Vorstehers und wurden gastfreundlich empfangen. Die arme kleine Lo-tzung war der Neid aller jungen Damen des Hauses Ihr seidenes Brautkleid wurde der Brennpunkt der allgemeinen Betrachtung und, als ich meinen schon in der vorigen Nacht ausgeführten Plan wiederholte und sie in die Obhut der Frau des Häuptlings gab, zeigten die erstaunten Blicke der jungen Töchter des Hauses deutlich, daß sie mich für einen sehr kalten Bräutigam hielten. Meine Handlungsweise wurde jedoch von den einflußreicheren Mitgliedern der Gemeinde höher angeschlagen, denn während des Abends sandte mir ein Lama, der im Rufe großer Frömmigkeit stand und in der Nähe wohnte, ein Geschenk an Heu, Tsanba, Eiern und ein Huhn mit der Botschaft, daß er es thue, weil er gehört habe, daß ich wie ein Vater gegen eine Tochter seines Landes handle.

In diesem Hause sahen wir zum ersten Male, was wir später allgemein in den tübetanischen Häusern verbreitet fanden; nämlich die Benützung von Spänen aus Tannenholz zum Ersatze der Kerzen. Jedes Zimmer hat ein eisernes Geräth, das einem Roste ähnlich sieht und von dem Gebälke herabhängt. Auf diesem werden die Späne verbrannt. Der Rauch dieser primitiven Lampen ist sehr unangenehm und macht in Verbindung mit demjenigen der Feuer, welche gewöhnlich in der Mitte des Zimmers unter der Oeffnung im Dache brennen, die alleinig als Rauchfang dient, die tübetanischen Häuser beinahe unbewohnbar, auch kommt unter den älteren Leuten viel Rauchblindheit vor.

Bei dem rauchenden Lichte versuchte ich, das Porträt eines Lama zu zeichnen, der im Haushalte des Häuptlings lebte, aber er schien sehr beunruhigt, als er meine Absicht merkte, und verließ das Zimmer unter starken Aeußerungen seines Miß-

fallens, ohne daß er sich später wieder in meine Nähe wagte. Ob es nun von religiösen Skrupeln oder abergläubischer Furcht herrührte, weiß ich nicht, aber ich erfuhr stets, daß die Lamas einen unüberwindlichen Abscheu hatten, sich porträtiren zu lassen. Unsere Gesellschaft wurde am nächsten Tage durch zwei Frauen vermehrt, die nach den Bestimmungen meines tübetanischen Passes durch den Häuptling als Führer mitgesandt wurden. Die Frauen wurden Lo-tzung's halber anstatt Männern gewählt. Die Kuli-Soldaten hätten uns hier verlassen sollen, boten sich aber freiwillig an, uns Gesellschaft zu leisten, wogegen ich leider keine Einwendung erhob.

Wir setzten unsere Reise durch eine Gegend fort, deren Terrain langsam anstieg und an manchen Stellen bewaldet war, und gegen Mittag kamen wir aus einem dichten Tannenwalde auf ein erhöhtes, ausgedehntes Grasplateau. Kaum hatten wir die Bäume hinter uns, als wir auf etwa eine Meile Entfernung eine kleine Anzahl Berittener erblickten, die im vollen Galopp gegen uns heranritten. Ich rief sofort Halt! und wandte mich, um von meinen Soldaten die möglichen Absichten des sich nahenden Trupps zu erforschen, als ich zu meiner Ueberraschung die Schurken erblickte, wie sie eben in den Wald verschwanden und zusammen unsern Vorrath an Butter, Mehl und getrockneten Fischen trugen, welchen sie meinem Gepäckpony abgeladen hatten, das sie am Rande des Plateaus zurückhielten. Diese Vorräthe hatten wir in Bathang für die Reise nach Atenze eingelegt, das nun noch acht Tagereisen entfernt war.

Angesichts der nahenden Reiter war eine Verfolgung unmöglich; ebensowenig wagte ich auf sie zu feuern, da ich wohl wußte, daß ich nach nur einmaligem Blutvergießen nie lebendig aus dem Lande gelangen würde. Die fremden Reiter nahten sich uns rasch und es blieb blos so viel Zeit übrig, um alle Packthiere zusammenzutreiben und sie Kopf an Schweif festzubinden, ehe die Berittenen mit einem Chor von wilden Rufen angestürmt kamen. Scheinbar ohne sie zu bemerken setzte ich mich an die Spitze meines kleinen Trupps und marschirte vorwärts, während Philipp den Rücken mit meiner Enfield-Doppelbüchse deckte, Lo-tzung saß hinter mir und der Junge Leu-dzung führte die Reihe von Packthieren. In dieser Marschordnung

schritten wir etwa eine Viertelmeile entlang, während die Anderen uns im Galopp umkreisten. Endlich ritt einer derselben heran und begann mich anzuschreien, indem er seine Rede mit unverschämten Aktionen begleitete. Als er sah, daß ich nicht geneigt war, ihn zu beachten, legte er die Hand an seinen Säbel. Ohne irgendwie Furcht oder Eile zu zeigen, zog ich meinen Revolver, spannte ihn und sah den Mann ruhig an, indem ich langsam vorwärts ging. Als er mich in dieser Weise vorbereitet sah, galoppirte er hinweg und vereinigte sich mit seinen Kameraden, die nach rechts schwenkten und nach dem Dorfe Pa=mu=tan ritten, das zu Füßen der Bergkette lag, welche sich quer über das Plateau erstreckte.

Sobald unsere excentrischen Besucher ganz außer Sicht waren, ließ ich halten und berieth mich mit Philipp. Der Verlust unserer Vorräthe war an diesem Zeitpunkte eine sehr ernste Kalamität. Wir hatten noch zwei Körbe Ziegelthee, aber dieser wäre wohl kaum genügend gewesen, um uns auf einem achttägigen Marsche am Leben zu erhalten. Unsere Gesellschaft durch eine Verfolgung der Kerle zu theilen, die uns beraubt hatten, stand außer Frage und, um unsere Sorgen noch zu vermehren, sagte uns die kleine Lo=tzung, daß sie die Bewaffneten, welche uns eben verlassen hatten, durch ihre Kleidung und ihr Aussehen als Soldaten von H'lassa erkannt hätte. Ich entschloß mich jedoch weiter zu gehen und nach einem hastig eingenommenen Frühstücke, das aus heißem Thee bestand, setzten wir uns wieder in Bewegung.

Etwa um vier Uhr Nachmittags kamen wir im Dorfe Pa=mu=tan an, das wir mit Lamas und Bewaffneten erfüllt fanden. Die Dorfbewohner, von den Lamas dazu angetrieben, wollten uns ihre Thüren nicht öffnen, und nachdem wir ohne Erfolg jedes Haus im ganzen Orte abgegangen hatten, fanden wir endlich eine Thüre offen, die in einen Yakstall führte, der sich unter einem großen Hause befand. In diesen ließ ich meine Leute einmarschiren und sandte Lo=tzung mit meinen chinesischen und tübetanischen Pässen zum Vorsteher.

Das Mädchen kehrte bald in Begleitung eines Dieners des Vorstehers zurück, welcher den Hausleuten befahl, uns Stroh für unsere Thiere zu geben, welches sie sofort lieferten. Er

richtete dann eine Botschaft seines Herrn aus, die besagte, daß er nichts von mir wisse; aber daß er meiner Frau zu Liebe befohlen hätte, daß unseren Thieren Stroh gegeben werden solle. Was mich und meine Diener beträfe, so möchten wir Vorräthe bekommen, wie wir es eben könnten, allein Niemand im Dorfe dürfe uns damit versehen. Hier waren wir also in einer offenbar feindlich gesinnten Gegend, mit einem achttägigen Marsch vor uns und ohne einen Bissen zu essen.

Sonderbarer Weise hob sich meine Laune angesichts dieses großen Hindernisses und ich war entschlossen mich unter allen Umständen nach Yünnan vorwärts zu arbeiten. Käme es zum Aeußersten, so könnte ich immerhin eines meiner Packthiere schlachten und einen Eßvorrath auf diese Weise gewinnen, deßwegen zündete ich meine Pfeife an und begann, um die Laune des muthigen kleinen Philipp und des Jungen Leu-dzung zu erhalten, zwischen einzelnen Zügen aus meiner Pfeife „Rule Britannia" zu singen, daß die Balken des alten Yakstalles, meines jetzigen Palastes, wackelten. Die Leute im Hause und mehrere Lamas kamen, um zu sehen, was es gäbe, worauf ich eine andere Melodie anfing: „Slap bang, here wc are again", die ich mit komischen Geberden begleitete, welche scheinbar ihre Gefühle milder stimmten, denn einer der Lamas sprach freundlich mit Lo-tzung und während des Abends brachten ihr einige Frauen, die von dem Lama begleitet waren, sechs Eier und eine Tasse Milch. Diese gab sie als pflichtgetreue Tochter mir, und theilte mit den Frauen des Hauses deren Abendmahlzeit von Tsanba und Butterthee.

Der Junge Leu-dzung hatte glücklicherweise ein oder zwei Pfund Tsanba bei sich; aber als echtes Naturkind aß er seinen ganzen Vorrath auf. Philipp und ich verzehrten jeder ein rohes Ei und eine halbe Tasse Milch als Abendmahlzeit und machten es uns bequem, um dann eine lange und sorgenvolle Wacht bis zum Morgen zu halten. Wir trauten uns nicht, Beide zu gleicher Zeit zu schlafen, damit uns unsere Thiere nicht gestohlen werden konnten, denn Lo-tzung, die nach ihrer Abendmahlzeit wieder zu uns kam, hatte uns gesagt, daß die Hausleute vermutheten, wir würden während der Nacht von den Lamas und Soldaten angegriffen werden. Wir hatten eine Anzahl ver-

dächtig aussehender Besucher, allein die entschiedene Weise, mit welcher ich meinen Revolver sehen ließ, veranlaßte sie, sich ruhig zu verhalten.

Die arme kleine Lo=tzung war sehr unglücklich und weinte beinahe die ganze Nacht, da sie sich fürchtete, daß wir alle ermordet werden würden. Sie hatte gehört, daß die Lamas den Leuten verboten hatten, uns mit Vorräthen zu versehen, und daß dreihundert Soldaten mich an einem Berge erwarteten, den wir am nächsten Tage passiren mußten. Als jedoch der nächste Tag herankam, waren wir alle guten Muthes und verließen bald nach Tagesanbruch das ungastliche Dorf Pa=mu=tan, wie vorher von zwei Frauen begleitet, die auf Befehl des Vorstehers als Führerinnen gesandt worden waren.



Tübetanische Soldaten.

Als wir das Dorf verließen, war alles ruhig und wir verfolgten unbelästigt unseren Weg, der uns über den Hügel, welcher auf das Dorf dräuend herabblickt, auf ein weiteres mit Graswuchs bedecktes Plateau führte, das von zwei hohen Ketten gleichfalls beraster, wellenförmiger Berge eingeschlossen liegt.

Die Straße nach H'lassa wendet sich hier scharf nach Norden und die Bergkette zu unserer Rechten erwies sich, wie ich es auch erwartet hatte, als die Grenze zwischen dem centralen und dem östlichen Königreiche Tübet. Kurz nachdem wir auf das Plateau kamen, stieg eine Abtheilnng von zwei- oder dreihundert Soldaten den Grenzberg herab und hielt am Fuße desselben.

Um ihre wirklichen Absichten zu erfahren, ging ich auf sie zu, als ob ich beabsichtigte, den Berg zu besteigen. Auf dieses hin stellten sie sich quer über den Weg auf und warteten, bis ich mich ihnen auf fünfzig Yards genähert hatte, worauf sie mich anriefen und mir mit angelegten Luntenflinten und brennenden Lunten zu halten befahlen, oder sie wollten feuern.

Ich hielt auf diesen Befehl hin, stieg ab, zündete meine Pfeife an und ging in Begleitung Philipps zu ihnen, worauf ich mich mit ihnen in ein Gespräch einließ, wobei ich sie in einer ruhigen aber freundlichen Weise um den Grund ihres Benehmens frug. Sie waren sehr über das erstaunt, was sie des Palins Frechheit nannten; als sie aber hörten, daß ich nicht vorhabe, eine Passage nach Kyan-kha zu forciren, sondern nach Yünnan gehen würde, stieg eine Anzahl von ihnen ab und setzte sich neben mich, nachdem sie ihre Lunten ausgelöscht hatten, während der Rest seine Aufstellung beibehielt.

Ich zeigte die Pässe, welche mir erlaubten, nach Yünnan zu gehen, und sagte ihnen, daß es unsinnig wäre, mich daran zu verhindern, nach H'lassa oder Assam zu gehen, da ich nur ein friedlicher Händler sei und frug sie, warum so viele Soldaten ausgesendet worden waren, einen Mann zu arretiren. Diese Frage rief ein Lächeln bei ihnen hervor, hatte aber anfangs keine direkte Antwort zur Folge. Sie zeigten aber eine schüchterne Neugierde, die wunderbaren Gewehre zu sehen, welche ihnen, wie sie mir sagten, als furchtbare, todbringende Maschinen beschrieben worden waren, und baten mich, meinen Revolver abzufeuern. Als ich es nun that, wurde jeder Schuß mit dem Rufe „Al-lee!" begrüßt, ein beliebter Ausruf der Tübetaner, um Bewunderung oder Ueberraschung damit auszudrücken. Ich lud in ihrer Gegenwart wieder und sagte ihnen natürlich, daß ich genug Pulver für tausend Schüsse hineingethan habe. Meine Freundlich-

keit gewann mir diese Kinder der Berge vollständig; sie wurden ganz vertraulich und sagten mir, daß meine ausgesprochene Absicht, nach Yünnan zu gehen, ihnen große Freude mache, da sie Befehl hätten, mich, selbst bei Gefahr ihres Lebens, aufzuhalten; jedoch nicht zu verletzen, und daß sie auf die Beschreibung meiner Waffen hin geglaubt hatten, ich würde eine große Anzahl von ihnen tödten.

Nachdem ich einige Pfeifen mit ihnen geraucht hatte, trennten wir uns. Die Soldaten gingen auf die halbe Höhe des Berges zurück und ritten parallel mit unserer Richtung, bis wir uns südlich gegen Yünnan wandten.

Während wir nun dahin marschirten, verursachte uns der Anblick einer Menge Fasanen und Hirsche Tantalusqualen; aber wenn auch die Versuchung sehr stark war, unsere mageren Vorräthe zu ergänzen, wagten wir es doch nicht, zu jagen, um nicht den Lamas einen Vorwand zu geben, uns anzugreifen. Wir marschirten deßhalb mit sehnsüchtigen Blicken auf die Thiere weiter und kamen allmälig in eine weniger hohe Gegend, in welcher sich, anstatt der berasten Kalkberge, nackte Hügel aus lehmigem Sande mit großen, eingebetteten Sandsteinfelsen erhoben, deren unterer Theil die Einwirkung des Wassers erkennen ließ.

Während der Unterredung mit den Soldaten waren die beiden weiblichen Führer ruhig davongelaufen, doch vermißte ich sie erst, als wir an die Stelle kamen, wo die Wegspur sich nach Süden wandte. Ich war ziemlich froh, ihrer ledig zu sein, da sie gezwungen worden waren, uns zu begleiten, und dies ungern genug thaten; aber bald hatten wir Ursache, ihre Entfernung zu bedauern, denn bald hatten wir unsern Weg unter den zahlreichen Yakspuren verloren, die sich auf den Bergen kreuzten. Wir behielten jedoch eine südliche Richtung bei und kamen gegen Abend nach dem Dorfe Tsung-tza, welches auch glücklicherweise die erste Station auf der Straße von Pa-mu-tan nach Yünnan war.

Am Eingange des Dorfes begegneten wir einer Gesellschaft junger Mädchen, welche von einem Pic-nic zurückkamen und die, als sie Lo-tzung sahen, welche noch ihr Brautkleid trug, uns mit Gesang und Tänzen nach dem Hause des Vorstehers begleiteten.

Dieser Empfang ließ mich hoffen, daß ich hier Vorräthe bekommen könnte, aber leider war ich zu bitterer Enttäuschung verurtheilt. Die ganze männliche Bevölkerung schien aus ihren Häusern gekommen zu sein und zeigte eine entschiedene Geneigtheit, thätlich zu werden; sie besannen sich jedoch eines Besseren und verließen uns in der Dämmerung. Wir konnten weder für uns selbst noch für unsere Thiere einen Bissen bekommen, trotzdem wir Tsanba um ihr Gewicht in Silber zu kaufen anboten. Das zweitägige Hungerleiden und die damit verbundene Schlaflosigkeit hatte mich so angegriffen, daß ich ohnmächtig wurde, währenddem der arme, kleine Philipp, der zu müde war, um sich nur etwas Thee zu kochen, meine Stirn mit Wasser benetzte. Ich kam bald wieder zu mir und eine Pfeife Tabak stillte eine Zeit lang meinen Hunger.

Nach vieler Mühe gelang es uns, etwa acht Liter Thee zu brauen, von dem wir unseren Packthieren je dreiviertel Liter gaben, welche die armen Dinger gierig aufsogen und sich dann, in ihr Schicksal ergeben, vollständig ermattet niederlegten.

Am nächsten Morgen bat ich nach noch einer sorgerfüllten Nachtwache um einige Vorräthe, aber die Leute blieben hartherzig und wir waren genöthigt, uns, dem Hungertode nahe, zum Abmarsch vorzubereiten. Ein Lama, an den ich mich wandte und ihm vorstellte, daß ich Hungers sterbe, antwortete nur, daß ich nicht in ihr Land hätte kommen sollen.

Sobald die müden Packthiere geladen waren, ersuchte ich meinen Wirth um zwei Führer, was er mir mit Entrüstung abschlug; als ich ihm aber sagte, daß ich bleiben und in seinem Hause sterben würde, und um meiner Drohung Nachdruck zu geben, das Gepäck abzuladen begann, bot dessen Sohn seine Dienste an.

Als wir eben abmarschiren wollten, kam der Bote eines Onkels von Lo-tzung, der in einem ein paar Meilen entfernten Dorfe wohnte, und mein kleines Pflegekind, das mich gestern gebeten hatte, es zurückzusenden, da es sich fürchte zu sterben, nahm traurig Abschied von mir und ging nach dem Hause seines Onkels ab. Es war mir eine große Erleichterung, meine kleine Tochter auf diese Weise angebracht zu haben, besonders da Lotzung's Abwesenheit mir ein überzähliges Maulthier überließ, im

Falle ich dazu genöthigt sein würde, eines zum Verzehren zu schlachten — ein Hülfsmittel, dessen Anwendung ich für die äußerste Noth versparte.

Der Sohn des Vorstehers hieß uns allein weitergehen, nachdem er uns bis vor das Dorf gebracht hatte, und warf, wahrscheinlich um unsere Fortbewegung zu beschleunigen, einen Stein nach mir, der mein Satteltthier an dem Kopfe traf, was lautes Gelächter und Steinwürfe von einer Anzahl Männer zur Folge hatte, die uns nachgelaufen waren.

Der Hunger hatte mich einigermaßen wild gemacht, und es kostete mich große Ueberwindung, meine Ruhe zu bewahren und abzureiten. Diese scheinbare Unterwürfigkeit meinerseits ermuthigte aber die Dörfler, welche nun alle mit wildem Geschrei auf uns losstürzten. Unsere Situation war ernst und ich schwenkte sofort um und befahl Philipp, über die Köpfe unserer Angreifer hinwegzufeuern, während ich meinen Revolver zog und das Gleiche that. Diese Demonstration hatte den gewünschten Effekt, denn der Feind floh und ließ uns unsern beschwerlichen Marsch fortsetzen.

Unsere Situation schien hoffnungslos zu werden. Hungernd und ohne Aussicht auf Nahrung, liefen wir Gefahr, unseren Weg zu verlieren, denn die verwirrenden Yakspuren machten es unmöglich, den richtigen Pfad zu finden. Dennoch sprachen weder mein muthiger Philipp, noch der Knabe Leu-dzung von einer Umkehr; sie deuteten eine solche nicht einmal an.

Als ich mich mit den Soldaten am Fuße des Grenzberges unterredete, hatte ich eine riesige Kette beschneiter Berge bemerkt, welche in beinahe gerader Richtung von Nord nach Süd lief und deren weiße Spitzen und Rücken weit über die umliegenden Berge hinausragten, und hatte sie sofort als den Gebirgszug erkannt, den mir Pater Desgodins in Bathang als das rechte Ufer des Lan-tsan-Flusses beschrieben hatte. Nach meiner chinesischen Karte führte die Straße nach Yünnan das linke Ufer entlang. Diese Berge waren nun sichtbar und ragten rechts in die Höhe, während sich zwischen ihnen und uns ein niedrigerer Bergzug befand, den ich als das linke Ufer des Lan-tsan bildend annahm. Solange ich diese in Sicht behalten konnte, hatte ich

wenig Furcht, mich zu verirren, und wir folgten nun vorsichtig der breitesten Wegspur.

Um Mittag kamen wir an eine große, hölzerne Brücke, welche einen Fluß von bedeutender Größe übersetzte, der auf der chinesischen Karte als ein Nebenfluß des Kin=tscha=kiang bezeichnet war. Seine Gewässer waren von zinnoberrother Farbe*) und ich nannte ihn in Anbetracht seiner Namenlosigkeit Zinnoberfluß. Nachdem wir auf das rechte Ufer übergegangen waren, folgten wir mehrere Meilen weit dem Laufe des Flusses zwischen hohen Hügeln, die auf beiden Seiten in einem Winkel von 75 oder 80 Graden aufstiegen.

Während wir langsam und verdrossen dahinzogen, gleichgültig gegen Alles, außer den Wunsch, die nächste Station zu erreichen, weckte das Pfeifen einer Kugel auf nur einige Fuß von mir zu gleicher Zeit mit dem Knalle einer Flinte schnell alle meine Sinne. In der Richtung des Knalles erschien hoch oben, nahe an der Oeffnung einer Höhle am gegenüberliegenden Ufer ein großer Trupp Männer. Ich hatte kaum Zeit, dies zu sehen, als wir von einer Salve begrüßt wurden. Wir befanden uns zwar offenbar außerhalb der Tragkraft der Luntengewehre, aber mehrere Kugeln fielen unter uns nieder und eine traf das Maulthier Philipps, welches sich diese Freiheit nicht gefallen ließ, ausschlug und seinen Herrn auf den Boden setzte. Die Banditen, denn solche waren es augenscheinlich, ließen ihrer Salve ein furchtbares Geschrei folgen und stürmten den Berg herunter auf uns zu.

Ich gestehe zu, daß ich im ersten Moment sehr dazu geneigt war, durchzubrennen; aber ein Augenblick des Nachdenkens ließ mir klar werden, daß ich es nicht thun könnte, ohne meine Packthiere zu verlieren, und ich entschloß mich deßhalb, einen Kampf zu wagen. Ich stieg deßwegen ab und deckte mich hinter meinem Maulthier Jacob; ein Beispiel, das Philipp nnd Leudzung rasch befolgten. In dieser Aufstellung warteten wir, bis die Räuber auf etwa hundert Yards herangekommen waren;

*) Vielleicht doch mehr rostroth, wonach die rothe Farbe des Flußwassers als von der Abspülung aus Ockerlagern herrührend leicht erklärt werden könnte. Anm. d. Uebers.

dann legte ich meine Enfield-Doppelbüchse auf den Rücken Jacobs, zielte ruhig und zog am Drücker. Wenn der Blitz unter die Bande gefallen wäre, so hätte er nicht größeres Entsetzen hervorrufen können. Ich sah die Splitter vom hölzernen Schafte der Luntenflinte eines der Kerle davon fliegen und ein zweiter der Schufte warf die Arme empor, war also offenbar getroffen, aber doch nicht so schwer, als daß er nicht mit verdoppelter Geschwindigkeit seinen Gefährten den Berg hinauf hätte nachlaufen können. Ich beschloß, ihnen eine weitere Probe der Leistung meiner Waffe zu geben und wartete, bis sie drei- oder vierhundert Yards entfernt waren, visirte dann auf siebenhundert Yards, schoß und traf den Berg noch eine Strecke oberhalb ihnen. Auf dieses hin hielten sie eine oder zwei Sekunden lang, nahmen sich dann aber wieder den Muth zur Flucht und stürzten sich in wildem Getümmel in ihre Höhle hinein, als sie dieselbe erreicht hatten, wie ebensoviele Ratten in einen Kanal.

Mein Entzücken über das Resultat dieses Gefechtes wurde durch den Gedanken einigermaßen beeinträchtigt, daß ich wahrscheinlich einen der Räuber verwundet hatte, in welchem Falle es gar nicht unwahrscheinlich war, daß ich gefolgt und von hinter einem Baume oder Felsen aus erschossen würde; die immerwährende Aussicht auf das Mißglücken meines Unternehmens hatte mich nun aber schon in einer Weise abgestumpft, wie ich sie erst einmal in meinem Leben gefühlt hatte, als ich mich in einem Sturme in der Südsee befand. Das Schiff, in welchem ich der einzige Passagier war, wurde leck; mehrere Tage lang nahm das Wasser im Schiffe trotz der Anstrengungen der Mannschaft beim Auspumpen zu und als die Wahrheit uns allmälig einleuchtete, daß unser Versinken nur eine Frage der Zeit sei, wurden wir ganz gleichgültig, aßen und schliefen, als ob nichts Ungewöhnliches vorgekommen wäre, und nur der ruhige und ernste Ausdruck aller Gesichter zeigte die Hoffnungslosigkeit, die in uns herrschte. So war es nun bei unserer kleinen Gesellschaft der Fall. Wir gingen verdrossen vorwärts, stark von der außerordentlichen Hitze belästigt, und erreichten am Abend die Station Jessundi, die aus zwei Moschusjäger-Hütten bestand. In einer derselben fanden wir Schutz für uns und die Thiere und vor allem einen freundlichen Empfang vom Jäger.

Unser Wirth war sehr arm; eine lange Reihe von Unglücksfällen hatte ihn so arg mitgenommen, daß er keinen Moschus hatte, um sich Pulver zu kaufen, und um seine trostlose Lage noch zu vermehren, war seine Frau vor ein paar Tagen gestorben und hatte seiner Obhut vier kleine Kinder hinterlassen. Der arme Mann war ganz niedergeschmettert und schien, wie wir, zum Aeußersten gebracht zu sein; sein Hauptunterhalt war eine Art Schlingpflanze, die auf dem Berge wuchs; aber er besaß zwei Ziegen und theilte die Milch derselben zwischen Philipp und mir, wobei auf jeden etwa ein achtel Liter traf. Dies und einige hartgesottene Eier bildeten unser Nachtmahl und waren die erste Nahrung seit achtundvierzig Stunden. Leu-dzung theilte die Tsanba unseres Wirthes und ich fügte ein Geschenk an Ziegelthee hinzu, wofür die Dankbarkeit des Jägers keine Grenzen kannte. Er wollte sogar eine seiner Ziegen für uns tödten, aber dies erlaubte ich nicht. Ich war sehr froh, als ich sah, wie er einige große Zweige von einem Wallnußbaum abhieb, der an seiner Hütte wuchs, und sie meinen ausgehungerten Thieren gab. Die armen Bestien starrten die glänzenden, grünen Blätter ein paar Augenblicke lang an, als ob sie ihren Augen nicht trauten, und fielen dann über sie her, indem sie sogar die Aeste von einem Zoll Durchmesser zerbissen, als ob sie Strohhalme gewesen wären.

Der Anblick der Gegend war ungemein traurig; nackte Kalkberge erhoben sich steil in chaotischer Unordnung rings umher, keine Kultur war zu sehen; aber an manchen Stellen bedeckte abgestorbenes Gestrüpp die Abhänge und gewährte Schaaren von Fasanen Schutz. Hie und da war eine hohe Bergspitze mit Wald bedeckt und hob sich deutlich von den umliegenden nackten Felsen ab; an solchen Stellen jagten die Jäger den Moschushirsch.

Nach einer durchwachten Nacht —, denn wir fürchteten noch immer die Banditen der Nachbarschaft, welche, wie uns der Jäger lachend mittheilte, seine Jagdgenossen waren, — setzten wir unseren Marsch fort, wobei der Sohn unseres Wirthes, ein zehnjähriger Knabe, uns Führerdienste leistete. Wir gingen nach dem Dorfe Tsali, wo man, wie uns gesagt worden war, Vorräthe zur Genüge haben könne. Von der Hütte des Jägers führte

unser Weg allmälig aufwärts, bis wir in eine mit schönen Wäldern bedeckte Gegend kamen. Wir passirten mehrere Häuser, allein die Einwohner waren entweder nicht zu Hause, oder abgeneigt, uns einzulassen, denn jedes Haus war verschlossen und außer dem Bellen der Hofhunde Alles vollständig still.

Etwa um zehn Uhr kamen wir an einer großen Schafheerde vorüber, bei deren Anblick uns der Mund wässerte, und als wir drei oder vier Männern begegneten, welche sie hüteten, traten wir sofort wegen des Kaufes eines Lammes in Unterhandlung; aber die Kerle behandelten unseren Vorschlag mit Verachtung und befahlen uns weiterzugehen, worauf Philipp ihnen drei Rupien zuwarf und ohne weitere Umstände sich niederbückte und ein hübsches junges Lamm auf seinen Sattelknopf hob. Die Eigenthümer hoben die Rupien scheinbar ganz gleichgültig auf und wir verfolgten unseren Weg mit Jubel über unsere Beute.

Bald nach Mittag hielten wir an einem Hause, das an der Straße stand, und wurden durch eine Frau eingelassen, welche sich als die einzige Person erwies, die zu Hause war. Philipp bereitete sich sofort vor, das Lamm zu tödten, während ich zwei Eier sott, welche mir die Frau gegeben hatte. Es schien, als ob mit der Aussicht auf eine gute Mahlzeit alle unsere Sorgen verschwunden wären. Als ich nun geduldig dasaß und auf das Sieden der Eier wartete, hörte ich plötzlich den erschreckenden Ruf: „Mr. Kopper! Kommen Sie schnell, Sir!" Ich stürzte zur Thüre und sah Philipp mit nackten Armen, ein Messer in einer, das Lamm in der anderen Hand, welch' letzteres ein derb aussehender Lama ihm zu entreißen versuchte.

Als der Lama mich sah, ließ er das Lamm fahren und begann mich wie verrückt anzuschreien. Kaum hatte er aufgehört, um Athem zu schöpfen, so sagte mir Leu-dzung, daß der Kerl das Lamm beanspruche und darauf bestände, daß es ihm ausgeliefert würde. Dies verweigerte ich, indem ich sagte, daß ich am Verhungern sei und seinen dreifachen Werth bezahlt habe, aber, da ich keinen Skandal wünsche, drei weitere Rupien bezahlen würde.

Während dieser Auseinandersetzung schien eine Anzahl Männer mit Luntenflinten und dem langen tübetanischen Messer bewaffnet aus der Erde zu wachsen, und während ich im Begriffe war, die Rupien aus der Tasche zu holen, packte mich Einer plötzlich

von rückwärts an den Armen und hielt mich fest. Ein riesiges altes Weib stellte sich nun vor mich und begann einen wüthenden Angriff mit einem Schlägel, indem sie kräftige Hiebe nach meinem Kopfe führte, welchen ich nur durch Seitenbewegungen desselben auswich, so daß sie auf meine Schultern fielen. Der Riese, welcher mich hielt, machte mich durch sein Geschrei in meine Ohren beinahe verrückt und es ging mir entschieden schlecht, bis Philipp endlich unser kostbares Lamm losließ und zu meiner Hülfe kam. Nachdem er meine Büchse geholt hatte, zielte er nach dem Kopfe dessen, der mich hielt, worauf dieser losließ und ich mich schnell umdrehte und ihm einen richtig geführten Stoß auf die Nase versetzte, der ihn zu Boden streckte. Zu gleicher Zeit erhielt ich einen fürchterlichen Schlag von der Furie hinter mir, der mir ein Loch in den Kopf schmetterte und Sterne vor meinen Augen tanzen machte. Sie war gerade daran, die Dosis zu wiederholen, als ich ihr einen Stoß vor den Magen gab, der sie an die Seite ihres Kampfgenossen hinstreckte.

Leu-dzung, den ich bis dahin immer für solche Fälle als unzurechnungsfähig hielt, hatte mit wunderbarer Ueberlegung während des Kampfes das Gepäck wieder aufgeladen, welches wir den Thieren zur Rast abgenommen hatten, und kaum waren wir frei, so stiegen Philipp und ich auf und ritten davon, doch nicht ehe der Lama und die Männer mit dem Lamm verschwunden waren.

Ich hatte also anstatt einer Mahlzeit tüchtig Schläge bekommen, und was es noch ärger machte, war, daß ich in der Eile fortzukommen, die Eier vergessen hatte, welche die gute Frau des Hauses mir gegeben hatte.

Wir eilten so schnell als möglich von der Stätte unseres Unglücks hinweg und, gefolgt von den Flüchen und dem Geschrei des fürchterlichen Weibes, setzten wir unseren Marsch nach dem Dorfe Tsali, das etwa zehn Meilen entfernt lag, fort; jeden Augenblick fürchtend, daß einige der bewaffneten Leute, welche so plötzlich in der vorhergegangenen Scene erschienen waren, uns hinter einem Felsen oder Baum auflauerten. Es geschah jedoch nichts dergleichen und gegen Sonnenuntergang erreichten wir das Dorf, welches in der Mitte eines der Plateaus lag, deren sich in Tübet so viele finden.

Der Größe nach dürfte Tsali beinahe eine tübetanische Stadt genannt werden, da es wohl 100 Häuser enthält. Bei unserer Ankunft war der Ort sehr ruhig und wir versuchten es an beinahe der Hälfte aller Häuser, ehe wir Quartier bekommen konnten; endlich öffnete eine alte Frau ihre Thüre und wir waren bald in einem Yakstall einlogirt, wo wir uns zusammen mit den Packthieren einrichteten. Ein Geschenk von zwei Taels bewegte die alte Frau, uns etwa drei Liter Gerste für unsere Thiere zu geben, welche außer trockenen Zweigen, Yakdünger und den wenigen Wallnußzweigen, welche ihnen der Moschusjäger gegeben hatte, seit drei Tagen Nichts genossen hatten. Für uns braute sie Butterthee und tischte ihn mit Tsanba auf; wir verwandelten Beides aber in einen Brei und verschlangen ihn gierig, trotz der abscheulich ranzigen Butter, welche zum Thee benützt worden war.

Etwa um acht Uhr Abends traten ein Lama und zwei Männer beim Lichte der Fichtenholzfackeln in unsere Hütte. Sie forderten sofort in befehlendem Tone Thee. Da ich dachte, daß ein freigebiges Geschenk unsere Gäste, die sich selbst eingeladen hatten, zu Freunden machen könnte, sagte ich Philipp, er solle dem Lama einen ganzen Ziegel und jedem der Männer eine Handvoll geben. Nachdem die Kerle dieses sorgfältig eingesteckt hatten, verlangten sie noch mehr, und als dieses ihnen abgeschlagen war, nahmen sie ohne weitere Umstände den noch übrigen Korb Thee und wandten sich, um den Raum zu verlassen. Dies war zu viel und ich setzte mich ruhig, aber schnell wieder in den Besitz des Korbes. Sofort flogen ihre Messer aus der Scheide, ebenso mein Revolver und ein Schuß aus dem letzteren, hart am Ohre meines nächsten Angreifers abgefeuert, brachte einen erstaunenswerthen Effekt hervor. Ich hatte die Waffe so schnell herausgezogen und nach dem Schuß ebenso rasch wieder in meinen Rock gesteckt, daß sie dieselbe im flackernden Lichte der Fackeln sicher nicht gesehen hatten und sie flohen mit einem Schrei des Schreckens, nachdem sie sich einen Augenblick angestarrt hatten, und ließen in der Eile sogar den Thee fallen, welcher ihnen zuerst gegeben worden war.

Ich war sicher, daß sie mit Verstärkung wiederkehren würden, und deßwegen machten wir uns an die Arbeit, sofort die Thüre

unserer Hütte zu verbarrikadiren, indem wir Gepäck, Packsättel und Stroh, das im Ueberflusse vorhanden war, aufhäuften.

Gegen eine Ueberrumpelung gesichert, fühlten wir uns ruhiger; aber, da unsere Fichtenspäne zu Ende gingen, waren wir bald genöthigt, eine angstvolle Nachtwache im Dunkeln zu halten. Ein elender Mischling, der uns in unserem Rücken schon seit Bathang gefolgt war und sich an diesem Abend zu uns gesellt hatte, weinte die ganze Zeit vor Furcht.

Beim ersten Hahnenschrei fand Philipp das Stümpfchen einer chinesischen Kerze in seiner Satteltasche, bei deren Licht wir ruhig anfingen, unsere Thiere zu satteln, und nachdem wir alle marschfertig waren, räumten wir den Rest der Barrikade hinweg und verließen den Ort.

Während wir schweigsam unseren Weg durch das Dorf verfolgten, war alles still. Die Sterne schienen hell über uns und die frische, kühle Morgenbrise flößte uns Kraft ein.

Zwei Stunden lang gingen wir vorwärts, wobei der Mischling uns als Führer gute Dienste leistete, und als der Tag anbrach, rasteten wir eine Zeit lang am Fuße eines hohen Berges, welcher das Tsaliplateau im Süden begrenzte, und nahmen eine leichte Mahlzeit aus trockener Tsanba ein, die wir mit einem Trunke klaren, kalten Wassers von einem nahen Bergbach hinunterspülten.

Mittags hatten wir die Besteigung des Tsali Schan oder Tsali-Berges beinahe vollendet. In einer Vertiefung nahe am Gipfel überholten wir zwei Beamte des tübetanischen Hauptmandarins in Bathang, die mich gleich erkannten und nachdem sie den heruntergekommenen Zustand unserer Reisegesellschaft gesehen hatten, sofort Befehl gaben, Halt zu machen.

Sie eskortirten eben eine Karawane mit mehreren tausend Körben Thee nach Atenze und hatten eine starke Abtheilung berittener Soldaten, 500 mit Thee beladene Yaks und eine große Anzahl Mischlinge als Treiber, sowie Kulis bei sich.

Unsere Freunde hatten bald Thee (echten Blüthen-Pekoe, speziell für mich gebraut), Reis und gebratenes Hammelfleisch bereit und es ist wohl nicht nöthig zu sagen, welch' glückliches Mahl dieses war; ich hätte meine Wirthe buchstäblich umarmen können, als ich mich dazu niedersetzte.

Sobald das Nagen des Hungers einigermaßen beseitigt war, erzählte ich die unangenehmen Abenteuer, welche ich in letzter Zeit durchgemacht hatte, und als ich jedes einzelne mit Leu-dzung's Hülfe beschrieb, sammelte sich ein Kreis von Soldaten und Treibern um mich, von denen einige sich niederlegten, die anderen sich auf ihre langen Luntenflinten stützten und mit eifriger Aufmerksamkeit die Erzählung verfolgend, ihrem Erstaunen und ihrer Bewunderung in einer Reihe von „Al-lee!" Ausdruck gaben.

Nach einer in dieser Weise verbrachten Stunde wurde das Kommando zum Abmarsche gegeben. Wir kamen jedoch bald, nahe an der Paßhöhe, wieder zum Stillstand. Eine etwa 100 Yards breite, mit Schnee gefüllte Vertiefung, deren Inhalt durch das Frühlingswetter weich geworden war, bot ein beinahe unüberwindliches Hinderniß dar, denn sobald Yaks oder Maulthiere ihre Füße darauf setzten, sanken sie bis an den Bauch ein und blieben hülflos liegen, nachdem sie ein paar Minuten versucht hatten, sich zu befreien.

Hohe, überhängende Felsen machten eine Umgehung unmöglich; der einzige Paß, eine Spalte in der Bergkette, lag hundert Yards vor uns. Es blieb also Nichts übrig, als in irgend einer Weise durch den Schnee zu kommen; deßwegen hielten wir und luden die Reihe Yaks ab, welche in einer sich bewegenden schwarzen, schlangenartigen Masse den Abhang weit hinunterreichten. Diese Arbeit war in sehr kurzer Zeit geschehen, da Soldaten und Kulis ernstlich ans Werk gingen. Dann trieb man etwa hundert Yaks in einem Rudel in den Schnee und zwar durch Anwendung von Steinen, welche aus den Schleudern der Treiber mit unfehlbarer Sicherheit und Wirkung auf die Hintertheile der geduldigen Yaks niederfielen, welche sich wahrscheinlich dachten, daß ein ruhiger Sitz im Schnee dem stechenden Schmerz der geschleuderten Steine vorzuziehen sei, denn sie stürzten sich hinein und diejenigen, welche nicht mehr weiter konnten, blieben ruhig liegen, während andere über sie hinweggingen und sich dann vor ihnen niederlegten. Auf diese Weise kam die ganze Heerde hinüber und da ihr Uebergang den Schnee zu einer harten Masse gestampft hatte, konnten sie wieder zurückgetrieben und beladen werden, worauf sie, von

den Soldaten und Ponys gefolgt, alle sicher hinüberkamen und wir den Gipfel des Tsali Schan überschritten.

Die Karawane schlängelte sich den Berg so langsam hinunter, daß wir vorangingen und einem Bergbache folgten, der nahe am Gipfel entsprang. Der Pfad, wenn man ihn so nennen darf, führte über unregelmäßige Felsmassen. Reiten war unmöglich und unsere armen Thiere klommen mit Mühe über die rauhe Oberfläche des Berges. Von Zeit zu Zeit rückten die Berge so nahe heran, daß sie nur ein schmales Bett für den Bach ließen, in welches man Pfähle getrieben hatte, die einen schmalen, hölzernen Steg trugen. Eine prachtvolle Schlucht, welche sich zwischen Felsenmauern sieben Meilen lang dahinzieht, nannte ich nach einem Freunde in Shanghai „Duncanson-Schlucht". Wo die Thäler zwischen den Schluchten weiter wurden, waren die weniger steilen Abhänge mit Theeölbäumen bedeckt, während über den weißen Blüthenmassen derselben Wolken des gewöhnlichen weißen Schmetterlings schwebten.

Nachmittags kamen wir an das Ufer eines zweiten Flusses, der sich mit dem ersten vereinigte, und die beiden Gewässer bildeten nun einen bedeutenden Strom. Die hölzerne Brücke, auf welcher der Weg übersetzte, zeigte sich zerstört und es war nothwendig, den Fluß zu durchschreiten, was für die müden Männer und Ponys eine Arbeit von nicht unerheblicher Schwierigkeit war.

Gegen Abend erleuchteten die Strahlen der untergehenden Sonne, was zuerst eine Wolkenwand am Horizont schien; aber bald erkannten wir sie als schneebedeckte Höhen, welche bei weitem die zwischen uns und ihnen liegenden Berge überragten. Dies war die große Gebirgskette westlich vom Lan-tsan. Achtzehn Stunden eines mühevollen Marsches wurden um sieben Uhr durch unsere Ankunft im Dorfe Tong beendigt, das am rechten Ufer des Flusses lag, der unser Gefährte vom Tsali Schan an gewesen war.

Ob nun die Wirkung der lange fortgesetzten Anstrengungen und Gefahren daran Schuld war, weiß ich nicht; aber als ich in ein Haus trat und mir von den Bewohnern ein freundlicher Willkomm geboten wurde, schleppte ich mich in das Zimmer, in welchem die Familie ihre Abendmahlzeit einnahm, und fiel in

Ohnmacht. Nichts könnte die Freundlichkeit meiner Wirthe in den Schatten stellen. Einige derselben trugen mich hinaus und wuschen mein Gesicht an einer Quelle, welche nahe an der Hausthüre vorüber lief, während andere sich mit Philipp abgaben, der Krämpfe bekam, die in starkem Erbrechen endeten.

Die Bemühungen unserer gutherzigen Wirthe belebten uns bald und wir wurden in einer Strohhütte bequem einlogirt (es war blos ein Zimmer im Hause), wo man uns eine große Schüssel mit gekochtem Reis und Milch auftischte.

Was unsere Thiere anbetraf, so standen sie bis zu den Knieen in frischgeschnittenem grünen Weizen und erfreuten sich nach Herzenslust daran. Der Schlaf, dessen wir so sehr bedurften, kam lange nicht zu unserer Erlösung und erst gegen Mitternacht fiel ich in einen tiefen Schlaf, aus dem mich die Frauen des Hauses erst am Mittag des anderen Tages weckten und mir dann abermals eine Schüssel mit Reis und Milch brachten.

Die Grenzstadt Atenze war nur acht Meilen entfernt und ich entschloß mich, sehr gegen die Wünsche unserer Wirthe, dahin aufzubrechen. Um ein Uhr verließ ich sie unter freundlichen Ausdrücken ihrer Sympathie und dankbaren Anerkennungen meines freigebigen Geschenkes an Thee.

Die Freundlichkeit dieser Leute im Vergleiche zu dem feindlichen Benehmen derjenigen, unter welchen wir zuletzt gereist waren, bestärkte den Verdacht, der in mir aufgestiegen war, als wir den Beamten des Mandarins von Bathang am Tsali-Berge begegnet waren, nämlich, daß wir ihren Aufhetzereien alle Feindschaft zu verdanken hatten, welche uns vom Volke bewiesen worden war, das zweifelsohne dahin instruirt wurde, uns alle möglichen Hindernisse in den Weg zu werfen. Und ich erhielt auch später wirklich den bestimmten Beweis, daß, trotz der scheinbaren Freundlichkeit der tübetanischen Mandarine, diese alle Mittel, die ihnen zu Gebote standen, erschöpft hatten — außer mir das Leben zu nehmen —, um mich daran zu verhindern, weiter als bis zum Dorfe Pa-mu-tan vorzudringen.

Vom Gipfel eines hohen Hügels, den wir bald erstiegen, nachdem wir Tong verlassen hatten, sahen wir zuerst den Lan-tsan-Fluß, dessen tiefe, schmutzige und aufgeregte Gewässer in

einer Breite von 150 Yards am Fuße der riesigen Schneeberge entlang liefen, welche seit Pa-mu-tan als unser Leitstern gedient hatten. Ein langsamer Marsch von vier Meilen führte uns aus dem Thal von Tong allmälig in die Berge und wir kamen in eine schöne, bewaldete Gegend mit welligem Terrain. Berafte Hänge waren wie Parks mit einer Eichenart und üppigen Kastanienbäumen übersät; wilde Erdbeeren waren im Ueberfluß vorhanden und Stachelbeer- sowie rothe Johannisbeersträucher trugen reichliche Blüthen.

Als wir den westlichen Abhang dieses Berges herabstiegen, schienen wir auf Beeten wohlriechender, wilder Blumen zu gehen; Schneeglöckchen guckten nahe am Gipfel in Myriaden aus dem Grase hervor und weiter unten wuchsen gelbe Schmalzblumen und eine große Varietät der wilden Hyacinthe mit blauen, glockenähnlichen Blumen in größter Anzahl.

Auf der halben Höhe des Berges hielten wir unter dem Schutze einer großen Eiche, bis ein niederfallender Platzregen sich ausgetobt hatte. In wenigen Minuten war die Regenwolke vorübergezogen und hatte dem schönsten Sonnenschein Platz gemacht, der bald den vom Regen übrig gebliebenen Nebel zerstreute und uns die Stadt Atenze sehen ließ, welche zu unseren Füßen in einer Vertiefung lag, die durch vier hohe Bergketten gebildet wurde, welche hier von demselben Punkte aus aufzusteigen anfingen.

Einen hübscheren Anblick, als Atenze und seine Umgebung von diesem Punkte aus gewähren, hatte ich noch selten gesehen, und es bedurfte der Ueberwindung, mich von der Betrachtung der reizenden Landschaft hinwegzureißen, die zu unseren Füßen ausgebreitet lag.

Während wir den Berg hinunter ritten, sprangen zahllose Schaaren großer, silbergrauer Hasen umher, die wir beim Abnagen des nassen Grases gestört hatten, und Flüge großer Tauben mit broncefarbigen Flügeln girrten ihre angenehmen Weisen von beinahe jedem Baum und Strauch des Berges herab. Ich war entzückt von der Umgebung von Atenze und schritt in die Stadt, mich über die Aussicht auf Ruhe und Sorglosigkeit freuend.

Wir fanden bald Quartier in einem Hotel, dessen Wirth, ein Mischling, uns bald ein vorzügliches Gericht aus Schinken, Eiern und Kartoffeln brachte, das wir, wie er bemerkte, wie ordentliche Reisende verschlangen. Gleich nach Tisch sandte ich Philipp mit meinen Pässen zum chinesischen Mandarin und ging während seiner Abwesenheit um vier Uhr Nachmittags zu Bett, wachte aber erst um acht Uhr am nächsten Morgen wieder auf.

Elftes Kapitel.

Die Stämme am Lan-tsan-kiang.

Der Handel von Atenze. — Der Goneah-Stamm. — Hogg's Schlucht. — Verstandeskräfte der Maulthiere. — Die Missionsstation Tz-cu. — Die Lu-tseu-Stämme. — Der Moso-Stamm. — Der Ya-tseu-Stamm. — Der Muquor-Häuptling. — Hirschpürsche bei Compo. — Ein Jagdsouper. — Das Dorf Kha-kha. — Weisi-fu. — Der Tartaren-General. — Räubersoldaten. — Ein Mohamedaner aus Yünnan.

Am folgenden Morgen theilte mir Philipp mit, daß er, als er auf dem Ya-mun meine Pässe vorgelegt und die auf der Route erlittene Behandlung angezeigt hatte, unter Schimpfworten und mit der Botschaft weggeschickt worden sei, daß ich besser daran thäte, den Weg zurückzugehen, auf welchem ich hierher gekommen wäre.

Wir hatten zahlreiche Besuche von den Städtern, welche sehr freundlich schienen, und der größte Theil des Tages wurde damit zugebracht, unsere übrig gebliebenen Vorräthe an Nadeln, Faden, Tuch und Perlen loszuschlagen, welche weiterhin nutzlos sein würden, indem nun anstatt des Tauschhandels als Zahlungsmittel eiserne Tschen und Sycie-Silber gebraucht werden würden. Unter Anderen besuchten mich auch mehrere chinesische Kaufleute, in deren Gesellschaft ich einen Spaziergang durch die Stadt machte. Atenze ist wie Ta-tsian-lu eine Grenzstadt und Grenzzoll-Station. Sie steht unter der Jurisdiktion des kaiserlichen Vicekönigs von Yünnan und enthält ein von Mauern umschlossenes, sogenanntes chinesisches Quartier, das jedoch viele tübetanische

Häuser enthält, welche von Tübetanern und Mischlingen bewohnt werden. Durch die Mitte der kleinen Stadt läuft eine Straße von Norden nach Süden mit zwei Reihen chinesischer Häuser, welche hauptsächlich chinesische Soldaten bewohnen, die Schmiede, Zimmerleute oder Gerber sind. Besonders das letztere Handwerk ist sehr stark vertreten — und in der That ist auch die Stadt wegen ihrer gebleichten Lammfelle berühmt. Außer den Chinesen sind auch noch Hunderte von Mischlingen mit der Zubereitung von Häuten beschäftigt. In einem der Droguenläden, deren es ebensoviele gab, wie in Ta-tsian-lu, fand ich die Bodenraupen, welche in den Bergen um Atenze sehr häufig sind. Die Chinesen benützen sie als Medizin, und schreiben ihnen die Eigenschaft zu, jugendliche Kraft wieder hervorrufen zu können. Im östlichen China verkauft man sie in Bündeln von einem Dutzend zum Preise von zwölf Taels per Dutzend. Der Körper derselben ist gelblich, wie die australische eßbare Raupe, und sieht einer gewöhnlichen Raupe ähnlich. Sie ist etwa 1¼ Zoll lang und hat einen 1½ Zoll langen Ansatz, der genau wie ein Stengel dürren Grases aussieht, woher auch der chinesische Name „Grasraupe" rührt. Als mir der chinesische Ladenbesitzer diese Raupen zeigte, frug ich ihn um nähere Auskunft, da mir ihr sonderbares Aussehen auffiel. Er sagte mich, daß das Insekt einen oder zwei Zoll unter der Oberfläche der Erde wächst und sein Aufenthaltsort leicht an dem Grashalm erkannt werden kann, der von ihm ausgeht, und er versicherte mir auch mit allem Ernste, daß im Frühling aus dem Stengel eine winzige weiße Blume hervortreibe, welche einen Samen heranreift und ihn zur Erde fallen läßt, wo er wieder eine Raupe erzeugt. Mein Unglauben bezüglich dieser sonderbaren Geschichte reizte den alten Apotheker in solchem Maße, daß er mir ärgerlich zu verstehen gab, ich könne seinen Laden verlassen, wenn ich kein weiteres Geschäft mehr habe.

Ich verdanke der Zuvorkommenheit des Mr. G. R. Gray vom Britischen Museum weitere und bessere Information bezüglich dieses sonderbaren kleinen Insektes. Eine größere Varietät desselben ist in Neuseeland häufig und was der grasartige Schaft desselben zu sein scheint, ist eine Pilzwucherung Spheria Sinensis, die auf dem Kopfe wächst.

Vor dem mohamedanischen Kriege in Yünnan hatte Atenze

große Bedeutung als Markt, zu welchem die Tübetaner große Quantitäten Moschus brachten, den sie gegen eine sehr feine, schwarze Theesorte, die in Yünnan wächst, sowie Zucker, Schnupf- und Rauchtabak eintauschten, welche in Yünnan besser als in irgend einer anderen chinesischen Provinz gedeihen. In den letzten Jahren ist in Folge des fortwährenden Krieges zwischen den Mohamedanern und den Chinesen dieser Handel fast vollständig geschwunden.

Am Nachmittage ließ ich alle meine Packthiere beschlagen, denn ich hatte sie bis jetzt immer unbeschlagen gebraucht, allein da unser Weg nun langsam in ein wärmeres Klima führte, war es nothwendig, ihre Hufe besser als in Tübet zu schützen, wo Maulthiere und Ponies beinahe nie beschlagen werden; indem die Kälte des Bodens und die Trockenheit der Atmosphäre offenbar die Hufe präservirt.

Als ich eben daran war, zu Bette zu gehen, brachte der Wirth einen Mischling in mein Zimmer, der ein sehr schöner, großer Mann und ungemein muskulös entwickelt war. Nach einigen Entschuldigungen, welche sein Erscheinen zu so später Stunde betrafen, theilte mir mein Wirth mit, daß der Fremde sein Schwager sei, den er in meinem Auftrage am Morgen gemiethet hatte, um mir als Führer nach der Stadt Likiang in Yünnan zu dienen. Als der chinesische Mandarin gehört hatte, daß Dendy, so hieß der Führer, sich an den Fremden verdingt hätte, sandte er nach ihm und gab, nachdem er den armen Kerl einmal im Ya-mun hatte, den Soldaten Befehl, ihm hundert Bambusstreiche zu geben, weil er nicht zuerst die Erlaubniß der Behörden eingeholt hatte. Die Soldaten packten ihn darauf, um den Befehl des Mandarins zu vollziehen; aber noch vor Beendigung der Strafe riß sich der wüthend gewordene Riese los und verließ den Ya-mun im Triumph, nachdem er unter die Soldaten gehörige Prügel ausgetheilt hatte. Nun traf es sich, daß Dendy zwar blos ein Moschusjäger, aber doch der Held und das Orakel der Stadt war, wo sein Wort wie dasjenige eines Propheten galt. Sobald nun die Neuigkeit seiner Mißhandlung im Ya-mun sich verbreitet hatte, griff Alles zu den Waffen und der Mandarin sah sich, um Unruhen vorzubeugen, genöthigt, eine Proklamation dahin zu erlassen, daß Dendy nicht

nur vergeben, sondern auch beauftragt sei, den fremden Kaufmann Tang Kupah nach Weisi zu führen.

Der arme Kerl zog in meinem Zimmer seinen Rock aus und entblößte seine prachtvollen Schultern und Rücken, die aus schrecklichen Wunden bluteten. Er sprach nicht; aber ein tiefer, halberstickter Seufzer besagte, wie stark er die Schande der erhaltenen Schläge fühlte.

Da ich Atenze bei Tagesanbruch zu verlassen dachte, gab ich meinem Führer ein Opiat, worauf er bald einschlief, wie es schien aber nur, um von seiner Schande zu träumen, denn er ächzte und seufzte fortwährend.

Am nächsten Morgen marschirten wir gerade ab, als der Tag anbrach, und Atenze durch das südliche Thor verlassend, kamen wir durch etwa eine Viertelmeile breite Vorstädte, welche aus tübetanischen Häusern und kleinen Lamasereien bestanden, denn Lamas wimmelten selbst in der kleinen Stadt Atenze wie die Ratten und lebten von dem Fleiße des Volkes. Wir gingen nun ein breites fruchtbares Thal hinab, das von einem kleinen Flusse bewässert war, der in den Lan-tsan fiel, und üppige Felder mit Bartweizen und Erbsen trug, welche hie und da von Hainen aus Wallnußbäumen unterbrochen waren. Etwa um Mittag erreichten wir das linke Ufer des Lan-tsan, eines stürmischen, schmutzfarbigen Flusses von 100 Yards Breite, der zwischen steilen Bergen genau in südlicher Richtung dahinfloß. Den Eingang zum Thale verlassend, der sich wie ein riesiges Thor in den Bergmauern öffnete, wendete sich die Straße nach Süden und schlängelte sich an den Berghängen entlang, welche sich vom Flusse in einem Winkel von 75—80 Grad erhoben. Manchmal krochen wir auf einem Pfade von nicht mehr als achtzehn Zoll Breite dahin, der in den Berg kaum einige Fuß über den Hochwasserzeichen eingetreten war, wobei man erkennen konnte, daß im Sommer der Fluß um fünfunddreißig bis vierzig Fuß höher als sein gegenwärtiges Niveau steigt. An anderen Stellen zwang uns ein gefährlicher Spalt, beinahe bis zum Gipfel des nackten Schieferberges zu steigen und von der großen Höhe, oft fünfzehnhundert bis zweitausend Fuß, blickten wir auf den Fluß zu unseren Füßen in die Tiefe hinab, der nur mehr so groß schien, wie ein winziger Bach. Die Abhänge der Berge waren so steil

und glatt, daß ein großer Stein, oben in Bewegung gesetzt, vom höchsten Punkte bis in den Fluß hinabrollte.

Nach achtstündigem Marsche, von Atenze aus gerechnet, erreichten wir ein Thal, das vom Flusse an aufstieg, und hielten im Dorfe Goneah, das von einer eigenthümlichen Mischlingsrace bewohnt wird, welche den Tübetanern in Gesicht und Statur sehr ähnlich aber von hellerer Gesichtsfarbe ist.

Ihre Sitten, Gebräuche und Religion sind spezifisch tübetanisch, ebenso wie ihre Kleidung mit der Ausnahme, daß die Mannsröcke, anstatt aus Schafpelz zu sein, aus einer sehr groben Wolle gefertigt sind. Ihre Sprache ist eine Mischung von Chinesisch, Tübetanisch und Lei-su, zu welchem Volksstamme sie zu gehören glauben, wenn sie auch in Religion, Sitten und Gebräuchen gänzlich von ihm abweichen.

Der Häuptling oder Vorsteher des Dorfes zahlt einen jährlichen Tribut an China, übt aber sonst ausschließliche Kontrole über sein Volk aus; er hat volle Gewalt, außer die Entscheidung über Leben und Tod, welche dem chinesischen Mandarin in Atenze zusteht.

Der Häuptling gab uns in seinem Hause Quartier und wir brachten den nächsten Tag bei ihm zu, die liebenswürdigste Gastfreundschaft von ihm und den Seinigen genießend.

Alle vom Volke, ohne eine einzige Ausnahme, vom alten, grauköpfigen Manne bis zum jüngsten Kinde, hatten Kröpfe*). Wenn diese Krankheit in Tübet auch überall häufig vorkommt, so hatte ich sie doch nirgends in solch' schrecklicher Entwickelung gesehen, als in Goneah, und ich wurde von Solchen belagert, die Medicin wollten, um das Uebel zu kuriren.

Mein Vorrath an Medicinen bestand nur aus Chinin, Chlordyne, Purgirpillen und einigen Pfunden Holloways-Salbe und ich vertheilte deßhalb von der letzteren, mehr darauf rechnend, den Leuten eine Freude zu machen, als ihnen zu helfen. Ihre Dankbarkeit dafür war ungemein groß. Milch, Hühner,

*) Da also auch dieses Gebirgsvolk an dem Uebel der Bewohner unserer Alpen, und zwar wahrscheinlich aus derselben Ursache leidet, so wäre es interessant zu wissen, ob dort auch der Cretinismus vorkommt. Cooper könnte dies leicht entgangen sein, da er wohl kaum den Cretinismus aus eigener Anschauung kannte. Anm. d. Uebers.

Butter und Pferdefutter regnete auf uns herein, bis zuletzt ein Theelöffel voll Salbe ein Huhn und eine beliebige Quantität Erbsen werth war und die Nachfrage so groß wurde, daß ich genöthigt war, den kleinen, noch übrigen Rest der Salbe, etwa 6 Unzen, einzusperren und den Häuptling zu bitten, seinem Volke zu sagen, daß keine mehr entbehrt werden könnte.

Ein jüngerer Bruder des Häuptlings litt an Fieber und am ersten Abend meines Aufenthalts verordnete ich ihm mit so gutem Erfolge, daß er sich am anderen Morgen schon viel wohler fühlte. Kaum erhielt diese Nachricht Verbreitung, so wurde ich schon wieder von Leuten belagert, die Fiebermedizin wollten. Die Aufregung wurde so groß, daß ich den Häuptling mit etwas Chinin dazu bestechen mußte, seine Autorität zu gebrauchen und mich von der Menge eifriger Käufer zu erlösen, welche mein Zimmer während des größten Theils des Morgens füllten.

Die armen Wesen baten so jämmerlich um Medizin, daß ich mich kaum enthalten konnte, meinen werthvollen Vorrath an Chinin unter ihnen zu vertheilen; die Einmischung des Häuptlings machte jedoch ihren Bitten bald ein Ende und sicherte unsere Ruhe für den Rest des Tages. Da ich meinen armen Packthieren eine Rast zu gewähren wünschte, miethete ich fünf Maulthiere vom Häuptlinge zu einem dreitägigen Marsche für die unbedeutende Summe von drei Taels, wozu noch der Häuptling selbst als Führer diente.

Während unseres Rasttages in Goneah traten die Sommerregen mit einem heftigen Gewitter ein und von nun an hatten wir die Aussicht, während des Marsches immer naß zu sein.

Am 14. Juni verließen wir Goneah, von beinahe allen Dörflern gefolgt, die uns etwa eine Viertelmeile weit das Geleit gaben, bis der Weg uns abermals an dem steilen Ufer des Lantsan entlang führte, wo sie unter lauten Rufen und dem Abfeuern ihrer Luntengewehre Abschied nahmen und wir dann unseren Marsch bis kurz vor Mittag fortsetzten, worauf wir zum Essen auf einer Art Terrasse hielten, die an der Einmündung in eine düstere Schlucht aus dem Berge gehauen war.

Eine zweite Reisegesellschaft hatte sich dort unmittelbar vor unserer Ankunft gelagert und war daran, ihre Mahlzeit zu bereiten, während ihre zwanzig Maulthiere mit Gepäck der Ter-

rasse entlang aufgestellt waren. Nachdem unsere Thiere in derselben Weise versorgt waren, setzten wir uns zum Frühstück nieder.

Der Fluß hatte hier ein regelmäßiges Bett von beinahe hundert Yards Breite, während dasselbe in der Schlucht keine zwanzig Yards breit war. Am rechten Ufer stieg der Berg gegenüber uns mehrere hundert Fuß in einer nackten, lothrechten Wand empor und endigte dann weniger steil in einer hohen Spitze, die mit Tannen bekleidet war.

Sobald unser Mittagsmahl beendigt war, gingen der Goneah-Häuptling und sein Maulthiertreiber an das andere Ende der Schlucht voraus, wo der erstere seinen Mann aufstellte, um andere Reisende abzuhalten, die Schlucht zu gleicher Zeit mit uns zu betreten, da der Weg an manchen Stellen nicht breit genug war, um es zwei Maulthieren möglich zu machen, aneinander vorüber zu kommen.

Als der Häuptling zurückgekommen war, sattelten wir unsere Thiere und begannen die Passage durch die Schlucht, von der ein Theil im Titelbilde gezeichnet ist und welche ich in Ermangelung irgend eines Lokalnamens „Hogg's Schlucht" (Hoggs Gorge) zu Ehren des Mannes nannte, der mir zuerst die ungeheuren Vortheile angedeutet hatte, welche unseren indischen Besitzungen zukämen, falls eine Straße gefunden würde, auf welcher Indien Tübet mit Thee versorgen könnte.

Der aus dem Felsen gehauene Pfad, dem wir jetzt folgten, stieg manchmal zu großer Höhe an und führte dann wieder nahe an den Fluß hinunter, welcher in seinem engen Bette über zerrissene spitzige Felsen mit betäubendem Lärm hinunterstürzte, der sonderbare, unirdische Echos an den Felsmauern auf beiden Seiten weckte.

Etwa eine Meile vom oberen Eingange zur Schlucht kamen wir an ihre gefährlichste Stelle. Der in den Felsen gehauene Pfad wurde nun durch eine Gallerie (wie in dem Titelbilde) ersetzt, welche durch hölzerne, in dem Felsen befestigte Stützen gestützt war. Wie jeder andere öffentliche Bau in China war auch dieser nicht reparirt. Der Boden war an vielen Stellen verfault und durchlöchert und gab uns Gelegenheit, den großen Verstand unserer Maulthiere zu beobachten, welche mit vorge-

beugtem Kopfe und ausgespreizten Füßen jedes Brett erprobten, ehe sie ihm ihr Gewicht anvertrauten.

Der Goneah-Häuptling hatte mich nicht auf die Natur des vor uns liegenden Weges aufmerksam gemacht und ich ritt in die Schlucht, um erst dort zu finden, daß ich angesichts der Enge des Pfades nicht absteigen konnte. Meine Empfindungen waren deßhalb nichts weniger als angenehm, als ich die verfaulten Balken entlang ritt, wie in der Luft über dem einige hundert Fuß unter mir liegenden Kessel mit schäumendem Wasser schwebend. Mein Maulthier Jacob besaß viel Muth und Sicherheit; ich fühlte ihn aber doch mehrere Male unter mir zittern, während der Schweiß ihm herabrann. Die „Eiserne Herzogin", welche ich auf Grund ihres Muthes und guten Instinktes zur Anführerin meiner Packthiere gewählt hatte, zeichnete sich bei dieser Gelegenheit aufs Höchste aus. Sie fand z. B. ein mehr als gewöhnlich verfaultes Brett und weigerte sich weiterzugehen, bis der Häuptling einige Steine, die er zu dem Zwecke mittrug, daraufgelegt hatte und damit eine Sitte übte, die wahrscheinlich den Reisenden eigenthümlich ist, welche diese Schlucht benützen, denn viele Stellen fanden wir auf dieselbe Art bezeichnet.

Der Verstand der „Eisernen Herzogin" als Glockenthier hatte sie bisher zum großen Liebling aller derjenigen gemacht, welche seit Ta-tsian-lu in ihrer Gesellschaft gereist waren. Es ist oft schwierig, aus hundert Maulthieren ein gutes Leitthier herauszusuchen, dem die übrigen mit Vertrauen folgen, und es ist eine merkwürdige Thatsache, daß in großen Maulthiertrieben das sicherste und gescheidteste Thier seinen Weg nach der Spitze des Zuges — wie durch allgemeine Zustimmung der übrigen — findet; ein Vertrauensvotum, welches das gescheidte Thier durch Treue und auch sehr erschwerte Arbeit verdient, denn das Leitthier muß immer die schwerste Last tragen, so daß seine Nachfolger ganz sicher sind, wo es einmal hingegangen ist.

Aus der Schlucht kommend, hielten wir an, um unsere Thiere auf einer ähnlichen Terrasse, wie am oberen Eingange, ausrasten zu lassen. Der Fluß wurde außerhalb der engen Mündung der Schlucht bedeutend breiter und maß an manchen Stellen über 200 Yards. Das in der Schlucht sichtbare Wasserzeichen zeigte

eine Sommerfluth von wenigstens dreißig Fuß über seinem gegenwärtigen Stande und die Fluth hatte bereits begonnen, denn der Regen hatte seit unserem Abmarsch aus Atenze noch nicht aufgehört. Eine Bergspitze, ähnlich wie diejenige am oberen Eingange zur Schlucht, bezeichnet denselben auch am unteren Ende und ich nannte sie „Winchester Peaks" nach Mr. C. H. Winchester, dem englischen Consul in Schanghai, dessen Freundlichkeit ich es in hohem Grade verdankte, diese Reise unternehmen zu können.

Um Sonnenuntergang erreichten wir das Dorf Wha-fu-pin, bis wohin wir von der Schlucht aus durch eine reizende Gegend gekommen waren. Die Berge, welche vom Flusse sanft anstiegen, waren mit grünen Wäldern bedeckt, welche großen Schaaren von Goldfasanen Deckung gaben, deren schriller Ruf auf allen Seiten ertönte, während von Zeit zu Zeit die leuchtenden Farben ihres Gefieders erglänzten, als sie, an uns vorüber, von ihrer Abendmahlzeit bergan flogen.

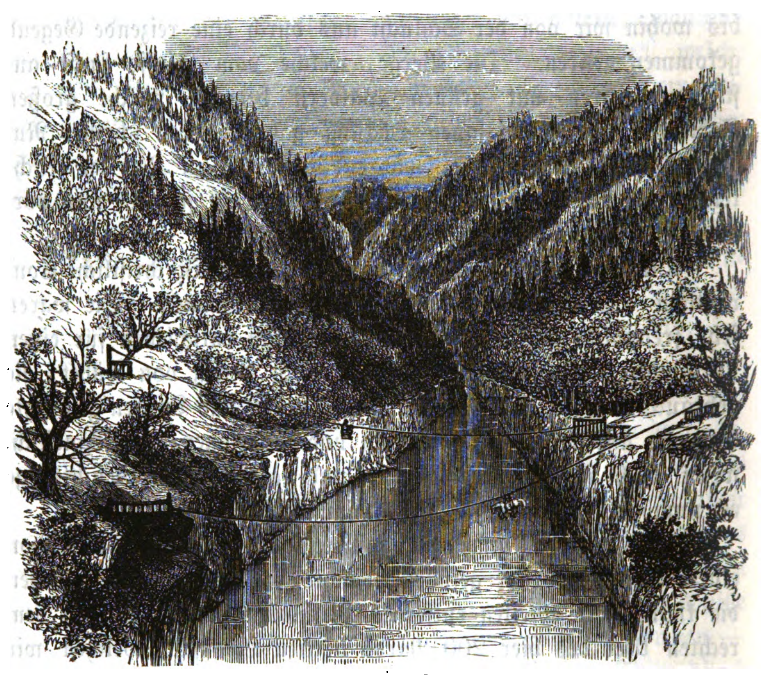
Die Bewohner von Wha-fu-pin waren meist christliche Convertiten aus den Lei-su- und Lu-tseu-Stämmen. Sie waren sehr freundlich gegen uns und hielten mich entschieden für einen Missionär. Ihre Häuser ähnelten noch denen von Tübet; sie gebrauchten aber eine aus Chinesisch, Lei-su und Lu-tseu gemischte Sprache und waren in Kleidung und Benehmen ganz chinesisch, wenn auch ihre hohen Gestalten und regelmäßigen Gesichtszüge es unmöglich machten, sie für „Himmlische" zu halten.

Wir wurden ungemein gastfreundlich behandelt und von einem Trupp Dörfler geführt besuchte ich am nächsten Morgen die kleine, acht Meilen entfernte Missionsstation Tz-cu auf dem rechten Ufer des hier 200 Yards breiten Lan-tsan, welchen wir mittelst eines Bambusseiles übersetzten, welches von Ufer zu Ufer ging.

Das Seil wird auf der Abfahrtsseite viel höher befestigt, als auf der gegenüberliegenden Landestelle, um eine schiefe Ebene herzustellen. Der Passagier ersteigt eine kleine Plattform und befestigt sich in einer Schlinge aus Lederstreifen, die in einer Art Schleife aus hartem Holze, welche auf den Strick paßt, hängt. Sobald er die Füße von der Plattform erhebt, so schießt er pfeilgeschwind hinüber auf das andere Ufer, wo er auf einem

zweiten kleinen Gerüste aus der Schlinge steigt. Für diejenigen, welche herüber wollen, ist ein zweites Seil in einer correspondirenden Weise befestigt. Durch diese Bambusseile werden selbst Maulthiere und Rinder von Ufer zu Ufer transportirt.

Leute, die an diese Methode, Flüsse zu übersetzen, nicht gewöhnt sind, werden leicht von der Geschwindigkeit, mit welcher sie durch die Luft fahren, schwindelig, besonders wenn sie hinabsehen, denn die Seile schweben oft 100 bis 200 Fuß oberhalb des Wassers.



Seilbrücke über den Lan-tsan-kiang.

Nachdem ich diese mir neue Brücke überschritten hatte, empfingen mich auf dem Gerüste die französischen Patres Biet und Dubernard, die Missionäre der Station, mit vieler Herzlichkeit, und begleiteten mich zu ihrem einfachen Hause, das in einer kurzen Entfernung von der Seilbrücke lag. Sie wollten nicht von meinem Fortgehen an demselben Tage hören, weßwegen ich dem Goneah-Häuptling sagen ließ, er solle

ein Lager aufschlagen und ich würde am Morgen wieder zu ihm stoßen.

Auf der Missionsstation traf ich eine bunte Gruppe aus Moso's, Lei-su's, Ya-tseu's, Muquors und Lu-tseu's, die alle als Convertiten oder Pächter mit der Mission in Verbindung standen, denn die Patres besitzen einen großen Distrikt einschließlich des Dorfes Wha-fu-pin, welches sie von dem Ya-tseu-Häuptling gekauft haben, der in einem Dorfe desselben Namens, zwei Tagereisen von Tz-cu, residirt. Die Lei-su-Bevölkerung dieses Kirchenbesitzes ist beinahe vollständig christlich. Diese Mission wurde vor etwa dreißig Jahren zum Zwecke errichtet, die Nachbarstämme zu bekehren, besonders aber die wilden Lu-tseu, welche einen etwa fünfzig Meilen langen Streifen Landes zwischen dem Lan-tsan- und dem Nu-kiang-Flusse bewohnen, der sich von Wha-fu-pin im Norden bis nach Weisi-fu im Süden erstreckt.

Diese Lu-tseu sind sehr barbarisch, wohlverstanden mit Ausnahme der wenigen christlichen Bekehrten in der Nähe von Tz-cu, welche die gewöhnliche chinesische Kleidung angenommen haben und ihrem Berufe als friedliche und fleißige Ackerbauer obliegen. Die Mehrzahl der Mitglieder des Stammes sind jedoch noch Nomaden und vollständig uncivilisirt. Sie bauen keine Häuser, säen keine Früchte, sondern ihre Existenz hängt von dem Ergebnisse der Jagd und räuberischer Einfälle unter den Nachbarstämmen ab, deren Schrecken sie sind. Mit ihren Armbrüsten und vergifteten Pfeilen jagen sie mit Kühnheit und Glück Hirsche, Mhitton*), Wildschweine, wilde Ziegen, Bären und Leoparden. Ihre Religion ist vollständig heidnisch; sie opfern Geflügel, um den bösen Geist zu versöhnen. Sie sehen dunkler aus, als die übrigen Stämme des Distriktes, aber dies mag theilweise an ihrem Schmutze liegen. Auch tättowiren sie ihre Gesichter und Leiber mit einer blauen Farbe und tragen ihre Haare in langen, verwirrten Locken. Ihr Kostüm, wenn man es überhaupt so nennen darf, besteht aus einem Gürtel von Baumwollzeug oder Fellen; wenigstens hatten die Krieger, welche ich später ausziehen sah,

---

*) Wilde Rinder derselben Art finden sich auf den Bergen Assams und ähneln einer Kreuzung zwischen Stier und Büffel, sind aber eine selbstständige Species.

die Mohamedaner zu bekämpfen, keine anderen Kleidungsstücke, außer einige der Führer, welche eine Art Mantel aus Leoparden-Ziegen- oder Fuchsfellen trugen. Ihre Waffen bestanden aus Armbrüsten und Pfeilen, die mit einer Aconitpflanze vergiftet waren, welche in Assam unter dem Namen Mischmi-bi bekannt ist, ferner trugen sie Speere und etwa achtzehn Zoll lange Messer*), welche vom Griffe an breiter werden und in einer breiten, stumpfen Spitze endigen.

Die Lu-tseu schulden den Chinesen weder Unterwürfigkeit noch Tribut, wenn sie auch gelegentlich unter den kaiserlichen Fahnen stehen. Die chinesischen Mandarine, welche den kühnen Geist dieses Stammes fürchten, der etwa zwölfhundert kampffähige Männer zählt, sind vorsichtig genug, um freundliche Beziehungen zu ihnen zu unterhalten, und, um ihre räuberischen Neigungen auf Kosten der Mohamedaner zu befriedigen, laden sie dieselben jährlich ein, an einem großen Raubzuge theilzunehmen.

Die Lu-tseu, welche weder lesen noch schreiben können, haben deßhalb mit den Chinesen eine Art Zeichensprache verabredet, durch welche wichtige Nachrichten zwischen Beiden hin und her getragen werden können. Z. B. ein Stück Hühnerleber, drei Stücke Hühnerfett und ein Tschili (Pfefferschote) in rothes Papier gewickelt, heißt „Bereitet Euch zu sofortigem Kampfe vor".

Sie setzen selten auf die östliche Seite des Lan-tsan-kiang über, außer um andere Stämme oder die Mohamedaner zu bekriegen. Es ist daher wenig über diesen wilden Stamm, weder den Chinesen, noch irgend jemand Anderem, außer vielleicht den katholischen Missionären bekannt, welche zur Zeit meines Besuches mit ihnen auf dem freundschaftlichsten Fuße zu stehen schienen. Einer der Patres war soeben vom Besuche eines Mitgliedes einer christlichen Lu-tseu-Familie an den Ufern des Nukiang zurückgekehrt; ein Besuch, der ihn, wie er mir mittheilte, mitten durch den Hauptstamm geführt hatte. Dieser Stamm scheint sich in mancher Hinsicht von den Lu-tseu zu unterscheiden,

*) Der Verfasser fand, während er in letzter Zeit unter den Stämmen in der Nachbarschaft vom Brahmakund am Brahmaputra reiste, daß diese Messer mit denjenigen identisch sind, welche der Kampti-Stamm verfertigt, der einen an den nordöstlichen Grenzen Assams liegenden Distrikt bewohnt.

welche die an das westliche Ufer des Lan-tsan-Flusses grenzende Gegend bewohnen und vom Ya-tseu-Häuptling unterjocht worden sind, dem sie Tribut bezahlen. Sie haben auch einige civilisatorische Gewohnheiten angenommen wie Ackerbau und das Wohnen in kleinen Blockhäusern.

Die Geschichte der Mission von Tz-cu ist vom Datum ihrer Gründung an im Blute einer Anzahl muthiger und edeldenkender Missionäre geschrieben, welche durch Gift und Messer ihrem Glauben zum Opfer gefallen sind. In dieses Land durch eigenen Entschluß ohne Hoffnung auf Rückkehr verbannt, haben die französischen Missionäre fortgearbeitet und trotz der Niedermetzelungen durch die Wilden, welche von dem unversöhnlichen Hasse der chinesischen Mandarinen angestachelt werden, was sie auch jetzt noch oft nöthigt in den Verstecken der Berge Schutz zu suchen, ist ihre Treue zur Sache durch Hunderte wirklich Bekehrter belohnt worden; ein Resultat, das von dem bekannten Mißerfolg der protestantischen Missionäre in ihrem weniger gefährlichen Felde an der östlichen Küste von China stark absticht.

Nachdem ich mit den Patres Biet und Dubernard eine angenehme Nacht verbracht hatte, sagte ich ihnen Lebewohl und setzte am frühen Morgen wieder über den Lan-tsan. Von Tz-cu bis zu einem Moso-Dorf, welches wir am Abend erreichten, ritten wir durch dichte Wälder, in denen die Kastanienbäume zu herrlicher Größe heranwuchsen, an den Ufern des Flusses entlang, der über gefährliche Stromschnellen hinabschäumte, über welche ungeheuere Massen Triftholz durch die schnell steigende Fluth geschwemmt wurden, die von dem unaufhörlichen Regen stark geschwellt war.

Wir wurden im Moso-Dorfe lange im Regen aufgehalten, ehe uns irgend Jemand in ein Haus aufnehmen wollte; aber die guten Dienste des Goneah-Häuptlings verschafften uns doch endlich bequemes Quartier für die Nacht.

Die Mosos sind offenbar der Rest eines einst mächtigen Stammes, der aber rasch seine Identität verliert und mit dem Ya-tseu-Stamme verschmilzt, dessen Häuptling ihn befehligt. Sie sind in ihrem Aeußeren ganz chinesisch; die Männer tragen die gewöhnliche blaue Baumwolljacke und die kurzen, weiten Hosen der Chinesen, einen theilweise geschorenen Kopf und einen Zopf. Das

Costüm der Frauen ist phantastisch aber graziös. Es besteht aus einer den Gesichtern sehr gut anstehenden kleinen Mütze aus rothem und schwarzem Tuche mit hängender Quaste, die keck etwas seitwärts aufgesetzt wird, einer kurzen, weiten Jacke mit langen, weiten Aermeln über einem enganliegenden baumwollenen Leib, der die Brust bedeckt, und einem dem „Kilt" ähnlichen Unterrock*) von im Haushalte gewobenem Baumwollstoffe, der von der Hüfte bis zum Knie reicht und in Längsfalten gelegt ist. Anstatt der Strümpfe wickeln sie ihre schöngeformten Beine vom Knöchel bis zum Knie in weißes oder blaues Baumwolltuch, während lederne Schuhe, die an den Zehen in einer Spitze scharf nach aufwärts gebogen sind, die Fußbekleidung der Moso-Damen vervollständigen, welch' letztere, wenn auch nicht ganz so hellfarbig wie die Chinesinnen, doch hübsch und gut gewachsen sind; auch nicht durch die schüchterne Zurückhaltung des chinesischen schönen Geschlechts gefesselt worden. Als Schmuck tragen sie riesige, silberne Ohrringe (in ihrer Form der Handhabe eines gewöhnlichen Schlüssels ähnelnd), silberne Ringe und Armreife, sowie Halsbänder aus Glasperlen. In religiöser Beziehung bekennen sie sich sowohl zum Buddhismus, als auch zur chinesischen Ahnenverehrnng.

Sie haben eine eigene Sprache, aber keine geschriebenen Buchstaben. Chinesisch wird vielleicht mehr gebraucht als die Moso-Sprache, und in ihren Schulen wird Schreiben und Lesen nur auf Chinesisch gelehrt, so daß mit der Zeit die Moso-Sprache, ebenso wie die Sprachen der anderen Stämme in diesem Theile Yünnans, wahrscheinlich aussterben wird.

Ihre Häuser sind meist aus Holz gebaut und ganz chinesisch von Aussehen. Sie bauen Reis auf Terrassen an den Berghängen, da das Klima während des Tages ungemein angenehm ist, während die Nächte kühl sind.

Von dem Moso-Dorfe reisten wir durch eine wunderschöne Gegend. Die Berge hatten sanft ansteigenden Hügeln Platz gemacht und gegen Mittag nahten wir dem Ya-tseu-Dorfe, das

---

*) „Kilt" ist der bis zu den Knieen reichende, faltige Unterrock, welchen die Schotten statt der Beinkleider tragen.

Anm. d. Uebers.

in der Mitte einer kleinen Ebene liegt. Ich war sehr erstaunt über die üppige Landkultur. Eine große Quantität durch Regen verdorbenen Weizens stand noch auf dem Halm und Heerden einer auffallend schönen, schwarzen Viehrace, von welcher der Stamm eine große Anzahl Thiere besitzt, mästeten sich darauf. Die Pflanzung des Reises war gerade begonnen worden und die Erbsenernten wurden eingeheimst. Einige kleine Opiumfelder sahen gut aus und man sah an den lachenden Fluren den Reichthum der kleinen Ebene des Ya-tseu-Dorfes.

Unsere Ankunft erregte im Dorfe wenig oder gar keine Aufmerksamkeit, und als mir durch die Straßen kamen, begegneten wir einer Anzahl Männer, die ich für Landwirthe hielt, welche vom Felde zurückkamen. Sie hielten uns jedoch auf und einer derselben, ein ganz junger Mann, frug mich auf Chinesisch mit einer ruhigen Autorität, wer ich sei. Der Goneah-Häuptling stieg bei seinem Näherkommen ab und theilte ihm nach einem ceremoniösen Gruße mit, wer ich wäre, worauf er mir sagte, ich solle in einem Götzentempel nahe an der hohen Lehmmauer übernachten, die das Dorf umschloß. Aehnliche Mauern vertheidigten alle Dörfer, die wir seit unserem Abgang von Tz-cu verlassen hatten.

Nachdem wir es uns in unserem neuen Quartier bequem gemacht hatten, theilte mir der Goneah-Häuptling mit, daß die Persönlichkeit, welche mich angesprochen hatte, niemand geringerer als der große Ya-tseu-Häuptling selbst gewesen sei, und während des Nachmittags kam eine große Anzahl Soldaten mit Geschenken vom Häuptling an, die aus Reis, Geflügel und Schweinefleisch bestanden.

In seinem Aeußeren unterscheidet sich dieser Stamm von den Chinesen durch nichts als die eigenthümliche Tracht der Frauen, welche derjenigen der Moso-Frauen gleicht, mit der Ausnahme, daß sie manchmal die niedliche kleine Moso-Mütze durch eine Kapuze aus rothem Tuche ersetzen, welche dicht mit Kaurimuscheln besetzt ist.

Ihre Religion und Cultusgebäude sind ganz chinesisch, ebenso wie ihre Sitten und Gewohnheiten und trotzdem sie eine ungeschriebene eigene Sprache haben, konnten alle Männer, die ich sah, chinesisch sprechen, lesen und schreiben. In der Schule,

welche mit dem Tempel verbunden war, wie es in anderen und mehr civilisirten Theilen Chinas allgemein üblich ist, wurde nur Chinesisch gelehrt und der scheinbar einzige Unterschied zwischen Ya-tseus und Chinesen ist vielleicht, daß die ersteren womöglich etwas schmutziger aussehen, als der Durchschnitt der letzteren.

Der Häuptling der Ya-tseu ist bei weitem der mächtigste unter allen Häuptlingen der Stämme des Lan-tsan, denn außer seinen eigenen Stamm beherrscht er (kraft der Siege seiner Ahnen) auch die Mosos und die zahlreicheren Stämme Lei-sus.

Große Mengen Gold werden auf seinem Gebiete gefunden; sowohl im Sande des Lan-tsan, als auch in den Bergen, wo man es mittelst horizontaler Stollen abbaut. Der Häuptling hat allein das Recht, Erlaubniß zum Goldsuchen zu geben und ein Drittel des Goldes, das gewonnen wird, nimmt er an sich und bezahlte früher daraus den Tribut an die chinesische Regierung, den er aber in den letzten Jahren nicht bezahlt hat, was, wie er sagt, durch die sonderbare Thatsache begründet ist, daß der frühere Mandarin von Wei-si die amtlichen Siegel zerstörte, unter welchen der Tribut gesammelt wurde. Dies ist die Ausrede, welche dieser Häuptling und viele andere als Grund ihres Nichtbezahlens angaben, es ist aber natürlich nur ein Vorwand, denn es ist Thatsache, daß seit dem Beginne des mohamedanischen Krieges die chinesischen Behörden sich fürchteten, den Tribut einzufordern.

Die Ya-tseus bezahlen ihrem Häuptlinge eine Steuer in Gestalt von Naturalien und liefern ihm Arbeit, seine Macht ist ganz despotisch, indem sein Volk nach jeder Richtung hin sein absoluter Sklave ist. Ueberhaupt halten alle Häuptlinge dieses Landes Sklaven in ihrem Hause.

Seine Beziehungen zu den Chinesen, welche ihm den Rang eines Mandarins des blauen Knopfes verliehen haben, erfordern, daß er alle Fragen über Leben und Tod seiner Unterthanen von den Mandarinen in Wei-si entscheiden läßt; aber dies, ebenso wie der Tribut ist in den letzten Jahren ein todter Buchstabe in den Verträgen geblieben, denn dieser Häuptling und sein naher Nachbar, der Muquor-Häuptling, haben den chinesischen Behörden ihre Absicht sehr deutlich zu verstehen gegeben, im Falle einer Pression bezüglich

der Tributfrage, zu den Mohamedanern übergehen zu wollen, und diese Drohung hat bis jetzt immer noch die Sache sofort erledigt.

Am Morgen nach unserer Ankunft im Ya-tseu-Dorfe nahm der Goneah-Häuptling Abschied von mir und kehrte zu seinem Dorfe zurück. Ich war jedoch genöthigt zu bleiben, denn ein Pferd war in Folge der Entbehrungen den Tag vorher verendet und der unaufhörliche Regen hatte die Hufe meiner beiden tübetanischen Ponies so erweicht, daß es ihnen beinahe unmöglich war zu gehen. Ich war froh, eines, welches ganz unbrauchbar war, weil es Fieber in allen vier Füßen hatte, für 2½ Taels verkaufen zu können; das andere, dessen hintere Füße lahm waren, konnte unbeladen gerade noch fortkommen. Der Verlust ihrer Dienste zwang mich, zwei Maulthiere vom Häuptlinge für drei Tagemärsche nach Wei-si um 1½ Taels zu miethen, und wir verließen Ya-tseu, um in einem langen Marschtage das Dorf des Muquor-Häuptlings zu erreichen, der uns äußerst freundlich aufnahm und uns das beste Zimmer seines Hauses gab, welches ein schönes neues Gebäude im besseren chinesischen Style war.

Er wollte von meiner Abreise vor einigen Tagen Nichts hören und, da ich die letzten paar Tage an Fieber gelitten hatte, gab ich gern meine Zustimmung dazu, den nächsten Tag bei ihm zu rasten. Das Muquor-Dorf liegt, wie dasjenige der Ya-tseu auf einer kleinen Ebene, die mit einem Ende an den Fluß stößt und von bewaldeten Bergen eingeschlossen ist, welche nach Osten sich ausdehnend die Vorgebirge der großen Sui Schan oder „Schneeberge" bilden, die man im Hintergrunde über dem Dorfe emporragen sieht und welche die Quellgebiete der Flüsse Lan-tsan und Kintscha enthalten. Sie erreichen ihre größte Höhe in der Nähe der Stadt Li-kiang-fu in Yünnan, von wo sie sich, langsam niedriger werdend, unter der unregelmäßigen Masse von Bergen verlieren, welche die große Ebene von Tali-fu begrenzen.

In der Nähe von Compo, dem Muquor-Dorfe, wuchsen Schwarzbeeren in großer Menge und ich delektirte mich an einem aus denselben bestehenden vorzüglichen Dessert, nach einer Mahlzeit aus fettem Kapaun, Schinken und einigen köstlichen,

kleinen Kuchen aus Weizenmehl, welche die schöne Ya-tseu-Frau des Häuptlings zu Ehren ihrer Gäste bereitet hatte. Die Freundlichkeit meiner Wirthe war unübertrefflich und wir blieben noch lange nach Tische sitzen, wobei mich der Häuptling mit vielen interessanten Details bezüglich des mohamedanischen Krieges unterhielt. — Bei einer Gelegenheit z. B. vereinigte sich La-won-quan (so hieß der chinesische Name und Titel des Häuptlings) mit den Chinesen zu einem Angriffe auf die Stadt Koking, oder eigentlich besser gesagt, Ho-tschin, welche damals von den Mohamedanern besetzt war. In Folge der Feigheit der chinesischen Generale, wurden La-won-quan und seine Soldaten an die Spitze gesandt, um die Kastanien aus dem Feuer zu holen, und so kräftig war sein Angriff, daß er die Stadt einnahm. Die mohamedanische Garnison floh, da sie aber von den Chinesen unbelästigt blieb, so wurde sie nun mit Hülfe bedeutender Verstärkungen zur Belagerin und sprengte nach einer dreimonatlichen Cernirung die Vertheidigungswerke in die Luft. La-won-quan hieb sich mit acht seiner Soldaten durch und es gelang ihm, nach Compo zurückzukehren. Der Häuptling hatte jedenfalls schon viel durchgemacht, denn seine Arme, Beine und Brust waren mit den Narben von Wunden bedeckt, die einmal nicht unbedeutend gewesen sein mußten. Er verwob viele Ausdrücke in seine Erzählung, welche das Entgegengesetzte von Ehrennamen für die chinesischen Mandarine bedeuteten; und wirklich haßte er sie ebenso gründlich wie auch alle anderen Häuptlinge es thun. Als ich aber von dem Knabenkaiser in Peking sprach, nahmen die harten und ernsten Gesichtszüge des alten Kriegers einen milden Ausdruck an und die Thränen glänzten in seinem Auge, während er bemerkte, daß es für den Kaiser nutzlos wäre, gut zu sein, da alle seine Diener Schufte wären.

Wie der Ya-tseu-Häuptling, so hat auch La-won-quan den chinesischen Rang des blauen Knopfes vom Kaiser erhalten, auf den er sehr stolz ist.

Seine Beziehungen zur chinesischen Regierung sind genau dieselben wie diejenigen seines Schwagers, des Ya-tseu-Häuptlings, und da die beiden durch Heirath und gleiche Politik alliirt

sind, so können sie über die Autorität der chinesischen Mandarine lachen.

Weder im Aeußern, noch in Sprache oder Sitte unterscheiden sich die Muquors von den Ya-tseus oder Mosos. Mein Besuch ihres Dorfes, das mir als besonders chinesisch aussehend vorkam, fand gerade statt, als die Pflanzungen des Reises vollendet waren, wo sich dann Alles dem Vergnügen widmet, so daß ich reichlich Gelegenheit hatte, die Leute sorgfältig zu beobachten. Während des Abends wurden meine Waffen hervorgeholt und von dem Häuptling und seinem Bruder, einem jungen Moschusjäger aufs Genaueste untersucht. Natürlich folgte hierauf eine Diskussion über die Vortheile der Luntenflinte (mit welcher diese Muquors ausgerüstet und sehr geschickt sind) und des fremden Gewehres, wobei das letztere durch diese Grenzbewohner Yünnans keineswegs mit demselben Respekte betrachtet wurde, welcher ihm in Tübet gezollt worden war. Ehe wir uns für die Nacht trennten, wurde es ausgemacht, daß ich mit dem jungen Moschusjäger in den nahen Bergen jagen, und daß dabei die Eigenschaften der Luntenflinte und Büchse praktisch erprobt werden sollten.

Lange vor Tagesanbruch wurde ich am andern Morgen aus einem tiefen Schlafe in dem bequemen Bette des Häuptlings, das er mir aufgedrängt hatte, durch dessen Bruder geweckt, wobei er mir zu verstehen gab, daß es Zeit zum Aufbruch sei. Die Toilette nimmt bei einem Forschungsreisenden in wilden Gegenden nie lange Zeit in Anspruch und schon [um drei Uhr folgte ich in Gesellschaft Philipps dem jungen Moschusjäger durch einen dichten Fichtenwald, der die unteren Hänge der Berge bis auf einige hundert Yards vom Dorfe entfernt, bedeckte.

Nachdem wir ungefähr drei Meilen weit gegangen waren, erreichten wir einen Höhepunkt, von dem wir in ein langes Thal hinabsahen, durch welches ein Sturzbach hinabfloß, der aus dem Schnee Nahrung erhielt, welcher mit seinem herrlichen Kleide etwa 6000 bis 8000 Fuß über uns die Berge im Osten bedeckte.

Der junge Mann führte uns dieses Thal dem Bache entlang hinauf, bis wir die berasten Hänge über der Region der Fichtenwälder erreichten. Als wir aus den letzteren auf die

sammtene Rasendecke heraustraten, hatte die von den Höhen herabwehende scharfe Brise eine äußerst belebende Wirkung; ich habe auch gewöhnlich gefunden, daß das rasche Gehen durch Wälder, selbst auf diesen Höhen drückend einwirkt*).

Da der Tag noch nicht angebrochen war, so zogen wir uns wieder in den Wald zurück, zündeten ein Feuer an und rauchten unsere Pfeifen, indem wir uns an den Flammen erwärmten. Sobald der Tag nur graute, verließ uns der Jäger und wir hatten kaum einige Minuten gewartet, als er wiederkehrte und uns sagte, daß er zweihundert Yards von unserem Feuer entfernt auf die Fährte eines einzelnen „ta lu-tseu" Hirsches**) gestoßen sei. Die Spuren waren frisch und führten auf eineReihe nackter Felsenspitzen hin, die etwa eine Meile weit zu unserer Rechten lagen. Die Pfeifen auszuklopfen und unsere Gewehre auf die Schulter zu nehmen war das Werk eines Augenblicks und wir nahmen unter der Leitung unseres kräftigen Führers die Fährte auf und folgten schweigend dem Wilde, Einer dicht hinter dem Andern gehend.

Der Hirsch hatte uns offenbar nicht in den Wind bekommen, denn der Jäger zeigte auf Bäume, an welchen er stehen geblieben war, um den Bast von seinem Geweih zu reiben; auch zeigte

---

*) Cooper hat hiemit einen Satz ausgesprochen, der seine thatsächliche Berechtigung hat und zwar ist er in der Lebensthätigkeit der Pflanzen begründet. Während bekanntlich die Pflanze nur im Sonnenlicht aus der Atmosphäre Kohlensäure aufnimmt, den Kohlenstoff daraus zum Aufbau ihres Körpers verwendet und den Sauerstoff wieder an die Luft abgibt, so unterhält sie sowohl im Sonnenlicht, als auch ohne dasselbe eine der thierischen analoge Athmung durch Sauerstoffeinnahme und Kohlensäureausgabe. Während der Nacht nun, wo, wie gesagt, kein Sauerstoff ausgestoßen wird, muß der Kohlensäurereichthum der Waldluft ein größerer werden, da die Athmung ununterbrochen die Kohlensäure, welche durch die Oxydationsprozesse im Pflanzenleibe frei wird, abscheidet. Besonders am frühen Morgen kann deßhalb die Waldluft in einer Weise mit Kohlensäure geschwängert sein, welche vollständig hinreicht, um sich bei angestrengtem Gehen oder Steigen in der Lunge fühlbar zu machen, und ein herabstimmendes, drückendes Gefühl zu erzeugen.

Anm. d. Uebers.

**) D. i. „Großer Hirsch"; er erwies sich als der „Barasingh" des Himalayagebirges.

sein Zickzackmarsch, daß er sich nicht geeilt hatte. Nach einer halben Stunde hielt uns der Jäger mit einer Handbewegung nach rückwärts an und zeigte auf mehrere frische Fährten, welche hier zu denen gestoßen waren, welchen wir folgten. Bei näherer Untersuchung erwiesen sie sich als diejenigen zweier Hirschkühe. Unser Wild war leicht zu verfolgen, denn in dem feuchten, moosigen Boden war die Fährte fesseltief. Nun hieß es „Vorsicht!" und wir folgten unserem Führer, der wie ein Hund seinem Wilde nachging. Die Stille der Umgebung wurde nur gelegentlich vom heiseren Geschrei des Ma-tschi (der Tragopan-Familie angehörig) und des Argusfasans, die wir bei ihrer Frühmahlzeit störten, unterbrochen.

Bald erreichten wir den Waldrand, und sahen durch eine Unterbrechung in demselben hinaus auf die grünen Hänge vor uns, deren Grün um so leuchtender erschien, als sie stark von den nackten Kalkfelsen im Hintergrunde abstachen, wo ein stolzer Hirsch auf siebzig Yards von uns dastand. Die beiden Hirschkühe schienen weiter gegangen zu sein, denn er war allein. Der Jäger zeigte schweigend auf das schöne Thier vor uns und bedeutete mich zu feuern, während er mit seinem langen Luntengewehr und bereits brennender Lunte kniete. In einem Augenblick hatte ich meine Enfield-Doppelbüchse an der Schulter und schoß. Der Hirsch, zu weit hinter der Schulter getroffen, machte einen einzigen Sprung und sah dann eine Sekunde lang zurück, aber ehe er Zeit hatte noch einen Sprung zu thun, sandte die Flinte meines Gefährten eine eiserne Kugel ab, diesmal mit sichererem Ziele; denn nach ein paar Sätzen stürzte der Hirsch kopfüber zur Erde und lag auf achtzig Schritt von uns todt da. Der Jäger ging dann mit einem geringschätzigen Lächeln über meine Büchse auf seine werthvolle Beute zu, und eine solche war sie ihm wirklich, denn das Geweih allein verkaufte sich nachher um keine geringere Summe als 150 Taels oder Pfd. 50 (1000 M.).

Wir überließen das Abhäuten dem Jäger und begannen Thee zu bereiten und das Feuer zum Braten herzurichten, da unser Appetit durch die scharfe Morgenluft und die körperliche Anstrengung geschärft worden war. Unser junger Nimrod kam bald zu uns und brachte das Geweih, das er sorgfältig mit einem Theile der Gehirnschale abgenommen und in eine Um-

hüllung von Lehm eingeschlagen hatte, so wie einige noch rauchende Rippenstücke mit sich. Die letzteren brieten wir über den Kohlen und nahmen dann mit gutem Appetit unser Frühstück ein, worauf wir wieder nach dem Muquor-Dorfe aufbrachen, wobei der Jäger die Echos der Berge mit seiner lautgesungenen tübetanischen Lobhymne: „Omani pemini“ erweckte, die er auf seinen zahlreichen Jagdzügen in die tübetanischen Berge gelernt hatte.

Kurz nach Mittag kamen wir zum Dorfe zurück, wo der Häuptling und die Dorfältesten uns mit der Frage nach unserem Erfolge begegneten. Als der erstere das Geweih sah, welches sein Bruder trug, gratulirte er uns lebhaft zu unserem Glücke und lud uns ein, an einer großen Mahlzeit theilzunehmen, während welcher ich in gutmüthiger Weise mit der gepriesenen Ueberlegenheit meiner Büchse geneckt wurde.

Der Abend wurde durch ein großes Banquet von gebratenem Ferkel beschlossen, das durch Philipp's Kochkunst auf das Vorzüglichste zubereitet worden war. Das Ferkel wurde unzerschnitten aufgetischt und ich zerlegte es mit meinem Messer und meiner Gabel, was die Anwesenden ungemein entzückte. Der Häuptling bewunderte meine Arbeit so sehr, daß er darauf bestand, die Führung von Messer und Gabel selbst zu versuchen. Seine ungeschickte aber doch wirksame Handhabung derselben gewährte allen Gästen, besonders aber seiner neben ihm sitzenden Frau viele Unterhaltung.

Unserer Abendmahlzeit folgten geistige Getränke und ich sang, von meinem Wirthe dazu gedrängt, ein paar englische Lieder mit lauter Stimme, welche wahrscheinlich mehr wegen des großen Lärms, welchen ich aufschlug, als aus einer anderen Ursache allgemeinen Beifall errangen. Erst lange nach Mitternacht gingen wir zu Bette.

Am folgenden Morgen nahm ich von La-won-quans Haus Abschied und der Häuptling begleitete uns etwa eine Meile weit auf der Straße, um mir eine seiner Goldminen zu zeigen.

Eine Anzahl seiner Leute war in fleißiger Arbeit begriffen; einige derselben brachten die goldführende Erde aus den in die Berghänge eingetriebenen horizontalen Stollen heran und andere wuschen sie in langen, von ausgehöhlten Baumstämmen her-

gestellten Trögen aus, in welche aus einem Bache fortwährend Wasser floß.

Die Goldminen sind, wie mir der Häuptling sagte, sehr reich; es darf sogar das zwischen Atenze und Wei-si liegende Land als das Goldfeld Chinas angesehen werden, denn, wenn auch Gold im östlichen Tübet so häufig vorkommt, so gelangt doch wegen der religiösen Vorurtheile der Lamas nur sehr wenig Gold nach China.

Man zeigte mir etwas schuppenartiges Gold von reicher, tiefer Farbe und der Häuptling gab mir eine Hand voll als Muster, um es den Kaufleuten meines Landes zu zeigen, indem er beifügte, daß es ihm Freude machen würde, mit ihnen zu handeln. Nun hörte ich zum ersten Male, daß er Alles über die Fremden in Assam wisse. Viele Jahre lang hatte er gehofft, daß einige der reichen fremden Kaufleute in Assanqua (wie er Assam nannte) in sein Land kommen würden und er sah meine Ankunft als eine theilweise Erfüllung seiner Wünsche an.

Als ich La-won-quan mit so vieler Kenntniß von Assam sprechen hörte, schlug ich ihm sofort vor, daß er mir eine Abtheilung seiner Soldaten zu einem Marsche nach Sudiya oder nach Man-tschi in gerader Richtung mitgeben sollte, einer Stadt hart an der Grenze Assams, etwa achtzig Meilen westlich von Compo; aber er schüttelte zu diesem Vorschlage den Kopf und sagte, daß ein direkter Weg wegen der vielen Stämme unmöglich sei, die man zu passiren hätte und daß ich nur entweder über Tali-fu oder von Bathang nach Ruemah gehen könnte.

Als ich von diesem freundlich gesinnten Häuptlinge Abschied nahm, gab er mir drei Briefe; einen an seinen Schwager im nächsten Dorfe, einen zweiten an einen Verwandten im Dorfe Kha-kha und einen dritten an einen Gasthausbesitzer in Weisi-fu. Diese Briefe sollten mir, wie er sagte, einen freundlichen Empfang verschaffen und den Leuten zu wissen thun, daß ich ein großer Freund La-won-quan's sei. Ich dankte ihm herzlich für seine Aufmerksamkeit und setzte meinen Marsch fort, wobei ich den Lan-tsan sehen konnte, auf dessen Fluthen zahlreiche Fischer mit ihren Netzen und Angeln arbeiteten. Den ganzen Tag über durchschritten wir einen von der Natur gepflanzten Garten, worin wilde Birnen, Eierpflaumen, Pfirsiche, Schlehen und

Haselnußbäume in größter Ueppigkeit wuchsen und mit unreifen Früchten beladen waren. Etwa um 5 Uhr Abends erreichten wir das Muquor-Dorf Schiau-weisi und gingen zum Hause des Schwagers von La-won-quan, dessen anfängliche kurze Zurückweisung durch den Brief des Häuptlings sofort in einen gastfreundlichen Empfang umgewandelt wurde.

Die Gegend war nun im Westen des Lan-tsan ganz offen; die Berge wichen in sanften Abhängen zurück, welche mit üppigen Pflanzungen von Weizen, Erbsen, Reis, Gerste und Opium bekleidet waren.

Kurz nachdem wir Schiau-weisi verlassen hatten, wandte sich die Straße vom Lan-tsan ab und ging in südöstlicher Richtung nach Kha-kha, einem Lei-su-Dorfe weiter, wo uns abermals ein Brief La-won-quan's die größte Gastfreundlichkeit seitens eines Lamas verschaffte, den ersten dieser Leute, welchen ich seit Goneah gesehen hatte. Die Gegend lachte nun im vollen Sommerschmucke. Tabak, Mohn und Weizen standen zum Erstaunen schön und die Bewohner Kha-khas theilten mir auch mit, daß die Ernte ungewöhnlich groß sei und daß viel Mohn und Tabak in den Samen schieße, weil nicht genug Arbeitskräfte da seien, um die Ernte besorgen zu können.

Ueberall tummelten sich große Drachenfliegen in brillanten blauen und rothen Farben im warmen Sonnenschein und nahe an diesem Dorfe bemerkte ich zum ersten Male das „Pa-la“ oder „Weißes Wachs-Insekt“, welches das sogenannte vegetabilische Wachs von Sze-tschuen produzirt. Die Zweige der kleineren Bäume und Sträucher eine weite Strecke am Wege entlang schienen mit Schnee bedeckt zu sein, was von den Massen dieser Insekten herrührte, welche wie kleine Motten von sehr zarter, weißer Farbe aussehen und mit einem feinbehaarten, auf dem Rücken zusammengerollten Schweife versehen waren.

Vom Dorfe Schiau-wei-si und sogar schon von der Nachbarschaft Compos an zeigte das Land sichere Anzeichen der mohamedanischen Einfälle; eine große Anzahl Häuser lag in feuergeschwärzten Ruinen.

In einem Lei-su-Dorfe, welches wir passirten, waren mehr als zwei Drittel der Häuser niedergebrannt worden und die dasselbe umgebende Lehmmauer war an vielen Stellen zerstört.

Ich werde übrigens dieses Dorf nicht so bald vergessen, denn wir wurden durch ein Pack Hunde von der gewöhnlichen chinesischen Rasse angegriffen und unsere Packthiere so stark gebissen, daß ich genöthigt war, von meinem Revolver Gebrauch zu machen und mehrere meiner Angreifer zu erschießen, ehe die Dorfbewohner sie zurückrufen wollten. Wie man sich denken kann, erzürnte der Tod ihrer Hunde die Leute, welche uns hinwieder mit Stöcken und Steinen angriffen. Glücklicherweise kam eben zu dieser Zeit ein Muquor auf seinem Wege nach Wei-si in das Dorf, der den Leuten sagte, daß ich ein großer Freund La-won-quan's sei, was sofort einen Umschlag in der allgemeinen Stimmung bewirkte, und Alle rannten davon, als ob sie sehen wollten, wer sich zuerst unter seinem eigenen Dache verstecken könnte.

Nicht weit von Kha-kha verwandelte sich unsere Pfadfährte in eine gepflasterte Straße, wie die Straßen in China gewöhnlich beschaffen sind; ein Wechsel, der den Füßen unserer Pferde nichts weniger als vortheilhaft war und ein kurzer Marsch durch eine Gegend, deren sonst lachender Anblick durch die geschwärzten Ruinen einzelner Häuser und Dörfer gestört wurde, brachte uns nach der Stadt Weisi-fu.

Die Stadt, die eine solche ersten Ranges ist, liegt am Fuße eines steilen Hügels, welcher das Thal von Weisi von dem Lan-tsan trennt. Sie enthält eine gemischte Bevölkerung von Lei-sus, Chinesen und Mischlingen von etwa sechstausend Einwohnern. Der reinchinesische Theil derselben ist sehr klein und besteht beinahe ausschließlich aus Soldaten und Beamten. Früher war die Stadt von einer Ziegelmauer umgeben, welche beinahe gänzlich zerstört wurde, als die Stadt vor einigen Jahren durch die Mohamedaner genommen wurde, und war nun mit hartem, rothem Lehm geflickt worden, aus welchem Material die meisten Häuser des Ortes, wie diejenigen der umgebenden Dörfer erbaut sind.

Vor der mohamedanischen Erhebung war Wei-si von großer Bedeutung, da alljährlich die Häuptlinge der zahlreichen Stämme der umliegenden Gegenden dorthin kamen, um ihren Tribut abzuliefern; aber die vorherrschende Anarchie hat ihr blos mehr den zweifelhaften Vortheil gelassen, das Hauptquartier des

chinesischen Generals der sogenannten kaiserlichen Armee zu sein, welche wie man vermuthet, nach und nach die Mohamedaner unterjocht, aber in Wirklichkeit nichts anderes, als eine gut organisirte Räuberbande ist und etwa dreihundert Mann zählt.

Bei unserer Ankunft suchten wir das Hotel, wohin der Häuptling La-won-quan uns dirigirt hatte, und wurden nach Abgabe seines Briefes so bequem als möglich einlogirt, indem das größte Zimmer in dem Hause für meinen alleinigen Gebrauch reservirt wurde.

Eine Stunde später sandten sowohl die Civil- als auch die Militärmandarine ihre Karten, da sie dachten, daß ich ein chinesischer Mandarin sei, und ich sandte deßhalb Philipp mit meinen Pässen in den Ya-mun. Am Abend kam der Wirth, ein Lei-su-Mischling, in mein Zimmer und sagte mir, daß ich mich durch meine Ankunft in Wei-si in große Gefahr begeben hätte; die Stadt sei ganz demoralisirt, die anständigen Leute hätten meist schon lange den Platz verlassen und der Haupttheil, welcher zurückgeblieben wäre, sei nur eine Gesellschaft von Plünderern. Die Mandarine hätten seit zwei Jahren weder ihre noch der Soldaten Löhnung bekommen, welche von den Beamten in Tschen-tu unterschlagen würde, die mit der Bezahlung der Grenzarmee beauftragt seien. Die Soldaten wären deßwegen Banditen geworden, welche das Land mit verschiedenen Häuptlingen unter dem Vorwande durchstreiften, die Mohamedaner zu bekriegen, aber in Wirklichkeit nur, um die friedlichen Bewohner auf chinesischem Gebiete auszuplündern, während die Civil- und Militärmandarine von den Banditen große Summen für ihre Beihülfe erhielten. Diese Sachlage führte, wie man sich denken kann, oft zu Repressalien seitens des Volkes, welches, wenn man ihm in den klarsten Mordfällen, die von den kaiserlichen Soldaten begangen worden waren, Recht verweigerte, sich bewaffnete und in Gemeinschaft mit den Mohamedanern schreckliche Rache nahm. Auf diese Weise war Wei-si bereits zwei Mal in die Hände der Mohamedaner gefallen, welche nach der Plünderung des Ortes sich vor den vereinigten Kräften der Ya-tseu- und Mu-quor-Häuptlinge nach Li-kiang-fu, ihrem festesten Platze im nördlichen Yünnan zurückzogen.

So war die Sachlage in Wei-si, wie sie mir mein Wirth Leu-ling beschrieb, der mir auf das Dringendste rieth, entweder zurückzukehren, oder nach Talifu sofort weiterzugehen, ehe die Neuigkeit meiner Ankunft die Aufmerksamkeit der Soldaten errege. Er warnte mich ferner, unbewaffnet nie einen Schritt zu thun und vor allem mich laut mit der Freundschaft des Häuptlings La-won-quan zu brüsten.

Diesen Rath befolgend, ging ich am nächsten Tage zum Ya-mun, um meinen Paß nach Bathang gegen einen solchen einzutauschen, der mir erlauben würde, durch den Distrikt zu reisen, welcher unter dem Befehl des Tartarengenerals Leang-Owhan stand. Als Antwort auf mein Ansuchen, sandte er mir durch einen zerlumpten Diener Nachricht, daß ich nicht weitergehen könne und er nicht wünsche, mich zu sehen. Auf dieses hin antwortete ich mit einer hochmüthigen Handbewegung und sagte: „Was, er will mich nicht sehen, mit dessen Vorgesetzten ich von Peking bis hieher gesprochen habe? Unmöglich! Du mußt Dich irren. Nehme dem Ta-jen meine Karte zurück und sage, daß ich mit ihm wichtige Geschäfte abzumachen habe. Schnell! Lasse mich nicht in der Sonne warten.“ Mein Benehmen schüchterte den Mann so ein, daß er verschwand und in einer Minute wiederkehrte, worauf er sagte: „Der Ta-jen will Dich sehen“, und sofort wurde ich in die hohe Gegenwart des Tartarengenerals geführt, welcher mich mit der seinem Volke eigenthümlichen Würde empfing.

Er entschuldigte sich, mich nicht empfangen zu haben, da er meine Sprache nicht spreche und mir die Mühe eines Besuches sparen wollte. Ich dankte ihm und zeigte ihm meinen Paß von Tschen-tu, den er noch nicht gesehen hatte, worauf ich ihn um seinen Rath bezüglich eines weiteren Vordringens gegen Talifu bat. Daß ich den Rath des alten Offiziers nachsuchte, der ein schöner, intelligenter Mann und volle sechzig Jahre alt war, schien ihn zu freuen und er sagte sofort, daß ein wenig Gefahr von Räubern vorhanden sei; aber da ich auf meinen langen Reisen zweifellos viel von diesen Leuten gesehen hätte, so würde ich mich nicht besonders darum kümmern, in welchem Falle er dächte, daß ich weiter gehen könne, da die Feindseligkeiten noch nicht begonnen hätten. Er wollte mir auch einen Paß durch

seinen Distrikt geben, welcher sich zwei Tagereisen weit von Wei-si ausdehnte. Ueber diesen Punkt hinaus beginne jedoch die mohamedanische Jurisdiktion und er könne weiter nicht verantwortlich sein.

Nachdem hiermit der geschäftliche Theil unserer Unterredung erledigt war, bestellte der General Thee, Kuchen und Tabak und ließ sich auf eine lange Konversation mit mir ein. Er war von Peking bereits zwanzig Jahre lang abwesend und erkundigte sich vielfach über seine geliebte Vaterstadt. Philipp sagte ihm während des Gesprächs ohne mein Wissen, daß ich gewöhnt war, in Peking mit Prinzen und berühmten Männern zu verkehren; eine Behauptung, welche mich, da ich noch nie in Peking gewesen war, einigermaßen betroffen machte, besonders als der General mich frug, wo der chinesische Minister des Auswärtigen wohne. Ich antwortete jedoch sofort: „Im Tsung-li Ya-mun", und auf seine Frage, wo ich selbst in Peking wohne? sagte ich ihm: „Etwa ein Li von demselben Orte."

Er schien mit meiner einigermaßen unbestimmten Antwort zufrieden zu sein und wurde sehr höflich, indem er sagte, daß es ein großes Vergnügen sei, Jemand zu sehen, der erst kürzlich die große Stadt gesehen hätte, und wir trennten uns in gutem Einvernehmen.

Außerhalb des Hotels fanden wir eine große Volksmenge versammelt und das erste, was ich beim Eintritte in dasselbe sah, war ein Soldat, der aus meinem Zimmer in den Hofraum mit meinem Gewehre auf der Schulter kam, während andere folgten, von denen jeder einen Gegenstand aus meinen Effekten trug. Ich ging auf den Anführer zu, schlug ihn nieder und zog meinen Revolver und mein langes schweizerisches Jagdmesser, welche ich in meinem chinesischen Rocke verborgen hatte, ehe ich zum Ya-mun gegangen war. Natürlich war dieses das Signal zum allgemeinen Kampfe. Die Soldaten zogen ihre Messer und es ging los. Meine Angreifer schrieen wie Dämonen und fuchtelten mit ihren Messern umher, jedoch sorgfältig außer dem Bereiche des meinigen bleibend. Da ich mich bald von allen Seiten eingeschlossen fand, feuerte ich meinen Revolver zweimal in den Boden. Auf dieses hin rannte Alles auf die Straße. Philipp und ich folgten schnell und als wir in die Straße

kamen, öffnete ein weiterer Schuß aus meinem Revolver über die Köpfe der Volksmenge hinweg eine Gasse, durch welche wir nach dem Ya-mun rannten, bis zu dessen Thor uns eine schreiende Volksmenge folgte.

Außer Athem stürzten wir in den Ya-mun und stellten uns hinter den General, der aufstand, als wir eintraten. Unsere Erzählung versetzte den General in einen furchtbaren Zorn. Er raste und stampfte im Zimmer umher, bis ich dachte, er würde verrückt werden; als endlich ein Untergebener hereinkam und ihm meldete, daß die Soldaten mich für einen Fremden gehalten hätten, der nach Tali-fu ginge, um den Mohamedanern zu helfen, Kanonen zu gießen, und sie mich deßhalb tödten wollten. Nachdem ich dies gehört hatte, sagte ich, daß ich im Ya-mun bleiben wolle, bis die Leute beruhigt sein würden und der General gab sofort Ordre zur Veröffentlichung einer Proklamation, welche besagte, wer und was ich sei, und daß jeder, der mich belästige, geprügelt werden würde.

Nachdem ich etwa drei Stunden lang gewartet hatte, sagte mir der General, daß ich sicher zum Hotel zurückkehren könne, wo ich all' mein Eigenthum unbeschädigt vorfinden und fünf der Plünderer im Keang (oder Cangun)*) vor der Thüre sehen würde.

Der Schreiber des Generals begleitete uns zurück. Beinahe Niemand war in der Straße zu sehen, aber außerhalb des Hotels fanden wir fünf der Schurken in gezwungener Anwesenheit. Innen war alles ruhig und unser Eigenthum wiedergebracht.

Dieses waren die Abenteuer meines ersten Tages in Wei-si, welche mich in Verbindung mit einigen Erfahrungen über die chinesische Kriegführung während der Taeping-Revolution (und den Zustand der Gegend um Schanghai, wo auch immer Gefechte stattfanden) in Stand setzten, über die Gefahren klar zu werden, welche mit einem Versuche verbunden waren, vom chinesischen auf das mohamedanische Gebiet überzutreten. Und doch, selbst mit dem Bewußtsein der vor mir liegenden Gefahr, konnte ich den Versuch nicht aufgeben. Mein muthiger, kleiner Philipp

*) Prangerkäfig.

wollte gleichfalls die Hoffnung, Indien zu erreichen, nicht aufgeben, ohne wenigstens den Versuch gemacht zu haben, und wir entschlossen uns deßwegen, nach Empfang des Passes nach Talifu aufzubrechen. Auf diesen warteten wir drei Tage und wurden während dieser Zeit von unserem Wirthe Leu-ling bestens versorgt, der in seinen Aufmerksamkeiten unermüdlich war.

Glücklicherweise war das Leben hier sehr billig und kostete der tägliche Unterhalt für unsere Reisekarawane (vier Männer und fünf Thiere) nicht mehr als fünfundzwanzig Cents (= eine Mark). Aber es war hart, geduldig zu warten, besonders da es durchaus nicht gewiß war, daß die gesetzlose Bevölkerung den Befehl des Generals respektiren würde. Wir blieben jedoch verhältnißmäßig unbelästigt, mit Ausnahme einer Belagerung der Frauen und Concubinen der Soldaten, welche an der Thüre im Keang waren. Sie wurden jedoch schnell durch die Ankunft von Soldaten des Generals zerstreut, welche mir die Botschaft brachten, daß Philipp am nächsten Tage den Paß abholen solle.

Im Hotel befand sich eine Anzahl kleiner Händler in Häuten, Eisenwaaren u. s. w., welche auf den bevorstehenden Kampf zwischen Chinesen und Mohamedanern bei Li-kiang-fu warteten. Sie theilten mir mit, daß es bei den Mohamedanern (welche, wie es schien, immer siegten) Regel sei, sich nach einem Siege drei Tage an der Plünderung zu erfreuen, nach deren Verlauf jeder beim Plündern erwischte mohamedanische Soldat laut einer ständigen Ordre des mohamedanischen Kaisers Dau-win-schiau enthauptet werden würde. Die Händler warten also auf den vierten Tag, um ihre Reisen zwischen der „Pa-tschi" und der „Hung-tschi" (oder der weißen und der rothen Fahne) zu beginnen, wie sie das mohamedanische und das kaiserliche Land nennen. Auf diese Weise wird in den Pausen der Kriegführung ein bedeutender Handel zwischen dem mohamedanischen und dem kaiserlichen Yünnan in Häuten, Opium, eisernen Töpfen, Baumwollzeugen und Tabak getrieben, welche beide Regierungen mit Zöllen belegen. Der mohamedanische Herrscher pflegt den Handel so viel als möglich, sowohl durch die Erhebung nur geringer Zölle, als auch durch eine kräftige Justiz, welche die Händler gerne bezeugen und auch die Sicherheit des Patschi-Territoriums loben. Und es hatte auch wirklich ein blühen-

der Handel während zweier Jahre vor meiner Ankunft zwischen Wei-si und Tali-fu existirt, während kaiserlich-chinesische Unterthanen freien Zutritt auf mohamedanisches Gebiet und umgekehrt hatten. Selbst während meines Besuches befand sich eine große Menge Mohamedaner in der Stadt, welche langes Haar, das mohamedanische Abzeichen, trugen und wie es mir schien, in Sicherheit und Gleichgültigkeit lebten, was mich zum richtigen Schlusse führte, daß die mohamedanische Regierung bis dahin von den kaiserlichen Beamten in Yünnan anerkannt worden war.

Als Philipp sich am nächsten Morgen in den Ya-mun verfügte, sandte mir der General ein Geschenk von etwas Mehl und einen Schinken mit einer freundlichen Botschaft, daß er mir eine Wache Soldaten bis nach Tung-lan, der Residenz des Tze-san-Häuptlings mitgeben wolle. Dieses Anerbieten schlug ich mit Dank aus, denn meine früheren Erfahrungen mit solchen Bedeckungen hatten mich dazu entschieden, mich nie mehr unter ihren Schutz zu begeben. Ich sandte ihm auch eine ordinäre silberne Uhr als Gegengeschenk, welches ihn sehr erfreute, und dieser kleine Austausch von Höflichkeiten war der Beginn einer Freundschaft zwischen uns, deren Aufrichtigkeit von Seiten des Generals ich später genügend erproben konnte.

Nachdem ich den Paß erhalten hatte, welcher mich ermächtigte durch Yünnan über Tali-fu nach Ava in Birma zu reisen, miethete ich einen Führer an Stelle Dandy's, der in der Nacht unserer Ankunft in Wei-si auf geheimnißvolle Weise verschwunden war, und entschloß mich, am nächsten Morgen aufzubrechen.

Am Abend wurde ein Besucher in der Person eines mohamedanischen Kaufmannes durch Leu-ling hereingeführt. Er war ein schönes Exemplar eines yünnanischen Mohamedaners und über sechs Fuß groß. Sein Aussehen war besonders stolz und edel; ein langer, schwarzer Schnurrbart zierte seine Oberlippe und hing bis auf seine Brust herab und seine dichten, schwarzen Haare waren in einen riesigen Schweif zusammengebunden, der unter einem großen blau und weißen Turban herauskommend, beinahe den Boden berührte. Das Wesen des Mannes war in hervorragender Weise milde und würdig und flößte sowohl Vertrauen als Achtung ein.

Er begann mit mir über meinen Besuch Tali-fus zu

sprechen und sagte mir, daß bereits fünf Europäer dort seien; drei von ihnen gössen Kanonen für den Kaiser und zwei lehrten den Koran *).

Ferner sagte er, daß man, um Tali-fu zu erreichen, kühn nach Tung-lan vordringen müsse, von wo aus der Tze-fan-Häuptling, welcher während zweier Jahre als Grenzzollbeamter für die Chinesen und die Mohamedaner fungirt hatte, mich wenn möglich weiter senden würde. Er hatte diesem Häuptling bereits über meinen beabsichtigten Versuch, Tali zu erreichen, geschrieben und sagte mir, ich dürfe ihm trauen, da er ein Freund des Muquor-Häuptlings La-won-quan sei. Auf der Straße nach Tung-lan wären die Gefahren, vor denen man sich hüten müsse, Gift und Angriffe von chinesischen, als Mohamedaner verkleideten Soldaten.

Ich frug ihn, wie er dazu käme, daß er auf chinesischem Gebiete langes Haar trage, worauf er mit einem etwas verächtlichen Lächeln bemerkte, daß die mohamedanischen Unterthanen in den beiden letzten Jahren in Wei-si gut aufgenommen worden seien und daß die Verbindung zwischen Tali-fu und Wei-si keinen Beschränkungen unterliege.

Mein mohamedanischer Freund nahm nach einem gemeinschaftlich genossenen Abendmahle Abschied. Die religiösen Vorurtheile der indischen Mohamedaner sind nämlich denen von China fremd.

Um die Zeit des Schlafengehens erhielt ich einen Besuch vom Faktotum des Generals, der unter dem Vorwande kam, sich zu verabschieden, aber in Wirklichkeit, um das übliche Geschenk zu erhalten. Er erwies sich als sehr gesprächig und ich hörte von ihm, daß im Ya-mun das Gerücht verbreitet sei, ich wäre ein Mandarin, der von Peking gesandt sei, um die Angelegenheiten zu untersuchen und mich über die Thätigkeit der Behörden zu informiren, und ich glaube wahrhaftig, daß die friedlichen Beziehungen, welche bereits so lange zwischen Tali und Wei-si existirt hatten, durch meine Ankunft plötzlich

*) Diese Leute waren, wie man sich allenfalls denken könnte, keine Mitglieder der französischen Expedition, sondern Gesindel von den östlichen Häfen. Zwei von ihnen waren, wie ich es selbst bereits wußte, dorthin gegangen.

unterbrochen wurden, sowie, daß dieses Gerücht von den Mandarinen sorgfältig verbreitet wurde, um die Feindschaft der Mohamedaner gegen mich aufzustacheln und meinen Besuch ihrer Hauptstadt zu vereiteln.

Mein Besucher war sehr neugierig zu wissen, ob ich wirklich ein Mandarin sei und wenn dies der Fall, welches der Zweck meiner Anwesenheit sei. Ich verwies ihn auf meinen Paß, der aufführte, wer und was ich sei; wenn er es nicht glaube, stehe es ihm frei, seiner Regierung um nähere Information zu schreiben, da ich ihm keine geben könne. Hierauf nahm er seinen Abschied und ich vergaß bald alle Sorgen um die Zukunft in einem tiefen Schlafe.

Zwölftes Kapitel.

Unter den Tze-fans.

Sz-se-to-Dorf. — Ankunft in Tung-lan. — Erprobung meiner politischen Färbung. — Ein nächtlicher Angriff. — Das Tze-fan-Dorf. — Der mohamedanische Krieg. — Ein vizeköniglicher Verräther. — Mohamedanischer Fortschritt. — Die Scorpionsfliege.

Der Wirth erweckte mich um Tagesanbruch; er selbst war jedoch schon lange vorher aufgestanden, um mir ein ausgezeichnetes Frühstück von gedünstetem Huhn, Kartoffeln und Thee zu bereiten.

Armer Leu-ling! Wenn ich sein Sohn gewesen wäre, hätte er mir nicht mehr Güte erzeigen können. Nichts schien ihm für „Tang Ta-jen" zu viel gethan. Während ich mein Frühstück aß, betete er inständigst zum Hausgotte, vor dem er frische Räucherstäbchen angezündet hatte, und unterbrach von Zeit zu Zeit seine Gebete, um mir Thee nachzufüllen, wobei er zu gleicher Zeit seine Instruktionen für die vor mir liegende gefährliche Reise wiederholte. Sowohl er, als der mohamedanische Kaufmann, den ich zum Frühstück eingeladen hatte, warnten mich vor den Angriffen der als Mohamedaner verkleideten chinesischen Soldaten. Sie sagten, daß ich nun mit dem Messer an der Kehle reisen würde, aber daß vielleicht der Gott, zu dem ich bete, mich beschützen würde, denn ihre Götter schienen sich blos am Blutvergießen zu erfreuen.

Mit Vorsichtsmaßregeln gegen alle Arten von Verrath und Trug bewaffnet, verließ ich am 28. Juni Weisi, um nach Tali-fu zu gehen, beinahe eine Meile weit von Leu-ling, seinem Bruder und dem mohamedanischen Kaufmanne begleitet. Als letzten Rath sagte mir Leu-ling, mich überall und Jedem gegenüber meiner Freundschaft mit dem Muquor-Häuptling zu rühmen.

Endlich waren wir allein und Philipp ritt an meine Seite, worauf wir unter einer wahren Regenfluth unsere Lage erörterten, bis der Führer uns mit der Mittheilung unterbrach, daß er den Weg verloren habe. Ich dachte sofort, daß der Kerl, welcher Lohn vorausbezahlt erhalten hatte, durchbrennen wollte. Dies wurde klar, als er als Antwort auf meine Vorwürfe umkehrte und sagte: „Geht und sucht Euch selbst den Weg." Einigermaßen ärgerlich galoppirte ich ihm nach und schrie, indem ich meinen Revolver an seinen Kopf hielt: „Wenn Du den Verräther machst, so schieße ich Dich nieder wie einen Hund!" Ich hätte dies auch gethan und er schien es zu wissen, denn er fiel auf seine Kniee und bat flehentlichst um Gnade. Eine scharfe Ermahnung mit meiner Reitpeitsche veranlaßte ihn bald zum Aufstehen und indem er die Führung wieder übernahm, fand er schnell wieder den richtigen Weg.

Etwa um Mittag, gerade als wir den Gipfel eines hohen, dicht bewaldeten Berges erreichten, wurden wir plötzlich von etwa zwanzig bewaffneten Männern umringt, die ich sofort als chinesische Soldaten erkannte. Ihr Anführer, ein schurkisch aussehender Bravo, befahl mir zu halten, indem er sagte: „Wir sind durch den Civil-Mandarin von Weisi, Tien Ta-leuya, gesandt, um Deine Kiste zu durchsuchen." Wir hielten an und ein rascher Blick auf Philipp zeigte mir, daß dieser auf den Anführer mit seiner Büchse zielte, worauf ich antwortete, daß sie meine Kiste nicht öffnen und sich entfernen sollten. Sie bestanden jedoch darauf, meinen Paß und ein Geschenk an Tschen zu verlangen, worauf ich ruhig sagte: „Ich habe zwei Pässe, einen für Räuber und den anderen für die Behörden. Dieses" — meinen Revolver präsentirend — „ist für Räuber wie Ihr und die Tschen befinden sich darin. Wenn Ihr nicht macht, daß Ihr weiter kommt, so sollt Ihr sie haben." Ohne weitere Um-

stände entfernten sie sich hierauf und verschwanden unter den Bäumen, den ehrlichen Führer mit sich nehmend, und als wir weiter ritten, erschallte ihr Gelächter durch den Wald.

Von Weisi ab ging unser Weg in südöstlicher Richtung durch eine Gegend, deren Anblick sich vollständig von demjenigen des Landes nördlich von Weisi unterscheidet. Wir überschritten Kette nach Kette niedriger, steiler Hügel, bedeckt von dichter Bambusvegetation, außer wo sie von den Lei-sus kultivirt wurden, deren Felder mit Mohn, Weizen, Gerste und eben in die Blüthe tretenden Kartoffeln den Reichthum des Bodens und den Fleiß des Volkes bezeugten.

Glücklicherweise führte der Pfad, nachdem uns der Führer verlassen hatte, gerade nach Sz-se-to, einem Lei-su-Dorfe, welches einen Tagesmarsch von Weisi entfernt ist, wo wir am Nachmittage ohne weitere Abenteuer ankamen.

Das Dorf bestand aus etwa sechs viereckigen Blockhäusern mit Schindeldächern und wir hatten nur wenig Mühe, die Wohnung des Vorstehers aufzufinden. Als wir uns näherten, saß er rauchend vor seiner Thüre, erhob sich aber und trat in das Haus, als er uns bemerkte. Dies versprach nicht viel und Philipp, der ihm folgte, um Quartier zu erbitten, kam bald wieder heraus, um eine entschiedene Zurückweisung zu rapportiren; doch die Neugierde lockte den Mann wieder heraus, um sich die Fremden nochmals anzusehen. Ich war mit meiner Weisheit zu Ende und wußte nicht, was ich thun sollte, um vor dem Regengusse Schutz zu erhalten, als es mir einfiel, ihm das Zeichen eines Freimaurermeisters zu machen, was eine sofortige Veränderung der Lage hervorbrachte. Er trat gleich heran, faßte meine Zügel an und bat mich, abzusteigen und in sein Haus zu treten. Natürlich bildete ich mir ein, einen „Bruder" entdeckt zu haben; aber als ich ihn darüber frug, stellte es sich heraus, daß er gedacht hatte, mein Zeichen bedeute, daß ich eine geheime Botschaft für ihn hätte, oder ein mohamedanischer Agent sei.

Ich rief mir Leu-ling's Rath ins Gedächtniß zurück und frug meinen Wirth, ob er den Muquor-Häuptling kenne, worauf er antwortete: „Wer kennt La-won-quan nicht? Er ist der Vater der Lei-sus; er ist mir wie ein älterer Bruder." Auf

dieses hin zeigte Philipp La-won-quan's Brief an Leu-ling, welchen ihm derselbe gegeben hatte, um ihn, wenn nöthig, vorzeigen zu können, und meine Stellung als hohe Persönlichkeit war sofort ausgemacht, denn unser Wirth rief sofort seinen Haushalt zusammen, um mir ein Abendessen und Bett zu bereiten, nachdem er den Brief gelesen hatte.

Ich würde meinen Empfehlungsbrief schon bei meiner Ankunft vorgezeigt haben, aber ich hielt es für nothwendig, mit dem Prahlen über meine Bekanntschaften auf chinesischem Gebiete vorsichtig zu sein, da wir uns dem mohamedanischen Territorium näherten.

Wir wurden vom Lei-su-Häuptling ungemein gastfreundlich behandelt und am nächsten Morgen begleitete er mich mit zweien seiner Soldaten nach einer Lei-su-Hütte, wo wir, nach einem elenden Tagesmarsche in einer wahren Regensündfluth, unser Nachtquartier aufschlugen.

Der Häuptling trug um seine Hüften als Zeichen seiner Autorität eine eiserne Kette von etwa drei Fuß Länge mit Handschellen an den Enden, deren Gebrauch uns klar wurde, als wir, wie es zweimal im Tage vorkam, unsere Soldateneskorte wechselten. Beim ersten Male ließ der Häuptling die Kette auf den Boden fallen, nachdem er in ein Haus getreten war, von dem zufällig alle Männer abwesend waren; worauf ein Mädchen die Kette schweigend aufhob und das Zimmer verließ, während wir einige Minuten lang rauchend dort blieben und mit der alten Frau plauderten, welche jedem von uns eine Tasse Meth gebracht hatte; denn dies ist wohl der einzige Name, den man einem süßen, ziemlich starken Getränke geben kann, das wie trübes pale ale aussah und, wie mir der Häuptling sagte, aus wildem Honig bereitet war.

Nachdem wir unseren Marsch wieder aufgenommen hatten und etwa eine Meile weit gekommen waren, wurden wir von zwei Lei-su-Männern überholt, die außer Athem herankamen, den Häuptling begrüßten und ihm die Kette übergaben, welche der letztere mit einer Verbeugung annahm und wieder um seine Hüften schlang.

Während des Abends wurden wir in einer Lei-su-Hütte sehr gemüthlich einquartiert und beim Meth zog ich nach dem

Abendessen vom Häuptling einige Nachrichten über die Gebräuche und Sitten seines Volkes, sowie über dessen politische Beziehungen zu den Chinesen ein.

Die Leisus waren vor der chinesischen Okkupation ihres Landes ein mächtiger Stamm, der einen ausgedehnten Länderstrich um Weisi-fu bewohnte. Ihren Traditionen nach waren sie früher vom westlichen Yünnan eingewandert und hatten sich im Thale von Weisi als Ackerbauer niedergelassen, die Reis, Opium und Tabak kultivirten. Unter der Regierung einer Reihe von Häuptlingen, die sich als Staatsmänner und Kriegsherren auszeichneten, hielten sie ihre erworbenen Ländereien gegen alle Angriffe der benachbarten Stämme: Yatseu, Muquor und Tzefan, bis die Chinesen, welche auf den Reichthum gierig waren, den die Lei-sus durch Fleiß errungen hatten, in Gemeinschaft mit anderen Stämmen sie bekriegten, schließlich Herren des ganzen Lei-su-Landes wurden und die Festung Weisi-fu erbauten.

Von dieser Periode an scheinen die Leisus ihre Einigkeit beinahe vollkommen aufgegeben zu haben und sind nun in Dörfer oder Gemeinden getheilt, deren jede von einem Häuptling oder Vorsteher regiert wird, der den Tribut für die chinesische Regierung einsammelt.

Die Muquor- und Ya-tseu-Häuptlinge wurden als Belohnung für ihre Hülfe während des Krieges, welcher die chinesische Oberherrschaft einführte, zu Häuptlingen mehrerer Lei-su-Dörfer oder Distrikte ernannt, von denen sie Tribut erheben und aus ihm eine Art Kopfsteuer an die chinesische Regierung bezahlen.

In Kleidung ähneln die Lei-sus stark den Chinesen; die Männer tragen wie die Sze-tschueniten große Turbane von blauem Baumwollzeug. Die Frauen tragen manchmal den kurzen Unterrock und die Jacke der Mosos und kleine, mit Kaurimuscheln verzierte Mützen; öfters aber nehmen sie das gewöhnliche Kostüm der chinesischen Frauen an.

Ihre Religion ist der chinesische Buddhismus und in den Schulen, welche mit ihren Cultusgebäuden verbunden sind, wird nur Chinesisch gelehrt. Sie bewahren jedoch ihre eigene Sprache, welche, wie die übrigen Dialekte der Stämme, nicht geschrieben wird.

Im letzten Dorfe an der Grenze des Tze-fan-Landes nahm der Häuptling von mir Abschied, aber sandte zwei Mann als Führer zum Hause des Tze-fan-Häuptlings im Dorfe Tung-lan mit.

Während wir durch das Lei-su-Land reisten, hatten wir keine Zeichen von Unruhe unter dem Volke bemerkt; aber etwa zehn Meilen vom letzten Lei-su-Dorfe, ehe wir in das erste Tze-fan-Dorf kamen, begegneten wir einer Anzahl von Männern, Frauen und Kindern, die mit Hausgeräthen beladen waren und gegen die Berge zueilten und auf alle unsere Fragen Nichts weiter antworteten, als: „Die Soldaten kommen!"

Das Dorf selbst bot eine sonderbare, aufgeregte Szene dar. Aus einigen Häusern warfen Männer alle Arten von Geräthen den Frauen zu, welche sich mit ihnen beluden; die Einwohner anderer zielten mit Gingalls*) aus den Fenstern auf uns, als wir vorüberkamen, und begrüßten uns mit trotzigem Geschrei. Ein paar blinde Schüsse wurden ebenfalls abgefeuert; wahrscheinlich mit dem Zwecke, uns zu erschrecken. Aus anderen Häusern brachten Männer und Frauen uns Geschenke an Tabak und Samschu, indem sie dabei versicherten, daß sie „Hung-tschi" (rothe Fahne oder chinesisch gesinnt) seien, und baten mich, ihnen nichts zu Leide zu thun. Unsere Versicherungen, daß wir nur friedliche Reisende seien, nützten Nichts; alle schienen davon überzeugt, daß wir die Avantgarde einer chinesischen Armee seien.

Unsere Stellung wurde jeden Augenblick bedenklicher und ich bestand deßhalb darauf, zum Vorsteher geführt zu werden, zu dessen Haus uns endlich eine zitternde Volksmenge begleitete. Ich sagte meinen Lei-su-Führern, daß sie erklären sollten, wer und was ich wäre, und als die Tze-fans endlich verstanden, daß ich kein Militärmandarin sei und mein halb europäisches Kostüm besehen hatten, war ihre Freude unbeschreiblich.

Der Vorsteher sagte mir, daß frühe am Morgen ein chinesischer Soldat von Weisi-fu mit der Neuigkeit durch das Dorf gekommen war; ein hoher chinesischer Mandarin von Peking sei in Weisi angekommen, um über den Fortgang des mohame-

*) Lange chinesische Luntenflinten. Anm. d. Uebers.

danischen Krieges Bericht zu erstatten, und daß ihm eine große Armee nach Tung-lan folge, wo er beabsichtige, die „Pa-tschis" (weiße Fahne oder Mohamedaner) zu bekämpfen. Dies erklärte den Schrecken der Dorfleute, während es deutlich zeigte, daß die chinesischen Mandarine von Weisi diesen Weg eingeschlagen hatten, um mich daran zu verhindern, Tali-fu zu erreichen.

Ich hatte diesen Soldaten an der Thüre vorbeigehen sehen, während wir im Dorfe Sz-se-to waren, und darauf den Häuptling gefragt, wer er sei; aber der Kerl verschwand so plötzlich, als er mich erblickt hatte, daß er nirgends gefunden werden konnte, als der Häuptling einige seiner Leute aussandte, um Erkundigungen über ihn einzuziehen.

Es schien nur zu wahrscheinlich, daß alle Hoffnung, die chinesische Grenze zu überschreiten, eitel war; wir verließen jedoch das Dorf, wo unsere Anwesenheit eine solche Aufregung hervorgerufen hatte, und marschirten nach dem Hause des Tze-fan-Häuptlings. Während des Nachmittags begegneten wir einem Tze-fan-Soldaten, der stille hielt und frug, wer wir wären. Als er hörte, daß ich nach Tali ging, sagte er: „Oh, du bist bereits zu spät daran. Unser Häuptling ist zur „Hung-tschi" (rothen Fahne) übergegangen und wird die Mohamedaner in Gemeinschaft mit der großen chinesischen Armee bekämpfen, welche schon auf dem Wege ist." Wenn dieses seine Richtigkeit hatte, so war meine letzte Chance vernichtet, nach Tali vorzudringen, und ich erreichte Tung-lan nur, um meine ernsten Befürchtungen erfüllt zu finden.

Als ich am Hause des Häuptlings ankam, empfing er mich auf die ceremoniellste Weise. Mehrere hundert Krieger aus der Umgegend befanden sich im Dorfe und alle Vorsteher begleiteten den Häuptling, als er an die Thüre seines Hofes kam, um mich zu empfangen. Sein ältester Bruder führte mein Pony in den Hof, und als ich an der Hausthüre abstieg, trat der Häuptling heran und hieß mich knieend im Hause „seines Dieners" willkommen. Ich hob ihn sofort auf und sagte mit lauter Stimme: „Ich bin kein chinesischer Mandarin, noch ist eine Armee auf dem Wege von Peking hieher. Ich bin ein Fremder auf dem Wege nach Ava und ersuche den Tze-fan Ta-jen um Nahrungsmittel und Führer nach Tali-fu."

Diese Worte verursachten unter den versammelten Häuptlingen eine große Bewegung und sie begannen sofort einen lauten und zornigen Wortstreit unter sich, während dessen ich in das Haus trat und dem Häuptling einen wahrheitsgetreuen Bericht über mich gab und zur selben Zeit den Paß des Vizekönigs produzirte. Der Zorn des Häuptlings war groß, als es ihm nun einleuchtete, daß er von den schlauen Mandarins von Weisi dahin überlistet worden war, die mohamedanische Sache zu verlassen; sie hatten meine Ankunft dazu benützt, das Gerücht zu verbreiten, daß ein geheimer Bote von Peking angekommen wäre, der die Ankunft einer großen Armee angezeigt hätte.

Der Häuptling hatte erst am Tage vorher Schweinefleisch gegessen, eine Ceremonie, welche öffentlich anzeigte, daß er kein Mohamedaner mehr sei, und er sagte mir, daß es nun bereits zu spät wäre, das Geschehene gut zu machen, denn er hatte bereits vor drei Tagen einer Abtheilung chinesischer Soldaten erlaubt, durch sein Gebiet nach Li-kiang-fu zu marschiren.

Ich frug ihn, ob er La-won-quan, den Muquor-Häuptling kannte. Der Name meines alten Freundes schien dem Tze-fan sofort seine gute Laune wiederzugeben und er antwortete, daß La-won-quan und der Ya-tseu-Häuptling die Friedensstifter im Lande wären. Ich theilte ihm deßhalb meine Beziehungen zu La-won-quan mit, dessen Name sich für mich abermals als Talisman bewährte, denn der Häuptling versprach mir sofort seinen Schutz, der mir später das Leben rettete.

Unsere Unterredung wurde endlich durch den Eintritt des ältesten Bruders des Häuptlings unterbrochen, der eine Botschaft von den versammelten Häuptlingen brachte, in welcher der Wunsch ausgesprochen wurde, daß ich sofort Schweinefleisch essen und meinen wahren Charakter enthüllen solle, worauf der Häuptling erklärte, daß mir sofort in ihrer Gegenwart aufgetischt werden würde.

Kaum hatte sein Bruder uns den Rücken zugewendet, so flüsterte er mir zu, daß die Hälfte seiner Leute dafür wäre, zu den Mohamedanern zu halten, und daß die andere Hälfte wegen der voraussichtlichen Beute sich für die chinesische Sache entschieden hatte. Er verließ mich dann für einige Minuten, und während der kurzen Zeit, welche ich dadurch zum Nachdenken

gewann, entschloß ich mich, den Genuß des Schweinefleisches zurückzuweisen und zugleich zu erklären, daß ich weder Mohamedaner noch Chinese, sondern ein Fremder sei.

Kaum hatte ich mich dazu entschlossen, als der Häuptling wieder hereinkam und mich ersuchte, einen Sitz vor der Thüre einnehmen zu wollen, außerhalb derer alle seine Vorsteher in einer Gruppe versammelt waren, um mir die Probe meiner politischen Ueberzeugung abzunehmen. Nachdem ich, wie es gewünscht worden war, Platz genommen hatte, kam der Häuptling in Begleitung seines Bruders aus dem Hause, auf einem Präsentirteller ein Huhn, eine Schüssel gekochten Reis und ein Stück gesottenes Schweinefleisch tragend. Er kam an meine rechte Seite, kniete nieder und bot mir das Huhn und den Reis nacheinander an. Ich stand auf und nahm jedes Gericht mit einer Verbeugung an; dann folgte etwa eine Sekunde peinlicher und athemloser Stille, während welcher der Häuptling das Schweinefleisch vom Präsentirteller nahm und es mir anbot.

Ich blickte ihn fest an, stand abermals auf, hob meine linke Hand hoch empor, um die allgemeine Aufmerksamkeit an mich zu fesseln, und sagte laut in chinesischer Sprache: „Ich esse kein Schweinefleisch; ich bin kein Pa-tschi; ich bin kein Hung-tschi; ich bin ein Engländer!“ und setzte mich wieder nieder. Der Häuptling wandte sich zu seinen Leuten, die draußen standen, und lachte laut auf, worauf sich sofort ein großer Lärm erhob. Die mohamedanische Partei schrie: „Pa-tschi-jen! Pa-tschi-jen!“ (Weiße Flagge Mann! Weiße Flagge Mann!) und neckte die chinesische Partei, welche mich hinwieder mit allen möglichen Schimpfwörtern überhäufte, wobei der Bruder des Häuptlings den meisten Lärm machte; aber es war klar, daß sich die Mohamedaner in der Ueberhand befanden, und ich wußte, daß über mein Benehmen günstig nach Tali-fu berichtet würde.

Nach unserem Abendessen, das im Hause eingenommen wurde, sagte mir der Häuptling, daß seine Leute von meinen eigenen Lippen zu hören wünschten, warum ich eigentlich ihr Land besuche; wir verfügten uns also etwa um acht Uhr in ein großes Zimmer, das für Berathungen reservirt war und wo wir etwa fünfzig Tze-fans versammelt fanden. Ich saß neben dem Häuptlinge und gab auf seine Einladung hiezu einen ein-

fachen Bericht über meine Reisen zum Besten, dabei meine Zwecke erklärend, warum ich durch ihr Land kommen wolle, und bat sie schließlich um ihre Begleitung nach Tali-fu, indem ich ihnen versprach, sie durch ein Geschenk aller meiner Pferde und meines Geldes entschädigen zu wollen. Als Antwort hierauf wurde mir versichert, daß es mir unmöglich sein werde, vorzudringen, da mir das Gerücht, ich sei ein chinesischer Beamter, bereits vorausgegangen wäre und die Mohamedaner mich sicher tödten würden, wofür man dann die Tze-fans verantwortlich machen würde.

Die chinesische Partei, welche ebenfalls stark im Rathe vertreten war, schnitt mir drohende Gesichter und der Bruder des Häuptlings zog nach einer langen und ärgerlichen Rede sein Messer, mit welchem er mir vor dem Gesichte herumfuchtelte, worauf ich mit einem ruhigen, an die Versammlung gerichteten Lächeln meinen Revolver zog; eine Handlung, die von der mohamedanischen Partei mit triumphirendem Gelächter begrüßt wurde, was die Anderen so wüthend machte, daß sie Alle aufstanden und das Zimmer verließen.

Ich blieb noch bis zu einer späten Stunde bei dem Häuptling sitzen und erfuhr im Gespräche, daß die chinesische Partei deßwegen jetzt wüthend sei, weil sie vorher in Aussicht auf die anrückende, mystische, chinesische Armee geprahlt hatte, und der Häuptling machte es mir leicht begreiflich, daß es reine Narrheit sei, weiter in mohamedanisches Gebiet vorzudringen. Nachdem ich versprochen hatte, seinen Rath zu beschlafen, und mit ihm in guter Kameradschaft eine Tasse Samschu getrunken hatte, zog ich mich in das Zimmer zurück, welches für Philipp und mich bereit gestellt worden war und sich neben demjenigen des Häuptlings befand. Als wir allein waren, warf ich mich auf das Bett, ohne mich auszukleiden oder meine Waffen abzulegen, und suchte zwei Stunden lang umsonst einzuschlafen. Sorge über meine gegenwärtige Lage und Vereitelung meiner gehegten Hoffnung, das nur sechzig Meilen entfernte Tali zu erreichen, vereinigten sich, um mich wach zu erhalten, und diese unfreiwillige Wachsamkeit sollte mir wohl bekommen, denn plötzlich, während das ganze Haus im Schlafe begraben schien, wurde die Thüre meines Zimmers aufgerissen und herein stürzten der Bruder des Häuptlings und zwei Andere. Der erstere warf sich

auf mich, ehe ich vom Bette aufspringen konnte, packte mich beim Halse und zog mich auf den Boden. Mit einer riesigen Anstrengung gelang es mir, meine Arme um die Brust meines Angreifers zu winden und hielt ihn nun in einer Bärenumarmung, bis ich seine Rippen sich biegen fühlte und der Schmerz ihn zwang, mit einem Schrei von meinem Halse zu lassen. Im nächsten Augenblicke war er auf seinem Rücken; ich hielt ihn dort mit meinem Knie fest und setzte meinen Revolver an seine Brust. Einstweilen waren die anderen Schurken beschäftigt; einer Philipp am Halse festzuhalten und den armen kleinen Kerl beinahe zu erwürgen und der andere meinen Koffer auszurauben.

Der Bruder des Häuptlings fand den Druck meines Kniees unerträglich und schrie laut, was den Häuptling aufweckte, der, von drei oder vier Männern gefolgt, in das Zimmer stürzte, welche, als sie unsere Lage sahen, auf unsere Angreifer mit gezogenen Messern einrückten. In dem Kampfe wurde die Kerze umgeworfen und ein hitziges Gefecht im Dunkeln geführt. Den beiden Räubern wurde ziemlich übel mitgespielt, wenn sie sich auch glücklich vertheidigten und den Helfern des Häuptlings ein paar Stiche gaben. Endlich wurden sie jedoch hinausgeworfen und ein Licht geholt, das uns den Bruder des Häuptlings, wie es schien, bewußtlos am Boden liegend zeigte. Als er endlich aufstand, überhäufte ihn der Häuptling mit den heftigsten Schmähungen und hob sein Messer, als ob er ihn ermorden wolle, besann sich aber plötzlich und schleuderte ihn buchstäblich zur Thüre hinaus.

Nachdem der Frieden wieder hergestellt war, gab mir der Häuptling mein Syciesilber wieder, welches die Räuber fallen gelassen hatten, und entschuldigte die That seines Bruders. Er versicherte mich, daß wir weiter keine Angst haben sollten, da er selbst in unserem Zimmer schlafen werde. Nach seinen Bemerkungen zu schließen, war selbst die mohamedanische Partei unter seinen Leuten wüthend über mich, wenn sie mir auch nichts zu Leide thun würden, da ich die unschuldige Ursache ihres Ueberganges zu den Chinesen war.

Er sagte mir dann, daß er mich als Europäer erkenne, indem er einige meiner Landsleute in Tali-fu gesehen hatte, wo

sie damit beschäftigt waren, für den Kaiser Dau-win-schiau große Kanonen zu gießen und den Koran zu lehren. Wenn die chinesischen Parteigänger wüßten, daß ich ein Fremder sei, so würden sie mir sicher ein Leid anthun, und er drängte mich sehr, nach Weisi zurückzukehren und dort ruhigere Zeiten abzuwarten; wenn ich dann wiederkäme, wolle er mich nach Tali-fu schaffen; einstweilen übernehme er es, meinen Besuch dem mohamedanischen General zu melden, der in Ho-tschin oder Ko-king, etwa zwanzig Meilen entfernt, wohne. Er gestand offen seine Absicht ein, wieder Mohamedaner zu werden, sobald es gewiß sei, daß keine große chinesische Armee im Anzuge sei und indem sein Gesicht einen müden Ausdruck annahm, fuhr er mit der Hand über seine Stirne und sagte, daß er eine schwierige Politik verfolgen müsse, um sein Land vor den abwechselnden Räubereien der Chinesen und Mohamedaner zu retten. Bis jetzt sei er sehr glücklich gewesen, indem es ihm immer gelungen wäre, bei dem gewinnenden Theile zu sein; aber diesesmal sei er von den schlauen Mandarins in Weisi überlistet worden, an denen er sich jedoch bald zu rächen gelobte.

Nach dieser Unterredung kamen die beiden chinesischen Soldaten, welche die falsche Nachricht von Weisi gebracht hatten. Ihre Lage war nicht angenehm, denn sie baten um den Schutz des Häuptlings vor seinen mohamedanischen Vorstehern, welche geschworen hatten, sie zu tödten. In ihrer Gegenwart wurde der Häuptling sofort zurückhaltend und beinahe still, und ließ uns bei Tagesanbruch unter dem Schutze einiger seiner Hauptleute allein.

Ehe er mich verließ, sagte ich ihm, daß die Aussicht auf eine Rückkehr für mich schlimmer als der Tod wäre, und bat ihn, es zu versuchen, mich bis zum nächsten mohamedanischen Mandarin weiter zu schaffen, indem ich ihm dagegen mein Gewehr und alle meine Thiere versprach. Auf diese Bitte hin klärte sich das Antlitz des Häuptlings plötzlich auf und er bat mich, Nichts zu fürchten; er würde darüber nachdenken und wenn ich muthig genug wäre, so könnte es ihm vielleicht gelingen, mich weiterzusenden. Ich hatte mich schon entschlossen gehabt, diesen Morgen nach Weisi aufzubrechen; aber diese schwache Hoffnung, welche mir der Häuptling gewährte, verband sich mit dem

Umstande, daß es sehr heftig regnete, um mich zu bestimmen, bis zum nächsten Tage bei ihm zu bleiben.

Ich sah den Häuptling erst am Abend wieder; er kam etwa um sechs Uhr zu mir und sagte, daß meine Chancen nicht gut seien; er könne mich nicht weitersenden, da die Gefahr zu groß wäre. Da ich mich nicht zum Umkehren entschließen wollte, bat ich ihn, mich bei sich zu behalten, da ich mich unter seinem Schutze sicher fühlte. Ich sah, daß mein Vertrauen offenbar des Tze-fans Eitelkeit schmeichelte; er zögerte einen Augenblick, sagte aber endlich, daß es nicht möglich sei, denn die Mandarine in Weisi würden eifersüchtig sein, und in Rücksicht auf sein eigenes Heil wagte er es nicht, mich hierbleiben zu lassen, weßhalb es beschlossen wurde, daß ich am folgenden Morgen mit einer Eskorte von seinen mohamedanischen Soldaten zurückkehren sollte.

Während des Tages kamen mehrere niedere Häuptlinge mit ihrem Gefolge an und das Dorf war von etwa fünfhundert Kriegern überfüllt.

Das Tze-fan-Dorf, dessen Häuser meist aus Holz im chinesischen Stile gebaut waren, jedoch auch einige enthielt, die aus unbehauenen Stämmen bestanden, lag wunderschön an einem dichtbewaldeten Hügel, dessen Unterwuchs in beinahe tropischer Ueppigkeit gedieh. In diesem Distrikt wird der berühmte, gelbe, feinblättrige Tabak von Yünnan stark kultivirt, dessen sehr zartes, etwa acht Zoll langes und ebenso breites Blatt an einem feinen Stengel sitzt und im trockenen Zustande von blaßgelber Farbe ist. Im Rauchen schmeckt es dem feinsten Manilatabak ähnlich; aber ist meiner Ansicht nach an Feinheit des Aromas und Geschmacks weit vorzüglicher; ich kenne auch in der That keine Tabaksorte, welche dieser vorzuziehen wäre. Sowohl in Bezug auf Qualität, als auch auf Quantität dieses Produktes würde der Tabakhandel Yünnans allein schon ungeheuer werthvoll sein, wenn er den europäischen Händlern in Birma eröffnet werden würde, sobald das Land sich von den verwüstenden Wirkungen des mohamedanischen Bürgerkrieges erholt haben wird, welcher die Hälfte der Bevölkerung dieser ungemein fruchtbaren Provinz vernichtet und aus ihrer Heimath vertrieben hat.

Die Bedeutung dieser mohamedanischen Empörung in Bezug auf den Verkehr der Europäer mit dem westlichen China stempelt

ihre Entstehung und Verbreitung zu einem interessanten Thema, wenn auch die ungemein großen Schwierigkeiten, Information zu erhalten, es bis jetzt in dunkle Ungewißheit gehüllt haben. Der direkte Einfluß, den diese Verhältnisse auf die Schließung dieses Landes gegen mein Vordringen ausübten, ist wohl ein genügender Grund für eine kurze Erörterung derselben.

Die Entstehung und das allmälige Wachsthum des Mohamedanismus in China sind mit einem undurchdringlichen Schleier verhüllt, wenn auch die sagenhaften Erzählungen einer Ansiedelung von Hülfstruppen, welche ein benachbarter mohamedanischer Monarch gesandt haben soll, vielleicht ein kleines Körnchen Wahrheit enthalten mögen, denn die Verbindung, welche von Händlern zu Land und See mit Indien und Centralasien unterhalten wurde, bietet genügenden Grund für die Förderung des Islam in den verschiedenen Provinzen Chinas schon zu alter Zeit. Als Beispiel für die verschiedenen Berichte, welche von den chinesischen Mohamedanern selbst über diesen Gegenstand erzählt werden, erwähne ich, daß mir ein paar derselben sagten, daß lange ehe europäische Reisende China besuchten, Mohamedaner von Indien sich auf den nördlichen Ufern des Golfs von Tonquin niederließen, und von dort auf dem Tonquinflusse ihren Weg nach Kwei-tscheu fanden. Wenn auch der Mohamedanismus seinen Weg nach China fand, so ist doch sicher, daß er sich über das ganze Reich verbreitete. Die chinesische Toleranz, welche sich auf alle Religionen erstreckt, die kein Fundamentalprinzip ihrer Politik angreifen, oder keine Fremdherrschaft im Gefolge zu haben scheinen, kümmerte sich nicht um die erfolgreiche Proselytenmacherei des Prophetenglaubens, dessen Bekenner heutzutage nach Millionen zählen. Es gibt kaum eine Stadt von irgend einer Bedeutung, in der man keine Mohamedaner, oder Hwai-tseu, wie sie von den Chinesen genannt werden, finden könnte. Die großen, ständigen Sitze der Mohamedaner waren immer Yünnan, Kwei-tscheu und die nordwestlichen Provinzen Kan-su und Tschen-si und in diesen finden sich die beiden Orte der gegenwärtigen Empörung — Yünnan und Kan-su. Besonders im westlichen Yünnan bestand vor dem Kriege, etwa um das Jahr 1850, die Hälfte der Bevölkerung aus chinesischen Mohamedanern und

zeichnete sich durch Reichthum und Energie aus*); es muß jedoch festgehalten werden, daß, wenn sich auch einige von ihnen eine arabische Abstammung einbilden, doch die Majorität der Mohamedaner chinesischen Stammes war, und unterschieden sich dieselben nur durch ihre Religion von ihren Landsleuten. Es scheint keine Unzufriedenheit unter ihnen geherrscht, noch aus religiösen Gründen eine Bedrückung stattgefunden zu haben; auch war ebenso wenig eine mohamedanische Revolte zu befürchten, als eine buddhistische. Eine gute Abhandlung, welche der talentirte Obercommissär von Birma, General Fytche, der Asiatischen Gesellschaft von Bengal im Jahre 1867 vorlegte, führt den ersten Ausbruch auf die Arbeiter in den Silberminen von Lu-sun-fu zurück, welche, über ungerechte Behandlung außer sich gebracht, Gewalt gebrauchten und jeden chinesischen Beamten ermordeten, den sie finden konnten. Dieser Bericht stammte aus birmanischen Quellen und enthält wahrscheinlich stichhaltige Thatsachen; allein General Fytche beklagte sich selbst, daß seine Information ungewiß und mager war. Die Gelegenheiten, welche Monseigneur Chauveau während seines Aufenthaltes in Yünnan hatte, Erkundigungen einzuziehen, berechtigen ihn, bezüglich der Angelegenheiten dieser Provinz als eine Autorität angesehen zu werden, und ich war so glücklich, von ihm den Ausbruch der Revolution und die nachfolgenden Begebnisse, welche sich bis zu meinem Besuche erreignet hatten, erzählt zu hören, die mir von intelligenten Mohamedanern auch bestätigt wurden. Einige Jahre vor dem Aufstande war die mohamedanische Gemeinde, welche, wie gesagt, die wohlhabendsten und einflußreichsten Leute enthielt, vollständig unter zwölf Aeltesten organisirt, die in den Hauptstädten wohnten. Diese Männer wurden nicht wegen ihrer Gelehrsamkeit, sondern wegen ihres Einflusses gewählt und handelten als Repräsentanten und Vormünder der religiösen Interessen ihrer Gläubigen. Die Anziehungen dieser Religion oder vielleicht auch die Hoffnung, die Macht der mohamedanischen Gemeinde zu seinem eigenen Besten benützen zu können, bestimmte den kaiserlichen Vizekönig von Yünnan, der in Yünnan-fu residirte, sich der Religion des Propheten anzuschließen und das Beispiel

*) Ueber den Zustand Yünnans zu dieser Zeit siehe Beilage V.

eines so hochgestellten Convertiten fand zahlreiche Nachahmer. Er beleidigte jedoch durch irgend eine gewaltthätige Einmischung in den einmal angenommenen Ritus seine neuen Religionsgenossen auf das Tiefste. Einer der zwölf Aeltesten, kühner als die Uebrigen, der in Li-kiang-fu, einer kleinen Stadt am östlichen Fuße der Sun Schan oder Schneeberge, wohnte, erklärte das Benehmen des Vizekönigs als nicht in Uebereinstimmung mit der Freiheit ihrer Religion. Dieser Protest, in welchen die übrigen Aeltesten einstimmten, wurde von dem stolzen Beamten mit Verachtung bestraft, dessen Benehmen bald die Angelegenheiten zu einer Krisis brachte.

Im Jahre 1855 wurde die weiße Flagge der Revolution zuerst von den Mauern Li-kiang-fus entfaltet, dessen Aeltester die Gläubigen zu den Waffen rief, und dieser Ruf wurde bald von allen Aeltesten beantwortet. Der auf diese Weise begonnene Krieg wurde von den Mohamedanern energisch fortgesetzt und Erfolg schien ihre Waffen vom Anfange an ständig begleitet zu haben, bis die weiße Fahne über jeder Stadt im westlichen Yünnan, selbst über der berühmten und reichen Stadt Tali-fu, der heiligen Stadt der westlichen Stämme, flatterte, und mohamedanische Armeen Yünnan-fu, die Hauptstadt der Provinz, enge einschlossen.

Während der wenigen Jahre fortgesetzter Kriegführung, welche die mohamedanischen Armeen bis vor die Thore von Yünnan-fu führte, hatte sich Dau-win-schiau, der Aelteste, welcher dem Distrikte Tali-fu vorstand, als General und Herrscher sehr ausgezeichnet. Er war früher ein wohlhabender Kaufmann in Tali-fu gewesen und unter seinen Kameraden als ein schlauer und weitsehender Mann bekannt. Bald nach Beginn des Krieges war er durch die Majorität der Aeltesten gewählt worden, die Heere der Gläubigen anzuführen.

Währenddem hatte der Vizekönig zu Yünnan-fu fortwährend Berichte über Siege, welche er über die Rebellen gewonnen hatte, nach Peking gesandt, und obgleich es ihm befohlen worden war, sich nach Peking zu verfügen, und ein Beamter gleich nach Ausbruch der Rebellion gesandt wurde, um ihn zu ersetzen, so hatte er sich mit der Ausrede entschuldigt, daß er gerade daran war, der Rebellion den Todesstoß zu geben und deßwegen sein Mandat

in diesem kritischen Moment nicht niederlegen könne. Wiederholte Befehle von Peking blieben von ihm unberücksichtigt; die Mandarine, welche gesandt wurden, ihn zu ersetzen, waren entweder froh, sich der Verantwortlichkeit, eine beinahe ganz in den Händen von Rebellen befindliche Provinz zu regieren, entziehen zu können, oder wurden mit großen Bestechungssummen bestimmt, keine Anstrengungen zu versuchen, den Vizekönig abzusetzen, und so ging es fort, bis Dau-win-schiau an den Thoren Yünnan-fus donnerte.

Der Vizekönig, die nahe bevorstehende Uebergabe seiner Veste und sein eigenes sicheres Verderben voraussehend, eröffnete Verhandlungen mit Dau-win-schiau und schloß endlich einen Vertrag mit ihm ab, kraft dessen Dau-win-schiau das westliche Yünnan von der birmanischen Grenze an bis dreißig Meilen von Yünnan-fu behalten solle. Nachdem auf diese Weise Frieden geschlossen war, zog sich Dau-win-schiau nach Tali-fu, der mohamedanischen Hauptstadt, zurück, und der Vizekönig schrieb nach Peking, daß die Empörung unterdrückt und der Frieden in der Provinz hergestellt sei. Ein paar Jahre der Ruhe folgten, welche die Mohamedaner dazu benützten, um ihre Regierung zu ordnen und zu consolidiren, und unter der weisen Herrschaft von Dau-win-schiau, welcher zum Kaiser erhoben worden war, wurden die Schäden des Krieges geheilt und der Handel zwischen dem westlichen, oder mohamedanischen Yünnan und den benachbarten chinesischen Provinzen begann sich langsam zu entwickeln.

Als die Pekinger Behörden endlich gewahr wurden, welcher Art der geschlossene Frieden in der Lieblingsprovinz des Reiches sei, wurde sofort ein Mandarin abgesandt, um den verrätherischen Vizekönig zu ersetzen; als der Pekinger Beamte aber in der Hauptstadt ankam, ließ man es ihm sehr deutlich merken, daß er gut daran thun würde, sich nicht einzumischen, und er wurde, nachdem er mehrere Monate lang vom ungehorsamen Vizekönig gastfreundlich unterhalten worden war, wieder nach Peking mit einer Botschaft zurückgesandt, welche dahin ging, daß es jetzt gerade nicht geeignet wäre, einen Regierungswechsel eintreten zu lassen.

Nachdem der Vizekönig auf diese Weise die Pekinger Behörden außer Beachtung gelassen hatte, war es für ihn nöthig,

seine Stellung gegen einen möglichen Angriff von Szc-tschuen aus zu sichern, weßhalb er unter seinem Amtssiegel den Dau-win-schiau als Kaiser des westlichen Yünnans proklamirte. Dau-win-schiau verpflichtete sich hingegen, den Vizekönig im Falle eines chinesischen Angriffes zu unterstützen und versah ihn mit Geld, um sich alle Beamten und Truppen erkaufen zu können, welche nach Yünnan-fu gesandt worden waren, um ihn aus seinem Vizekönigthum hinauszuwerfen, und bis zur Zeit meines Besuches war Nichts weiter geschehen, um die Macht der Mohamedaner zu brechen, als daß man von Zeit zu Zeit eine unnütze Aushebung chinesischer Soldaten von Sze-tschuen nach Yünnan-fu gesandt hatte.

Zu dieser Zeit war also der Vizekönig zu Yünnan-fu in Wirklichkeit König des östlichen Yünnan und während er zwar die Maske eines kaiserlichen Vizekönigs trug, d. h. sich so nannte war er doch ein ebenso großer Feind des Kaisers von China, als Dau-win-schiau selbst, und konnte mit dem ihm zur Verfügung stehenden, ungeheuren Reichthume allen Widerstand der Truppen erkaufen, welche von Zeit zu Zeit gegen ihn ausgesandt wurden.

Seit meinem Besuche sind von Zeit zu Zeit Nachrichten von den Pekinger Beamten verbreitet worden, nach welchen die kaiserlichen Behörden sich mit Erfolg bemüht haben, die mohamedanische Revolution zu ersticken. Aus dem Vorhergesagten kann man ersehen, daß solche Berichte an und für sich unzuverlässig sind, und die Thatsache, daß der Vizekönig von Kwei-tscheu*) jetzt die Reste regiert, welche von Yünnan als kaiserliche Provinz noch übrig bleiben, in Verbindung mit der Nachricht, welche Panthays oder mohamedanische Yünnanesen nach Rangun gebracht haben, daß nämlich Yünnan vollständig ruhig ist, scheint zu beweisen, daß die Mohamedaner gegenwärtig Yünnan-fu besitzen. Ist dies der Fall, so kann ein Angriff auf Sze-tschuen durch den mohamedanischen Kaiser in Allianz mit Abdul Jaffier,

*) In Kwei-tscheu selbst ist gegenwärtig eine mohamedanische Revolution von großer und tiefgehender Verbreitung im Gange, trotzdem die Wiedereroberung von Tsi-kung-ting, einer stark befestigten Stadt, bis zum 15. Februar gemeldet wurde. — London and China Telegraph vom 2. April 1871.



dem mohamedanischen Häuptling in Kan-su, sehr nahe bevorstehen. Jedenfalls ist genaue Information über den wirklichen Stand der Angelegenheiten sehr wünschenswerth im Hinblicke auf diej etzigen Versuche, Routen für den Ueberlandhandel mit Yünnan aufzuschließen.

Es mag unglaublich scheinen, daß die Pekinger Behörden sich so lange von dem Vizekönig von Yünnan-fu Widersetzlichkeiten gefallen ließen; aber dies ist nur einer der vielen Beweise der Schwäche der chinesischen Regierung und der vollständigen Demoralisation der Mandarine. So lange die Verkehrsmittel im Reiche so wenig den Bedürfnissen einer gut geführten Regierung genügen, ist es nutzlos, irgend eine Besserung zu erwarten. Bestechung und Lüge sind schon so lange an Stelle der Gerechtigkeit und Wahrheit getreten, daß das Volk irgendwelcher Sympathie mit seinen Beherrschern vollkommen entfremdet ist. Die Abgeschlossenheit, unbegrenzte Erpressung und absolute Gewalt der Mandarins und ihrer Satelliten scheinen den Geist des Volkes gebrochen und es gegen die Angelegenheiten der Regierung abgestumpft zu haben. Es gibt wenige verständige Leute unter den Chinesen, welche nicht anerkennen, daß ihr Land auf schlechtem Wege ist, und dieses Gefühl ist unter den gebildeten und regierenden Klassen vorherrschend; anstatt jedoch diese heranzuziehen, um innere Reformen zu bewirken, äußert es sich eher in Feindschaft gegen die Fremden, welche sie als stärker erkennen, und nach ihren eigenen Begriffen über den menschlichen Charakter rechnend, kommen sie natürlich zu dem Schlusse, daß die Fremden es früher oder später versuchen werden, ihr Land zu nehmen. Daß man ihrer deßhalb los werden soll, ist deßwegen das Feldgeschrei, was aus jedem Ya-mun des Reiches ertönt.

Wenn auch, wie ich bereits bemerkte, das Volk wenig Sympathieen für seine Regierung hat, so ist doch Nichts dem chinesischen Charakter widerstrebender, als der Gedanke, durch eine fremde Macht regiert zu werden, und während am östlichen Meeresufer Chinas das Volk vielleicht zögern könnte, sich in Masse gegen die Fremden zu erheben, so gibt es doch Millionen außerhalb des Bereiches der Einflüsse der Consuln und Kanonenboote, deren Unwissenheit alle Fremden als bloße Barbaren

betrachtet, welchen bis jetzt gestattet worden war, in ihrem Lande zu bleiben. Diese Horden durch Aberglauben einmal aufgeregt und durch halberfüllte Prophezeiungen*) ermuthigt, welche von den Mandarins verbreitet werden, würden sich gewiß um die Fahne schaaren, welche zur Austreibung der Fremden entfaltet würde, und einstweilen wird jeder Akt der Vergebung auf Seite der fremden Regierungen blos dazu beitragen, das unglückliche Volk im Glauben zu bestärken, daß Fremde mit Straflosigkeit beschädigt oder hinausgejagt werden dürfen.

Meine eigenen Erfahrungen über die Treulosigkeit der Mandarine gaben mir während des Tages gezwungener Unthätigkeit im Tz=fu=Dorfe genug unangenehmen Stoff zum Nachdenken und ich folgte deßhalb am anderen Morgen schnell der Aufforderung des Häuptlings, aufzustehen und noch vor Tagesanbruch abzureisen.

Nach einem hastig eingenommenen Mahle von Huhn und kaltem Reis führte mich der Häuptling auf einem Nebenwege nach dem Ende des Dorfes, wo Eskorte und Packthiere bereits warteten. Es war noch ganz dunkel, als ich von dem freundlichen Tze=fan Abschied nahm und wir unseren Rückmarsch nach Weisi begannen. Bei Tagesanbruch waren wir schon mehrere Meilen von Tung=lan entfernt.

Etwa um Mittag begegneten wir einer Abtheilung von Tze=fan=Spähern, die von Li=kiang=fu zurückkehrten, das etwa zwanzig Meilen rechts seitwärts lag. Sie meldeten ein kleines Gefecht bei Li=kiang=fu, in welchem die Chinesen geschlagen worden waren. Wir frühstückten alle zusammen und nahmen, nachdem wir noch eine „Friedenspfeife" mit einander geraucht

*) Eine Lügenprophezeiung, welche heutzutage von den Mandarins auf das Fleißigste circulirt wird, bezieht sich auf die vier „tseu"=Kriege, wie man sie nennt, und zwar: der Man=tseu, Miau=tseu, Hwai=tseu und Yang=kwai=tseu, in welchen das chinesische Reich glücklich sein soll. Die Ansicht der öffentlichen Meinung ist, daß die Man=tseu oder östlichen Tübetaner und die Miaou=tseu des Bergdistriktes von Kwei=tschen nacheinander besiegt worden sind. Jetzt sagt man dem Volke, daß die Hwai=tseu oder mohamedanischen Yünnanesen den chinesischen Waffen unterliegen und wenn diese unterdrückt sind, dann bleibt nur mehr der Yang=kwai=tseu oder Fremde, mit dem man fertig werden muß.

hatten, unseren Marsch wieder auf. Spät am Abend wurden wir von unserem alten Freunde im Dorfe Sz-se-to bewillkommt.

Während dieses Marschtages waren die Packthiere von den Angriffen einer skorpionartigen Fliege sehr geplagt worden. Die Stiche derselben machten sie beinahe wahnsinnig und wir mußten ihnen mehrere Male das Gepäck wieder aufladen, das die armen Thiere in den Agonieen ihres Schmerzes abgeworfen hatten. Wir hatten diese Plage schon vorher in einem geringeren Maße erfahren und uns einige Zeit hindurch die ungewöhnliche Unruhe unserer Maulthiere nicht erklären können. Philipp war zweimal abgeworfen worden, und mein sonst ruhiger Jakob schien sich ohne Grund in einen boshaften Ausschlager verwandelt zu haben. Diese Fliegen, welche sich blos am Bauche der Pferde oder Maulthiere ansetzen, entzogen sich lange unserer Beobachtung, bis ich sie durch Zufall entdeckte. Während wir an der Straße rasteten, schrie das Maulthier, welches ich am Zügel hielt, plötzlich laut auf und begann wie verrückt zu springen und auszuschlagen, wobei ich zum ersten Male die Fliege an seinem Bauche hängen sah. Sie fiel zu Boden, nachdem sie gestochen hatte, und ich tödtete sie, als sie scheinbar betäubt am Boden lag. Ihr gegliederter, röthlich brauner und beweglicher Leib war mit einem Schuppenpanzer bedeckt und am Ende mit einem langen, scharfen Stachel bewehrt. Ueberhaupt verdient das Insekt den Namen vollkommen, den ich ihm gegeben habe. Die Chinesen nennen es Wen-seu-Fliege.



Die Scorpionsfliege.

Ein Tagesmarsch von Sz-se-to unter der Eskorte des Lei-su-Häuptlings brachte uns am 3. Juli nach Weisi zurück und wir nahmen wieder bei Leu-ling Wohnung, der mich wie Einen bewillkommte, den man nie mehr zu sehen erwartet hat.

Es war ihm gelungen, den Führer zu erwischen, der uns auf unserem Wege in das Tze-fan-Gebiet verlassen hatte, und hatte denselben dem General übergeben, der ihn noch vor dem Zubettegehen in den Keang vor der Thüre sandte, damit er sich dort abkühle.

Nach einem guten, von Leu-ling bereiteten Nachtessen ging ich zu Bette und begrub bald alle Gefühle der Enttäuschung und Sorge in einem tiefen, erfrischenden Schlafe.

Dreizehntes Kapitel.

Gefangenschaft in Weisi.

Tien Ta-leuya. — Im Ya-mun. — Scheibenschießen. — Schwarz-Nase. — Tien im Rausche. — Ich verleihe meine Thiere. — Abweisung einer Zwangsanleihe. — Die Mandarins und der Revolver. — Der kleine Sen. — Tien wird gefährlich. — Mit Feuer spielend. — Unsere Flucht. — Wieder eingefangen. — Durch die Häuptlinge gerettet. — Letzte Nacht in Weisi.

Durch eine ungestörte Nachtruhe sehr erfrischt, begann ich die nöthigen Vorbereitungen zu einem Rückzug auf Tschen-tu zu treffen, falls sich Weisi als ungeeigneter Aufenthaltsort erweisen sollte.

Philipp wurde zum General mit der Bitte gesandt, daß er seinen Paß für einen anderen austausche, welcher es unserem Entschlusse anheimstelle, entweder nach Tali-fu vorzudringen oder nach Sze-tschuen auf einer direkten Route zurückzukehren, welche von Tschung-tain, einer Stadt am Ufer des Kin-tscha-kiang, drei Tagereisen von Weisi ausgeht und in nordöstlicher Richtung nach der Stadt Ya-tzeu führt, um die feindliche Gegend zwischen Atenze und Bathang zu vermeiden.

Der alte General drückte seine Freude über meine glückliche Rückkehr aus und gab Befehl, die nöthigen Pässe vorzubereiten. Er ließ mir auch sagen, daß er in zwei Tagen abreise und ich gut daran thun würde, vor ihm abzureisen, da er nach seiner Entfernung nicht für das Benehmen seiner Soldaten verantwortlich sein könne. Meine Antwort darauf war, daß ich vor-

läufig nicht abreisen könne, und was die Soldaten beträfe, so fürchte ich mich nicht vor ihnen. Um übrigens dem alten Manne Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß ich erwähnen, daß er große Sorge um die Sicherheit Tang's an den Tag legte und zweifelsohne wurde sein Rath dadurch veranlaßt, daß er voraussah, was nach seiner Entfernung wahrscheinlich geschehen würde.

Am Abend ließ der Civilmandarin Tien Ta-leuya Philipp zu sich kommen und frug ihn, ob es seinem Herrn etwa angenehm wäre, in dem Ya-mun zu wohnen, wo er vor Angriffen sicher wäre. Da dieser Vorschlag in Treu und Glauben gemacht schien, wurde er angenommen und der Mandarin in Kenntniß gesetzt, daß er seinen Gast am nächsten Morgen erwarten könne.

Als Leu-ling von diesem Arrangement hörte, schüttelte er den Kopf und sagte, daß Tien Ta-leuya ein großer Schurke sei und gewiß eine finstere Absicht in diesem Vorschlag verborgen sei. Um seine Aufrichtigkeit zu erproben, rieth mir Leu-ling, eine Ausrede zu machen und es höflich abzuschlagen, im Ya-mun zu wohnen, was, wie er voraussagte, darin resultiren würde, daß ich in irgend einer Weise belästigt werden würde.

Aus Leu-ling's Benehmen konnte man deutlich erkennen daß er mehr wußte, als er gerne sage, und ich entschied mich deßhalb eine Entschuldigung zu senden und ließ dem Mandarin sagen, daß ich im Ya-mun nicht Quartier nehmen würde, weil unsere Anwesenheit ihm große Mühe machen würde.

Am nächsten Morgen wurde das Gasthaus, der Vorhersagung Leu-ling's getreu, durch eine Volksmenge besetzt, welche laut den Fremden bedrohte; meine Thüre wurde eingeschlagen, zu Atomen zersplittert und die Menge zeigte sich so furchtlos, daß es gewiß schien, die Behörden hatten sie dazu aufgefordert; ich zog deßhalb sofort mein Messer und säuberte mein Zimmer, gerade als einige Soldaten von meinem Freunde dem General ankamen und die Menge auch außerhalb zerstreuten. Nachdem Alles wieder ruhig geworden war, versicherte mich Leu-ling, daß Tien Ta-leuya der Anstifter aller Angriffe gewesen sei, welche man in Weisi auf mich gemacht hatte und daß er für seine Thaten offenbar einen tieferen Grund habe. Wir hatten uns nach dieser Affaire kaum wieder beruhigt, als mir Tien Ta-leuya sagen

ließ, daß er mit dem General sehr beschäftigt sei, mich aber ersuche, morgen in den Ya=mun zu kommen.

Etwa um sieben Uhr Abends wurde ich durch einen Besuch Tien Ta=leuya's in höchsteigener Person überrascht, der nach seiner Aussage kam, um nachzusehen, ob ich irgend Etwas brauche, und dann auf den Angriff des Morgens zurückkam, indem er sagte: „Wie Du siehst würdest Du außerhalb des Ya=muns nicht sicher sein und Du thätest gut daran, morgen in den Ya=mun umzuziehen."

Auf den ersten Blick machte Tien Ta=leuya einen sehr angenehmen Eindruck. Er war ganz jung, ungefähr siebenundzwanzig Jahre alt, etwas größer als es die Chinesen durchschnittlich sind; sein Körper war fein gebaut und seine Bewegungen sehr graziöse, während er mit einer leisen und ermüdet scheinenden Stimme sprach. Seine Hautfarbe war sehr hell und die Haut selbst glatt und fein wie diejenige einer Frau; lange, hängende Wimpern gaben seinen Augen einen schläfrigen Ausdruck, der aber in demselben Moment verschwand, sobald die Augenlider gehoben waren, denn dann glitzerte ein Paar unruhiger, schwarzer Augen gleich denen einer Schlange ein paar Sekunden lang und verschwanden wieder hinter den herabfallenden Augenlidern, während sein Gesicht wieder das gewöhnliche, schläfrige Aussehen annahm, welches sich gut dazu eignete, um oberflächliche Beobachter irre zu führen. Die Finger seiner zarten Hände waren mit modischen, langen Nägeln verziert und er saß, um sie zu zeigen, meist mit einem Ellenbogen auf den Tisch oder den Arm seines Stuhles gestützt, wobei er die Hand schlaff über die Brust hängen ließ.

So war die Erscheinung Tien Ta=leuya's. Trotz seiner angenehmen und einnehmenden Manieren fühlte ich, daß er gefährlich sei, und schwankte einen Augenblick zwischen den Gefahren des Ya=muns und der Aufgabe aller Hoffnungen, Birma zu erreichen. Ich wählte das erstere und sagte ihm, daß ich am nächsten Tage in seinen Ya=mun ziehen werde. Als ich dies sagte, hob er für einen Augenblick seine Augenlider und sah mich mit einem Blicke an, dessen schlangenartige Kälte abscheulich war, dem ich aber mit einem festen Blick begegnete, worauf seine Augen wieder hinter den hängenden Augenlidern verschwanden.

Er nahm mit großer Höflichkeit Abschied und nach dem er fort war, kamen Leu-ling und der mohamedanische Kaufmann, um mich zu besuchen. Sie stimmten beide dahin überein, daß der Mandarin Schlechtigkeiten beabsichtige; aber daß, wenn ich wirklich entschlossen sei, die Hoffnung, Birma zu erreichen, nicht aufzugeben, mehr Sicherheit für mich im Ya-mun als im Hotel sei, das den Angriffen der Satelliten des Mandarins preisgegeben wäre. Ueberdies könnte der Mandarin mich mit größerer Ungenirtheit ausplündern, im Falle er dies beabsichtige, wenn ich Weisi gerade jetzt verlasse, da es ihm leicht möglich sei, seine Banditen zu veranlassen, einen Reisenden zu erschießen und sein Gepäck zu berauben, ohne daß er dabei erwischt würde, während er für mich verantwortlich wäre, so lange ich im Ya-mun bliebe.

Diese Ansicht meiner Freunde bewies, daß ich recht daran gethan hatte, mich dahin zu entscheiden, der Gast Tien Ta-leuya's zu werden, in dessen Haus ich am siebenten Juli meine Wohnung nahm. Mein Wirth war abwesend, um den General, der am Morgen abgereist war, vor die Stadt zu geleiten; aber sein jüngerer Bruder machte mit ceremonieller Höflichkeit die Honneurs. Der Ya-mun war eine schöne Gruppe von Gebäuden und Höfen, die von vier hohen Mauern umschlossen wurde. Das Ganze war ursprünglich als Tempel gebaut worden, wurde nun aber als interimistische, offizielle Residenz benutzt. Von der Straße führte ein massiver Thorbogen, über welchem sich ein Zimmer befand, das früher als Theater benutzt wurde, in einen großen, viereckigen Hof, auf dessen entgegengesetzter Seite gegenüber dem ersten Portale sich eine zweite große Doppelthüre befand, die einen zweiten Hofraum erschloß. Durch eine dritte Thüre kamen wir in einen Gang, an welchem auf jeder Seite ein kleines Zimmer lag, und dieser Gang führte in einen kleineren Hof, der von Zimmern umgeben war, von denen ein großes, das dem Thore gegenüber lag, als Tempel benutzt wurde und eine Anzahl riesiger Götzenbilder enthielt, vor denen Räucherstäbchen brannten.

Nachdem wir das innere Thor durchschritten hatten, führte mich sein Bruder in das rechts nebenan liegende Privatzimmer des Mandarins, während mein Gepäck in eines der kleinen Zimmer am Gange zwischen den beiden Flügelthüren verbracht

wurde und man die Packthiere in der Stallung des äußeren Hofes unterbrachte.

Am Nachmittage, als Tien's Bruder und ich gerade zu Mittag gegessen hatten, erschien Tien selbst und die Freundlichkeit seines Willkomms hätte meinen Verdacht vielleicht beschwichtigt, wenn ich mich nicht an Leu-ling's Warnung erinnert hätte, der die wirklichen Absichten Tien's offenbar wußte. Am Abend begleitete er mich in eines der oben erwähnten kleinen Zimmer am Gange, und bat mich, es als mein Eigenthum zu betrachten; es war ein dumpfer, kleiner Raum von etwa acht Fuß im Gevierte und enthielt nur einen einzigen Tisch und eine Bank als Bettstelle. Das Tageslicht suchte seinen Weg durch zwei hölzerne Gitter, deren kleine viereckige Felder von dünnem, weißem Papier bedeckt waren. Diese Gitter gingen von etwa drei Fuß vom Boden ab bis zur Decke hinauf und nahmen zwei Seiten des Zimmers ein. Ein Fenster ging auf den inneren Hof, gegenüber einem Ende des Tempels, und das andere auf den mittleren Hof; die dritte Mauer des Zimmers wurde von der Hauptmauer des Ya-muns gebildet. Jedermann, der außerhalb eines der Fenster stand, konnte alles sehen, was im Zimmer vorkam, wenn man ein kleines Loch in das Papier riß. Ich bemerkte dies sofort und es trug nicht zu meiner Beruhigung bei; ich konnte jedoch die Aussicht, Birma zu erreichen, nicht aufgeben und richtete mich so gemüthlich als möglich ein.

Ein kurzer Aufenthalt im Ya-mun überzeugte mich, daß ernste Vorbereitungen für einen Angriff auf die Mohamedaner im Gange waren; Boten kamen und gingen fortwährend mit Depeschen und eine Abtheilung Ya-tseus wurde mit einem Paket zu dem Häuptling der Lu-tseus am Nu-kiang-Flusse gesandt, das einen grünen Tschili, drei Stücke Hühnerfett und ein Stück Leber in rothem Papiere enthielt; was, wie bereits bemerkt, als figürliches Telegramm diente und den Häuptling beorderte, mit seinen Kriegern sofort nach Weisi zu kommen.

Auch die Häuptlinge der Ya-tseu und Muquor wurden mit ihren kampffähigen Männern nach Weisi berufen und Tien theilte mir in seiner schläfrigen Weise mit, daß er in weniger als einem Monat die Mohamedaner aufgegessen haben werde.

Vier Tage lang suchte mir Tien durch gastfreundliches Benehmen Vertrauen in ihn einzuflößen und seine wiederholten Freundschaftsversicherungen waren scheinbar vollständig aufrichtig. Am fünften Tage kam der Muquor-Häuptling La-won-quan in Gesellschaft des Ya-tseu-Häuptlings an. Mein alter Freund war über unser Zusammentreffen entzückt und verbrachte einen großen Theil des Tages in meinem Zimmer. Tien machte sich besonders angenehm und schlug ein kleines Scheibenschießen vor, um seine Gäste zu unterhalten.

Einer der chinesischen Soldaten im Ya-mun war ein berühmter Gingall-Schütze und Tien wettete 1000 Tschen auf ihn, daß er mit seiner Waffe besser als der Engländer mit seiner Büchse schieße, weßhalb wir in den äußern Hofraum gingen, wo ein kopfgroßes Blatt an die Mauer geklebt und dreißig Schritte abgemessen wurden. Die Häuptlinge mit einer Anzahl ihrer Untergebenen und die Leute des Ya-mun bildeten die Zuschauer, während Tien sich und La-won-qan als Richter ernannte.

Wir zogen das Loos um den ersten Schuß, welcher dem Soldaten zufiel, der, in knieender Stellung, wie unsere Schützen auf große Distanzen, schoß und den Rand des Blattes streifte. Tien lächelte und fragte mich, was ich davon hielte. Es war offenbar, daß mein Gegner zu schießen verstand, und da ich kein Vertrauen in mich hatte, so schien ich nur wenig Aussicht zu haben zu gewinnen; ich trat jedoch vor und nahm mich zusammen. Meine Kugel fuhr in das Loch, welches die Kugel aus dem Gingall des Soldaten geschlagen hatte. Dies schien die Ansichten unter den Umstehenden auszugleichen; ich fühlte aber, daß es ein schlechter Schuß war, denn ich hatte sehr sorgfältig auf das Blatt gezielt. Der Soldat schoß noch einmal und fehlte das Blatt um drei Zoll, indem die Kugel ein Loch, so groß wie ein Fünfschillingstück in die Wand schlug; als ich nun wieder vortrat, ergriff mich die Laune und anstatt auf das Blatt zu schießen, drückte ich auf das Loch ab, welches durch die Kugel des Soldaten soeben gemacht worden war, und traf es auf den Rand. Wenn ich auch wußte, daß es Zufall war, lächelte ich doch selbstbewußt und hatte auf die eifrigen Fragen vieler

Umstehender, Tien mit eingerechnet, keine Antwort außer ein noch selbstbewußteres Lächeln.

Mein Soldat nahm wieder seine Stellung ein und traf das Blatt beinahe in der Mitte. Dies wurde mit lautem Beifall begrüßt und als ich vortrat konnte ich sehen, daß das Resultat meines Schusses eifrigst erwartet wurde. Ich schoß — noch einen Zufallsschuß! Meine Kugel hatte das Kugelzeichen meines Gegners wieder berührt; es schien kein Zweifel über meine Schießkunst möglich und La-won-quan, plötzlich seinen Gefühlen freien Lauf lassend, machte einen Luftsprung und sagte Tien, daß sein Soldat gegen den Teufel schieße. Die Einwirkung meines letzten Schusses auf den Soldaten konnte man sehen, als er sich auf seinen nächsten Versuch vorbereitete. Der Mann war ganz unsicher, es gelang ihm aber, die Spitze des Blattes zu treffen. Die drei Glückszufälle hatten mir solches Vertrauen eingeflößt, daß ich lustig vortrat und noch einen weiteren zu der Reihe derselben fügte, indem ich meine Kugel in dasselbe Loch schoß, welches der letzte Schuß des Soldaten gemacht hatte. Dies war zu viel und ich platzte beinahe vor Lachen heraus. Es war übrigens auch ein Schlag für Tien und seinen Schützling und der erstere überreichte mir 1000 Tschen, welche ich dem Soldaten gab, der sehr niedergeschlagen war.

Dieser kleine Vorfall sicherte mir eine große Berühmtheit zu und ich wurde als eine Art Feuergott betrachtet, was zur Folge hatte, daß ich oft von den Leuten im Ya-mun gebeten wurde, meine Kunst zu zeigen, was ich aber stets unter dem Vorwande ablehnte, daß ich meine Munition nicht verschwenden könne.

Abends aßen die beiden Häuptlinge und ich bei Tien und als wir uns zurückzogen, gab ich mein Bett an La-won-quan ab, der beinahe bis Tagesanbruch Opium rauchend und schwätzend aufblieb.

Während des ersten Theiles der Nacht kam Tien zu mir in mein Zimmer, um seine Pfeife zu rauchen. Er sagte mir, daß ihm sehr viel daran liege, mir seinen Angriffsplan für den kommenden Feldzug vorzulegen und meinen Rath darüber zu erhalten. Ich antwortete ihm, daß ich in kaufmännischen Unternehmungen beschäftigt sei und daß mein Rath in anderen

Dingen wenig werth wäre; er erklärte aber mit einer höflichen Zweifelsmiene, daß ich einer der fremden Kriegsmandarine sei, welche von den Pekinger Behörden beschäftigt werden. Ich versicherte ihn, daß er sich irre, und setzte hinzu, daß in Anbetracht seines gescheidten Kopfes sein Angriffsplan gut sein müsse. Er hatte ziemlich stark getrunken und sprach mehrere Male über Yang-kwai-tseus, was La-won-quan nachher als sehr etiquettewidrig erklärte. Er ließ uns jedoch bald allein, worauf der Muquor sagte, daß ich besser daran thäte, zu seinem Dorfe zurückzukehren und dort den Ausgang des bevorstehenden Kampfes abzuwarten. Ich nahm dieses Angebot sofort mit Freuden an und bereitete mich vor, ihn zurückzubegleiten.

Am nächsten Morgen trafen die beiden Häuptlinge Tien in dem Versammlungszimmer des Ya-mun, um den Kriegsplan zu berathen, und sandten mir nachher in ceremonieller Weise ihre Karten, was von den Leuten im Ya-mun als große Auszeichnung betrachtet und von einer Einladung gefolgt wurde, welche La-won-quan und mich bei den Militärmandarins der Stadt zu einem Diner einlud, wo wir drei andere niedere Lei-su-Häuptlinge trafen. Nach Tische führten die Ya-tseu- und Muquor-Häuptlinge das große Wort in einem sehr heftigen Streite mit Tien und den Militärmandarins, worin den letzteren ziemlich deutlich gesagt wurde, daß es zwar recht schön sei, die Stämme zum Kampfe zu rufen; aber daß die gegenwärtige Sachlage nicht mehr lange dauern könne, wenn nicht mit Waffen und Munition herausgerückt würde. Es war mir eine große Erleichterung als endlich das Essen vorüber war und La-won-quan und ich ruhig in meinem Zimmer beisammen saßen. Dieser sagte mir, daß er und der Ya-tseu-Häuptling ausgemacht hätten, daß sie nicht kämpfen würden, wenn man sie nicht mit Waffen versehe, und bemerkte, daß ich besser daran thun würde im Ya-mun zu bleiben, als mit ihm zurückzukehren, da es am Ende einen Streit zwischen ihm und Tien hervorrufen würde, wenn ich mich an ihn anschlösse.

Der gute Mann warnte mich, den Ya-mun unter keiner Bedingung allein zu verlassen und nie auch nur einen Augenblick ohne Waffen zu sein.

Wir sprachen über das Scheibenschießen am vorigen Tage

und ich sagte ihm, daß es nur Glückszufälle waren, worauf er mir rieth, dies Niemandem zu sagen, da mir die Berühmtheit, welche mir meine Geschicklichkeit verschafft hatte, ein werthvoller Schutz sein würde.

Am nächsten Tage gab ich den Militärmandarins und einem niederen Häuptling Namens Schwarznase ein Diner, während Philipp die Sekretäre und oberen Diener des Yamuns bewirthete.

Während des Morgens waren die Ya-tseu- und Muquor-Häuptlinge nach einem heftigen Streite mit Tien in ihre Dörfer zurückgekehrt, der letztere war bei Tische sehr schlechter Laune und trank ziemlich viel. Die Mahlzeit war keineswegs eine angenehme und die Entfernung der Gäste mir sehr erwünscht, indem sie mir Gelegenheit zum Nachdenken und Rauchen in meinem Zimmer gab. Dieses wurde jedoch bald unterbrochen, denn Schwarznase kehrte zurück und wollte eine Pfeife mit mir rauchen. Er führte das Gespräch allmälig auf das von ihm gewünschte Thema und machte mir zuletzt den Vorschlag, mich gegen eine gehörige Belohnung nach Tali-fu zu bringen, wenn ich dorthin wolle. Ein geheimes Zeichen Philipp's warnte mich auf meiner Hut zu sein und ich schlug sein Angebot mit höflichem Danke und Bedauern ab, indem ich sagte, daß ich blos 100 Taels besitze. Nachdem Schwarznase seine Pfeife ausgeraucht hatte, empfahl er sich und ging direkt nach Tien's Zimmer und Philipp sagte mir dann, daß er ein Werkzeug Tien's in dessen dunklen Thaten sei, und einer der Schreiber des Ya-muns hatte Philipp den Wink gegeben, daß Tien Geld brauche und das Schwarznase mich nach Tali-fu führen würde, wenn ich ihn gut genug dafür bezahle. So verführerisch auch die Lockspeise in die Falle gelegt worden war, so hatte sie doch den Vogel nicht gefangen und Schwarznase war zweifellos enttäuscht, nicht das Vergnügen haben zu können, mich auf dem Wege nach Tali-fu ruhig bei Seite schaffen zu dürfen, in welcher Stadt er übrigens, wie ich nachher erfuhr, ein Gezeichneter war, denn er war früher Mohamedaner, hatte dann den mohamedanischen Mandarin zu Kien-tschuan ermordet, als diese Stadt den Waffen der Mohamedaner zufiel, und war endlich zu den Chinesen übergegangen. Er war auch bei dem Morde zweier chinesischer

Mandarine betheiligt gewesen, während er der mohamedanischen Sache zugehörte; aber hatte bis jetzt seinen Kopf behalten, da er ein nützlicher Agent Tien's war. Dies war der Charakter der Schwarznase, deren freundliches Anerbieten ich abgewiesen hatte.

Ueber die Absichten Tien's war ich nun klar. Es war entschieden, daß er mein Geld wollte, dessen Betrag seine Einbildungskraft zweifellos überschätzte. Ich konnte jedoch nicht daran glauben, daß er es mit Thätlichkeiten versuchen würde.

Meine Gefühle waren keine angenehmen, als ich mich zum Schlafen niederlegte, und von nun an entschieden Philipp und ich uns, abwechselnd Wachen von sechs Stunden während der Nacht zu halten.

Philipp übernahm die erste Wache und weckte mich bald wieder auf, indem er die Ankunft Tien's meldete, der in das Zimmer stolperte und stark betrunken war. Der Unterschied zwischen dem betrunkenen und dem nüchternen Tien war zu eigenthümlich. In seinem gegenwärtigen Zustande war er streitsüchtig, grob und prahlerisch; nüchtern war er gleichgültig, bis zur Affektation höflich und sehr ruhig. Bei dieser Gelegenheit erzählte er mir eine lange Geschichte, wie er von chinesischen Kaufleuten Geld für Wechsel auf Tschen-tu bekommen wolle, und platzte dann mit einer heftigen Tirade gegen die Ya-tseu- und Muquor-Häuptlinge heraus, wobei er von ihnen als „Deine Freunde" sprach und schließlich erklärte, daß er ihnen nach dem Kriege ihre Köpfe abschlagen lassen würde, ebenso wie diejenigen anderer Leute; zählte dann mit schrecklicher Ruhe alle Köpfe auf, welche auf den Boden rollen sollten, wenn er mit den Mohamedanern fertig wäre, und frug mich zuletzt mit einem betrunkenen Lallen spöttisch, wie es mir gefallen würde, wenn man mir den Kopf abschlüge. Ich mußte über die lächerliche Art, in welcher er die Frage stellte, lachen, was ihn zu ärgern schien, und er frug mich, was ich glaubte, das mein Kopf werth sei, worauf ich antwortete, daß ich ihn auf den Preis des chinesischen Kaiserreiches schätzte. Auf dieses hin stand er auf, starrte mich einen Augenblick an und verließ das Zimmer.

Während der nächsten fünf Tage sah ich Tien nicht ein einziges Mal. Die nöthigen Vorräthe an Reis und Schweine-

fleisch wurden uns geliefert und Philipp kochte sie in meinem Zimmer, dessen Thüre seit dem Besuch des betrunkenen Tien scharf von Soldaten bewacht worden war, die mich genau beaufsichtigten, und mich daran verhinderten, in den äußeren Hof zu gehen.

An demselben Abend, an welchem diese Wachen aufgestellt wurden, kam der Oberschreiber des Ya-mun in mein Zimmer mit der Bitte Tien's um ein Darlehen von hundert Taels. Diese Bitte wurde in einer Weise ausgedrückt, welche so sehr einem Befehle ähnelte, daß ich energischst erwiederte, ich könne sie nicht erfüllen, indem all' mein Geld nur hundert Taels betrage. Dann verlangte ich Aufklärung, warum Wachen an meine Thüre gestellt worden seien und mir die Bewegung im äußeren Hofraume untersagt worden wäre. Die spöttisch gegebene Antwort ging dahin, daß Tien Ta-leuya befohlen hatte, mich ordentlich bewachen zu lassen, damit niemand in den Yamun kommen und mir Schaden zufügen könne. Natürlich wußte ich, was dies zu bedeuten hatte, und sagte meinem Besucher, daß er gehen könne.

Am nächsten Tage wurde mir erlaubt, in den inneren Hof vor dem Tempel zu gehen, wo die Länge meiner Promenade nicht mehr als dreißig Yards betrug; ich ging jedoch mehrere Stunden auf und ab und vertrieb mir die Zeit mit Rauchen und Plaudern mit meiner Wache, die aus einem lustigen Soldaten bestand, welcher verschiedene Pfeifen Tabak sehr zu schätzen wußte, mit denen ich ihm aufwartete.

Philipp schien von den Mandarinen beinahe gar nicht bemerkt zu werden, denn es war ihm gestattet, den Ya-mun zu verlassen, um Vorräthe einzukaufen, wenn er wollte, und keinerlei Hinderniß wurde meinem Diener Leu-dzung in den Weg gelegt, der mir aufwartete.

Mehrere Tage verstrichen auf diese Weise und Nichts von Interesse ereignete sich; ja meine Anwesenheit schien vergessen. Tien besuchte mich einmal und behandelte mich mit der größten Höflichkeit. Er sprach auch von der Wache vor meiner Thüre und sagte mir, daß er für meine Sicherheit sehr besorgt wäre, indem er für mich während meines Aufenthaltes im Ya-mun verantwortlich sei, und was das Verbot beträfe, in den äußeren

Hofraum zu gehen, so sei dies ein Versehen gewesen, welches sofort berichtigt werden sollte. Die ruhige Unverschämtheit des Kerls war etwas Wunderbares und er beschloß seinen Besuch, indem er mir sagte, daß er fünfzehn oder zwanzig Taels haben müsse. Es nützte mir nichts zu sagen, daß ich nur hundert übrig hätte; er sagte mir, ich solle das Geld am andern Tage wieder haben, und, da ich ihn nicht zu reizen wünschte, war ich froh, meinen Besucher um den Preis von zwanzig Taels los zu werden.

Sofort nach seinem Besuch fand ich, daß zwei meiner Ponies gesattelt vor seinem Zimmer standen, dessen Thüre auf den inneren Hofraum ging. Ich frug sofort, was dies heißen solle, und es wurde mir geantwortet, daß Tien meine Thiere benöthige, um einen Expressen an den General zu senden. Es war zwar Tien's Bruder, der mir dies sagte; aber ich gab ihm zu verstehen, daß ich gegen dieses Vorgehen protestire, und um zu beweisen, daß es mir Ernst sei, nahm ich die Sättel selbst ab. Hierauf kamen mehrere Schreiber des Ya-muns aus dem Zimmer Tien's, um zu fragen, was ich mit diesem Benehmen beabsichtige. Ich sagte ihnen kurz, daß ich dreinschlagen würde, wenn man meine Thiere nähme, und zog mein Messer mit so entschiedener Miene, daß Tien endlich selbst genöthigt war, herauszukommen und mich zu bitten, ihm ein Pferd zu leihen, da er die Militärmandarins besuchen wolle. Natürlich äußerte ich mich als sehr erfreut, Tien gefällig sein zu können und bat ihn, meine Thiere zu benützen, wenn er wolle, nur solle er mir es wissen lassen.

Dies war eine große Demüthigung für meinen hochgebildeten Kerkermeister und wenn ich mich auch vollkommen in seiner Gewalt fühlte, so sagte mir doch ein inneres Gefühl, daß er es nicht wagen dürfe, mein Leben anzutasten. So standen die Sachen bis zum 22. Juli, und, die Folgen der Absperrung und Sorgen abgerechnet, litt ich nur wenig.

Zu dieser Jahreszeit — es war jetzt beinahe Hochsommer — war das Klima von Weisi nicht sehr angenehm. Die Sommerregen, welche im Juni beginnen und Anfang August aufhören, brachten große Feuchtigkeit, und eine heiße Sonne, welche hie und da eine oder zwei Stunden lang um Mittag schien, ließ

von Allem Dampf aufsteigen; aber die Nächte waren kühl und angenehm. Die zahlreichen Mosquitos machten es einigermaßen schwierig zu schlafen, da wir keine Mosquitovorhänge hatten, besonders war aber auch meine Gefängnißzelle ganz ohne Ventilation, außer einigen Löchern, die ich mit meinen Fingern in die papierenen Fenster gemacht hatte.

Es war am 22. Juli gerade meine Wache von 12 Uhr Nachts bis 6 Uhr früh beendigt; Philipp hatte mich abgelöst und ich war auf meinen Brettern eingeschlafen, als ich durch eine Hand aufgeweckt wurde, die sich auf meine Schulter legte. Es war Philipp, der seinen Mund an mein Ohr legend flüsterte, daß Etwas los wäre. Die zwei Militärmandarins waren mit mehreren Soldaten in den Ya-mun gekommen und hatten ihm aufgetragen, mich sofort zu rufen, da sie zwei Briefe des Generals für Tang Ta-jen hätten. Es war Niemand in der Nähe als die Wache an der Thüre und er hatte bemerkt, daß die Soldaten, welche die Mandarine begleiteten, Messer in ihren langen Strümpfen verborgen hatten und einer derselben einen Gingall trug. Alles dies theilte mir Philipp schnell und leise mit und sagte dann laut auf chinesisch, daß zwei Briefe vom General angekommen seien.

Ich war in einem Augenblicke auf und bereit, die Mandarins zu empfangen, denn seit die Wache vor meine Thüre gestellt worden war, hatte ich mich nie ausgezogen, noch meine Waffen beiseite gelegt, wenn ich mich zum Schlafen niederlegte. Philipp führte die beiden Mandarins Ho Ta-leuya und Min Ta-leuya herein. Sie traten mit großer Wichtigthuerei, von fünf Soldaten gefolgt, ein und setzten sich auf mein Bett, worauf sie Philipp die Briefe gaben und ihm auftrugen, sie zu lesen. Der erste hieß wie folgt: — „Soeben findet ein großes Gefecht statt. Der General Leang-Auhan bedarf des Geldes. Er wünscht, daß ihm der englische Kaufmann Tang-Kupah zweitausendfünfhundert Liang*) leihe, welche ihm nach dem Kriege wieder zurückbezahlt werden sollen. Wenn er das Geld herleiht, so wird es ihm früher möglich sein, nach Ava zu gehen, und wenn er das Geld hat, so soll er nicht nein sagen.“ Der zweite

*) Chinesischer Ausdruck für Taels = also etwa 16,600 Mark.

Brief sagte: — „Leang Ta-jen hört, daß der englische Kaufmann ein fremdes Gewehr und ein wunderbares kleines Gewehr hat, das fünfmal ohne Feuer oder Pulver schießt. Für das allgemeine Wohl des Volkes und des Landes müssen sie dem General geliehen werden, damit die Mohamedaner mit diesen fremden Gewehren in Schrecken versetzt werden können." Nachdem Philipp die Briefe gelesen hatte, sagte er mir, daß sie nur das Siegel des Schreibers des Generals trügen und ohne Datum seien.

Ich lachte in der Bitterkeit meiner Seele und sagte den Schurken, daß ich kein Geld herzuleihen hätte, da achtzig Taels Alles sei, was ich besitze, und dies kaum genüge, meine Heimath zu erreichen. Hierauf erklärte Ho Ta-leuya neckend, daß er es nicht glaube und mich untersuchen werde, worauf er seinen Soldaten sofort Befehl gab, mein Gepäck zu durchsuchen. Ich sagte ihm ruhig, daß ich dies nicht erlauben würde, und als ich sah, daß sie thätlich zu werden bereit waren, bat ich sie, Tien zu rufen und sagte, daß ich meine Zustimmung geben würde, wenn er mich beordere, mein Gepäck zu zeigen. Sie gingen darauf ein und Tien wurde gerufen, der bald erschien und mit unschuldiger Miene frug, was es gäbe. Hierauf wurde die Komödie abgespielt, Tien die Sachlage zu erklären, der mir mit freundlicher Miene und wortreichen Versicherungen, daß nichts Schlechtes beabsichtigt sei, rieth, dem Boten des Generals zu zeigen, daß ich wirklich das Geld nicht hätte, und ihnen das zu geben, was ich habe, welches bald zurückgestellt werden würde.

Es war offenbar, daß man eine Räuberei beabsichtigte, und es war ebenso gewiß, daß der Verlust meiner noch übrigen achtzig Taels es mir unmöglich machen würde Birma oder Bathang zu erreichen. Ich entschloß mich daher, sie bis aufs Aeußerste zu vertheidigen, und indem ich mich stellte, als ob ich mit Tien übereinstimme, schlug ich vor, daß die Soldaten hinausgeschickt werden sollten, um Philipp Platz zu machen, damit er all' mein Eigenthum vorzeigen könne. Meine schlauen Freunde wurden überlistet; sie sandten die Soldaten hinaus und sobald der letzte hinausgegangen war, sprang ich zur Thüre, schob den hölzernen Riegel vor, zog meinen Revolver und zielte

auf Tien's Kopf. Mein Zorn regte sich und als ich so dastand und die vor mir zusammengekauerten, erschreckten Schurken wüthend anstarrte, fühlte ich eine teuflische Lust dazu, erst ihnen und dann mir selbst eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Mehrere Sekunden lang sprach niemand ein Wort, dann aber sagte ich zu Tien: „Also Du hast mich nun in Deinem Yamun und glaubst mich deßhalb leichter berauben zu können. Gut! Nun höre. Ich will Euch Alles zeigen, was ich habe; selbst meine achtzig Taels; aber wenn einer von Euch mit nur einem Finger etwas anrührt, so erschieße ich Euch Alle und dann mich selbst."

Als ich aufhörte zu sprechen, rief Ho Ta-leuya den Soldaten zu, mich durch das Fenster zu erschießen und die Mündung eines Gingalls wurde durch das Papier geschoben. Ich zauderte einen Augenblick auf Tien zu schießen und sagte dann zu Tien, als ich sah, daß der Soldat nicht schoß, indem ich noch immer auf ihn zielte, daß, sobald ich getroffen würde, mein Revolver losgehen und ihn tödten würde. Sein Schrecken, als er dies vernahm, war ekelhaft anzusehen; er schrie dem Soldaten (der emsig beschäftigt war, seine Lunte mittelst Stahl und Feuerstein anzuzünden), nicht zu schießen und seine Waffe wegzunehmen. Der lange schlangenähnliche Lauf wurde zurückgezogen und ich athmete freier, während mich die drei feigen Schufte in meinem Zimmer baten, mich nicht zu ärgern. Wie boshaft erfreute ich mich an der Beobachtung ihres Schreckens! Ich fühlte meine Brust mit dem Stolze der Ueberlegenheit geschwellt und trotz den Warnungen meines Verstandes, die Feiglinge nicht zu sehr zu reizen, sagte ich Philipp mit spöttischem Ausdrucke, er solle den Räubern unser Gepäck zeigen. Wie schätzte ich meinen braven kleinen Knappen für sein Lächeln der Verachtung, welches er für seine Landsleute hatte, und den Ausdruck spöttischer Ehrerbietung, mit welchem er jedes Stück aus meinen Taschen nahm und es zu ihrer Ansicht in die Höhe hielt! — Eine nutzlose Höflichkeit, denn sie waren blind für Alles, außer der gähnenden Mündung des Revolvers, mit welchem ich noch immer auf sie zielte. Als mein Felleisen vollständig ausgeleert worden war und der Inhalt auf dem Boden ausgebreitet lag, frug ich die Mandarine, ob sie ganz befriedigt seien und ließ die Mündung meines Revolvers

sinken. Alle drei fingen zu gleicher Zeit zu sprechen an und sagten, daß sie gänzlich zufriedengestellt seien, daß sie hofften, ich würde nicht ärgerlich sein, sie hätten eine unangenehme Pflicht zu erfüllen gehabt und es thäte ihnen leid, daß es mich belästigt hätte. Ich erwiederte nur, daß es besser wäre, wenn sie ihre unnöthigen Lügen unterließen, und warnte sie vor weiteren Versuchen mich zu berauben, die nutzlos und gefährlich sein würden. Während dieser Unterredung behielt ich sie scharf im Auge. Sowohl Philipp als auch ich wußten nicht recht, was wir mit unseren Gefangenen thun sollten, denn solche waren die Mandarine wirklich geworden. Sie trauten sich nicht zu rühren, damit ich nicht schieße, und saßen zusammengedrängt neben einander. Wir waren uns jedoch beide darüber klar, daß sie es nicht wagen würden uns in dem Ya-mun zu tödten, da dieser ein heiliges Gebäude war, den die Stadt nur für solange dem Mandarin geliehen hatte, bis der eigentliche Ya-mun, den die Mohamedaner zerstört hatten, wieder aufgebaut war. Außerdem wußte Jedermann, daß ich unter dem Schutze des Vicekönigs von Sze-tschuen reise.

Nachdem ich zu dieser Ueberzeugung gelangt war, theilte ich den Mandarinen mit, daß es ihnen frei stände, das Zimmer zu verlassen; eine Erlaubniß, von welcher sie sofort Gebrauch machten, und ich bekomplimentirte sie hinaus, wobei sie der Reihe nach ihren Abzug unter den ceremoniellsten Verbeugungen antraten.

Als die Thüre sich endlich hinter ihnen geschlossen hatte, setzte ich mich auf mein Bett und hing einige Augenblicke lang melancholischen Gedanken nach. Die Mandarine hatten sich nun eines Gewaltaktes schuldig gemacht und sie würden sich wahrscheinlich fürchten, mich freizulassen (besonders da ich die gefälschten Briefe zurückbehalten hatte), damit ich sie nicht etwa in Peking anzeigen könne. Wenn ich den Ya-mun verlassen würde, um nach Sze-tschuen zurückzugehen, so würden mich die Mandarine höchst wahrscheinlich auf dem Wege beiseite schaffen lassen. Die einzige Chance der Sicherheit für mich war deßhalb zu bleiben, wo ich war, wenn auch in der Gefahr vergiftet zu werden, eine Möglichkeit, welche einen so tiefen Eindruck auf Philipp machte, daß er bei ihrer Erwähnung das Gesicht mit den Händen bedeckte und gänzlich außer Fassung kam.

Ich hatte nicht lange Zeit, mich in peinliche Erwägungen zu vertiefen, denn in weniger als einer Stunde kam Tien in mein Zimmer und zwar mit einem sehr kläglichen Gesichte. Er trat demüthig ein und setzte sich auf mein Bett, wobei er sagte: „Oh, das ist eine böse Geschichte. Man hat mir gesagt, daß die Offiziere Ho und Min Dich berauben wollten und deßhalb diese Briefe des Generals gefälscht haben. Ich werde sie hierfür strafen und ich brauche die Briefe, damit ich Beweise habe, um sie verurtheilen zu können." Ich antwortete meinem Freunde darauf, daß ich es vorzöge, die Briefe selbst zu behalten, und ersuchte ihn, mir für den nächsten Tag eine Eskorte zum General zu geben, bei dem ich diese Offiziere verklagen würde. Ich hatte keine Absicht den Ya-mun zu verlassen, und sagte dies nur, um Tien zu verwirren, der es sofort für unmöglich erklärte, daß ich zum General ginge, der sich mit mir nicht abgeben könne. Ich sagte ihm dann, daß ich am nächsten Tage nach Bhamo abreisen würde, um die Briefe nach Peking zu bringen. Dies war dem Schurken zu viel; er wurde wüthend, und seine Maske abwerfend, brüllte er, daß ich mein Gefängniß nicht verlassen sollte, bis ich die Sohle seines Stiefels geküßt hätte. Ich zog meinen Revolver und Tien blies rasch zum Rückzuge.

Fünf Tage vergingen, ohne daß ich Tien sah. Philipp war es während dessen nicht erlaubt, den Ya-mun zu verlassen, und wir wurden täglich mit einer Tasse ungekochtem Reis, einigem eingesalzenen Gemüse und einem Stück rohen Schweinefleisches versorgt, die man uns wie Hunden in unser Zimmer warf. Zwei Tage lang verweigerten Philipp und ich zu essen, da wir uns vor Gift fürchteten; am dritten Tage kam jedoch einer der Schreiber des Ya-mun in mein Zimmer, von einem Soldaten begleitet, der etwas gekochten Reis und gedünstetes Huhn trug. Der Schreiber setzte sich zu Tische und aß Bissen für Bissen des Gerichts mit mir. Sorge und langes Fasten hatten mich ganz krank gemacht; aber diese Nahrung belebte mich wieder und während des Restes unseres Aufenthaltes im Ya-mun aßen bei jeder Mahlzeit einige der Bewohner des Ya-mun mit mir.

Geschenke an Tschen und Tabak, welche ich den Wachen von Zeit zu Zeit machte, gewannen ihre Herzen vollständig und

sie ließen in ihrer Wachsamkeit insoweit nach, daß sie mir erlaubten, am frühen Morgen, ehe Tien aufgestanden war, im äußeren Hofraume spazieren zu gehen.

Meine furchtlose Behandlung der drei Mandarine schien allen Bewohnern des Ya=mun Furcht eingeflößt zu haben. Vor dieser Affaire wurde ich kaum beachtet, nun aber ging keiner an mir vorüber oder kam in mein Zimmer, ohne einen tiefen Bückling zu machen, und ich wurde stets mit „Ta=jen“ angeredet.

Ein sehr alter Mann, ein Schreiber, besuchte mich jeden Tag und ich wurde ihm durch viele kleine Beweise seiner Aufmerksamkeit verbunden. Er brachte mir unfehlbar Geschenke an Früchten, Eiern und Tabak, welche mir mein alter Freund Leu=ling und viele der Stadtleute sandten. Der alte Mann hatte einen Sohn und auch er besuchte mich täglich. Aber ein Besuch, dem ich stets mit dem größten Vergnügen entgegensah, war derjenige des Enkels des alten Schreibers, einem hübschen Kinde von etwa acht Jahren. Dieser kleine Kerl lebte mit seinem Großvater im Ya=mun und kam jeden Nachmittag bei seiner Rückkehr aus der Schule in mein Zimmer, beugte das Knie und hielt mir seine Bücher hin, damit ich sie berühren möge. Dies ist eine der Sitten, welche aus der Chinesen Ehrerbietung gegen Aeltere entsprang, und ist sicherlich eine hübsche Handlung für die Jugend. Er kam nie ohne irgend ein kindliches Geschenk; manchmal bot er mir schüchtern einen Pfirsich oder eine Pflaume an, die mit der geflüsterten Bitte um ein kleines Stück fremdes Papier um darauf zu schreiben begleitet war. Bei solchen Gelegenheiten, wenn er dann seinen Schatz erhalten hatte, tanzte er zu meinem düsteren Zimmer hinaus und lief zu seinem Großvater, unter dessen Leitung er dann einige höfliche Zeilen zu Ehren Tang Ta=jen's schrieb und sie mir zusandte. Armer kleiner Sen! Du warst der einzige Sonnenstrahl meines Aufenthaltes in dem Weisi=Ya=mun.

Am 28. Juli, sechs Tage nach Tien's erfolglosem Versuche mich auszurauben, machte mich eine große Bewegung im Ya=mun darauf aufmerksam, daß etwas Ungewöhnliches vorgehen müsse, und als ich meine Wache um den Grund der außergewöhnlichen Unruhe frug, erfuhr ich, daß der Mandarin von Atenze mit einer Abtheilung Soldaten auf dem Wege zum

General angekommen war. Während des Tages war fortwährender Lärm außerhalb meiner Thüre, die von außen verschlossen war, um mich daran zu verhindern, mich zu zeigen, wie die Wache sagte, als sie mein Essen hereinbrachte und sich zu mir setzte.

Am Abend aßen Tien und der Mandarin von Atenze zusammen und Philipp, dem es erlaubt war, sich überall im Ya-mun frei zu bewegen, gelang es, unter das Fenster ihres Zimmers zu kriechen, wo er eine praktische Illustration des Sprichwortes, das uns sagt: „Horcher an der Wand, hört seine eigene Schand'" erhielt. Er kam geisterbleich zu mir zurück und erzählte das folgende Gespräch der beiden Mandarins, welches er belauscht hatte.

Gerade als Philipp seinen Platz unter dem Fenster einnahm, frug Tien den Mandarin von Atenze, ob er den Fremden gesehen hätte, der auf seinem Wege nach Tali-fu durch Atenze gekommen wäre, indem er beifügte, daß er ihn hier im Ya-mun hätte. Sein Gast antwortete: „Nein, der verdammte Barbar, was ist er denn? Ich hörte, daß er die ganze Zeit schrieb, während er in meiner Stadt war, und das Land zeichne. Dieser Sohn eines Hundes schreibt auch mit einer Feder, die keine Tinte braucht*). Ich vermuthe, daß er kam, um das Land zu sehen, und daß seine Leute mit der Zeit kommen werden, um es zu nehmen. Du hast ihn hier; warum tödtest Du ihn nicht?" Auf dieses antwortete mein Freund Tien: „Warum?! — Es nützt nichts ihn zu tödten; er hat kein Geld. Wir haben ihn untersucht; er hat Nichts und nun überlegen wir, was mit ihm anzufangen ist."

Als Philipp in seiner Erzählung so weit gekommen war, übermannte ihn die Aufregung so vollständig, daß es mehrere Minuten dauerte, bis er weiter sprechen konnte. Kaum hatte er sich etwas erholt, so erzählte er weiter, was der Mandarin von Atenze erwiedert hatte. Der Schurke haßte offenbar die Fremden, denn er sagte: „Oh, tödte ihn. Schaffe ihn beiseite und wenn ich vom Kampfe zurückkehre, so werde ich diese Hundesöhne, die Missionäre am Lan-tsan-kiang tödten, denn sie bekehren

*) Tintenbleistift, den ich benützte, um mein Tagebuch zu schreiben.

die Lu-tseu rasch und werden bald Herren des Landes sein, was uns den Tod brächte, deßhalb sage ich, laßt sie uns alle tödten." Tien schien nicht dieser Ansicht zu sein, denn er nahm sich Zeit zu überlegen und schlug vor, daß sie am nächsten Abend zusammen speisen und die Sache dabei besprechen sollten.

Als der arme, kleine Philipp seine schreckliche Mittheilung beendet hatte, blieb ich einige Minuten lang zitternd sitzen und alle meine Nerven schienen nachzugeben, trotzdem ich dagegen ankämpfte. Ich konnte keine Hand aufheben. Dieser schreckliche Zustand machte bald einem Zornesausbruche Platz und ich fühlte mich dazu geneigt, zu den Mandarins zu stürzen, sie zu erschießen und die Folgen auf mich zu nehmen; aber ich beherrschte mich und setzte mich nieder, um nachzudenken.

Tien und sein Gefährte konnten sich am Ende den nächsten Abend betrinken und wären dann im Stande jeden Gewaltakt zu begehen. Wenn ich dagegen entfliehen könnte, so würde es mir gerade möglich sein, den Muquor-Häuptling zu erreichen. Ich war des Eingesperrtseins müde und der Gedanke, wieder die Bergpfade beschreiten zu dürfen, verursachte mir ein wonniges Gefühl, so daß ich mich dazu entschied, in der nächsten Nacht einen Fluchtversuch zu wagen. Die Aufregung, welche dieser Beschluß bei mir im Gefolge hatte, verhinderte mich daran, über meine Lage zu brüten, und als gegen Mitternacht Tien in mein Zimmer stolperte, fand er seinen Gefangenen in vorzüglicher Laune. Dies war sein erster Besuch seit einer Woche. Ich vermuthe, daß ihn die Quantität Samschu muthig machte, welche er beim Essen getrunken hatte, denn er begann von fremden Teufeln und der Einnahme Pekings durch die Franzosen und Engländer zu sprechen, die er mit Flüchen überschüttete, weil sie den kaiserlichen Palast zerstört hatten. Er sagte mir auch, daß sein ältester Bruder in der Hauptstadt war, als sie sich ergab und er vorher stark an Hunger habe leiden müssen. Dann sah er mich mit einem verächtlichen Lächeln an und lallte, daß es sehr sonderbar sei, daß er einen fremden Teufel bei sich habe. Nun schien er sich plötzlich zu erinnern, was ihm sein Freund von Atenze über meine Landesbeschreibung gesagt hatte, denn er frug mich nach meinem Tagebuch, das unter meiner Weste verborgen und sicher befestigt war. Ich lachte über seine Forderung und

sagte ihm, er solle es suchen, worauf er bald dessen Existenz vergaß.

Der Gedanke, einen fremden Teufel in seiner Gewalt zu haben, schien ihn ungemein zu kitzeln, denn er lachte mehrere Male laut auf, was seine Begleiter an der Thüre veranlaßte, ihre Köpfe zu schütteln und ernste Gesichter zu schneiden. Ich blieb sitzen, ohne die geringste Notiz von seinen Neckereien zu nehmen, indem ich hoffte, daß er müde werden würde, zu sich selbst zu sprechen und zu Bette zu gehen. Aber er dachte nicht daran so bald schon sein Vergnügen aufzugeben mich zu martern; im Gegentheil nahm er mein ruhiges Wesen für Furcht und zog sein langes, schweres Messer mit silberner Handhabe, indem er mir sagte, ich solle die Schneide seiner Waffe fühlen, welche ich als scharf wie ein Rasirmesser bezeichnete. Diesen Ausspruch bekräftigte er lebhaft und theilte mir auch mit, daß sie benützt werde, um die Köpfe, Ohren und Nasen von Gefangenen abzuschneiden. Nachdem er dies gesagt hatte, machte er mir das chinesische Schwertspiel vor, das aus einer Reihe von gymnastischen Körperverrenkungen besteht, während welcher das Schwert mit großer Geschwindigkeit um den Körper geworfen wird. Während dieser Produktion stellte er sich öfters, als wolle er nach mir hauen, um zu versuchen, ob ich nicht zu seiner Unterhaltung Furcht verrathen würde; allein dies gelang ihm nicht, was ihn sehr zornig machte, so daß ich fürchtete, er würde wirklich nach mir schlagen, weßhalb ich aufstand und mein Messer zog, was seitens seiner Begleiter allgemein Bitten hervorrief, daß Tang Ta-jen dem Tien Ta-leuya Nichts thun möge, der von dem Augenblicke an, in welchem ich mein Messer gezogen hatte, sichtlich ruhiger geworden war; aber außer durch Bitten wagte es Niemand sich einzumischen. Ich versicherte sie, daß ich nur mit Ta-leuya spielen wolle, und sagte dann, daß es in meinem Lande gebräuchlich wäre mit entblößten Waffen zu fechten, wobei die Regel gelte, sich keine tödtlichen Hiebe zu geben, sondern sich blos an Armen und Beinen zu verwunden. Ich lud Tien ein etwas zu spielen, indem ich mich auslegte. Dies ernüchterte den Herrn einigermaßen, der seine Waffe in die Scheide steckte und über seine große Freundschaft für Tang lallend zu sprechen begann; aber ich durfte ihn nicht so leichten Kaufes entlassen

und ließ meine Klinge um ihn pfeifen, bis sein Schrecken so groß wurde, daß ich vor Lachen aufhören mußte und dem Elenden erlaubte, aus dem Zimmer zu stürzen; aber erst nachdem ich ihm gesagt hatte, daß ich beabsichtige den Ya-mun zu verlassen und daß ich kämpfen würde, wenn es Jemand versuche, mich aufzuhalten; aber er schien dies als einen Spaß aufzunehmen und sagte mir, daß, wenn ich es versuche, ich wahrscheinlich auf dem Wege getödtet werden würde.

Am nächsten Tage machten wir einen Fluchtplan und verbargen, ohne es merken zu lassen, soviel von unseren Werthgegenständen als nur möglich unter unseren Kleidern. Der Wächter an der Thüre bot eines der bedeutendsten Hindernisse und es wurde beschlossen, ihn zu überwältigen, wenn er irgendwie Widerstand leisten würde, was zwar unwahrscheinlich war, da er schon angeboten hatte, mich gegen eine Bestechungssumme von zehn Taels aus dem Ya-mun zu führen. Leu-dzung sollte zwei unserer Ponies vor Tagesanbruch gesattelt bereit halten und im Hofe warten, bis Philipp zu ihm stoße. Sollten dann die Wachen Lärm machen, so müßten er und Leu-dzung die Flucht wagen und den Muquor-Häuptling bitten, zu meiner Rettung zu kommen.

Ein Hinderniß jedoch, welches wir übersehen hatten, bis es beinahe zu spät war, bildete der Wächter um äußeren Thore. Dieser war ein alter Mann und ein eingefleischter Opiumraucher, und ich schlug deßhalb sofort vor, daß Philipp ihm ein Geschenk an seinem Lieblingsmittel verabreichen sollte, worauf der alte Mann sofort mit einer für eine Woche genügenden Quantität versehen wurde. Er machte sich sofort an die Arbeit, seine Pfeife zu stopfen, sowie er das Opium erhalten hatte.

Etwa um sieben Uhr Abends kam der Mandarin von Atenze, um mit Tien zu speisen, und die beiden Ehrenmänner tranken bis zu später Stunde, worauf sie, wie uns die Wache sagte, gänzlich betrunken zu Bette gingen.

Die Aufregung, in welcher wir uns wegen unserer beschlossenen Flucht befanden, ließ uns wach bleiben und als ich etwa um drei Uhr die Thüre meines Zimmers öffnete, fand ich den Wächter auf der Schwelle schlafend. Er sprang jedoch sofort auf, als ich ihn mit der Hand berührte, und frug mich, wo ich

hinginge. Ich setzte ihm darauf meinen Revolver an die Stirne und sagte ihm, daß ich nach Bathang ginge und ihn erschießen würde, wenn er Lärm machte. Er verstand mich sofort und ging mit mir in das Zimmer auf der anderen Seite des Ganges, wo sein Gefährte schläfrig rauchte. Hier zeigte ich ihm den Paß des Vizekönigs und als er ihn gelesen hatte, zog ich mein Messer und sagte, indem ich die Klinge küßte, daß ich ihn tödten würde, wenn er mich daran verhindere, den Ya-mun zu verlassen, während ich ihm zu gleicher Zeit ein reiches Geschenk anbot, wenn er ruhig bliebe. Er war anfangs geneigt, sich zu widersetzen und weckte seinen Gefährten, weßwegen ich, mein Messer fallen lassend, ihre Köpfe plötzlich mit solcher Kraft zusammenstieß, daß sie beide halbbetäubt waren.

Ich nahm sie beide mit mir und stieß außerhalb des Thores zu Philipp, worauf wir bald das Ende der Stadt erreichten. Die beiden Soldaten waren mir wie Lämmer gefolgt und hatten es nicht ein einziges Mal versucht, Alarm zu geben, während wir die Straßen passirten. Ich entließ sie endlich mit einem Geschenk von 2,000 Tschen, welches sie hoch erfreute, und sie versprachen aus freiem Antriebe, den Alarm im Ya-mun erst zu geben, wenn Tien aufstehen würde. Die Kerle baten mich sogar, ihnen zu vergeben, daß sie mich bewacht hätten, und nahmen unter vielen Dankesbezeugungen Abschied. Ich sandte durch sie die beiden gefälschten Briefe an Tien zurück, weil ich hoffte, ihn dadurch von einem wichtigen Grunde seines Schreckens zu befreien, welchen ihm meine Flucht wegen ihrer allenfallsigen Folgen verursachen mußte.

Von der Zeit an als ich mein Zimmer verließ, bis wir uns außerhalb der Stadt befanden, war Alles so schnell gegangen, daß ich keine Zeit zur Ueberlegung hatte und die Thatsache nicht fassen konnte, daß ich nun frei war. Nachdem ich die Soldaten entlassen hatte, bedauerte ich eigentlich, sie nicht zur Begleitung behalten zu haben; aber ich bedachte mich dahin, daß sie wahrscheinlich in einem der Dörfer auf unserem Wege Lärm gemacht haben würden, und da ich mir der Nothwendigkeit bewußt war, so viel Raum als möglich zwischen Tien und mich zu bringen, so eilte ich vorwärts. Philipp erzählte mir, daß der Wächter aus seiner Stube gerufen hatte, was es

gäbe, als die Ponies aus dem Hofe geführt wurden; er habe deßwegen den Kopf zur Thüre hineingestreckt und ihn gefragt, wie ihm das Opium wurde, worauf der alte Mann geantwortet habe, daß es sehr gut sei, und dann wieder zu seiner geliebten Pfeife zurückgekehrt wäre.

Nachdem wir in raschem Tempo bis zum Tagesanbruch auf der Hauptstraße fortgeritten waren, bogen wir in die Berge ab und suchten unseren Weg durch die Wälder zu verfolgen, da wir hofften, auf diese Weise zu vermeiden, von den Verfolgern aus dem Ya-mun wieder ergriffen zu werden; aber wir stiegen wieder zur Hauptstraße herab, nachdem wir mehrere Stunden lang durch die Wälder geirrt waren und erreichten mit unseren gänzlich erschöpften Thieren Kha-kha etwa um drei Uhr Nachmittags. Ich ging zum Hause des Freundes von La-won-quan, wo ich bei meinem früheren Besuche abgestiegen war, und in weniger als einer Stunde verschaffte mir der Lama einen Boten, welchen ich mit einem Briefe nach Compo sandte, in welchem ich ihm meine Lage auseinandersetzte. Da ich vorhatte, bis Sonnenuntergang in Kha-kha zu rasten, gab ich meinen Ponies Futter und traf die Vorbereitungen zu unserer Mahlzeit.

Etwa um fünf Uhr, als wir eben zur Abreise sattelten, kam ein Soldat an, der von einem Dutzend anderer gefolgt war, alle bis zu den Zähnen bewaffnet, und gerade auf mich zugehend, präsentirte er mir einen Arrestbefehl für Tang Kupah, der an alle Vorsteher und Häuptlinge des Landes zwischen Weisi und Atenze gerichtet und mit dem Siegel Tien Ta-leuya's versehen war. Der Soldat war sehr höflich und sagte, daß es ihm leid thäte, er aber seinem Befehl gehorchen müßte, und bat mich, ihm nicht zu widerstehen, da seine Instruktionen dahin gingen, mich todt oder lebendig zurückzubringen.

Natürlich war Widerstand nutzlos und ich wurde abermals zum Gefangenen gemacht. Der arme Philipp war ganz vernichtet und versicherte mich unter den bittersten Klagen, daß uns die Köpfe ganz sicher abgeschlagen werden würden. Ich gestehe, daß ich mich gleichfalls sehr unsicher fühlte, aber doch mein Vertrauen in La-won-quan bewahrte, welcher den Brief am nächsten Morgen erhalten und zu meiner Rettung herbeieilen würde, und

mit dieser Versicherung tröstete ich den armen kleinen Philipp so gut ich konnte.

Schon beim ersten Tagesgrauen waren meine Hüter ungeduldig fortzukommen und um fünf Uhr marschirte ich aus Khakha als ein scharfbewachter Gefangener ab. Einen schrecklicheren Ritt habe ich nie in meinem Leben gemacht, denn ich erwartete jeden Augenblick einen verrätherischen Angriff seitens unserer Wachen und ich wurde noch mehr durch die Thränen des armen Philipps niedergedrückt, der seine Klagen mit lautem Gebete unterbrach, in welchem er die Jungfrau und alle Heiligen anrief, uns zu beschützen.

Etwa um Mittag kamen wir wieder nach Weisi und ritten durch die Hauptstraße, welche mit Leuten gefüllt war, da es eben Markttag war. Viele unter der Menge erkannten und grüßten mich. Als wir das Gasthaus passirten, zog Leu-ling meine Aufmerksamkeit auf sich, indem er mit der Hand winkte. Er pochte energisch auf seine Brust und richtete sich auf, wobei er den Kopf schüttelte und mir dadurch ein Zeichen gab, meinen Muth aufrecht zu halten. Sonderbarer Weise belebte sich auch mein Muth, sobald ich in die Stadt kam, und ich erwiederte die freundlichen Grüße der Leute mit Lächeln und Verbeugungen.

An einigen Viktualienläden wurde ich angehalten und eine Anzahl Hände streckte sich mir dort entgegen, von denen jede ein Geschenk für mich hielt, wie einen Apfel, eine Pflaume oder ein frischgelegtes Ei. Diese kleinen Beweise der Freundschaft machten einen angenehmen Eindruck auf mich und ich ritt in den äußeren Hof mit einer hochmüthigen, gleichgültigen Miene ein, welche alle Bemerkungen der umstehenden niederen Bediensteten zum Schweigen brachte. Ich stieg ab und schritt gerade durch die Menge in das Zimmer des Mandarins, während Philipp einige Minuten zurückblieb. Tien fand ich allein sitzend und er frug mich mit einem sardonischen Grinsen, ob mir mein Ritt gut bekommen wäre. Ohne seine Grobheit zu beachten, sagte ich ihm ruhig, daß es sehr ungeschickt von ihm sei, mich gefangen zu halten und verlangte, nach Bathang gesendet zu werden. Er wies dies zurück, indem er in ein ungezogenes Gelächter ausbrach. Mich beherrschend frug ich ihn, was er zu thun beabsichtige. Er antwortete in seiner schläfrigen Weise, daß er es

überlege, ob er mir Ketten anlegen, oder mir meinen Kopf abschlagen solle. Mit einem bitteren Lachen ergriff ich ihn mit meiner linken Hand und war im Begriffe meinen Revolver zu ziehen, um ihn zu erschießen und dem erdrückenden Gefühle der Spannung ein Ende zu machen, als in diesem kritischen Moment, während Tien sich wand, um sich aus meinem Griffe zu befreien, Philipp eintrat und mir sagte, ich solle Tien nicht erschießen, da er draußen gehört habe, daß einige der benachbarten Häuptlinge am Morgen Abgesandte in den Ya-mun geschickt hatten, um meine Befreiung zu verlangen. Hierauf platzte ich mit einem lauten Gelächter heraus und rief: „Ah, Tien, jetzt weiß ich, was die ganze Geschichte bedeuten soll! Du glaubtest, daß ich ein mohamedanischer Agent sei. Du wolltest mein Geld nicht, sondern nur mein Gepäck untersuchen, um zu sehen, ob ich den Mohamedanern etwas zutrage. Nun, nun, ich will hier warten, bis Du nach Bathang schreiben kannst, um zu fragen, wer ich sei. Du scheinst meinen Paß nicht für echt zu halten, und ich will deßwegen bleiben, bis Du von dem Mandarin in Bathang Nachricht erhältst, der vom Vicekönig in Sze-tschuen einen Brief über mich erhalten hat!"

Als Tien dies gehört hatte, war er unverkennbar angenehm berührt. Er gestand zu, daß es wahr sei, was ich sagte, und bat mich, ihn in das nächste Zimmer gehen zu lassen und nicht über ihn ärgerlich zu sein. Er kehrte aus dem Nebenzimmer beinahe augenblicklich in Begleitung seiner Helfershelfer, den Militärmandarinen Ho Ta-leuya und Min Ta-leuya, zurück und lachte sie aus, weil sie mich für einen mohamedanischen Spion gehalten hatten. Sie schienen über diese Klärung der Sache alle ungemein entzückt und sagten, daß wir einander nun verstünden und sie an den General schreiben würden, um ihn zu bitten, mich zu entlassen.

Ich wußte, daß die Mandarins sich fürchteten mich unter dem Eindrucke fortzulassen, sie hätten beabsichtigt, mich zu berauben, und Philipp's Meldung rief den glücklichen Gedanken in mir wach, sie dahin zu überzeugen, daß ich glaubte, sie hätten mich nur auf Grund des Verdachtes zurückgehalten, daß ich ein Spion sei. An diesen Köder gingen sie, soviel ist gewiß; denn sie setzten sofort einen Brief an den General auf, in welchem sie

erwähnten, daß ich einige Zeit unter dem Verdachte, ein mohamedanischer Spion zu sein, zurückgehalten worden sei, aber daß nun alle Zweifel aufgeklärt seien, und wenn der General nichts dagegen hätte, so würden sie mir einen andern Paß geben, der es mir möglich machen würde abzureisen. Dieser Brief wurde sofort abgesandt und der schlaue Tien sagte mir noch, daß zu meiner Abreise auch noch die Genehmigung aller Vorsteher der Umgegend nöthig sei. Meine Angelegenheiten hatten nun eine unerwartete Wendung genommen; ich fühlte mich sicher und kehrte in ausgezeichneter Laune in mein Zimmer zurück. Philipp war entzückt über meine schlaue Art, die Angst der Mandarine über ihre versuchte Erpressung zu beseitigen, und der muthige kleine Kerl lachte sich förmlich in Schlaf.

Als ich am nächsten Morgen nach einem sechsstündigen erfrischenden Schlafe aufwachte, war im Ya-mun Alles still und ich rauchte eine Morgenpfeife im äußeren Hofe, wohin ich ging, ohne einer menschlichen Seele zu begegnen, denn alle Bewachung hatte, wie es schien, aufgehört.

Zwischen elf und zwölf Uhr saß ich eben allein beim Frühstück (Philipp war gegen seinen Willen genöthigt worden, in die Wohnung des Mandarins Ho zu gehen), als ich im mittleren Hofe einen großen Lärm hörte. Beinahe im selben Augenblicke hörte ich das Knarren des Riegels, der von außen vor meine Thüre geschoben wurde, und um meine Angst noch zu vermehren, bildete ich mir ein, Philipp zu hören, wie er „Herr!" rief. Beinahe eine Stunde ging jedoch ohne Störung vorüber, wenn ich auch laute und zornige Stimmen in Tien's Zimmer hörte und von Zeit zu Zeit die Worte „Tang Ta-jen!", „Ta Ing-qua!" (das große England) mein Ohr deutlich erreichten.

Es ging offenbar etwas vor, was auf mich Bezug hatte, und meine Spannung war beinahe unerträglich geworden, als der Lärm lauter und dann meine Thüre plötzlich aufgesprengt wurde. In einem Augenblicke war ich auf meinen Füßen und zielte mit meinem Revolver auf die Eindringlinge, deren erster einen Schritt in das Zimmer trat und dann, sich auf ein Knie niederlassend, sagte: „Fürchte Nichts, fürchte Nichts, Tang Ta-jen; Du sollst nicht in diesem Lande sterben." Eine Sekunde

lang starrte ich meine vermeintlichen Angreifer an, ohne sie zu erkennen. Sobald aber der erste derselben sprach, erkannte ich ihn als La-won-quan's Schwager. Die Erleichterung, welche ich fühlte, ging beinahe über meine Kräfte und ich hob den Muquor mit einigen warmen Worten aufrichtigen Willkomms auf. Die anderen Männer draußen, welche Abgesandte der Ya-tseu-, Tze-san- und Lei-su-Häuptlinge waren, kamen dann einer nach dem andern und beugten das Knie vor mir, indem sie wiederholten, daß ich Nichts fürchten solle, denn sie würden mich bis nach Atenze beschützen, und ich könne den Ya-mun verlassen, wenn ich wolle.

Nachdem sie eine Weile mit mir geplaudert hatten, nahmen sie alle Abschied und versprachen, einigen ihrer Leute aufzutragen, mich zu beschützen. Es blieb auch wirklich eine Anzahl Muquor- und Ya-tseu-Krieger im Ya-mun und anstatt einer chinesischen Wache an meiner Thüre, bedienten mich mehrere Muquors, die Tang Kupah so viel Aufmerksamkeit erwiesen, als ob er ein Kaiser gewesen wäre.

Als Philipp etwa eine Stunde später zurückkehrte, erzählte er mir, daß Ho Ta-leuya unter dem Vorwande um ihn gesandt hatte, daß er einige Türkisen kaufen wollte, aber blos mit ihm geplaudert hatte, offenbar nur mit dem Zwecke, ihn vom Ya-mun fern zu halten. Nachdem er Ho's Haus verlassen hatte, begegnete er den Abgesandten, die ihm ihre stürmische Unterredung mit Tien und deren Resultat erzählten. Es stellte sich heraus, daß Tien ihnen gesagt hatte, er habe versucht Geld von mir zu bekommen, um ihre Länder gegen die Mohamedaner zu beschützen, und daß er, um dieses Ziel zu erreichen, Gewalt gebraucht habe. Erlaubte man mir nun nach Peking zurückzukehren, so würde ich die ganze Geschichte melden, in welchem Falle alle Häuptlinge sowohl, als auch er selbst gestraft werden würden, und in Berücksichtigung dessen schlug er vor, daß ich ruhig bei Seite geschafft werden sollte. Dieser Vorschlag hatte die Abgesandten erzürnt, da er die Absicht Tien's klarlegte, die Häuptlinge gewissermaßen zu seinen Mitschuldigen zu machen. Die Abgesandten wiesen deßhalb einstimmig und energisch alle Mitschuld seitens ihrer Häuptlinge zurück und gaben Tien zu ver-

stehen, daß ich nicht in ihrem Lande getödtet werden solle. Sie sprachen auch ihre Ueberzeugung aus, daß die Fremden gute Männer seien, die für Alles zahlen, was sie brauchen, und daß sie keine Angst hätten, Tang Ta-jen würde die Unwahrheit sprechen, wenn er nach Peking käme. Tien wurde furchtbar zornig, als der Muquor-Abgesandte ihm dies sagte; der Letztere brachte aber die Conferenz plötzlich zum Abschlusse, indem er Tien verlachte und, um seinem Trotze Ausdruck zu geben, schlug er mit der Faust auf den Tisch und stürzte dann in mein Zimmer, wie ich es bereits beschrieben habe.

Nachdem Philipp seine Erzählung beendet hatte, gingen wir in Tiens Zimmer, und fanden diesen Ehrenmann mit Min Ta-leuya eingeschlossen. Ich frug, ob der General Ordre gegeben habe, mich zu entlassen, und ob die Häuptlinge dagegen wären, worauf mir Tien sagte, ich solle mich um meine eigenen Angelegenheiten bekümmern und wenn der Befehl des Generals zu meiner Entlassung käme, würde ich frei werden.

Ich verbrachte den nächsten Tag fieberkrank auf meinem Bette, was die Folge einer Durchnässung während unseres Rittes nach Kha-kha war. Während des Abends sandte Tien um Philipp, um ihm zu sagen, daß jetzt Alles aufgeklärt sei und der General den Befehl zu meiner Entlassung gesandt hätte, so daß ich, wenn ich es wünsche, nach Tali-fu abreisen könne. Ich hatte natürlich schon lange alle Hoffnung aufgegeben, Birma zu erreichen, und wußte, daß ein Versuch, auf mohamedanisches Gebiet überzugehen, Tien Gelegenheit geben würde, an mir Rache zu nehmen, und daß dann mein Leben nicht einen Tag sicher wäre. Mit schwerem Herzen begann ich deßhalb am 5. August nach beinahe fünfwöchentlicher Gefangenschaft und peinlichster Sorge die Vorbereitungen, um meine Schritte wieder heimwärts zu lenken.

Abends besuchte ich die beiden Militärmandarins, um von ihnen Abschied zu nehmen. Sie waren beide nicht zu Hause und ich ließ deßhalb meine Karte für sie zurück. Diese Ceremonie war ein kleiner Humbug von meiner Seite, womit ich bezwecken wollte, ihnen glauben zu machen, daß ich aufrichtig glaubte, sie hätten mich vorher für einen Spion gehalten.

Tien kam spät in der Nacht in mein Zimmer und brachte einen Paß nach Atenze, wobei er mir sagte, daß es ihm sehr leid thue, die angenehme Gesellschaft Tang Ta-jen's zu verlieren. Wir nahmen einen ceremoniellen Abschied und ich ging zu Bette, um zum letzten Male im Ya-mun von Weisi zu schlafen.

Vierzehntes Kapitel.

Rückkehr nach Ta-tsian-lu.

Abreise von Weisi. — Ein hülfreicher Engel. — Rückkehr nach Atenze. — Tübetanische Milchwirthschaften. — Wolkenbruch. — Erneute Hoffnungen. — Enttäuschung. — Angeführte Räuber. — Theefähren auf dem Kin-tscha-kiang. — Kühler Empfang in Bathang. — Eine Handlung der Gerechtigkeit. — Der Thee, ein tübetanisches Bedürfniß. — Der Handel zwischen Birma und Yünnan. — Schwierigkeiten wegen der Depeschen. — Eine stürmische Nacht.

Der Morgen des 6. August war wunderschön, die Sommerregen hatten aufgehört, der schwere Nebelvorhang, der Berg und Thal verhüllt hatte, war verschwunden, und die Morgensonne warf ihre ungebrochenen Strahlen auf die umliegende Gegend, die nach ihrem langen Sommerbade frisch und lachend aussah.

Es war ein herrlicher Morgen, um sich der neuerlangten Freiheit zu erfreuen, und um sechs Uhr wartete meine Reisegesellschaft vollständig gerüstet im äußeren Hofe, während ich die langweiligen Glückwünsche der Untergebenen des Ya-mun empfing. Endlich wandte ich ihnen meinen Rücken und ritt durch die Stadt; am Gasthause versperrte mir jedoch eine große Versammlung mit Leu-ling an der Spitze den Weg und ich wurde mit Abschiednehmen abermals aufgehalten. Dies ist unter den Chinesen immer von vielen Ceremonien begleitet; aber bei dieser Gelegenheit schien es kein Ende zu nehmen. Meine Lage im Ya-mun war unter den Stadtleuten gut bekannt und verbreitet, und die Thatsache, daß ich ein Fremder sei, geschweige meine

Rettung durch die Häuptlinge, hatte große Aufregung verursacht und nun, da ich im Begriffe war, im Triumphe abzureisen, drängten sich Leute heran, die ich noch nie gesehen hatte, um mit Tang Ta=jen die Abschiedsceremonie durchzugehen, und es wurde endlich nöthig, die Kniebeugungen und Komplimente durch den Befehl zum Abmarsche abzuschneiden, worauf wir durch eine große Menge bis vor die Stadt hinaus begleitet wurden, wo ich schließlich von meinem treuen Alliirten Leu=ling Abschied nahm und dann den Weitermarsch begann.

Nach drei Tagen kamen wir in La=won=quan's Dorf an, nachdem wir jedoch schon vorher dem Häuptling selbst, sowie dem Haupte der Ya=tseus, an der Spitze einer großen Schaar Krieger auf ihrem Wege nach Weisi begegnet waren. Der Ya=tseu=Häuptling verbeugte sich nur, als er an mir vorüberkam, und sandte einen Mann, um zu fragen, ob ich wohl wäre, worauf ich ihm durch diesen sagen ließ, daß ich meine Sicherheit in hohem Grade seinem Einschreiten verdanke. Etwa eine halbe Stunde später begegnete ich dem Muquor; er stieg ab, sowie er meinen Trupp erblickte, und ging zu Fuß voran, um mir entgegenzugehen. Indem ich ihm dasselbe Zeichen der Achtung zollte, stieg ich ab und der gute Mann drückte seine Freude über meine Sicherheit aus, indem er sagte, daß er von Tien's Aufführung gehört und sofort seinen Vorsteher nach Weisi gesandt hätte. Er entschuldigte sich über seine nothwendige Abwesenheit von seinem Hause, wo er jedoch Befehle zu unserer Aufnahme gegeben hätte.

La=won=quan versicherte mich in Bezug auf Tien's Aussage, er hätte versucht, mein Geld zum Zwecke der Kriegführung gegen die Mohamedaner zu bekommen, daß er und der Ya=tseu=Häuptling ihn schon oft mit Geld für den Krieg versehen hätten, das aber von Tien und seinen Genossen stets in verschwenderischer Lebensweise verpraßt worden wäre, und der Häuptling bat nachdrücklichst, daß ich Tien's Benehmen in Peking anzeige, damit er gestraft würde*).

---

*) Im November 1868 zeigte ich meine Gefangenschaft dem englischen Gesandten in Peking, Sir Rutherford Alcock, an; allein bis jetzt (mehr als zwei Jahre, seitdem dieser Bericht nach Peking kam) hat die britische Regierung noch keine Aufklärung oder Entschuldigung von den chinesischen Behörden empfangen. — März, 1871.

Mit dem Versprechen, alles Vorgekommene den betreffenden Behörden anzuzeigen und mein Möglichstes zu thun, Tien für seine Missethaten zu strafen, nahm ich Abschied von meinem Freunde und Beschützer.

Es that mir leid, daß wir nicht mehr Zeit beisammen zubringen konnten; aber unsere Unterredung hielt den Marsch der kleinen Armee des Häuptlings auf, welche etwa 400 kräftig aussehende Leute enthielt, die beinahe alle mit Gingalls versehen waren und darin von den Untergebenen des Ya-tseu-Häuptlings abstachen, welche, wenn auch viel zahlreicher, doch nicht so gut bewaffnet waren, denn nicht mehr als einer unter zwanzig hatte einen Gingall, während die Uebrigen nur ihre Messer, Armbrüste und vergifteten Pfeile trugen. Der Ya-tseu-Häuptling hatte sich geweigert, viele seiner eigenen Leute zu den Waffen zu rufen, und sich damit befriedigt, seine Lu-tseu-Unterthanen auszuheben, um den Vorwurf des Verrathes der Chinesen zu vermeiden. Weder er noch der Muquor waren in irgend einer Weise erfreut, nach Weisi kommen zu müssen, und nach späteren Quellen zu schließen, wurden die Mohamedaner auf der Weisi-Linie nicht stark belästigt.

In Compo angekommen wurde ich als erwarteter Gast von La-won-quan's Frau und Familie behandelt. Seit meiner Abreise von Weisi hatte ich ein wenig an Fieber gelitten und fühlte mich nun sehr krank. In weniger als zwei Stunden nach meiner Ankunft war ich gänzlich bewußtlos und blieb zwei Tage in diesem Zustande. Als ich das Bewußtsein endlich wieder erlangte, erblickte ich die Frau des Häuptlings und Philipp, wie sich dieselben über mich beugten, der letztere Gebete murmelnd und die erstere ein nasses Tuch auswindend, das sie soeben von meinem Kopfe genommen hatte. Außer der größten Schwäche fühlte ich mich wenig übler und in ein paar Stunden war ich im Stande, etwas gekochten Reis zu essen.

Philipp sagte mir, daß ich plötzlich bewußtlos geworden sei und lange Zeit in starken Krämpfen gelegen habe, wobei sich Purgiren und andere Symptome zeigten. Die Leute im Hause hatten Gift vermuthet und mir ein Brechmittel in Form von Salz und Wasser beigebracht; es konnte jedoch nichts Ernstliches gewesen sein, denn am dritten Tage war ich im Stande aufzu-

stehen*) und nach einer herzhaften Mahlzeit machte ich mich wieder auf den Marsch. Ich erwähne dieses Begebniß, um die zarte Aufmerksamkeit und mütterliche Sorgfalt meiner Wirthin zu bezeugen, welcher ich meine Erholung verdanke und die sich als mein Schutzengel erwies.

Einige Märsche brachten uns zur Brücke, die zur Missionsstation Tz-cu führte, und ich rief den Patres über den Fluß hinüber zu; aber nachdem wir eine Stunde lang umsonst gewartet hatten, gingen wir nach Wha-fu-pin weiter und kehrten bei meinen früheren Bekannten wieder ein, von denen ich hörte, daß eine Abtheilung Soldaten von Weisi aus gesandt worden war, vor denen die Patres in die Berge geflohen seien. Auch sie mußten also unter dem Fremdenhasse Tien's leiden.

Etwa um zwei Uhr früh wurde ich plötzlich durch Jemand, der im Zimmer war, und Philipp's Stimme, welche frug, wer da sei, geweckt, als zu meiner großen Ueberraschung der Eindringling auf Lateinisch antwortete. Schnell war Licht gemacht, das uns zwei Lu-tseu-Christen zeigte, die von den Missionären mit einem Briefe gesandt worden waren, der besagte, daß Tien einen Trupp Beamte mit einer Anzahl Soldaten in das Missionshaus gesendet hatte, die 1200 Taels forderten, und daß, als diese Zumuthung abgeschlagen worden war, die Leute gedroht hatten, am nächsten Tage wiederkommen und das Haus niederbrennen zu wollen, wenn mit dem Gelde nicht herausgerückt werde. Diese Sachlage hatte die guten Patres Biet und Dubernard gezwungen, in den Bergen Schutz zu suchen, um wenigstens das Leben zu retten.

Einige eingeborene Christen, die in der Station verblieben waren, hatten mich rufen hören, fürchteten sich jedoch, mir zu antworten, ohne sich erst darüber mit den Patres zu benehmen, die mir dann den Brief zur Erklärung des Grundes ihrer Abwesenheit nachsandten, als sie gehört hatten, daß ich nach Wha-fu-pin weitergegangen war.

Atenze erreichten wir von Wha-fu-pin aus in drei Marschtagen und als wir auf dem Wege dahin durch Goneah kamen,

---

*) Gerade der rasche, akute Verlauf dieser ungewöhnlichen Krankheit läßt auf eine Vergiftung schließen! Anm. d. Uebers.

drängten sich die Dörfler mit der Bitte heran, ihnen wieder Kropfsalbe zu geben. Arme Leute! Es war hart, sie zu enttäuschen, aber mein Vorrath war schon lange erschöpft. Der Häuptling begleitete mich in höchsteigener Person nach Atenze und ich war froh, einige seiner Maulthiere miethen zu können, da meine Thiere ermatteten, was ich als eine Folge davon ansehen mußte, daß sie in Weisi ausschließlich mit frischem Grase gefüttert worden waren.

Von dem Punkte an, wo die Straße den Lan-tsan-kiang verließ und in das Thal eintrat, welches nach Atenze führt, sah ich, was mir die Zeichen einer fürchterlichen Fluth dünkten, und als ich den Goneah-Häuptling frug, sagte er mir, daß etwa eine Woche nach unserer Abreise von Atenze eine furchtbare Fluth das Thal herabgerast sei, die Alles vor sich niedergeworfen habe. Nicht eine Spur der üppigen Weizenfelder, Wallnußhaine und tübetanischen Häuser, die ich vorher bemerkt hatte, war übrig geblieben. Nahe an der Stadt selbst, wo das Thal enger wurde, konnte man die Wirkungen der Fluth noch deutlicher sehen. Die ausgedehnten tübetanischen Vorstädte waren gänzlich verschwunden, und wo wir vorher einem Pfade entlang gegangen waren, der auf beiden Seiten von einer größeren Anzahl Häuser eingefaßt war, suchten wir nun unseren Weg am Grunde einer tiefen Furche, welche ebenso aussah, als ob sie durch einen Riesenpflug ausgeackert worden wäre. Ein Theil der Stadt selbst, sowie ein Stück der Mauer war gleichfalls durch diese Fluth weggeschwemmt worden, welche in einem Zeitraume von drei Stunden eintrat, diese furchtbare Zerstörung verursachte und wieder verschwand.

Unser Eintritt in die Stadt war für die Bevölkerung das Signal, sich sämmtlich zu versammeln, denn Gerüchte über die Vorgänge in Weisi hatten sie bereits erreicht. Die Leute waren zwar vollkommen respektvoll, aber drängten sich mit offenen Mäulern um uns, da sie sehr neugierig waren; auch schienen die beiden Muquorkrieger die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen.

Unsere Ankunft im Hotel brachte den Wirth in Verlegenheit, da er sich dachte, daß ich noch immer unter der Aufsicht der Mandarins stände, und sagte deßhalb sofort, daß er mich ohne einen Befehl vom Ya-mun nicht aufnehmen könne; allein

ich überwand seine Einrede rasch, indem ich ihm sagte, er solle sich die Erlaubniß selbst holen, und bezog mein früheres Quartier ohne weitere Umstände, während er um den erforderlichen Befehl nach dem Ya-mun eilte. Er kehrte bald zurück, sagte, daß Alles in Ordnung wäre, und begann, seinen Pflichten als Wirth mit gehörigem Eifer nachzukommen.

Wir hatten nun wieder eine bedeutende Höhenlage erreicht und das Athemholen verursachte dieselben Schmerzen, welche wir bei Besteigung der Berge nach Ta-tsian-lu empfunden hatten. Da wir indessen aus Erfahrung wußten, daß dieses peinliche Gefühl sich verlieren würde, entschlossen wir uns trotz demselben am nächsten Tage weiterzureisen.

Am Abend sandte die Mutter des Mandarins, welcher Tien so stark gedrängt hatte, den „fremden Teufel" zu tödten, um für etwas Salbe zu bitten, die sie für ihr wundes Bein anwenden wollte. Durch Ausschaben des Topfes ergab sich noch eine genügende Quantität, um ihre Bitte zu befriedigen, und ich erhielt als Gegengeschenk Tabak, Reis und gedörrtes Wildpret mit einer Botschaft, daß Tang Ta-jen Muth fassen sollte, indem er jetzt sicher wäre. Sie wußte wahrscheinlich nicht, wie sehr ihr Sohn es gewünscht hatte, mich zu tödten, denn dann würde sie vielleicht in ihren Bitten nicht so zudringlich gewesen sein.

Hier sollten mich die treuen Muquorkrieger verlassen und verabschiedeten sich deßhalb am nächsten Morgen von mir, indem sie es zurückwiesen, irgend ein Geschenk für ihre Dienste anzunehmen. Ihre Abreise verringerte mein Sicherheitsgefühl bedeutend und es war nur zu wahrscheinlich, daß wir neuen Unannehmlichkeiten in der vor uns liegenden, feindlich gesinnten Gegend begegnen würden. Die Muquors verschafften mir jedoch vor ihrer Abreise zwei verlässige, tübetanische Führer, um uns nach Bathang weiterzubringen.

Ich hatte zwar, um die Reise zwischen Atenze und Bathang zu vermeiden, den General vermocht, meine Pässe abzuändern, so daß es mir freigestellt war, über Tsung-tain nach Ya-tzeu zu reisen, doch schien es rathsamer, diese Route nicht gegen den Rath der Muquors und gegen die mit Nachdruck erhobenen Einwände Tien's, als er meine Absicht gehört hatte, zu unternehmen, und wir beschlossen, es durch forcirte Märsche zu vermeiden, uns

an solchen Orten aufzuhalten, wo die Leute sich vorher feindlich gezeigt hatten. Dies war uns leicht, weil wir uns einen herrlichen Mundvorrath eingelegt hatten, der aus Schinken, Mehl, gedörrtem Wildpret und Thee bestand.

Am 17. August verließen wir Atenze und verbrachten die Nacht in Tong, wo uns unsere früheren Wirthe sehr freundlich behandelten. Am Fuße des Tsali Schan angelangt, fanden wir den Weg zerstört und den Sturzbach, an dessen Ufer die Straße von Tong heraufgeführt hatte, furchtbar angeschwollen, während die Brücke, auf welcher wir ihn hätten überschreiten sollen, mit mehreren hundert Yards der Straße gänzlich hinweggeschwemmt war. Ein Versuch, den Sturzbach zu durchschreiten, schlug fehl, denn die Strömung des Wassers war zu reißend und die Thiere verweigerten es, sich ihm anzuvertrauen. Es blieb deßhalb nichts Anderes übrig, als einen Umweg den Berg hinauf anzutreten, und wir begannen den Anstieg zu unserer Linken. Mehrere Meilen weit arbeiteten wir uns die unteren Hänge des Berges hinauf und suchten uns einen Weg durch die Wälder, ohne daß wir eine Spur hatten, die uns geholfen hätte. Gegen Sonnenuntergang kamen wir aus den Tannen und Theeölbäumen auf die berasten Hänge eines Berges, der sich in riesigen Massen ober uns aufthürmte. Stufe nach Stufe des Berges wurde erklommen, bis wir, als es eben dunkel wurde, endlich die Hütte eines Hirten erreichten, die in einem Thale hoch in den Wolken versteckt lag. Hier wurden wir eingelassen, worauf wir unsere Thiere laufen ließen, damit sie mit den Yaks grasen konnten, die unserem Wirthe gehörten.

Den nächsten Tag waren wir gezwungen, in der Hütte zu verbringen, denn nun war Philipp an der Reihe und lag mit starkem Fieber darnieder, wobei er mehrere Stunden lang im Delirium war. Gegen Abend jedoch zeigten sich die heilsamen Wirkungen eines Purgirmittels und freigebiger Chinindosen in seiner entschiedenen Besserung.

Ich unterhielt mich während des Tages, indem ich das Innere der Hütte besah, welche mit Reihen von eisernen Milchschüsseln rings umher an den Mauern verziert war, während große Häute voll Butter den größten Theil des Bodens einnahmen; auch beobachtete ich die Hirten, wie sie Butter und

Käse machten. Drei Männer rührten vom Morgen bis zum Abend Butter aus, wozu sie Butterfässer benützten, welche etwa vier Fuß lang waren und einen Fuß im Durchmesser hielten und worin sie mit einem Stößel arbeiteten, der aus einem runden, flachen, mit Löchern versehenen Stück Holz an langem Stiele bestand. Diese Stößel bearbeiteten sie taktmäßig (ähnlich dem Dreschen) in einem monotonen Rhythmus.

Zu dieser Hütte gehörten zehn Männer, welche damit beschäftigt waren, etwa hundert Yakkühe zu melken, sowie Butter und Käse zu bereiten, während vier weitere täglich zwischen hier und Tong verkehrten, um die Produkte der Molkerei dorthin zu bringen, welche auf Yaks transportirt wurden.

Die Tübetaner consumiren große Quantitäten Käse, aber die Art der Bereitung macht ihn nichts weniger als schmackhaft. Ihre eisernen Milchschüsseln werden nie ausgewaschen und sind deßhalb ihr Rahm und ihre Milch immer sehr sauer. Die Säure des Käses macht ihn uneßbar und da die Buttermilch nie aus der Butter geknetet oder gewaschen wird, so fand ich sie zu ranzig zum Gebrauche, wenn es mir nicht möglich war, sie frisch zu kaufen, sie dann selbst auszuwaschen, sowie die Haare herauszulesen.

Unsere Wirthe waren ungemein freundlich, auch mit ihrer Butter sehr freigebig und am Nachmittage begleitete ich sie zu ihrem Melkplatze, der etwa eine Viertelmeile von ihrer Hütte entfernt lag. Die Yaks warteten dort sämmtlich und schienen sehr zahm. Jeder der Männer trug einen kleinen Korb mit Salz bei sich, von dem er jedem der Thiere eine Handvoll gab. Es schien dies eine große Wirkung auf sie zu haben, denn sobald sie ihr Salz gefressen hatten, blieben sie geduldig stehen, um sich melken zu lassen.

Die Kälber, welchen erlaubt war, mit ihren Müttern frei zu laufen, hatten Kopfhalfter an, die mit Spitzen besetzt waren, um sie am Saugen zu verhindern, und sobald eine Kuh gemolken war, schob stets das Kalb seinen Kopf heran, damit man ihm den Halfter abnehme. Die Heerde befand sich in ausgezeichnetem Futterzustande und war so fett und glatthaarig von Ansehen, wie im Stall gefütterte Ochsen.

August und September sind die beiden besten Monate für

den tübetanischen Heerdenbesitzer, denn dann hat die Heerde von den niedrigeren Thälern, welche sie etwa in der Mitte des Monats Mai*) verlassen, den Berg hinaufgeweidet und ist von dem jungen und zarten Grase fett geworden, das mit wunderbarer Geschwindigkeit aufschießt, sobald der Schnee schmilzt. Um den Anfang des Oktober beginnen die Yaks aus eigenem Antriebe wieder nach abwärts zu weiden, da nun der Schnee auf den Höhen liegen zu bleiben beginnt und bis zur Mitte des November sind sie alle wieder in den niedrigeren Thälern, wo sie ihre Körperfülle bald wieder verlieren, indem sie sich kümmerlich selbst ernähren und gegen den Schnee des tübetanischen Winters ankämpfen müssen**).

Nach einer eintägigen Rast fand sich Philipp wohl genug, um reisen zu können, und wir setzten deßhalb unseren Anstieg fort. Es regnete den ganzen Tag in Strömen und wir lagerten Nachts in einem berasten Thale unmittelbar unter der Schneegrenze, wo wir in der Ruine einer Hütte Quartier nahmen. Ein Theil der Lehmmauern war übrig geblieben und gewährte nur mageren Schutz gegen den vom Winde gepeitschten Regen. Ein Reisender ist jedoch fruchtbar in der Auffindung von Hülfsmitteln und eine meiner Flanelldecken war bald in ein ziemlich bequemes Zelt verwandelt, während unsere Führer, in ihre sehr großen Pelzröcke eingehüllt, dem Regen und der Kälte trotzten. Eine elend verbrachte Nacht wurde durch einen schönen Sonnenaufgang gefolgt; wir sattelten schon frühe auf und waren froh, unsere durchkälteten, ungelenk gewordenen Glieder durch Bewegung zu erwärmen.

---

*) Auffallend ist die Aehnlichkeit des tübetanischen Alpenbetriebs mit demjenigen der Schweiz, Tyrols und Südbayerns! Besonders bemerkenswerth sind die Zwischenstationen, welche zwischen dem Winteraufenthalt und den höheren Bergen in den geschützteren Thälern aufgesucht werden. Sie entsprechen in Zweck und Benützung vollkommen den in obengenannten Ländern üblichen Mayseß (Meiseß) = Mayensäßen = Maiensitzen.

**) Cooper erwähnt in Tübet so oft der Yakställe, daß man kaum annehmen kann, daß die Thiere in solchen Höhenlagen im Freien überwintern und darauf angewiesen sein sollten, sich das Futter unter dem mehrere Fuß tiefen, hart gefrorenen Schnee herauszuscharren. Ich halte dies kaum für möglich und sprechen auch alle Erfahrungen in unseren Alpen dagegen. Anm. d. Uebers.

Das Thal führte uns zu einem Passe über den Tsali Schan, der etwa zehn Meilen nördlich von unserem früheren Uebergangspunkte lag. Von der Paßhöhe aus entrollte sich ein prachtvolles Gebirgspanorama unseren Blicken. Rings umher, nah und fern, stiegen riesige schneebedeckte Spitzen in der wildesten, chaotischen Unordnung himmelan und gewährten einen Anblick wüster Großartigkeit, als wir über die Vegetationsgrenze emporstiegen. Aber wir konnten nicht bleiben, um die Aussicht zu genießen, denn unsere Führer baten mich den Abstieg zu beeilen, indem sie mit ängstlichem Blicke auf eine Anzahl schwarzer Wolken deuteten, welche sich im Westen zeigten. Wir eilten den Berg hinunter und erreichten ein langes, enges, berastes Thal, in welchem ein winziger Bach friedlich auf seinem Wege nach den tieferliegenden Thälern dahinfloß.

Hier hielten wir an, um zu frühstücken, und während wir mit unserem Butterthee und Spirituosen beschäftigt waren, lenkten die Führer meine Aufmerksamkeit auf die Wolken, welche sich eben dem Passe näherten. Gerade über demselben thronte eine ungeheuere Bergspitze und als die Wolke dieselbe erreichte, schien sie sofort in Rauch zu zerfließen und ein eigenthümliches, gedämpftes Brüllen erreichte bald unser Ohr. In wenigen Minuten zeigte eine weiße Linie das Wasser, wie es den Berg hinunter raste, um sich mit dem Bache etwa hundert Schritte von unserem Lagerplatze zu vereinigen, und bald darauf wälzte sich mit immer zunehmendem Brüllen das Wasser an uns vorüber. Die Sturzwelle raste das Thal hinunter und riß das Bett des früheren Baches so auf, daß sie sich einen Kanal aufwühlte, der etwa dreißig Fuß tief und fünfzig weit war und dessen aus Erde und Steinen bestehende Ufer aussahen, als ob sie durch Arbeiter aufgebaut worden wären. In weniger als einer Stunde war Alles wieder ruhig und der Bach lief wie vorher am Grunde seines vergrößerten Bettes. Ich befahl meiner Gesellschaft weiter zu gehen und ritt nach dem Frühstück allein nach dem Fuße der Bergspitze zurück, welche noch zum Theil in dichtem Nebel eingehüllt war, wie ich mir dachte. In einer Stunde erreichte ich den Paß; fand jedoch zu meinem Erstaunen, daß die Bergspitze zu einem großen Hügel reduzirt war. Sie hatte zwei Drittel ihrer Höhe verloren, während die östlichen

und westlichen Abhänge des Berges aufgerissen und mit den Trümmern in Gestalt von Blöcken und Steinen überstreut waren. Diese runde Erhöhung blieb allein übrig, um den Platz der riesigen Spitze zu bezeichnen, und ich hatte auf diese Weise Gelegenheit zu beobachten, wie diese rauhen Bergspitzen nach und nach durch die zerstörende Gewalt des Wassers verändert werden.

In allen Gebirgszügen des östlichen Tübet ist die abgerundete Form einiger Höhen sehr bemerkenswerth und ist zweifellos der Wirkung solcher Wolkenbrüche zuzuschreiben, wie ich einen in seiner Thätigkeit beobachtete.

Dankbar über unsere eigene Rettung und mit Ehrerbietung gegen diese große That der Naturkräfte erfüllt, eilte ich den Berg hinab und die Fährte meiner Reisegesellschaft aufnehmend, erreichte ich die letzteren bald nahe am Dorfe Tsali. Wir durchschritten dieses ohne uns aufzuhalten und kampirten im Freien, einige Meilen von der Hütte des Moschusjägers von Jessundie, dem wir am nächsten Tage einen kurzen Besuch abstatteten, den freundlichen Bewohner aber nicht zu Hause und die Hütte geschlossen fanden. Ueber Jessundie hinaus verließen wir den Hauptweg und gingen auf einem Nebenpfade nach Pa-mu-tan, wo wir Nachtquartier und einen warmen Willkomm im Hause eines tübetanischen Bekannten eines unserer Führer erhielten, der uns für weniger als einen halben Tael die Hälfte eines fetten Schafes verkaufte, welche etwa sechsunddreißig Pfund wog und mit welcher meine Reisegesellschaft von sechs Mann bis zum Abmarsche am anderen Morgen fertig wurde.

Das Haus unseres Wirthes war in einem dieser wunderschönen, fruchtbaren Thäler gelegen, welchen der Reisende so oft in Tübet begegnet. Erbsen, Wasserrüben*) und der nun reife Bartweizen wuchsen sehr üppig und unser Vorrath an Delikatessen wurde durch eine große Menge frischer Wallnüsse bereichert.

Während des Abends sagte uns unser Wirth, daß am nächsten Tage der „Pebunza" oder nepaulitanische Gesandte auf seinem Rückwege nach H'lassa in Pa-mu-tan erwartet wurde. Dies war wahrhaftig eine gute Nachricht! Juggut Scher hatte

*) Oder eher Gemüse, welche an Wurzel und Blatt den Wasserrüben sehr ähnlich waren.

mich in Tschen-tu eingeladen, ihn nach H'lassa zurück zu begleiten; aber die Zeit seiner Rückkehr war damals in so ferner Aussicht, daß ich nicht warten konnte. Nun hinderte mich jedoch Nichts, sein Anerbieten anzunehmen, und es schien also doch noch möglich, daß ich Indien erreiche, nachdem ich schon alle Hoffnung auf Erfolg aufgegeben hatte. Die Aufregung verbannte den Schlaf und Philipp und ich blieben bis zum Tagesanbruche rauchend sitzen, worauf wir unsere Reisegefährten aufweckten und nach Pa-mu-tan aufbrachen, wo wir am frühen Nachmittage ankamen und im Hause des Vorstehers abstiegen. Er war abwesend; aber seine Diener theilten mir mit, daß der Gesandte am nächsten Tage im Kung-ze-din-Dorfe ankommen würde, das einen Tagesmarsch von hier entfernt war. Nach einer weiteren, in rastloser Ungeduld verbrachten Nacht nahmen wir unseren Marsch wieder auf.

Meine armen Packthiere waren einstweilen beinahe alle aufgerieben; die zwei Ponies nur Haut und Knochen, gänzlich lahm und unfähig eine Last zu tragen. Ich war deßwegen seit zwei Tagen zu Fuß gegangen und hatte ihre Lasten meinem eigenen Maulthier Jacob aufgeladen. Glücklicherweise war Philipp's Maulthier im Stande, ihn zu tragen, denn seine letzte Krankheit hatte ihn sehr geschwächt, während ich wieder ganz wohl war. Alle Versuche, einige Packthiere in Pa-mu-tan zu miethen, erwiesen sich als fruchtlos, denn jedes Thier des Landes war für den Transport des Gesandten und seines Gefolges gepreßt worden, so daß nichts anderes übrig blieb, als sich weiter zu schleppen wie es eben ging.

Unsere Ankunft in Kung-ze-din, welche Nachmittags erfolgte, bewirkte große Aufregung. Die Avantgarde der Reisegesellschaft des Gesandten war bereits angekommen und viele von ihnen standen vor den Hausthüren, als ich vorbeikam. Ihr erstauntes Anstarren, als sie einen Fremden in europäischer Kleidung erblickten, war ungemein komisch. Sie begrüßten mich alle mit „Salaam Sahib!" und mehrere von ihnen begleiteten mich zum Hause des Vorstehers. Das ganze Haus war für den Gesandten gemiethet; allein der Eigenthümer fand bequemes Quartier für mich in einem Hause, welches einem seiner Sklaven gehörte,

wohin ich von den Nepaulitesen gefolgt wurde, die sehr neugierig waren, Näheres über mich zu hören.

Etwa eine Stunde später zeigte eine große Bewegung im Dorfe die Ankunft Juggut Scher's an und kaum zehn Minuten später kam einer der höheren Beamten der Gesandtschaft mit der Botschaft des Gesandten, daß er sich freuen würde, mich nach Beendigung seiner Mahlzeit zu sehen. Ich kann versichern, daß die Zwischenzeit, bis ich Juggut Scher sah, die glücklichste Zeit war, welche ich seit meiner Abreise von Hankeu verlebt hatte, denn ich fühlte mich sicher, daß ich nun nach H'lassa weitergehen könne und indem ich Indien erreiche, für alle meine Sorgen und Entbehrungen entschädigt werden würde.

Während ich so in angenehmen Erwartungen schwelgte, kam ein Gurkha, um mir zu sagen, daß der Gesandte bereit sei, mich zu empfangen, weßhalb ich mich nach seiner Wohnung begab, wo er, was eine große Auszeichnung in diesem Lande ist, mich an der Thüre empfing. Als wir uns in seinem Zimmer unter vier Augen befanden, erzählte ich ihm alle meine unglücklichen Erlebnisse und bat ihn um Erlaubniß, mich seiner Reisegesellschaft anschließen und mit ihm nach H'lassa reisen zu dürfen. Mit dem lebhaftesten Ausdrucke des Bedauerns theilte mir der Gesandte mit, daß er es nicht wage, mich ihn begleiten zu lassen, denn die tübetanische Regierung hatte ihm schon notifizirt, daß sie es nicht gestatten würde, daß Fremde zu ihm stießen. Er sagte mir jedoch in freundlicher Weise, daß, wenn ich Geld benöthige, es ihm eine Freude machen würde, meinen Bedarf zu decken; auch würde er mir ein Pferd geben. Meine Hoffnungen waren also abermals vernichtet und für ein paar Augenblicke versagte mir die Sprache, so bitter war meine Enttäuschung. In Tschen-tu hatte mir der Gesandte mit scheinbar vollster Aufrichtigkeit vorgeschlagen, ihn zu begleiten, so daß ich mir nicht davon träumen ließ, daß er es mir nun abschlagen würde. Es schien unwahrscheinlich, daß die Ausrede der Unthunlichkeit nicht fingirt wäre, denn die Tübetaner fürchteten die Nepaulesen unzweifelhaft und ich schloß natürlicherweise daraus, daß er sich nicht traue, mich ohne Befehle Sr. k. Hoheit Jung Bahadur, dem nepaulesischen Regenten, mitzunehmen, dessen eifersüchtiger Widerwillen gegen englisches Eindringen in Nepaul zu stark war,

als daß es ihm nicht unangenehm sein dürfte, wenn ein Engländer in das tübetanische Nest eingedrungen wäre, worin er, im Vereine mit den Chinesen so viele goldene Eier findet*). Spätere Nachrichten überzeugten mich jedoch, daß Juggurt Scher meine Bitte gerne erfüllt hätte, wenn er es gewagt hätte, und ich benütze diese Gelegenheit, um meine Gefühle der Dankbarkeit für seine große Liebenswürdigkeit, die er mir gegenüber zeigte, zu constatiren.

Der Gesandte und ich verbrachten den größten Theil des Nachmittags beisammen und beschlossen, den nächsten Tag in Kung-ze-din zu bleiben, um Briefe zu schreiben, welche wir gegenseitig an unseren Reisezielen abgeben sollten. Bei meiner Rückkehr in unser Quartier überhäufte mich Philipp sofort mit eifrigen Fragen, wann wir nach H'lassa abreisen würden und war bitterlich enttäuscht zu hören, daß wir nicht dorthin gehen konnten. Es nützte jedoch Nichts zu jammern und wir setzten uns zu einem Nachtmahle von in Butter gerösteten Pilzen und grünen Tschillis**) nieder, die ein mit Recht beliebtes Gericht unter den Tübetanern bilden, deren grüne Berge im Herbste unglaubliche Quantitäten köstlicher, eßbarer Pilze liefern, die den englischen Champignons ähneln, aber viel größer sind.

Frühe am andern Morgen begab ich mich mit Tinte, Feder und Papier in das Quartier von Juggut Scher und wir begannen beide zu schreiben; ich an den Vertreter Ihrer Majestät in Khatmandu, indem ich meine Gefangenschaft und zwangsweise Rückkehr anzeigte, und der Gesandte an Jung Bahadur, von dem er schon seit mehreren Monaten Nichts mehr gehört hatte, da die Chinesen alle seine Depeschen zurückgehalten hatten. Während wir so beschäftigt waren, konnte sich Juggut Scher nicht enthalten, sein großes Erstaunen in der unterhaltendsten

*) Um Jung Bahadur Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, muß ich erwähnen, daß er auf das Ansuchen der indischen Regierung hin Instruktionen an Juggut Scher gesandt hatte, mich nach H'lassa zu bringen und von dort an unter Eskorte nach Darjiling zu senden. Diese Instruktionen hatten jedoch — glaube ich — Juggut Scher noch nicht erreicht, als ich ihn in Kung-ze-din traf.

**) Die unreifen Schoten des spanischen Pfeffers.

Anm. des Uebers.

Weise kund zu geben; er sah mich hie und da an, wie ich in meinem vollen europäischen Kostüme dasaß, und sagte dann etwa: „Ah, Ihr Engländer seid wunderbare Männer; wer anders als ein englischer Sahib würde wohl allein in einem so schrecklichen Lande wie dieses hier, so weit von irgend einem seiner Landsleute entfernt, reisen?" Solche und ähnliche Bemerkungen, welche er und seine Beamten öfters während des Tages machten, ließen mich ersehen, daß wenn auch ihre eifersüchtige Abneigung gegen die Engländer in Indien sehr groß ist, so achten und bewundern sie doch den Muth der „Sahibs". Es war endlich Zeit geworden, zu Tische zurückzukehren, denn, wie mir Juggut Scher mit höflichen Entschuldigungen mittheilte, erlaubte es seine Kaste nicht, mit mir zu essen, aber er hatte schon seine Sorge um mich gezeigt, indem er ein lebendes Schaf in unser Quartier gesandt hatte, und ich verließ ihn mit dem Versprechen, seine Briefe abzuholen und von ihm Abschied zu nehmen, wenn ich am andern Morgen durch das Dorf käme. Nachdem ich gegessen hatte, besuchten mich mehrere Beamte der Gesandtschaft, von denen beinahe alle Chinesisch sprachen, welches sie sich während ihres zweijährigen Aufenthaltes in China angeeignet hatten. Mehrere von ihnen, die nicht Chinesisch konnten, verstanden Hindostanisch und dieses diente als Conversationssprache.

Da ich beabsichtigte, am nächsten Morgen bei Zeiten aufzubrechen, gingen Philipp und ich bald zu Bette, aber leider verursachte uns unsere Lieblingsspeise, die gerösteten Pilze, eine schwere Indigestion, welche uns die Nachtruhe kostete und der frühe Morgen fand uns deßhalb wach und zum Abmarsche fertig. Unsere Gesellschaft wurde durch das Schaf vermehrt, welches uns wie ein Hund folgte und lustig vorwärts trabte. Ich will gleich hier bemerken, daß es ein allgemeiner Liebling wurde, so daß sein Leben drei Wochen lang geschont und endlich nur der absoluten Nothwendigkeit geopfert wurde.

Im Quartier des Gesandten fanden wir ihn und sein ganzes Gefolge wartend, um von uns Abschied zu nehmen. Nachdem ich deßhalb seine Depeschen zu mir genommen und ihm für das schöne Pferd, welches er mir Tags vorher sandte, gedankt hatte, nahm ich von ihm einen herzlichen Abschied, der von seiner Seite mit der Warnung begleitet wurde, mich vor den Banditen

des Räuberhügels in Acht zu nehmen, welche kürzlich seine Vorhut angegriffen und in die Flucht geschlagen hatten. Hierauf ritt ich zum Dorfe hinaus. Der Räuberhügel lag in unserer Marschroute und sollte während des Tages überschritten werden und deßhalb war die angenehme Aufregung einer möglichen Begegnung mit mongolischen Banditen gegeben. Meine früheren Erfahrungen über ihren Muth, wenn ihnen entschieden entgegengetreten wird, hatte mir nicht viel Furcht vor diesen Herren eingeflößt.

Etwa um Mittag hatten wir den Abstieg des berüchtigten Räuberhügels beendet, ohne irgend etwas von den Freibeutern gesehen zu haben und folgten ruhig unserem Wege durch ein Defilé den Ufern eines kleinen Nebenflusses des Kin-tscha-kiang entlang, welcher am Ende des Defilés sichtbar war. Plötzlich traten mehrere Mongolen hinter einem Haufen Granitblöcke hervor und stellten sich, ihre langen Luntenflinten im Arme, mit brennenden Lunten in den Weg. Ich führte meine kleine Gesellschaft an, worauf die drei Packthiere kamen, während Philipp und Leu-dzung mit dem unmittelbar folgenden Schafe „Billy" den Zug schlossen. Da ich sah, daß die Mongolen eine sichtlich feindliche Stellung annahmen, hielt ich meine Büchse vor, so daß sie ihnen entgegenzielte, und ritt bis auf einen Schritt an die verdächtig aussehenden Fremden heran; dann spannte ich die Hähne und sagte ihnen auf Chinesisch, sie sollten ausweichen, worauf ich, ohne eine Antwort zu erwarten, auf ihre Linie eintritt, die sich sofort öffnete, um mich durchzulassen. Nachdem ich auf diese Weise ihre Aufstellung durchbrochen hatte, hielt ich an und blieb an der Seite des Weges, während der Rest meiner Gesellschaft weiterzog.

Die derben Mongolen sahen, daß ihnen der Raub entwischte, und drängten sich an mich heran, indem sie in barscher Weise Thee forderten und beifügten: „Wir sind hungrig und müssen ihn haben." Indem ich auf mehrere Schafe zeigte, die fest geknebelt nahe an ihrem Versteck lagen, hob ich meine Büchse ein wenig und antwortete: „Ihr seid nicht hungrig mit soviel Schaffleisch, das Ihr habt, und ich habe etwas Thee in diesem fremden Gewehr, das Euren Hunger für immer stillen wird, wenn ich ihn Euch gebe, deßwegen würdet Ihr gut daran thun,

weiterzugehen." Die unverschämten Kerle lachten und frugen, wohin ich ginge und woher ich käme. Ich sagte ihnen, daß dies meine Sache wäre, und ritt weiter. Zwei von ihnen folgten mir einige Schritte weit, zogen sich aber wieder zurück, als ich anhielt und mit meiner Büchse auf sie zielte, worauf ich meinem Trupp nachgaloppirte, nachdem ich den Geächteten einen kleinen Beutel zugeworfen hatte, der etwa ein halbes Pfund Tabak enthielt. Wir sahen sie nicht mehr.

Nachdem wir das Defilé durchschritten hatten, kamen wir an das rechte Ufer des Kin-tscha-kiang und marschirten nun nach der Fähre bei Supalong.

Spät am Nachmittage überholten wir einen Trupp Chinesen, welche eine große Schafheerde trieben, die sie im centralen Königreich Tübet gekauft hatten und sie nun zum Verkaufe nach Ta-tsian-lu führten, wohin die Händler jährlich kommen, um Schafe zu kaufen. Die armen Kerle hielten mich für einen Mandarin, da ich in meinen Rock aus Flanelldecken gehüllt war, und begannen sofort auf ihre Kniee zu fallen und sich zu beklagen, daß ihnen frühmorgens am Fuße des Räuberhügels ein halber Korb Thee und fünf Schafe geraubt worden seien. Als sie fanden, daß ich ein gewöhnlicher Reisender sei und wie sie die Räuber begegnet hatte (aber mit einem ganz verschiedenen Resultate), äußerten sie ihr Erstaunen über unser Entkommen in der lautesten Weise.

Sie sagten mir, daß sie beinahe zweitausend Schafe bei sich hätten, welche sie in der Nachbarschaft von Kyan-Kha um etwa 3 Mäß (= 1 M. 90 Pf.) pro Haupt gekauft hätten und davon, Tod und andere Unglücksfälle abgerechnet, etwa tausend Stück nach Ta-tsian-lu zu bringen hofften, wo sie etwa zwei und ein halb Taels pro Stück lösen würden. Die Schafe waren sehr groß und kurzbeinig, auch trugen sie eine große Menge sehr langer, seidenartiger Wolle. Indem ich meinen chinesischen Freunden mehr Glück für die Zukunft wünschte, gingen wir weiter und erreichten die Fähre bei Supalong etwa um fünf Uhr Abends.

Die Fähre war von ihrem früheren Platze gegenüber dem Dorfe wegen des angeschwollenen Flusses etwa eine Meile weiter abwärts aufgestellt worden und der Mann, welcher sie beauf-

sichtigte, verweigerte es, mich ohne eine Ordre des Mandarins überzusetzen; ein gutangebrachter Zornerguß überwand jedoch seinen Widerstand und wir hatten mit unseren Thieren bald am gegenüberliegenden Ufer des Flusses gelandet. Während unserer Ueberfahrt schwamm ein Trieb von etwa fünfhundert Maulthieren über den Fluß. Der Thee, den sie nach dem centralen Königreiche trugen, war am Ufer zu einem Haufen aufgethürmt worden, der die Dimensionen eines kleinen Hauses hatte, von wo er in Hautbooten übergefahren wurde, deren eine große Anzahl hin und her schiffte. Der Maulthiertreiber versuchte es, den Fluß auf dem Rücken eines Ponys zu durchschneiden, was unglücklich ausfiel, denn das Pony war nicht im Stande, die Last seines Reiters zu tragen, der seinen Kopf verloren zu haben schien, und sank, wobei es ertrank, während der arme Mann in bewußtlosem Zustande von einem Manne in einem Hautboote aufgefischt wurde. Diese Ueberfahrtsstelle gewährte einen sehr geschäftigen Anblick mit ihren zahlreichen Booten, riesigen Haufen aufgeschichteten Thees, eifrigen Händlern und Trieben von Rindern. Es war eben die beste Zeit der Saison, worin die Händler ihren Thee in Bathang kaufen und die Fähren waren in fortwährender Benutzung.

Wir blieben in Supalong über Nacht und machten uns am nächsten Tage auf den Weg nach Bathang; wobei wir Mittags zu unserer Mahlzeit bei einem Hause in der Nähe des Hains aus Wallnußbäumen anhielten, in welchem ich unabsichtlich an das kleine Mädchen Lo-tzung verheirathet worden war.

Die Leute im Hause erkannten mich sofort und frugen nach meiner Braut; sie wußten, daß sie mich verlassen hatte, um zu ihrem Onkel zu gehen, und die Frau neckte mich stark, weil ich sie gehen ließ. In diese Frau theilten sich, nebenbei gesagt, drei Brüder und ihr Vater, eine complicirte Verwandtschaft, die jedoch durch die tübetanischen Sittengesetze anerkannt wird, wo in manchen Familien die Frau des ältesten Bruders dem Vater und den übrigen Brüdern ebenfalls gehört. Diese Sitte erstreckt sich aber nicht auf die Frau des Vaters; sie wäre denn eine Frau zweiter Ehe und nicht die Mutter seiner Söhne. Meine Wirthin spielte mir so stark mit, weil ich mich von meiner Frau getrennt hatte, daß ich mich an ihren eigentlichen Mann, den ältesten der drei

Brüder wandte, und diesen damit neckte, daß seine Frau eigentlich keinem Manne gehörte. Ich glaubte meinem dunkelfarbigen, aber hübschen Quälgeist damit einen guten Hieb versetzt zu haben, aber er bewirkte nur ein lautes Gelächter aller Anwesenden, die Dame selbst inbegriffen, und der eigentliche Gemahl vertheidigte die Sitte so ausgezeichnet, daß ich gezwungen war, mich als besiegt zu bekennen. Er sagte: „Du meinst meine Frau gehöre Niemandem? O nein, sie gehört meinem Vater, mir und meinen Brüdern und sie ist uns allen nicht nur eine gute Frau, sondern auch eine vorzügliche Arbeiterin und immer lustig. Sie hat keine anderen Frauen im Hause, um mit ihnen zu streiten, sie ist alleinige Herrscherin und wir erfreuen uns der vollständigsten Ruhe; aber wenn jeder von uns eine Frau hätte, so würden sie immerwährend streiten, wir würden mehr Frauen zu kleiden, mehr Kinder zu füttern haben und wir wären unglücklich." Ich fühlte meinen satyrischen Versuch vollständig verunglückt und ließ das Thema fallen.

Es waren mehrere Lamas im Hause, die mich während meines Aufenthaltes argwöhnisch beobachteten, und einer derselben erblickte einmal mein Notizbuch, das neben mir am Boden lag. Als er es aufnahm fielen die Depeschen des Gesandten heraus, welche zur größeren Sicherheit darin aufbewahrt waren. Der Kerl erkannte sofort die nepaulesische Handschrift und rief seine Gefährten heran, die Briefe zu besehen, worauf sie einige Minuten lang mitsammen flüsterten und der eine, welcher die Briefe zuerst genommen hatte, dieselben dann in seinen Gürtel steckte und aufstand, um das Zimmer zu verlassen. In demselben Momente gleichfalls aufstehend verlangte ich die Briefe, worauf er mir sagte, daß ich sie nicht haben könne, da sie mich Nichts angingen und er sie selbst nach Bathang bringen würde. Als Antwort darauf zog ich meinen Revolver, ließ den Hahn knacken und streckte meine Hand nach den Briefen aus, welche ruhig hineingelegt und dann sicher in meiner Tasche verwahrt wurden, wonach ich mein Mahl beendigte und, von der vielfach verheiratheten Frau und ihren Herren Abschied nehmend, nach Bathang abmarschirte, welche Stadt wir etwa um sechs Uhr Abends erreichten. An der Brücke über den kleinen Fluß, der nahe an der Stadt vorüberfließt, sahen wir den Kopf eines

Mongolen, der am Morgen wegen seiner Theilnahme an einer Räuberei am berüchtigten Räuberhügel enthauptet worden war.

Auf unserem Wege durch die Stadt zu dem Gasthause wurde ich von ziemlich vielen Leuten erkannt, die aber zu meinem Erstaunen keine Notiz von mir nahmen und, am Gasthause angekommen, war ich noch mehr erstaunt, als der Wirth es verweigerte, mich aufzunehmen. Er blieb bei seiner Weigerung so fest stehen, daß ich endlich ärgerlich wurde, ihn auf die Seite schob, eintrat und von meinem früheren Quartier Besitz ergriff. Noch vor dem Verlaufe einer Stunde sandte mir Tz Ta-leuya seine Karte und drückte sein Bedauern darüber aus, daß ich genöthigt worden sei, umzukehren. Die Missionäre, Herren Fage und Goutelle, kamen mit meinem Freunde Pater Careau, der eben von Ta-tsian-lu angekommen war, ebenfalls, um mich zu besuchen. Sie hatten durch die Patres in Sz-cu gehört, daß ich im Gefängnisse in Weisi sei und gratulirten mir herzlich zu meiner Rettung. Kurz nachdem sie mich verlassen hatten, kam eine Flasche Portwein und etwas köstliches, mit Sauerteig bereitetes Brod vom Missionshause an. Der Wein gewährte mir einen großen Genuß und ein Glas desselben trank ich auf die Gesundheit der französischen Missionäre in Tübet. Am nächsten Tage wiederholten die freundlichen Patres aus den Vorräthen an Medikamenten der Station ihr so willkommenes Geschenk an kostbarem Weine und wahrhaftig; es war ein Stärkungsmittel, das selbst ein „Teatotaller“ *) geschätzt haben würde. Sz Taleuya sandte mir auch ein reiches Diner, das aus mehr als zwanzig chinesischen Delikatessen bestand, wie: Vogelnestersuppe, Taubeneiersuppe mit eßbarem Seetang, Haifischflossen und Gelees, die aus Hirschsehnen bereitet waren, so daß Philipp und ich also diesen Tag mit Essen verbrachten.

Am zweiten Tage nach meiner Ankunft besuchte mich Min Ta-leuya, der zweite tübetanische Mandarin; er war sehr höflich, aber fühlte sich nicht recht heimisch, als ich ihm von der Behandlung erzählte, welche ich von dem Volke auf dem Wege nach

*) So werden die englischen Temperanzler genannt, welche niemals Spirituosen in irgend einer Form außer als Medizin genießen.

Anm. d. Verf.

Atenze erlitten hatte, und als ich bemerkte, daß die Soldaten, welche ich von ihm zur Bedeckung mitbekommen hatte, mit meinen Vorräthen durchgebrannt waren, versicherte er, daß sie bereits von ihm ernstlich gestraft worden wären. Dies war natürlich nicht wahr; aber ich ließ das Thema fallen und da ich ihn los zu werden wünschte, so begab ich mich zum Besuche des chinesischen Mandarins, der mich empfing und sich stellte, als ob er über die Weisi-Mandarinen sehr ärgerlich sei, und seinen Schreiber rief, der einen Bericht aus meinem Munde entnehmen mußte, den er sofort zum Vicekönig von Sze-tschuen senden wollte. Nachdem diese Ceremonie beendigt war, ließ er einen Courier kommen, und sandte ihn nach Lithang mit Befehlen, an jedem Tzan oder Nachtstation zwischen Bathang und Lithang drei Packthiere bereit zu halten. Dies war mir eine große Erleichterung, da ich abermals eines meiner Ponies hatte verkaufen müssen, weil es zum Marschiren unfähig geworden war.

Der Nachmittag schien mir eine günstige Gelegenheit zu bieten, um eine ernste Pflicht zu erfüllen, die ich mir in Pa-mu-tan auferlegt hatte. Ein chinesischer Kuli, der in Weisi gemiethet worden war, um auf dem Wege nach Bathang für mich zu kochen, war sehr unverschämt geworden und hatte sich am Abend unserer Ankunft in Pa-mu-tan vor dem Kohlenfeuer in meinem Zimmer niedergesetzt und sich geweigert aufzustehen, wobei er mir auf meinen Befehl, das Zimmer zu verlassen, antwortete: „Wer bist Du, daß Du mir befiehlst, als ob ich Dein Diener wäre? Vergesse nicht, daß Du in Weisi ein Gefangener warst und daß, wenn ich es in diesem Hause sage, die Leute Dich hinausweisen werden." Ich war damals wüthend gewesen, hatte mich aber damit befriedigt, dem Kerl seine Prügel in Bathang zu versprechen. Leulo hatte dies vergessen, wie es schien, und bei meiner Zurückkehr vom Ya-mun verlangte er fünf Taels, welche ich ihm bei unserer Ankunft in Bathang versprochen haben sollte. Die Unverschämtheit dieser Behauptung erinnerte mich an das Versprechen, welches ich mir in Pa-mu-tan gegeben hatte, weßhalb ich ihn als Antwort bei seinem Zopfe ergriff und ihn weidlich durchprügelte, was zur Folge hatte, daß er auf seine Kniee fiel, den Boden mit der Stirne als Zeichen seiner Unterwerfung berührte und mich bat, ihm zu erlauben, mich bis nach Tschung-

Tsching, seiner Vaterstadt, begleiten zu dürfen, indem er versprach, daß er Alles für mich thun wollte, wenn ich ihm nur sein Essen geben würde, wie wir früher ausgemacht hatten. Diesem stimmte ich bei und hatte keinen Grund mehr, mich über ihn zu beklagen. An demselben Abend miethete ich noch einen chinesischen Kuli zu denselben Bedingungen, um mich nach Ta-tsian-lu zu begleiten. Diese Vermehrung meiner Gesellschaft befreite Philipp und mich von vieler harter Arbeit.

Die Missionäre besuchten mich vor dem Schlafengehen und sagten mir, daß die Lamas in der Nachbarschaft stark beschäftigt seien, eine Prophezeiung zu verbreiten, welche, wie sie behaupteten, in ihren heiligen Büchern geschrieben steht, und dahin lautet, daß eine große Hungersnoth eintreten werde, wenn man Fremden erlaube, in das heilige Königreich einzudringen, und die Einwohner von Bathang verhielten sich deßhalb sehr ablehnend gegen die Missionäre. Ich vermuthe, daß dieser Umstand auch die offenbare Veränderung in ihrem Benehmen gegen mich zur Folge hatte, was mich dazu bestimmte, alle Vorbereitungen zu beeilen, so daß ich am anderen Morgen nach Ta-tsian-lu abreisen könne.

Nachdem ich das Einpacken aller meiner Vorräthe und die übrigen Vorbereitungen zu einer Abreise am nächsten Morgen besorgt hatte, ging ich in Begleitung Leu-dzung's in der Stadt spazieren, welche mit Händlern aus allen Theilen Tübets und der Mongolei gefüllt war. Die Händler des letzteren Landes unterschieden sich, außer in der Sprache, durchaus nicht von den Tübetanern. Ihre Statur, Hautfarbe, Kleidung, Haartracht und Waffen waren vollständig dieselben und hätte mir Leu-dzung nicht gesagt, daß es Mongolen wären, so hätte ich sie nie als solche erkannt. Mit vieler Mühe wanden wir uns durch die Straßen, in welchen sich ein nicht endenwollender Strom von Yaks und Maulthieren drängte, die mit Thee für das centrale Königreich und andere entfernte Theile Tübets beladen waren.

Riesige Haufen Thee waren rings um die Vorstädte aufgeschichtet und bezeugten den ungeheuren Bedarf in diesem Artikel, der gegenwärtig ausschließlich von den Chinesen des Ya-tzeu-fu-Distriktes geliefert wird. Als ich Ta-tsian-lu auf meinem Wege nach Tübet verlassen hatte, war wenig oder kein Thee auf dem

Wege, da der Schnee nicht genügend geschmolzen und wenig Gras vorhanden war; nun aber war der Schnee vergangen, ausgenommen auf den höchsten Pässen und das Gras war einstweilen gewachsen, weßhalb Hunderte von Yaks und Maulthieren täglich mit Thee in Bathang ankamen.

Einige Bemerkungen über den tübetanischen Handel dürften hier am Platze sein, in Anbetracht, daß meine Reise zum Zwecke unternommen wurde, zwischen China und Indien eine Straße zu finden, auf welcher die Völker dieser beiden Länder mit einander Handel treiben könnten.

Die Leser, welche meiner Beschreibung der 200 Meilen Landes zwischen Ta-tsian-lu und Bathang gefolgt sind, müssen, wie ich selbst, zum Schlusse gelangt sein, daß die Natur der Gegend mit ihren furchtbaren Bergen und Schneefällen gegen die Wahrscheinlichkeit spricht, daß ein gewinnbringender Handel auf dieser Route zwischen China und Indien getrieben werden kann. Ein geringerer Verkehr könnte zwar dort existiren, aber der Verbrauch von Stoffen in Tübet würde dort nie einen blühenden Handel in diesen Artikeln hervorbringen können und außer Thee könnte Indien den Tübetanern keine Waare liefern, deren einzige aber dringende Bedürfnisse in ein Wort zusammengefaßt werden können — Thee. Dieser ist ihr Hauptlebensbedürfniß und seiner Nothwendigkeit kann man die schließliche Eroberung des östlichen Tübet durch die Chinesen zuschreiben. Der einzige Lebenszweck der Tübetaner scheint zu sein, eine genügende Quantität desselben zu erlangen und es ist kein billiger Luxusgegenstand, denn die Lamas, welche den Detailverkauf in Händen halten (ebenso wie die Chinesen den Verkauf im Großen monopolisiren), zwingen das Volk zur absoluten Abhängigkeit von ihnen und verlangen für den kostbaren Artikel Arbeit und Naturprodukte. Getreide, Yaks, Schafe, Pferde und selbst Kinder werden der raubsüchtigen Priesterschaft für Thee gegeben.

Man kann leicht begreifen, daß unter einem Volke, dessen Bedarf an Thee so groß ist, das Monopol seines Verkaufes ein sehr werthvolles sein muß, und die Chinesen, mit der Politik unserer indischen Regierung in Hinsicht auf die Duars von Bhutan rivalisirend, nehmen von diesem Bedürfnisse Vortheil und beschützen ihren Theehandel mit der scrupulösesten Eifersucht.

Wenn man es sich auch nicht denken sollte, so halten die Chinesen doch die schärfste Wache an der Grenze von Assam, damit der Thee dieses fruchtbaren Thales des Brahmaputra seinen Weg nicht nach Tübet findet und damit den einzigen Handel einleitet, der meiner Ansicht nach je zwischen unseren indischen Besitzungen und den angrenzenden chinesischen Ländern wirklich in Blüthe kommen kann. Wenn einmal die Thees von Assam und den Pflanzungen am Himalaya im tübetanischen Markte eingeführt werden könnten, so würde die indische Regierung von dorther Revenüen erhalten, welche irgendwelche Abnahmen in den Erträgnissen aus dem Opiumhandel gewiß ersetzen würden.

Daß mittelst einer offenen Handelsstraße unsere Thees von Assam mit den chinesischen unter so günstigen Umständen konkurriren könnten, so daß das Monopol der tübetanischen Märkte bald auf die ersteren übergehen würde, ist klar, wenn wir bedenken, daß die Pflanzer von Assam den aus den Abfällen ihrer Ernten bereiteten Ziegelthee an einem Punkte des Brahmaputra niederlegen können, der nur ein paar Tage per Dampfschiff von ihren Gärten und zwanzig Tagereisen von Bathang entfernt ist. An dem ersteren Stapelplatz würde ein Preis von vier Annas pro Pfund den Produzenten einen schönen Gewinnst lassen, wie mir mehrere bedeutende Pflanzer versichert haben, während andererseits der chinesische Thee in Ta-tsian-lu um acht Annas per Pfund verkauft wird. Nachdem er nun sechzig Tagereisen weit durch Kulis, Yaks oder Maulthiere nach Bathang geschafft worden ist, werthet er dort eine Rupie und acht Annas pro Pfund. Kann also, woran zu zweifeln kein Grund vorliegt, der Thee von Assam mit der chinesischen Waare an Güte konkurriren, so ist es klar, daß er auf dem Markte von Bathang billiger als der letztere verkauft werden kann.

Es wird nicht als anmaßend angesehen werden können, wenn ich versichere, daß die Förderung oder Verzögerung des Ueberganges des tübetanischen Theehandels an unsere indischen Pflanzer lediglich von der Politik unserer Regierung abhängt. Entschließt man sich kühn, britische Unterthanen zu beschützen, so wird dies darin resultiren, daß sie derselben Freiheit der Zulassung sich zu erfreuen haben werden, welche die Nepaulesen und Chinesen schon besitzen.

Da ich auf dieser Reise einen Versuch machte, von der chinesischen Seite aus die Route zu begehen, welche man nun allgemein als die Bhamo-Talifu-Route kennt (von Birma nach Yünnan), die nur in Verbindung mit dem Namen des Dr. Clement Williams genannt werden sollte, welcher sie zuerst vorschlug, so mag es am Platze sein, hier einige Bemerkungen über dieses Thema einzuschalten.

Wenn auch die Existenz dieser Route erst durch Dr. Williams nach seiner Rückkehr von einer Expedition zu dem oberen Theile des Brahmaputra in die Oeffentlichkeit gebracht wurde, so hatte doch schon vor mehr als zehn Jahren ein ausgedehnter Handel auf dieser Straße zwischen Birma und China existirt, welcher bis zum Ausbruche des mohamedanischen Krieges im Jahre 1854 oder 55 blühte, zu welcher Zeit die Provinz Yünnan von einer dichten, gedeihenden und fleißigen Bevölkerung bewohnt war, die sich eifrig damit beschäftigte, die Hülfsquellen ihres fruchtbaren Bodens und mineralischen Reichthums zu entwickeln.*)

Seit dieser Zeit hat der Handel aufgehört zu existiren und die zerstörenden Veränderungen, welche sich in dieser Provinz ereignet haben, in Verbindung mit der erschreckenden Abnahme der Bevölkerung zwingen mich zu glauben, daß die Wichtigkeit des Handels, welcher bei Eröffnung dieser Handelsstraße wieder erstehen würde, von denjenigen stark überschätzt wird, deren Interesse in engster Weise mit der Wiederherstellung ungefesselter Verbindungen zwischen Birma und China verbunden ist.

Daß jedoch irgend eine solche wiedererweckte Handelsverbindung den britischen Besitzungen in Birma nützen würde, ist gewiß, denn wenn wir Rangun als den Seehafen annehmen, durch welchen der Handel seinen Weg über den Irrawaddyfluß nach Bhamo und von dort nach Yünnan nehmen würde, so ist die Annahme natürlich, daß Britisch Birma durch den Transport von Gütern auf seiner großen Wasserstraße Vortheile ziehen wird. Es ist jedoch gänzlich unwahrscheinlich, daß Calcutta, als Handelsemporium, in irgend einer Weise Nutzen davon hat, wenn man weiß, daß die eigentliche Lebensfähigkeit dieses Handels nur von der Nachfrage nach Zeugen in Yünnan abhängig sein wird und

*) Siehe Beilage V.

daß dieser Bedarf direkt von England aus über Rangun gedeckt werden wird.

Der Möglichkeit entgegensehend, daß eines Tages kleine Dampfer den Yang-tseu-kiang nach Tschung-Tsching hinauffahren werden, fehlt mir der Muth nicht zu behaupten, daß über die Provinz Yünnan der Handel in Zeugen mit Rangun nie hinausreichen wird. Und dies sollte die Befürchtung unserer Kaufleute in China bannen, welche glauben, daß die Eröffnung der Tali-Bhamo-Route ihnen schaden könne.

Daß der Handel Yünnans von großer Wichtigkeit für Britisch Birma sein wird, kann nicht bestritten werden, und man kann es vernünftigerweise erwarten, daß, wenn die Wiederherstellung des Friedens unter mohamedanischer oder chinesischer Regierung die Provinz wieder mit fleißigen Arbeitern und energischen Händlern bevölkert haben wird, ein blühender Handel zwischen den beiden Ländern getrieben werden kann.

Es ist eine weitere Handelsstraße zwischen Yünnan und Britisch Birma von Kapitän Sprye vorgeschlagen worden, über deren Schwierigkeiten oder Vortheile ich jedoch nichts weiter weiß, als daß vorgeschlagen wurde, eine Eisenbahn über Kiang-hung von Britisch Birma nach Yünnan zu bauen und dabei das Land des Königs von Birma zu vermeiden. Diese Thatsache allein scheint der Beachtung werth, wenn einmal die wohl nicht mehr ferne Zeit da ist, wo man sich für die beste Kommunikationslinie entscheiden muß.

Als ich von meinem Spaziergange zurückkehrte, wartete der tübetanische Mandarin Min Ta-leuya im Gasthause auf mich. Er war von drei oder vier Begleitern gefolgt, und unter ihnen befand sich der Lama, welcher, wie schon erzählt, es versucht hatte, sich der Depeschen Juggut Scher's zu bemächtigen. Bei meinem Eintritte standen alle meine Besucher mit ceremoniellster Höflichkeit auf; aber ich wußte den Zweck ihres Besuches, sobald ich den Lama erkannt hatte. Indem ich ihre Begrüßungen ebenso pünktlich erwiederte, ließ ich nach chinesischer Sitte Thee und Tabak kommen. Mein Freund Min war sichtlich sehr begierig, sich des Zweckes seines Besuches zu entledigen, aber ich hatte mich entschlossen, ihn zu ärgern, und deßwegen unterbrach ich ihn jedesmal, sowie er zu sprechen anfing, und begann mit

einem gleichgültigen Gespräch. Dieses Spiel ging während mehr als einer Stunde fort, und der Lama warf Min fortwährend Blicke zu, der auf seinem Sitze herumrückte, und dessen halbunterdrückte Wuth mit seiner gekünstelten äußeren Höflichkeit einen Kampf kämpfte.

Als ich ihn nun nach Herzenslust geplagt hatte, frug ich ihn, ob er mir eine Mittheilung zu machen hätte, worauf er rasch erwiederte, daß die Mandarine von Bathang Information erhalten hätten, daß der nepaulesische Gesandte mich mit Depeschen für sein Land betraut hatte, und da ich langsam reise, so würde ich gut daran thun, ihnen die Depeschen auszuliefern, welche mit einem Expressen befördert werden sollten. Ich stellte mich als sehr dankbar für das freundliche Anerbieten, allein versicherte Min Ta-leuya, daß ich vorzöge, sie selbst zu befördern. Ein paar Minuten lang schien Min einigermaßen in Verlegenheit, wie er die Sache weiter verfolgen sollte; dann sagte er mit sehr freundlichem Ausdrucke: „In unserem Lande ist es Kaufleuten nicht erlaubt, diese Sachen zu besorgen und sich in Regierungsangelegenheiten zu mischen; wenn Du deßhalb keine Unannehmlichkeiten haben willst, so würdest Du besser daran thun, die Briefe den Behörden zu übergeben." Ich antwortete hierauf: „Du bist sehr schlau, Min Ta-leuya, aber verstehe wohl, daß ich nicht will, daß diese Briefe in Deine Hände kommen, und überdies, wenn irgend jemand es versuchen sollte, sie zu nehmen, so muß er sterben." Um meinen Entschluß zu bekräftigen, zog ich meinen Revolver, worauf die ganze Gesellschaft sich hinauskomplimentirte; ihre Höflichkeit trotz ihrer Unruhe beibehaltend.

Im Laufe des Abends kamen die Missionäre, um von mir Abschied zu nehmen. Mein alter Freund, Pater Careau, war sehr niedergeschlagen, und auch mir that es sehr leid, mich von dem jungen Priester trennen zu müssen, der mich während meines kurzen Aufenthaltes in Bathang täglich zwei- oder dreimal besucht hatte.

Am folgenden Morgen erschienen schon zu früher Stunde die von dem Mandarin versprochenen Packthiere und wir marschirten nach Ta-tsian-lu ab. In den Straßen sah man keine Seele, aber in jedem Hause blickten neugierige Augen durch die

Löcher in den Papierfenstern. Dies war ein sicheres Zeichen der Furcht, welche ein unangenehmes Gefühl in uns hervorrief, denn es war klar, daß die Leute einen gewichtigen Grund haben mußten, um ihr Benehmen zu ändern, das bei meinem ersten Besuche so freundlich war.

Außerhalb der Stadt gesellte sich eine nicht übel aussehende tübetanische Dame zu mir, die etwa fünfunddreißig Sommer zählen mochte und einen großen Bündel trug. Sie stellte sich als die Mutter des kleinen Mädchens Lo-tzung vor und sagte mir, daß, weil ich genöthigt gewesen sei, mich von ihrer Tochter zu trennen, sie mit der Zustimmung ihres Mannes gekommen sei, um deren Stelle einzunehmen. Ich mußte auf diesen merkwürdigen Vorschlag hin laut auflachen und, noch die Schmach der lächerlichen Figur fühlend, welche ich in dem Wallnußhain gespielt hatte, gab ich meiner allzugütigen Schwiegermutter zu verstehen, daß ich kein Freier sei, und rieth ihr zu gleicher Zeit nach Hause zurückzukehren. Die gute Frau schien halb und halb dazu geneigt, von mir mit Gewalt Besitz zu nehmen, wie es ihre Tochter gethan hatte; aber nachdem ich gedroht hatte, nach Bathang zurückzukehren und Sz-Ta-leuya um Schutz anzugehen, küßte sie mich zärtlich auf beide Wangen und entfernte sich, worauf ich mir gratulirte, daß ich doch noch im heiligen Stande der Junggesellen verbleiben konnte.

Die schneebedeckten Taso- und Tsanbagebirge wurden ohne Schwierigkeiten oder Abenteuer wieder überschritten und am fünften Tage von Bathang aus erreichten wir die kleine Ebene von Lithang. Auf dem Eilmarsche an diesem Tage ereilte uns die Dunkelheit noch mehrere Meilen von Lithang, und ein Gewitter stand am Himmel. Die Nacht wurde von den dunklen Wolken über uns so finster, daß wir unseren Weg verloren, und, um zu unserer Verwirrung beizutragen, stand eine Anzahl von Händlerzelten in einiger Entfernung auf der Ebene, an denen je ein kleines Licht blinkte. Wir tappten mehr als eine Stunde lang unter einer Regenfluth und betäubenden Donnerschlägen weiter, die von schrecklichen Blitzen begleitet waren, die von Zeit zu Zeit die Ebene erleuchteten und uns riesige Yakheerden rings umher zeigten, welche den Theehändlern gehörten. Manchmal stießen wir auf eine solche, die, von unseren Stimmen er-

schreckt, wild in der Dunkelheit davon rannte, und ein paarmal durchbrachen einzelne Thiere unseren Zug, was die größte Verwirrung verursachte, so daß ich herzlich froh war, als wir endlich an einem Zelte ankamen.

Auf unsere Rufe erschienen drei wild aussehende Kerls, von denen ich einen bat, mich nach Lithang zu führen; nach einigem Zögern willigte auch einer von ihnen ein, mir für fünf Mäß (Mace) den Weg zu zeigen; er wollte aber durchaus im Voraus bezahlt sein. Kaum hatte ihm Philipp das Geld gegeben, so sagte der Schuft, wir sollten machen, daß wir weiterkämen, oder er würde seine Hunde loslassen, von denen mehrere um das Zelt an der Kette lagen. Ich wollte mir dies nicht gefallen lassen und bestand auf der Erfüllung seiner Verpflichtung, worauf er durch das Loslassen dreier riesiger Hunde antwortete, die sich in der Dunkelheit wie wilde Thiere auf uns stürzten. Mehrere meiner Packthiere und mein tübetanischer Knabe wurden schwer gebissen und die ersteren begannen auszuschlagen, bis all ihr Gepäck abgeworfen war. Die Nothwehr zwang mich einen der Hunde zu erschießen, der an den Flanken meines geduldigen Jacob riß, und Philipp, der mein Gewehr trug, ahmte mein Beispiel nach, indem er eine Kugel durch einen zweiten Hund jagte, der darauf erpicht schien, den armen Leu-dzung zum Abendessen zu verzehren. Die Scene, wie wir sie beim düsteren Lichte des Zeltfeuers sahen, war sehr wild; die riesigen Gestalten der Tübetaner erschienen in unheimlicher Beleuchtung; das wilde Scharren und Bellen der Hunde und die sich wehrenden Ponies und Maulthiere gestalteten sich zu einem Bilde, das sich nicht leicht vergißt. Die plötzlich eingetretene kriegerische Wendung der Handlung und der Knall der Büchse erschreckte die Tübetaner, von denen sich einer sofort auf den übrig bleibenden Hund warf, um ihn vor dem Schicksale seiner Gefährten zu bewahren, während seine Kameraden an der Seite meines Ponys auf ihre Kniee niedersanken, und mich anflehten, ihnen zu folgen, damit sie mir den Weg zeigen könnten.

Nachdem ich also den Feind zur Kapitulation gezwungen hatte, stieg ich ab, und mein Messer ziehend, ergriff ich einen der braunen Tübetaner bei einer Locke seines schwarzen Haares und marschirte im Triumphe vom Schlachtfelde nach Lithang ab.

Als wir endlich an dem Thore der Stadt anlangten, fiel mein Führer wieder auf die Kniee und bat um seine Freilassung. Ich war froh, den Gefangenen los zu werden und ließ ihn laufen, worauf ich nach fortgesetztem Klopfen am Thore von einigen chinesischen Soldaten eingelassen wurde, die mich mißtrauisch beäugten und beinahe eine halbe Stunde, bis auf die Haut durchnäßt, warten ließen, während sie meinen Paß betrachteten. Als sie endlich fanden, daß ich Tang Kupah sei, waren sie ungemein erstaunt über meine Rückkehr, und begleiteten mich sofort zum Gasthause, wo ich es mir bald bequem machte, indem ich die Kleider wechselte und einigen heißen Rum mit Wasser genoß, den letzten Rest einer Flasche, welche mir die guten Missionäre von Bathang als ein Viaticum gegeben hatten.

Als ich am nächsten Morgen Gepäck und Thiere visitirte, fand ich, daß manche Stücke des ersteren in dem nächtlichen Kampfe verloren gegangen waren, während mehrere der letzteren stark, doch nicht so ernstlich gebissen worden waren, daß unnöthiger Aufenthalt dadurch entstanden wäre. Die chinesischen Kulis und der arme Leu-dzung, der zwar stark gebissen war, aber sich wenig darum zu kümmern schien, gingen aus, um die fehlenden Sachen zu suchen, und waren glücklich genug, alles zu finden, wie es von den erschreckten Thieren herabgefallen war, indem unsere außer Fassung gebrachten Feinde der vorherigen Nacht am frühen Morgen geflohen waren und sich offenbar gefürchtet hatten, irgend einen Theil unseres Besitzthumes anzurühren.

Ein Rasttag in Lithang war für Menschen und Thiere eine Nothwendigkeit und er wurde der Anschaffung von Vorräthen und unserer Reinigung gewidmet, ein Geschäft, dessen Ausführung überall, außer in einem Hotel, unmöglich war, und selbst dort unter großen Schwierigkeiten, da wir stets durch neugierige Leute beobachtet wurden, die dem Studium der Sitten und Gebräuche des Fremden oblagen.

Von Lithang brachten uns fünf Tagesmärsche nach Ho-keu, wo wir abermals über den Ya-long-kiang schifften; aber nicht eher, als bis der chinesische Fährmann, der eben bei seiner Abendmahlzeit war, mich sehr geärgert hatte, weil er uns eine mir endlos dünkende Zeit warten ließ, welche er aber mit echt chine-

sischer Ruhe nur einem Zeitraume gleich rechnete, in dem man zwei Tassen heißen Thees trinken könne. Diese Methode, die Zeit so unsicher mittelst Tassen heißen Thees und Reismahlzeiten zu berechnen, ist für jeden, der Eile hat, ungemein ärgerlich, aber vollkommen für die chinesische Gleichgültigkeit gegen den Verlauf der Zeit charakteristisch.

Schon auf dem Wege von Bathang, mehr aber noch nachdem wir Lithang verlassen hatten, sahen wir zahlreiche Trupps von Tübetanern, welche mit Goldgraben beschäftigt waren; aber alle standen unter der Aufsicht von Lamas, welche eine scharfe Wacht über die Gräber zu halten schienen, die meistens aus Sklaven bestanden, welche zu den Lamasereien gehörten.

In der Nacht nach unserer zweiten Tagereise von Lithang aus hatte sich ein Schafhändler, der in unserer Begleitung reiste, außerhalb des Dorfes mit seiner Heerde gelagert. Während der Nacht nun wurde er durch Räuber angegriffen und eine Anzahl seiner Schafe geraubt. Am nächsten Morgen wurde die Spur der Räuber nach einigen Zelten von Heerdenbesitzern verfolgt, an welchen wir Tags vorher in einem berasten Thale vorübergekommen waren. Die Wiedererlangung war jedoch unmöglich, da die Leute im Zelte sofort Kampflust zeigten und den Händler und seinen Trupp wegtrieben.

Diese nomadisirenden Zeltbewohner sind stets zu Räubereien geneigt. Da sie keinen festen Wohnsitz haben, so wandern sie mit ihren Heerden von Ort zu Ort und können deßwegen nicht leicht für die zahlreichen Diebstähle verantwortlich gemacht werden, welche sie an den Reisenden und den festen Wohnsitz habenden und fleißigen Leuten des Landes begehen.

Von Ho-keu erreichten wir Ta-tsian-lu in sechs Marschtagen; aber nicht ohne ein Abenteuer, das, wie ich fürchte, mit dem Tode eines Mitgliedes meiner Reisegesellschaft endigte und einmal unser aller Sicherheit bedrohte. Für die letzte Nacht vor unserer Ankunft hielten wir in einem berasten Thale am Fuße des Jeddogebirges. Es war ein wunderschöner Herbstabend und die Luft vom Regen abgekühlt, welcher ein Gewitter am Nachmittage begleitet hatte. Die Bauern, in deren Haus ich übernachtete, hatten erst an demselben Tage den Rest ihrer Ernte an Bartweizen eingebracht, während ihre Heerden die

nahrhaften Eigenschaften der üppigen Weiden zeigten, welche das Thal und die niedrigeren Abhänge des Berges bedeckten. Vor Sonnenaufgang ging ich auf ihren Weizenfeldern spazieren und stöberte zu meinem Erstaunen mehrere große Völker eines rebhuhnartigen Vogels auf. Diese Thiere waren sehr zahm und flogen erst beinahe unter meinen Füßen auf. Als ich meinen Hausleuten von diesen Vögeln erzählte, sagten sie mir, daß ihre Versammlung in den Stoppeln auf den herannahenden Winter deute, und daß wahrscheinlich binnen achtundvierzig Stunden die Gegend von ihrem Winterkleide, dem Schnee, bedeckt sein würde. Es war erst der 17. September, und ich glaubte deßhalb, daß diese Vorhersagung des Winters aus der Gewohnheit der Vögel nur ein lokaler Aberglauben sei. Am nächsten Morgen sah ich aber beim Aufstehen, daß Berg und Thal einen halben Fuß tief mit Schnee bedeckt waren. Dies war nun wirklich ein plötzlich eingetretener Winter, und ich hatte Angst, eingeschneit zu werden. Die Leute des Hauses drängten mich, nicht nach Ta-tsian-lu aufzubrechen, da im Laufe des Tages sicherlich noch mehr Schnee fallen würde und wir unseren Weg beim Ueberschreiten des Jeddogebirges verlieren könnten. Keiner der Leute wollte mich als Führer begleiten, weßhalb es nothwendig wurde, entweder für einen ungewissen Zeitraum hier zu bleiben, oder dem Schnee sofort zu trotzen. Ich wählte das letztere und bald begannen wir den Anstieg.

Kurz vor Mittag hatten wir die Hälfte des Berges erstiegen und konnten den Steinhaufen auf dem Gipfel sehen, der mit vielen Stangen und kleinen Fahnen verziert war, so daß ich nicht fürchtete, unseren Weg zu verlieren. Ich hatte jedoch die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn eine schwere Wolke erhob sich bald über dem Berge, gepeitscht von einem wüthenden Sturme aus dem Osten, der schneidend den westlichen Abhang herabblies und einen heftigen Schneefall heranbrachte, so daß wir keine zehn Schritte vor uns sehen konnten. Unsere Packthiere verweigerten es, dem Sturme entgegenzugehen, wurden ganz unlenkbar, und begannen sich ziellos auf dem Abhange zu zerstreuen. Die beiden chinesischen Kulis gaben nach fruchtlosen Versuchen, sie beisammen zu halten, dies in Verzweiflung auf. Mein tübetanischer Knabe Leu-zdung zeigte sich zum ersten Male

muthlos und lief davon, nachdem er mich gebeten hatte, zurückzukehren. Er zeigte sich erst wieder in Ta-tsian-lu am Vorabend meiner Abreise. Ich war gezwungen, die Aufgabe zu übernehmen, die verwirrten Thiere zusammenzubringen, und nach ermüdender Arbeit gelang es mir, sie Kopf an Schweif zusammenzubinden und den Marsch über den Berg hinauf wieder zu beginnen. Der Sturm schien jede Minute an Wuth zuzunehmen, der Schnee fiel in riesigen Flocken und machte uns vollkommen blind. Nachdem wir uns etwa zwei Stunden lang bergauf gearbeitet hatten, kam mir plötzlich das Bewußtsein der schrecklichen Wahrheit, daß wir von der Spur abgegangen waren, als ich den Rand einer Schlucht erreichte, welche weit nach rechts unter dem Passe lag. Unsere Lage veranlaßte die chinesischen Kulis, sich, vollständig unfähig vor Schreck, in den Schnee zu setzen und wie Kinder zu weinen, und selbst Philipp bat mich, mit Thränen in den Augen, umzukehren. Dies war jedoch höchst wahrscheinlich mit ebensoviel Gefahr verbunden als das Vorwärtsgehen, denn es war unmöglich zu sagen, ob wir unser letztes Nachtquartier, das wenigstens zehn Meilen hinter uns lag, erreichen würden, und wir konnten bis Nachts umherirren, ohne es zu finden, da alle Spuren des Weges verwischt waren. Ich wußte, daß das Orientirungszeichen nicht weit von uns entfernt sein konnte, und gab deßhalb den Leitzügel unserer Karawane an Philipp mit der Ordre, vor meiner Zurückkunft nicht vom Flecke zu gehen. Ich ging hierauf den Bergabhang zwei- bis dreihundert Schritte weit entlang, stets den Schnee hinwegscharrend, um die tiefen Spuren zu finden, welche die Thee-Yaks verursachen. Endlich unebenen Boden fühlend, knieete ich nieder und fand nach sorgfältiger Untersuchung Pfadspuren. In einem Augenblicke war ich wieder aufgesprungen und, die Stelle mit meinem Hute bezeichnend, ging ich auf meiner Spur wieder zurück und führte meinen Zug auf den Pfad, jedoch ohne einen der chinesischen Kulis, der nach meinem Weggehen plötzlich, wie es schien, den Verstand verloren hatte und den Berg hinunter gerannt war, ohne daß Philipp oder der andere Kuli gegen meine strengen Befehle, an dieser Stelle zu bleiben, es gewagt hatten, ihm zu folgen. Als ich hörte, was aus dem armen Kerl geworden war, begann ich zu rufen, ohne jedoch Antwort zu erhalten und ich

sah ihn nie wieder. Es war mir unmöglich ihn zu suchen, denn die Erhaltung der Uebrigen erforderte alle meine Sorgfalt. Ich fühlte buchstäblich den Pfad entlang und suchte so sorgfältig meinen Weg, daß ich endlich auf das Orientirungszeichen am Gipfel stieß. Der östliche Abstieg erwies sich als leicht, denn der Pfad wand sich im Zickzack mehrere Meilen weit abwärts und war, wenn auch mit Schnee bedeckt, doch leicht an den großen Blöcken erkenntlich, welche die Seiten einrahmten; im Gegensatze zu der glatten Oberfläche der anderen Seite des Berges. Nach einigen Meilen Abstieg durch den Schnee kamen wir an der Schneegrenze an und erreichten spät Abends sehr ermüdet Ta-tsian-lu.

Am folgenden Morgen besuchte ich den Bischof Chauveau und fand dort einen Brief für mich von meinem Freunde Hogg, in welchem er mir mittheilte, daß der britische Gesandte in Peking ihm 300 Taels gesandt hätte, um sie nach Ta-tsian-lu zu befördern, falls ich zur Umkehr gezwungen würde. Diese That weiser Voraussicht seitens des Sir Rutherford Alcock war eine wahre Gottesgabe für mich, denn ich hatte nur zehn Taels übrig und war entschlossen, eher meine Maulthiere, Ponies und Waffen zu verkaufen und den Rest des Weges nach Han-keu zu Fuße zu gehen, als dem guten alten Bischofe noch mehr zur Last zu fallen.

Ich war nun im Begriffe, Tübet zu verlassen und in das Blumenreich überzutreten und aufregende Unsicherheit und abenteuerliches Reisen, an welches ich mich während vieler Monate gewöhnt hatte, gegen das mehr einförmige aber sichere Reisen unter der absoluten Gewalt des Vicekönigs von Sze-tschuen zu vertauschen, dessen Paß stets respektirt werden würde. Es wurde deßhalb nothwendig, meine europäische Kleidung abzulegen und den Zopf sowie den Unterrock wieder anzunehmen; ich ließ deßhalb nach einigen im Gasthause verbrachten Rasttagen den Barbier kommen, Kopf und Gesicht glatt rasiren und ein neues Büschel Haare in meinen Zopf flechten, worauf ich den Unterrock anzog und wieder ein richtiger Chinese wurde.

Das Nächste, was zu besorgen blieb, war, mich meines überflüssigen Marstalles zu entledigen. Eines der Ponies, das ganz herabgekommen war, wurde aus Barmherzigkeit getödtet;

ein anderes, welches mir der Gesandte gegeben hatte, sandte ich dem Pater Careau nach Bathang und versah mich gegen ein Maulthier mit einem tübetanischen Rock aus Schafspelz, indem ich auf diese Weise meine Stallauslagen bedeutend reducirte und mich von unverkäuflichen Lasten befreite.

Während ich einige Tage nach meiner Ankunft in Ta-tsian-lu beim Bischofe zu Tische war, sagte er mir, daß ein Brief von Tschen-tu ihn über die Art der Instruktionen aufgeklärt hatte, welche über meine Ausschließung vom centralen Königreiche von H'lassa nach Bathang gesandt worden waren. Der chinesische Gesandte hatte im Einvernehmen mit den Lamas Befehl gegeben, mich auf jeden Fall aufzuhalten, aber in keiner Weise anzugreifen. Daß die Information des Bischofs richtig war, ist durch die Ausdrucksweise der Petition dargethan, welche, in Bezug auf meine beabsichtigte Reise, von H'lassa aus an den Kaiser in Peking gesandt wurde; die Copie dieses Dokumentes ist in den Beilagen*) zu finden. Ich hege wenig Zweifel darüber, daß ich der Art dieser Instruktionen, welche zugleich von dem festen Entschluß, mein Vorwärtskommen zu vereiteln, und der Furcht, einen Engländer zu verletzen, diktirt waren, meine Sicherheit in Tübet verdankte, wo ich gewiß auf Anstiften der Chinesen von den Lamas in kaltem Blute niedergemetzelt worden wäre, wenn sie nicht vor der britischen Macht in Indien großen Respekt gehabt hätten.

Auf meinem Heimwege vom Hause des Bischofs begegnete ich einem Lama, der in Gelb gekleidet und dessen Gesicht, als zu heilig, um von den Blicken gewöhnlicher Menschen profanirt zu werden, verschleiert war, indem das Angesicht einem Manne gehörte, in welchem ein Theil des Geistes Buddha's wohnte. Dieser geistliche Rang wird nur durch jahrelange einsame Betrachtung erlangt, wodurch die Gemüther der Beter über die gewöhnliche Welt erhoben werden und eine hohe Heiligkeit erlangen.

Zwei angenehm in Ta-tsian-lu verbrachte Tage bereiteten mich auf die Rückreise nach China vor; Kulis und Sänften wurden gemiethet und Philipp auf den Ya-mun gesandt, um einen Bericht über den fehlenden Kuli zu machen, und zehn

*) S. Beilage VI.

Taels, sowie seinen Bündel Kleider zu deponiren, falls er wiedererscheinen sollte. Am Abend aß ich zum letzten Male mit dem hochzuverehrenden Bischof und nahm von ihm Abschied. Er wird mir stets als der würdigste Mann und beste Freund in der Erinnerung bleiben, den ich im westlichen China gefunden habe.

Spät am Abend kam ein Tübetaner mit einer Anzahl Messer der berühmten Pomi-Fabrikation zum Verkaufe in das Gasthaus; sie werden in dem tübetanischen Gebiete Pomi, im Norden Assams verfertigt. Aus dem Eisen dieser Provinz wird der feinste Stahl hergestellt und sie ist außerdem sehr reich an Gold, Silber, Kupfer und Quecksilber. Der Eigenthümer der Messer versicherte mich, daß irgend eines seiner langen Messer meinen schweizerischen Hirschfänger in zwei Stücke schneiden würde, da sie viel besserer Qualität wären. Er hatte für seine beste Waffe zehn Taels verlangt, und als er davon sprach, mit derselben die meinige auseinanderzuschneiden, so schlug ich ihm vor, ihm zehn Taels und mein Messer für das seinige geben zu wollen, wenn es besser als das meine wäre; dagegen sollte er mir, wenn sich das meinige besser als das seinige bewähre, seine Waffe um zwei und einen halben Tael geben. Hierauf ging er willig ein und wir loosten um den ersten Hieb auf des Anderen Messer; ich gewann und hieb eine Viertelzoll tiefe Scharte in das tübetanische Messer, wogegen sich bei der Untersuchung erwies, daß mein Messer unbeschädigt war. Der arme Tübetaner war gänzlich überwunden und die Zornesthränen standen in seinem Auge, als ich mich daran machte, ihm zwei und ein halb Taels zu geben und sein Schwert in Besitz zu nehmen.

Mehrere Umstehende, welche die Wette beobachtet hatten, schienen über die Qualität des fremden Messers erstaunt zu sein, und drückten ihre Ansicht aus, daß es eine Zauberklinge sei, lachten jedoch herzlich auf Kosten des Schwerthändlers, und ich zog mich im Triumphe zurück, im Besitze eines Messers, das sie als sehr billig gekauft erklärten. Ich gestehe, daß ich einigermaßen fürchtete, der Händler würde mich vor dem Mandarin beschuldigen, in magischen Schwertern zu handeln, um seine Waffe zurückzuerhalten, aber da ich bei Tagesanbruch abzureisen beabsichtigte, so behielt ich das Schwert und riskirte die Folgen.

Fünfzehntes Kapitel.

Heimwärts!

Eine Kulirauferei. — Achtung vor den Eltern. — Das Land des weißen Wachses. — Hundeschinken. — Gypsgruben. — Kia-ting-fu. — Tübetanische Schliche im Handel. — Salzbrunnen. — Ich werde zum Schiedsrichter gewählt. — Die französische Expedition. — General Tin. — Chinesisches Schachspiel. — Die behaarte Schildkröte. — Das Heer der modernen Märtyrer.

Der sechste Oktober führte uns wieder durch die Schlucht von Ta-tsian-lu, deren Düsterkeit nun einigermaßen durch die Lichtwirkung des dahinschwindenden Sommers gemildert war, denn der Winter war noch nicht von den Höhen der umliegenden Berge herabgekommen, wo er einstweilen zu warten schien, um dann später seine dunklen Schatten über die tieferen Thäler zu werfen.

Zwei Marschtage brachten uns etwa um sechs Uhr Abends zur Kettenbrücke von Lu-din-tscheu. Um diese Stunde hatten sich die Nachmittagswinde ausgetobt und der Brückenwächter gestattete uns die Ueberschreitung; ein Kunststück (und ein solches war es wegen des Zitterns und Schwingens der Bretter), das wir mit großer Schwierigkeit ausführten. Unsere beiden Maulthiere hatten wir von Ta-tsian-lu mitgebracht, weil wir hofften, sie in Sze-tschuen zu verkaufen, und es war hübsch anzusehen, wie die gescheidten Thiere ihren Weg über die losen Bretter suchten und sich gegen die Schwingungen der Brücke im Gleichgewicht erhielten. Was Philipp und mich betraf, so mußten wir, ehe wir zwanzig Schritte weit gekommen waren, einige der zahlreichen Kulis zu Hülfe rufen, welche fortwährend

an den Brückenthoren anwesend sind und ihren Lebensunterhalt dadurch verdienen, daß sie Passagiere hinüber führen. Diese Kerle haben sich durch lange Uebung an die Bewegung dieser unsicheren Konstruktion gewöhnt und bieten für die Passagiere eine große Hülfe, von denen die meisten es schwierig finden, ihr Gleichgewicht beizubehalten.

Wir hielten für die Nacht in der Stadt Lu=din=tscheu und waren nun außerhalb Tübets und seiner Jurisdiktion angelangt. Spät Abends begannen die Sesselträger unter sich zu raufen und machten dabei so viel Lärm, daß eine Schaar Gesindel die Gelegenheit benützte und sich hineinmischte; in Wirklichkeit natürlich um zu plündern. Später wurde ein allgemeiner Angriff auf die inneren Räume des Gasthauses gemacht, welches zufällig mit wohlhabenden Reisenden gefüllt war, und der Plebs schien es auf die Demolirung des Gebäudes abgesehen zu haben; aber die Bewohner, uns eingerechnet, hatten während des Beginnes des Kampfes Vorsichtsmaßregeln getroffen, um die großen Thüren des äußeren öffentlichen Saales, der von Sesselkulis und ähnlichen Leuten frequentirt wurde, zu verschließen und zu verbarrikadiren. Wiederholte, aber glücklicherweise fruchtlose Versuche wurden gemacht, um die Thüre zu sprengen, hinter welcher etwa zwanzig Mitgäste und ich in Schlachtordnung standen, um unser Eigenthum zu vertheidigen.

Natürlich erschienen während des Skandals keine Beamten auf dem Schauplatze und die Menge, welche sich nach und nach heiser geschrieen hatte, schmolz nach und nach hinweg. Nachdem mehr als eine Stunde lang alles ruhig gewesen war und wir wieder an das Schlafen dachten, wurde das Haus abermals durch die Ankunft einer Abtheilung chinesischer Soldaten beunruhigt, welche von einem niederen, aber selbstbewußten Mandarin begleitet war. Wir wurden alle ohne weiteres aufgejagt und von den Soldaten, welche in die Zimmer traten, einer nach dem anderen wegen Ruhestörung arretirt. Ein Versuch, es mir ebenso wie den übrigen Gästen zu machen und Hand an mein Gepäck zu legen, wurde von mir nicht geduldet und die beiden unverschämtesten Plünderer befanden sich plötzlich unfreiwilliger Weise vor der Thüre. Der Eine stieß, während er zur Thüre hinausflog, mit dem Mandarin zusammen, der einen unerwarteten

Fall erlitt. Er war bald wieder auf den Füßen und für einen Augenblick sprachlos vor Zorn; dann aber platzte er mit einem furchtbaren Geschrei heraus und begann, mit der vollen Kraft seiner Stimme mich mit Flüchen und Schimpfworten zu überhäufen und dabei wie ein Verrückter zu gestikuliren. Ich half ihm hiebei und indem ich ihn an Lärm und Wildheit der Mimik übertraf, brachte ich ihn endlich zum Schweigen, worauf Philipp ihm zu seinem Schrecken das vicekönigliche Siegel von Tschen-tu unter die Nase hielt. Nie war vorher ein unverschämter Kerl so schnell kleinmüthig gemacht worden als dieser. Ohne sich Zeit zu lassen, den Paß zu lesen, befahl er den Soldaten hinauszugehen, und sich mit der Bitte zu mir wendend, daß sein Benehmen vom Ta-jen verziehen werden möge, ersuchte er mich, ihm Alles über die vorgefallene Ruhestörung mitzutheilen, welche wirklich mit einem trunkenen Wortstreit zwischen zweien meiner Tragsesselkulis begonnen hatte.

Der Mandarin, der mich sichtlich mit der größten Höflichkeit behandeln wollte, frug mich, ob es in meinem Wunsche läge, daß die beiden Rädelsführer gestraft werden würden; aber ich lehnte dieses freundliche Anerbieten ab, da es mit meiner Abreise am anderen Morgen kollidirt hätte. Wir entschlossen uns jedoch, nachdem wir uns darüber besprochen hatten, daß die Kulis dem Wirthe 2000 Tschen als Entschädigung für die Zerstörung seiner Meubels zahlen sollten, und der Mandarin, Herr Fu, zog sich unter Komplimenten zurück. Meine Mitgäste schienen der Ueberzeugung zu sein, daß ich sie aus dem Rachen des Löwen errettet hatte, denn sie bezeugten mir ihre Dankbarkeit dadurch, daß sie sich vor mir verbeugten und die überschwänglichsten Lobsprüche über meine hohe Person aussprachen.

Von Lu-din-tscheu aus durchkreuzten wir eine hügelige Gegend, welche ungeheure Ernten von Mais, aber auch die Zeichen starker Ueberschwemmungen trug; mehrere Dörfer waren vollständig hinweggeschwemmt worden. An unserem fünften Marschtage überschritten wir wieder das Fei-yue-ling-Gebirge; es lag nun kein Schnee auf dem Passe; aber die höheren Spitzen waren damit bedeckt. Diese riesige Gebirgskette Chinas rivalisirt an Wildheit und Reichthum an gefährlichen Abgründen

mit allen Gebirgen des östlichen Tübet und bei ihrem Ueberschreiten hätte ich mir einbilden können, wie es auch Huc aus eigener Erfahrung sagt, daß ich plötzlich wieder in die Wildnisse des „Inneren Landes" zurückversetzt wäre. Während des Abstiegs auf dem westlichen Abhange des Berges überholte ich einen alten Chinesen, der auf dem Pfade hinabging und sich dabei auf einen langen Stab stützte; ein langer, weißer Bart gab seiner hohen, aber ein wenig gebückten Gestalt ein ehrwürdiges Ansehen; er sah wie ein alter Weiser aus. Als wir ihn überholten, blieb er mit einem Seufzer stehen und legte einen etwas schweren Bündel auf den Boden, wobei er so müde aussah, daß er mein Mitleid erregte, weßhalb ich ihn ansprach und zu ihm sagte: „Vater, ich sehe, daß Du krank bist; gib Deinen Bündel meinen Sesselträgern, die am Ende meines Zuges gehen und sie werden ihn für Dich tragen." Anstatt für die angebotene Gefälligkeit dankbar zu erscheinen, blickte er mich ein paar Sekunden lang an und sagte dann mit einer Stimme, die vor Erregung zitterte: „Hast Du keine Ehrfurcht vor Deinem Vater, weil Du jeden, dem Du begegnest, Vater nennst? Ich bin nicht Dein Vater, gehe weiter, ich brauche Dich nicht!" Einigermaßen enttäuscht von dieser neuen Ansicht über kindliche Liebe und weil ich sah, daß er wirklich verletzt und zornig war, ging ich weiter und fühlte mich, trotzdem ich dagegen ankämpfte, von seiner Unhöflichkeit beleidigt.

Vom theoretischen Standpunkte aus finden die Chinesen den Respekt gegen Aeltere sehr wichtig und es ist allgemein unter ihnen üblich zu sagen, daß X. wie ein Vater oder wie ein älterer Bruder zu ihnen sei. Söhne sorgen auch für bejahrte Eltern, aber soweit meine Erfahrung reicht, hat Liebe oder Achtung wenig mit der Erfüllung dieser Pflicht zu thun, welche ihre Entstehung weniger einem wahren Gefühle, als dem chinesischen Erbschaftsgesetze verdankt, das, abgesehen von der Regelung der Erbschaften, den Familienhäuptern auch noch gewisse Gewalten und Privilegien verleiht, welche sie ihren Familien gegenüber bis zum Tode aufrecht erhalten und ausüben. In Wirklichkeit wird oft von den Kindern ihren bejahrten Eltern gegenüber Gleichgültigkeit und selbst Grausamkeit an den Tag gelegt. Die abhängige Stellung der bejahrten Eltern wird auch gewöhnlich

dazu benützt, um der Welt zu zeigen, wie gut man für seine Eltern sorgt, indem man aus der Noth eine Tugend macht, wobei man aber die armen alten Leute nöthigt, solange sie überhaupt arbeiten können, im Hause Aschenbrödel zu spielen.

Von den Fei-yue-ling-Bergen stieg die Straße durch eine fruchtbare Gegend herab, welche an manchen Stellen Reiskulturen zeigte, und in zwei Tagesmärschen kamen wir in der Stadt Ya-tzeu-fu an. Bis hieher war ich auf meinem früheren Wege zurückgegangen; da ich aber vorhatte, den Ya-ho hinabzugehen und Kia-ting-fu zu besuchen, anstatt über Tschen-tu zurückzukehren, so verließen wir hier die Hauptstraße und folgten dem Ufer des Ya-ho zwei Tage lang durch eine wunderschöne Gegend mit wellenförmiger Oberfläche, welche der Theekultur gewidmet und der Distrikt ist, in welchem der beste Thee für Tübet gezogen wird. Das ganze Land bestand aus großen Gärten, jedoch ohne Zäune, um die verschiedenen Pflanzungen abzutheilen, welche sich in peinlichster Ordnung befanden. Die Bäume, welche etwa vier Fuß hoch waren, hatte man in vier Fuß von einander entfernte Reihen gepflanzt und sauber zugeschnitten, und die zahlreichen Häuser, welche man sah, waren von großen Theebäumen umgeben, die zwölf bis fünfzehn Fuß hoch wuchsen.

Am dritten Tage kamen wir in das Land des weißen Wachses, welches man so nennt, weil dort das berühmte weiße Wachs von Sze-tschuen produzirt wird, welches irrthümlicher Weise vegetabilisches Wachs genannt wird. Das Land war hier weniger wellig, als dasjenige der Theegärten, und gewährte dem Auge einen Blick auf ausgedehnte Ebenen, welche von niedrigen Hügeln umgeben waren. Die Ebenen waren alle der Wachs- und Reiskultur gewidmet; die Wachsbäume hatte man auf den Dämmen der kleinen Reisfelder gepflanzt, welche nicht mehr als dreißig Schritte im Gevierte maßen. Das Land machte auf den Reisenden den Eindruck einer ausgedehnten Waldung von Baumstümpfen, die alle so dick wie ein Mannes-körper und gleichmäßig auf etwa acht Fuß Höhe zugeschnitten waren, ohne einen einzigen Zweig zu tragen.

Die Kultivirung des Wachses ist eine Quelle großen Reichthums für die Provinz Sze-tschuen, und steht in ihrer Be-

deutung blos der Seidenproduktion nach. Seine Erzeugung ist weder mit viel Arbeit noch Risico für den Unternehmer verbunden. Die Eier des Insekts, welche das Wachs produziren, werden jährlich aus den Distrikten Ho-tschin oder Ho-king und Whei-li-tzeu in Yünnan, wo die Anzucht der Eier eine eigene Industrie bildet, von Kaufleuten importirt, die sich ausschließlich mit dieser Waare, den „Pa-la-tans" (Weiß-Wachseier), beschäftigen. Die Eierhäufchen, welche mir als etwa erbsengroß beschrieben wurden, werden vorsichtig in Körben transportirt, worin sie in Blättern des Pa-la-schu (Weiß-Wachsbaum) verpackt sind, der einem Strauche ähnlich sieht. Die Eier kommen Mitte März in Sze-tschuen an, wo sie um etwa zwanzig Taels pro Korb gekauft werden. Bis dahin haben die Bäume eine Anzahl zarter Schößlinge und Blätter getrieben, worauf die Eierhäufchen in Ballen von jungen Blättern gewickelt und an die Schößlinge mittelst Schnüren aufgehängt werden. Etwa um das Ende des Monats erscheinen die Larven, nähren sich auf den Zweigen und Blättern und erlangen bald die Größe einer kleinen Raupe, oder eher einer flügellosen Hausfliege, welche mit einer feinen weißen Behaarung bedeckt und mit einem zarten federähnlichen Schweife versehen ist, der sich über den Rücken zurückkrümmt. So zahlreich sind diese Thiere, daß, wie ich es auch in Yünnan sah, die Bäume von ihnen weiß erscheinen und aussehen, als ob sie mit feinen Schneesternen bedeckt wären. Die Raupe verpuppt sich im Juli, wozu sie sich mit einer weißen Wachssekretion umgibt, ähnlich wie der Seidenwurm sich in seinem Cocon einwickelt. Alle Zweige des Baumes werden auf diese Weise vollständig mit zolldickem Wachs überzogen und Anfangs August nahe am Stamme abgehauen, worauf sie in kleine Stücke geschnitten, in Bündel gebunden und in die Siedehäuser verbracht werden, wo man sie, ohne weitere Vorbereitungen, in große Kessel mit Wasser wirft und so lange kocht, bis die letzte Spur der wachsartigen Substanz an die Oberfläche kommt. Das Wachs wird dann abgeschöpft und in Formen gegossen, in welchem Zustande man es dann nach allen Theilen des Reiches versendet.

Es scheint, als ob die Wachsproduzenten es nicht für vortheilhaft halten, eine Anzahl der Insekten bis zu ihrem repro-

duktionsfähigen Stadium aufzubewahren; daher die Nothwendig keit, die Eier jedes Jahr aus Yünnan zu importiren. In den Distrikten Ho-tschin und Whei-li-tzeu, wo die Anzucht der Eie ausschließlich betrieben wird, gibt es Schnee und Frost; es dürfte also nicht schwierig sein, das Insekt in Europa zu züchten und in Ansehung seiner großen Fruchtbarkeit dürfte die Produktion weißen Wachses die Mühen der Akklimatisirung dieses merk würdigen Insekts bezahlt machen.

Nachdem wir anderthalb Tage lang durch den Wachsdistrik gereist waren, kamen wir an der Stadt Hung-ya-tschien an welche etwa eine Meile vom linken Ufer des Ya-ho-Flusses entfernt liegt. Ein Kuli wurde zum Flusse gesandt, um eines der Flöße zu miethen, welche ausschließlich zur Befahrung des Ya-ho zwischen den Städten Ya-tzeu-fu und Kia-ting-fu dienen. Diese Flöße sind sehr einfach in ihrer Konstruktion; eine Anzahl großer Bambusstämme von etwa dreißig Fuß Länge und drei Zoll im Durchmesser werden nebeneinander an Querstücke gebunden und bilden so einen etwa sieben Fuß breiten Boden, in dessen Mitte ein zwei Fuß breites Gerüst, ebenfalls aus Bambus, angebracht wird, das zwei Fuß über den Boden erhöht ist, und dort wird Ladung und Gepäck untergebracht. Einige der größeren Flöße können anderthalb Tonnen Ladung tragen, und liegen dann doch nicht tiefer als drei Zoll im Wasser. Sie werden von drei Männern geführt, deren zwei vorne mit Rudern und der dritte hinten mit einem langen Steuerruder versehen sind, mit welchem das Floß in tiefem Wasser gesteuert, an seichten Stellen und in den Stromschnellen geschoben wird. Diese Fahrzeuge sind vorzüglich zum Hinabschiffen über die Stromschnellen geeignet, da sie leicht steuerbar sind, sehr gut schwimmen und nicht tief gehen. Selbst wenn sie an einen Stein oder Felsen anstoßen, während sie über die Stromschnellen schießen, so ist keine Gefahr vorhanden, und es ist einfach unmöglich, sie umzuwerfen. Die Bambus werden von dem Verbleiben im Wasser sehr glatt und gleiten über den kiesigen Grund ohne Schaden hinweg, wenn sie ihn berühren sollten.

Während wir auf die Rückkehr des Kuli warteten, früh-stückten Philipp und ich in einem eleganten Theehause, dessen Eigenthümer dachte, daß ich ein Mandarin sei und deßhalb ein

reiches Diner auftischte, das aus einer Anzahl von Gerichten bestand, unter denen sich auch gebackener Hundeschinken befand! Als diese Delikatesse auf den Tisch gesetzt wurde, erschien mein Wirth und theilte mir mit, daß ich Glück habe, denn er hätte zufälligerweise einen angeschnittenen Hundeschinken im Hause, den er erst einige Tage zuvor von Tschung-Tsching erhalten hätte. Wenn ich auch wußte, daß die Chinesen Hundeschinken als Delikatesse betrachteten, so war ich doch nicht recht darauf vorbereitet, mit ihm in Berührung zu kommen; man kann sich deßhalb denken, daß ich einigermaßen erstaunt war, als man mir mittheilte, daß dieses unreine Fleisch faktisch vor mir stand, und mir wirklich von seinem schmackhaften Geruche bereits der Mund wässerte. Einige Minuten lang machte sich das Vorurtheil geltend und ich war auf dem Punkte, das abscheuliche Gericht hinwegzuschicken; aber da es Philipp zu schmecken schien, machte sich die Vernunft wieder bei mir geltend, und stritt so heftig gegen das Vorurtheil, indem sie fest auf der Thatsache fußte, daß ich ein Reisender sei, der Alles mit unparteiischem Auge sehen und notiren solle, daß ich, um mich als unparteiischer Richter zwischen Verstand und Vorurtheil zu bewähren, mit stoischer Ruhe das Hündchen versuchte. Ein Versuch wurde von einem zweiten gefolgt, und resultirte in einem günstigen Urtheile für den Verstand und nach einem herzhaften Mahl' entschied ich dahin, daß der Hundeschinken köstlich im Geschmacke, gut geräuchert, zart und saftig sei.

Als der Wirth gehört hatte, daß der Yang-jen, als welchen ich mich bei diesem Versuche verrieth, sein Vorurtheil überwunden hatte, brachte er mir den Schinken, um ihn mir zu zeigen. Er war sehr klein — nicht größer als der Schenkel eines mittelgroßen Saugferkels; das Fleisch war dunkel und das Haar hatte man sorgfältig entfernt, jedoch die Pfote als Beweis der Echtheit belassen, wie der Wirth sagte. Hundeschinken sind in China mit Recht als eine große Delikatesse geschätzt und bringen als solche sehr hohe Preise ein, indem sie bis zu fünf Taels pro Pfund kosten. Sie werden hauptsächlich in der Provinz Hu-nan geräuchert, wo man Hunde einer besonderen Race zu diesem Zwecke mästet. Hu-nan ist auch wegen seiner Schweine berühmt, und treibt einen großen Handel in

Speck und Schinken, besonders in Schweineschinken, welche in dem gleichem Raume mit Hundeschinken geräuchert wurden und die dadurch einen feineren Geschmack angenommen haben sollen.

Sobald wir unser Frühstück beendigt hatten, schrieb ich an den Bischof in Ta-tsian-lu einen Brief, den Philipp (wenn ich mich jetzt auch auf Chinesisch verständlich machen konnte, so konnte ich doch nicht schreiben) adressirte, und in einem der zahlreichen Postbüreaus aufgab, welche in jeder Stadt Chinas vorhanden sind, und stets von Privaten oder Gesellschaften gehalten werden, die nicht unter der Aufsicht der Regierung stehen. Wenn die Briefe auch oft Monate in Anspruch nehmen, um ihre Adressaten zu erreichen, besonders wenn diese sich in einem entfernten Theile des Reiches befinden, so gehen sie doch selten verloren. Postbüreaus werden jedoch von den Beamten nicht mit günstigen Augen angesehen, welche in ihnen ein Prinzip erkennen, das fähig ist, sich zu einer großen Wohlthat für das Volk zu entwickeln. Die Regierung macht selten oder nie von den Posten Gebrauch, außer indem sie die Kuriere für ihre eigenen Zwecke in Beschlag nimmt, in welchem Falle die Eigenthümer der Postbüreaus für die Ehrlichkeit ihrer Diener verantwortlich sind und das Publikum auf seine Briefe warten mag. Die Taxen sind mäßig; 250 Tschen mußte ich für meinen Brief nach Ta-tsian-lu bezahlen.

Bald nachher kehrte der Kuli zurück, um anzukündigen, daß das Floß bereit stehe und ich ging zum Flusse hinunter, nachdem ich zwei Kulis vorerst mit meinen Maulthieren über Land nach Kia-ting abgesandt hatte, das zwei Tagemärsche entfernt lag.

Wir waren bald auf dem Floße bequem untergebracht und begannen, die rasche Strömung des Ya-ho hinunterzuschwimmen, der uns durch ein schönes Land führte, welches der Reis- und Wachskultur gewidmet war. Während der Fahrt nach unserem Ziele, Kia-ting-fu, begegneten wir Hunderten von Flößen, welche mit Samschu, Oel, Baumwollzeug, Tabak und Zucker für Ya-tzeu-fu beladen waren, und von denen jedes durch zwei Männer stromaufwärts gezogen wurde. Hie und da passirten wir Reihen von ihnen, welche eine Viertelmeile lang waren.

Gyps wird in der Umgegend von Kia-ting viel gewonnen,

und wir kamen an zahlreichen Gruben desselben vorüber, die sich auf dem Ufer des Flusses befanden. Dieses Mineral wird in China viel gehandelt, und in ausgedehnter Weise zur Bereitung einer Art Erbsenkuchen*) verwendet. Das Erbsenmehl wird während des Mahlens mit gepulvertem Gyps gemischt und in Kuchen geformt, welche aufbewahrt werden, bis sie schimmelig sind, und dann als Delikatesse mit Reis gegessen werden. Der Geschmack dieser Mischung ähnelt demjenigen eines bereits stark faulen Käses.

Sobald unser Floß an den Stufen des Zollhauses zu Kia-ting befestigt war, kam ein Beamter an Bord, der mich um Namen, Reiseziel und Stand frug, worauf ich antwortete: „Ta Jng-qua, Tang Kupah, tau Pa-tschin". (Wörtlich: Unterthan des großen England, Tang Kupah, nach Peking.) Den ehrenwerthen Herrn schien diese Aussage in Verlegenheit zu setzen; er frug: „Ta Jng-qua, was für ein Land ist das! Liegt es bei Peking?" — „Nein," antwortete ich, „es liegt am anderen Ende des Meeres." — „Ah, ich verstehe! Yang-jen, oh! Gut, gib mir Deine Karte." Er nahm diese und ging. Nachdem wir angelandet hatten, gingen wir am Zollhause vorüber, ohne aufgehalten zu werden, und nahmen in einem Gasthause Quartier.

Ich hatte während meiner Reisen so viel von der Berühmtheit Kia-tings gehört, daß ich mir vornahm, hier drei Tage zu rasten, und mir die Stadt zu betrachten; aber leider begann es bald nach meiner Ankunft zu regnen, und dies dauerte mit wenigen Unterbrechungen während der nächsten drei Tage fort, so daß ich keine Gelegenheit hatte, den berühmten heiligen Berg Omi-schan zu sehen, der zwei Tagereisen südlich von Kia-ting liegt und ihm viel von seiner Berühmtheit verleiht. Omi-schan wurde mir als ein konischer Berg von ungeheurer Höhe beschrieben, dessen Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt ist, und nach chinesischer Versicherung kommen die Pilger, welche seinen Gipfel in den Monaten Juni, Juli und August erklimmen, nacheinander

---

*) Richtiger Erbsenkäse, da das Pflanzenkasein hier die Rolle des Milchkaseins vertritt, und dieselben Gährungsprozesse wie beim Milchkäse auftreten. Anm. d. Uebers.

durch alle vier Jahreszeiten, weil dann seine höchste Spitze mit ewigem Schnee bedeckt ist, während seinen Fuß das üppige Grün des Sommers bekleidet. Hunderte von prachtvollen Buddhistentempeln sind in Zwischenräumen bis zum Gipfel selbst erbaut, wohin Tausende von Pilgern jährlich von der Mongolei, von Corea, Peking, H'lassa und allen übrigen Theilen Chinas kommen, und, da sie alle Kia-ting passiren, den Ruf dieser Stadt nach allen Richtungen hin verbreiten.

Vom Flusse aus gesehen, bietet Kia-ting einen malerischen Anblick dar, und verbreitet sich über den Ausläufer eines Berges, der den Tschen-tu-Fluß, wie der Min oberhalb dieser Stadt genannt wird, von dem Ya-ho und Ta-teu-ho getrennt. Die Stadt ist von einer schöngebauten Steinmauer umgeben, die auf den niedrigen Sandsteinfelsen erbaut ist, in welche kolossale Figuren buddhistischer Götter gemeißelt sind, während die Mauer selbst von dichten immergrünen Schlingpflanzen bedeckt war, zwischen denen stellenweise die Zinnen hervorsahen, und ein Bild gaben, das mich an die alten, epheuumrankten Thürme Englands erinnerte. Das Innere der Stadt zeigte jedoch dieselben engen, schmutzigen Straßen, ruinenartigen Gebäude und Schmutzanhäufungen, welche die meisten chinesischen Städte charakterisiren. Europäische Zeuge und Läden zum Verkaufe von Droguen waren zahlreich vertreten. Ein bedeutender Handel in Medizinen wird zwischen den Droguenverkäufern von Kia-ting und den Lolos, sowie anderen Stämmen getrieben, welche das Land im Westen des Min-Flusses bewohnen, und die zahlreichen, für chinesische Verhältnisse recht guten Gasthäuser sind fortwährend mit Pilgern gefüllt. Der Handel von Kia-ting ist jedoch nicht so bedeutend, als man aus seiner Stellung als Hauptstadt des großen Wachs- und Seide-Distriktes von Sze-tschuen schließen könnte; es wird wirklich wenig oder keine Seide oder Wachs aus ihm exportirt. Hung-ya-tschien und andere große Städte an den Flüssen Tschen-tu und Ya-ho exportiren die Produkte des Distriktes nach Tschung-Tsching und anderen Theilen Chinas, während Kia-ting-fu nur den Transitzoll erhebt.

Am zweiten Tage besuchte mich ein chinesischer Christ, von dem ich hörte, daß ein protestantischer Missionär die Stadt im Anfange dieses Jahres besucht und eine Anzahl religiöser Bücher

vertheilt habe, von denen sich eines in den Händen des Gastwirthes befand und als ein Exemplar des neuen Testamentes in chinesischer Sprache erwies. Der Eigenthümer zeigte mir das Buch, setzte mit einem feierlichen und weisen Ausdruck seine Brillen auf und schlug folgende Stelle auf: „Es ist leichter für ein Maulthier (Kameel in anderer Version), durch ein Nadelöhr zu gehen, als für einen reichen Mann, das Himmelreich zu erlangen". Nachdem er diese Worte gelesen hatte, so sah er mich über seine Brillen an, und frug mich in einer sehr verächtlichen Weise, ob es irgend jemand möglich sei, einer solchen Aussage beizustimmen, und ob die Fremden dies wirklich glaubten. Es war seit dem Beginn meiner Reisen in China mein unveränderliches Maxim gewesen, religiöse Streitigkeiten zu vermeiden, weßhalb ich jetzt antwortete, daß ich kein Religionslehrer, sondern nur ein demüthiger Schüler des Confucius wäre; aber glaube, die Bedeutung der Stelle über das Durchgehen eines Maulthieres durch ein Nadelöhr erklären zu können, worauf ich das Wort „Nadelöhr" in dem Sinne auslegte, in welchem es in dem erwähnten Satze gebraucht war. Dies besänftigte meinen Wirth einigermaßen, der bemerkte, daß er nicht daran zweifle, daß die englischen Lehrer es schwierig fänden, die Blumensprache zu lernen, und es am Ende ebensogut wäre, wenn sie deßwegen für die Chinesen keine religiösen Bücher schreiben würden.

Als ich allein war, konnte ich nur bedauern, daß die lobenswerthen Bemühungen des Missionärs in Kia-ting nicht von mehr Erfolg begleitet waren. Da jedoch wenig Zweifel darüber vorhanden sein kann, daß die selbstverläugnenden und fleißigen protestantischen Missionäre, sobald es für die Europäer sicherer wird, in China zu reisen, auf dieses neue und ausgedehnte Arbeitsfeld übergehen werden, auf welchem ihre Energie, Treue und ihr wohlbekannter friedliebender Einfluß, wenn auch keinen Erfolg, so doch Bewunderung von ihren Beschützern in England erringen wird.

Die Einwohner von Kia-ting waren so freundlich und höflich, daß ich in der Stadt vollkommen allein spazieren ging, und mir am letzten Nachmittage meines Aufenthaltes das Seidenviertel der Stadt besah. Die Bezeichnung „Kia-ting-Seide" ist unter

dazu benützt, um der Welt zu zeigen, wie gut man für seine Eltern sorgt, indem man aus der Noth eine Tugend macht, wobei man aber die armen alten Leute nöthigt, solange sie überhaupt arbeiten können, im Hause Aschenbrödel zu spielen.

Von den Fei-yue-ling-Bergen stieg die Straße durch eine fruchtbare Gegend herab, welche an manchen Stellen Reiskulturen zeigte, und in zwei Tagesmärschen kamen wir in der Stadt Ya-tzeu-fu an. Bis hieher war ich auf meinem früheren Wege zurückgegangen; da ich aber vorhatte, den Ya-ho hinabzugehen und Kia-ting-fu zu besuchen, anstatt über Tschen-tu zurückzukehren, so verließen wir hier die Hauptstraße und folgten dem Ufer des Ya-ho zwei Tage lang durch eine wunderschöne Gegend mit wellenförmiger Oberfläche, welche der Theekultur gewidmet und der Distrikt ist, in welchem der beste Thee für Tübet gezogen wird. Das ganze Land bestand aus großen Gärten, jedoch ohne Zäune, um die verschiedenen Pflanzungen abzutheilen, welche sich in peinlichster Ordnung befanden. Die Bäume, welche etwa vier Fuß hoch waren, hatte man in vier Fuß von einander entfernte Reihen gepflanzt und sauber zugeschnitten, und die zahlreichen Häuser, welche man sah, waren von großen Theebäumen umgeben, die zwölf bis fünfzehn Fuß hoch wuchsen.

Am dritten Tage kamen wir in das Land des weißen Wachses, welches man so nennt, weil dort das berühmte weiße Wachs von Sze-tschuen produzirt wird, welches irrthümlicher Weise vegetabilisches Wachs genannt wird. Das Land war hier weniger wellig, als dasjenige der Theegärten, und gewährte dem Auge einen Blick auf ausgedehnte Ebenen, welche von niedrigen Hügeln umgeben waren. Die Ebenen waren alle der Wachs- und Reiskultur gewidmet; die Wachsbäume hatte man auf den Dämmen der kleinen Reisfelder gepflanzt, welche nicht mehr als dreißig Schritte im Gevierte maßen. Das Land machte auf den Reisenden den Eindruck einer ausgedehnten Waldung von Baumstümpfen, die alle so dick wie ein Manneskörper und gleichmäßig auf etwa acht Fuß Höhe zugeschnitten waren, ohne einen einzigen Zweig zu tragen.

Die Kultivirung des Wachses ist eine Quelle großen Reichthums für die Provinz Sze-tschuen, und steht in ihrer Be-

deutung blos der Seidenproduktion nach. Seine Erzeugung ist weder mit viel Arbeit noch Risico für den Unternehmer verbunden. Die Eier des Insekts, welche das Wachs produziren, werden jährlich aus den Distrikten Ho-tschin oder Ho-king und Whei-li-tzeu in Yünnan, wo die Anzucht der Eier eine eigene Industrie bildet, von Kaufleuten importirt, die sich ausschließlich mit dieser Waare, den „Pa-la-tans" (Weiß-Wachseier), beschäftigen. Die Eierhäufchen, welche mir als etwa erbsengroß beschrieben wurden, werden vorsichtig in Körben transportirt, worin sie in Blättern des Pa-la-schu (Weiß-Wachsbaum) verpackt sind, der einem Strauche ähnlich sieht. Die Eier kommen Mitte März in Sze-tschuen an, wo sie um etwa zwanzig Taels pro Korb gekauft werden. Bis dahin haben die Bäume eine Anzahl zarter Schößlinge und Blätter getrieben, worauf die Eierhäufchen in Ballen von jungen Blättern gewickelt und an die Schößlinge mittelst Schnüren aufgehängt werden. Etwa um das Ende des Monats erscheinen die Larven, nähren sich auf den Zweigen und Blättern und erlangen bald die Größe einer kleinen Raupe, oder eher einer flügellosen Hausfliege, welche mit einer feinen weißen Behaarung bedeckt und mit einem zarten federähnlichen Schweife versehen ist, der sich über den Rücken zurückkrümmt. So zahlreich sind diese Thiere, daß, wie ich es auch in Yünnan sah, die Bäume von ihnen weiß erscheinen und aussehen, als ob sie mit feinen Schneesternen bedeckt wären. Die Raupe verpuppt sich im Juli, wozu sie sich mit einer weißen Wachssekretion umgibt, ähnlich wie der Seidenwurm sich in seinem Cocon einwickelt. Alle Zweige des Baumes werden auf diese Weise vollständig mit zolldickem Wachs überzogen und Anfangs August nahe am Stamme abgehauen, worauf sie in kleine Stücke geschnitten, in Bündel gebunden und in die Siedehäuser verbracht werden, wo man sie, ohne weitere Vorbereitungen, in große Kessel mit Wasser wirft und so lange kocht, bis die letzte Spur der wachsartigen Substanz an die Oberfläche kommt. Das Wachs wird dann abgeschöpft und in Formen gegossen, in welchem Zustande man es dann nach allen Theilen des Reiches versendet.

Es scheint, als ob die Wachsproduzenten es nicht für vortheilhaft halten, eine Anzahl der Insekten bis zu ihrem repro-

duktionsfähigen Stadium aufzubewahren; daher die Nothwendigkeit, die Eier jedes Jahr aus Yünnan zu importiren. In den Distrikten Ho-tschin und Whei-li-tzeu, wo die Anzucht der Eier ausschließlich betrieben wird, gibt es Schnee und Frost; es dürfte also nicht schwierig sein, das Insekt in Europa zu züchten und in Ansehung seiner großen Fruchtbarkeit dürfte die Produktion weißen Wachses die Mühen der Akklimatisirung dieses merkwürdigen Insekts bezahlt machen.

Nachdem wir anderthalb Tage lang durch den Wachsdistrikt gereist waren, kamen wir an der Stadt Hung-ya-tschien an, welche etwa eine Meile vom linken Ufer des Ya-ho-Flusses entfernt liegt. Ein Kuli wurde zum Flusse gesandt, um eines der Flöße zu miethen, welche ausschließlich zur Befahrung des Ya-ho zwischen den Städten Ya-tzeu-fu und Kia-ting-fu dienen. Diese Flöße sind sehr einfach in ihrer Konstruktion; eine Anzahl großer Bambusstämme von etwa dreißig Fuß Länge und drei Zoll im Durchmesser werden nebeneinander an Querstücke gebunden und bilden so einen etwa sieben Fuß breiten Boden, in dessen Mitte ein zwei Fuß breites Gerüst, ebenfalls aus Bambus, angebracht wird, das zwei Fuß über den Boden erhöht ist, und dort wird Ladung und Gepäck untergebracht. Einige der größeren Flöße können anderthalb Tonnen Ladung tragen, und liegen dann doch nicht tiefer als drei Zoll im Wasser. Sie werden von drei Männern geführt, deren zwei vorne mit Rudern und der dritte hinten mit einem langen Steuerruder versehen sind, mit welchem das Floß in tiefem Wasser gesteuert, an seichten Stellen und in den Stromschnellen geschoben wird. Diese Fahrzeuge sind vorzüglich zum Hinabschiffen über die Stromschnellen geeignet, da sie leicht steuerbar sind, sehr gut schwimmen und nicht tief gehen. Selbst wenn sie an einen Stein oder Felsen anstoßen, während sie über die Stromschnellen schießen, so ist keine Gefahr vorhanden, und es ist einfach unmöglich, sie umzuwerfen. Die Bambus werden von dem Verbleiben im Wasser sehr glatt und gleiten über den kiesigen Grund ohne Schaden hinweg, wenn sie ihn berühren sollten.

Während wir auf die Rückkehr des Kuli warteten, frühstückten Philipp und ich in einem eleganten Theehause, dessen Eigenthümer dachte, daß ich ein Mandarin sei und deßhalb ein

reiches Diner auftischte, das aus einer Anzahl von Gerichten bestand, unter denen sich auch gebackener Hundeschinken befand! Als diese Delikatesse auf den Tisch gesetzt wurde, erschien mein Wirth und theilte mir mit, daß ich Glück habe, denn er hätte zufälligerweise einen angeschnittenen Hundeschinken im Hause, den er erst einige Tage zuvor von Tschung-Tsching erhalten hätte. Wenn ich auch wußte, daß die Chinesen Hundeschinken als Delikatesse betrachteten, so war ich doch nicht recht darauf vorbereitet, mit ihm in Berührung zu kommen; man kann sich deßhalb denken, daß ich einigermaßen erstaunt war, als man mir mittheilte, daß dieses unreine Fleisch faktisch vor mir stand, und mir wirklich von seinem schmackhaften Geruche bereits der Mund wässerte. Einige Minuten lang machte sich das Vorurtheil geltend und ich war auf dem Punkte, das abscheuliche Gericht hinwegzuschicken; aber da es Philipp zu schmecken schien, machte sich die Vernunft wieder bei mir geltend, und stritt so heftig gegen das Vorurtheil, indem sie fest auf der Thatsache fußte, daß ich ein Reisender sei, der Alles mit unparteiischem Auge sehen und notiren solle, daß ich, um mich als unparteiischer Richter zwischen Verstand und Vorurtheil zu bewähren, mit stoischer Ruhe das Hündchen versuchte. Ein Versuch wurde von einem zweiten gefolgt, und resultirte in einem günstigen Urtheile für den Verstand und nach einem herzhaften Mahl' entschied ich dahin, daß der Hundeschinken köstlich im Geschmacke, gut geräuchert, zart und saftig sei.

Als der Wirth gehört hatte, daß der Yang-jen, als welchen ich mich bei diesem Versuche verrieth, sein Vorurtheil überwunden hatte, brachte er mir den Schinken, um ihn mir zu zeigen. Er war sehr klein — nicht größer als der Schenkel eines mittelgroßen Saugferkels; das Fleisch war dunkel und das Haar hatte man sorgfältig entfernt, jedoch die Pfote als Beweis der Echtheit belassen, wie der Wirth sagte. Hundeschinken sind in China mit Recht als eine große Delikatesse geschätzt und bringen als solche sehr hohe Preise ein, indem sie bis zu fünf Taels pro Pfund kosten. Sie werden hauptsächlich in der Provinz Hu-nan geräuchert, wo man Hunde einer besonderen Race zu diesem Zwecke mästet. Hu-nan ist auch wegen seiner Schweine berühmt, und treibt einen großen Handel in

Speck und Schinken, besonders in Schweineschinken, welche in dem gleichem Raume mit Hundeschinken geräuchert wurden und die dadurch einen feineren Geschmack angenommen haben sollen.

Sobald wir unser Frühstück beendigt hatten, schrieb ich an den Bischof in Ta-tsian-lu einen Brief, den Philipp (wenn ich mich jetzt auch auf Chinesisch verständlich machen konnte, so konnte ich doch nicht schreiben) adressirte, und in einem der zahlreichen Postbüreaus aufgab, welche in jeder Stadt Chinas vorhanden sind, und stets von Privaten oder Gesellschaften gehalten werden, die nicht unter der Aufsicht der Regierung stehen. Wenn die Briefe auch oft Monate in Anspruch nehmen, um ihre Adressaten zu erreichen, besonders wenn diese sich in einem entfernten Theile des Reiches befinden, so gehen sie doch selten verloren. Postbüreaus werden jedoch von den Beamten nicht mit günstigen Augen angesehen, welche in ihnen ein Prinzip erkennen, das fähig ist, sich zu einer großen Wohlthat für das Volk zu entwickeln. Die Regierung macht selten oder nie von den Posten Gebrauch, außer indem sie die Kuriere für ihre eigenen Zwecke in Beschlag nimmt, in welchem Falle die Eigenthümer der Postbüreaus für die Ehrlichkeit ihrer Diener verantwortlich sind und das Publikum auf seine Briefe warten mag. Die Taxen sind mäßig; 250 Tschen mußte ich für meinen Brief nach Ta-tsian-lu bezahlen.

Bald nachher kehrte der Kuli zurück, um anzukündigen, daß das Floß bereit stehe und ich ging zum Flusse hinunter, nachdem ich zwei Kulis vorerst mit meinen Maulthieren über Land nach Kia-ting abgesandt hatte, das zwei Tagemärsche entfernt lag.

Wir waren bald auf dem Floße bequem untergebracht und begannen, die rasche Strömung des Ya-ho hinunterzuschwimmen, der uns durch ein schönes Land führte, welches der Reis- und Wachskultur gewidmet war. Während der Fahrt nach unserem Ziele, Kia-ting-fu, begegneten wir Hunderten von Flößen, welche mit Samschu, Oel, Baumwollzeug, Tabak und Zucker für Ya-tzeu-fu beladen waren, und von denen jedes durch zwei Männer stromaufwärts gezogen wurde. Hie und da passirten wir Reihen von ihnen, welche eine Viertelmeile lang waren.

Gyps wird in der Umgegend von Kia-ting viel gewonnen,

und wir kamen an zahlreichen Gruben desselben vorüber, die sich auf dem Ufer des Flusses befanden. Dieses Mineral wird in China viel gehandelt, und in ausgedehnter Weise zur Bereitung einer Art Erbsenkuchen*) verwendet. Das Erbsenmehl wird während des Mahlens mit gepulvertem Gyps gemischt und in Kuchen geformt, welche aufbewahrt werden, bis sie schimmelig sind, und dann als Delikatesse mit Reis gegessen werden. Der Geschmack dieser Mischung ähnelt demjenigen eines bereits stark faulen Käses.

Sobald unser Floß an den Stufen des Zollhauses zu Kia-ting befestigt war, kam ein Beamter an Bord, der mich um Namen, Reiseziel und Stand frug, worauf ich antwortete: „Ta Ing-qua, Tang Kupah, tau Pa-tschin". (Wörtlich: Unterthan des großen England, Tang Kupah, nach Peking.) Den ehrenwerthen Herrn schien diese Aussage in Verlegenheit zu setzen; er frug: „Ta Ing-qua, was für ein Land ist das! Liegt es bei Peking?" — „Nein," antwortete ich, „es liegt am anderen Ende des Meeres." — „Ah, ich verstehe! Yang-jen, oh! Gut, gib mir Deine Karte." Er nahm diese und ging. Nachdem wir angelandet hatten, gingen wir am Zollhause vorüber, ohne aufgehalten zu werden, und nahmen in einem Gasthause Quartier.

Ich hatte während meiner Reisen so viel von der Berühmtheit Kia-tings gehört, daß ich mir vornahm, hier drei Tage zu rasten, und mir die Stadt zu betrachten; aber leider begann es bald nach meiner Ankunft zu regnen, und dies dauerte mit wenigen Unterbrechungen während der nächsten drei Tage fort, so daß ich keine Gelegenheit hatte, den berühmten heiligen Berg Omi-schan zu sehen, der zwei Tagereisen südlich von Kia-ting liegt und ihm viel von seiner Berühmtheit verleiht. Omi-schan wurde mir als ein konischer Berg von ungeheurer Höhe beschrieben, dessen Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt ist, und nach chinesischer Versicherung kommen die Pilger, welche seinen Gipfel in den Monaten Juni, Juli und August erklimmen, nacheinander

---

*) Richtiger Erbsenkäse, da das Pflanzenkasein hier die Rolle des Milchkaseins vertritt, und dieselben Gährungsprozesse wie beim Milchkäse auftreten. Anm. d. Uebers.

durch alle vier Jahreszeiten, weil dann seine höchste Spitze mit ewigem Schnee bedeckt ist, während seinen Fuß das üppige Grün des Sommers bekleidet. Hunderte von prachtvollen Buddhistentempeln sind in Zwischenräumen bis zum Gipfel selbst erbaut, wohin Tausende von Pilgern jährlich von der Mongolei, von Corea, Peking, H'lassa und allen übrigen Theilen Chinas kommen, und, da sie alle Kia=ting passiren, den Ruf dieser Stadt nach allen Richtungen hin verbreiten.

Vom Flusse aus gesehen, bietet Kia=ting einen malerischen Anblick dar, und verbreitet sich über den Ausläufer eines Berges, der den Tschen=tu=Fluß, wie der Min oberhalb dieser Stadt genannt wird, von dem Ya=ho und Ta=teu=ho getrennt. Die Stadt ist von einer schöngebauten Steinmauer umgeben, die auf den niedrigen Sandsteinfelsen erbaut ist, in welche kolossale Figuren buddhistischer Götter gemeißelt sind, während die Mauer selbst von dichten immergrünen Schlingpflanzen bedeckt war, zwischen denen stellenweise die Zinnen hervorsahen, und ein Bild gaben, das mich an die alten, epheuumrankten Thürme Englands erinnerte. Das Innere der Stadt zeigte jedoch dieselben engen, schmutzigen Straßen, ruinenartigen Gebäude und Schmutz=anhäufungen, welche die meisten chinesischen Städte charakterisiren. Europäische Zeuge und Läden zum Verkaufe von Droguen waren zahlreich vertreten. Ein bedeutender Handel in Medizinen wird zwischen den Droguenverkäufern von Kia=ting und den Lolos, sowie anderen Stämmen getrieben, welche das Land im Westen des Min=Flusses bewohnen, und die zahlreichen, für chinesische Verhältnisse recht guten Gasthäuser sind fortwährend mit Pilgern gefüllt. Der Handel von Kia=ting ist jedoch nicht so bedeutend, als man aus seiner Stellung als Hauptstadt des großen Wachs= und Seide=Distriktes von Sze=tschuen schließen könnte; es wird wirklich wenig oder keine Seide oder Wachs aus ihm exportirt. Hung=ya=tschien und andere große Städte an den Flüssen Tschen=tu und Ya=ho exportiren die Produkte des Distriktes nach Tschung=Tsching und anderen Theilen Chinas, während Kia=ting=fu nur den Transitzoll erhebt.

Am zweiten Tage besuchte mich ein chinesischer Christ, von dem ich hörte, daß ein protestantischer Missionär die Stadt im Anfange dieses Jahres besucht und eine Anzahl religiöser Bücher

vertheilt habe, von denen sich eines in den Händen des Gastwirthes befand und als ein Exemplar des neuen Testamentes in chinesischer Sprache erwies. Der Eigenthümer zeigte mir das Buch, setzte mit einem feierlichen und weisen Ausdruck seine Brillen auf und schlug folgende Stelle auf: „Es ist leichter für ein Maulthier (Kameel in anderer Version), durch ein Nadelöhr zu gehen, als für einen reichen Mann, das Himmelreich zu erlangen". Nachdem er diese Worte gelesen hatte, so sah er mich über seine Brillen an, und frug mich in einer sehr verächtlichen Weise, ob es irgend jemand möglich sei, einer solchen Aussage beizustimmen, und ob die Fremden dies wirklich glaubten. Es war seit dem Beginn meiner Reisen in China mein unveränderliches Maxim gewesen, religiöse Streitigkeiten zu vermeiden, weßhalb ich jetzt antwortete, daß ich kein Religionslehrer, sondern nur ein demüthiger Schüler des Confucius wäre; aber glaube, die Bedeutung der Stelle über das Durchgehen eines Maulthieres durch ein Nadelöhr erklären zu können, worauf ich das Wort „Nadelöhr" in dem Sinne auslegte, in welchem es in dem erwähnten Satze gebraucht war. Dies besänftigte meinen Wirth einigermaßen, der bemerkte, daß er nicht daran zweifle, daß die englischen Lehrer es schwierig fänden, die Blumensprache zu lernen, und es am Ende ebensogut wäre, wenn sie deßwegen für die Chinesen keine religiösen Bücher schreiben würden.

Als ich allein war, konnte ich nur bedauern, daß die lobenswerthen Bemühungen des Missionärs in Kia-ting nicht von mehr Erfolg begleitet waren. Da jedoch wenig Zweifel darüber vorhanden sein kann, daß die selbstverläugnenden und fleißigen protestantischen Missionäre, sobald es für die Europäer sicherer wird, in China zu reisen, auf dieses neue und ausgedehnte Arbeitsfeld übergehen werden, auf welchem ihre Energie, Treue und ihr wohlbekannter friedliebender Einfluß, wenn auch keinen Erfolg, so doch Bewunderung von ihren Beschützern in England erringen wird.

Die Einwohner von Kia-ting waren so freundlich und höflich, daß ich in der Stadt vollkommen allein spazieren ging, und mir am letzten Nachmittage meines Aufenthaltes das Seidenviertel der Stadt besah. Die Bezeichnung „Kia-ting-Seide" ist unter

den europäischen Kaufleuten in Schang-hai so wohl bekannt, daß ich etwas zu sehen hoffte, was einen Besuch der Webereien verlohnte. Es ergab sich jedoch, daß nur eine ordinäre Sorte Seide in Kia-ting fabrizirt und alles feinere Rohmaterial nach Tschen-tu und Tschung-Tsching gesandt wird, wo es in die prachtvollen Stoffe verwandelt wird, welche unter dem Namen Kia-ting Seide bekannt sind, und die also ihren Namen von dem gleichnamigen Distrikte entnimmt, wo sie wächst und nicht von der Stadt selbst. Also auch in dieser Hinsicht waren meine Erwartungen über Kia-ting enttäuscht.

Während meiner Spaziergänge versuchte es Philipp, der im Gasthause zurückgeblieben war, um die Maulthiere einem Käufer zu überliefern, einige Hirschgeweihe zu verkaufen, welche er in Tübet erworben hatte. Die jungen, noch mit sammtartigen Baste bedeckten Geweihe der Hirsche sind, wie ich schon erwähnt habe, bei den Chinesen als eine stärkende Medizin im Gebrauche. Die Geweihe werden pulverisirt und dann zu Pillen gedreht, welche geröstet und von den Alten und Schwachen gegessen werden, welche diesen Pillen die Eigenschaft zuschreiben, ihre jugendliche Kraft wieder herzustellen. Philipp hoffte seinen Vorrath mit drei- bis vierhundert Prozent in Kia-ting losschlagen zu können; aber, als er ihn den Droguenhändlern vorzeigte, erwiesen sich viele derselben als Nachahmungen. Anstatt junge Geweihe zu sein, waren sie alte, die künstlich mit dem Felle junger Hirsche überzogen worden waren. Die Nähte, welche wunderschön gearbeitet waren, hatte man mit dem Schmutze verdeckt, mit welchem man sie stets beschmiert, um sie zu konserviren. Der arme Philipp wurde zum Hanswursten des Hotels; aber glücklicherweise verkauften sich die wenigen echten Geweihe gut und blieb ihm außer seiner Auslage noch ein schöner Profit; aber daß ihm die Geschichte nicht aus dem Kopfe ging, ersah ich daraus, daß er oft bemerkte, die Tübetaner seien große Diebe. Ich war darüber ungemein belustigt, denn ich hatte mich gegen seine Anlage in Hirschgeweihen ausgesprochen, da ich nicht wünschte, daß das Gepäck für unsere Thiere vermehrt würde und weil ich außerdem bemerkt hatte, daß einige der Geweihe mit Haar bedeckt waren, das dem Baste der jungen Geweihe nicht ganz ähnlich sah, worauf ich meine Zweifel über

die Echtheit derselben aussprach; aber Philipp hatte den Gedanken an einen Betrug verlacht, indem er sagte, daß die Tübetaner zu solchen Streichen nicht schlau genug wären.

Nach einem dreitägigen Aufenthalt in Kia-ting schifften wir uns mit etwa einem halben Dutzend anderer Passagiere an Bord einer kleinen, stark beladenen Dschunke ein, welche vier Fuß sechs Zoll Tiefgang hatte, und fuhren den Min-Fluß hinunter nach Tschung-Tsching. Während wir so rasch durch eine herrliche Gegend auf der Strömung hinglitten, bemerkten wir zahlreiche Salzbrunnen in dem rothen Sandsteine, welcher die Flußufer bildete. Diese Brunnen gehören zu den Wundern Chinas und Abends, als wir für die Nacht am Ufer anlegten, war ich in den Stand gesetzt, mehrere von ihnen zu besuchen, die sich nahe an unserem Ankerplatze befanden. Einer derselben war vierzehnhundert Fuß tief in den rothen Sandstein gebohrt, mit einer Oeffnung von nur drei bis vier Zoll im Durchmesser. Ich war über diese enge Ausmündung sehr erstaunt, und dachte darüber nach, wie die Brunnen gebohrt worden waren. Ich wurde jedoch bald über diese Frage aufgeklärt, denn die Männer an diesem Brunnen deuteten auf einen anderen, der im Begriffe war, gebohrt zu werden, und erst hundert Fuß Tiefe hatte. Die Arbeiter verwendeten eine runde Stahlstange, die fünf Fuß lang und anderthalb Zoll stark war, und an deren einem Ende ein Ring angebracht war, während das andere Ende in eine breite, flache Kante endigte. An den Ring war ein starker Bambusstrick befestigt, welcher über eine Art Winde lief, die über dem Loche befestigt war, und mittelst welcher die Stange einen oder zwei Fuß aufgezogen, und dann wieder fallen gelassen wurde; eine Arbeit, welche den Felsen nach und nach angreift, und womit, je nach der Härte desselben, ein Fortschreiten derselben von zwei bis sechs Zoll täglich stattfindet. Um die abgeschlagenen Stückchen Felsen aus dem Bohrloch herauszubringen, wird stets etwa zwei Fuß Wasser in demselben erhalten, und wenn dies von den sandartigen Trümmern dicklich wird, so zieht man die Stahlstange heraus, und ein langes Bambusrohr, das mit einem Ventil wie ein Brunnenrohr versehen ist, wird in das Bohrloch hinabgelassen. Sobald das Ventil das Wasser erreicht, so öffnet es sich und gestattet dem

Bambusrohr, bis auf den Boden zu sinken. Wenn man es nun heraufzieht, so schließt das Gewicht des sandhaltigen Wassers das Ventil und auf diese Art wird das Bohrloch gereinigt. Nachdem frisches Wasser eingegossen wurde, ist es wieder für den Bohrer bereit. Viele dieser Brunnen verlangen Jahre geduldiger Arbeit zu ihrem Bohren und haben großes Risico an Kapital und Arbeit im Gefolge, denn es kömmt oft vor, daß das Bohrloch nicht auf eine Salzquelle trifft, was natürlich das Verlassen desselben bedingt; oder der Strick bricht, wie es manchmal vorkommt, und Monate sind dann nothwendig, um an der unten liegenden Stahlstange vorbeizubohren. Salz ist jedoch so werthvoll, daß, wenn einmal eine Quelle erschlossen wird, der Profit ungemein groß ist.

Die Soole wird mit Bambusröhren in derselben Weise wie das sandhaltige Wasser herausgehoben und Ochsen werden verwendet, um eine riesige Trommelwinde zu drehen, über welche der Strick aufgewunden wird, an welchen das Rohr angebunden ist. In einigen Theilen Sze-tschuens strömt oft ein brennbares Gas aus diesen Brunnen, und macht ihre Ausbeute unmöglich, wenn es anbrennt, in welchem Falle Salzpfannen über den Flammen errichtet und die Soole aus den übrigen Brunnen in diese Pfannen zur Abdampfung geleitet werden. Im Distrikte Lu-tzeu, nicht weit von der Mündung des Min, ist das Salz sehr billig, und große Flächen sind mit Soolebrunnen bedeckt, deren Produkt durch das Feuer der verlassenen Brunnen abgedampft wird. Huc gibt in seinem „Chinesischen Reich" eine sehr schöne Beschreibung dieser Salz- und Feuerbrunnen.

Das Land war auf beiden Seiten des Flusses mit hochkultivirten Feldern von Zuckerrohr und Safran bedeckt und zeigte noch keine Spur des Herbstes. Die Tage waren sonnig und warm, während eine ungemein angenehm kühle Brise verhinderte, daß die Luft bei Tag oder Nacht drückend wurde. Wir passirten mehrere große Städte und Dörfer, die alle in blühendem Zustande zu sein schienen, obgleich die in Ruinen liegenden Vorstädte einiger Orte auf dem rechten Ufer die Spuren der Rebellen verriethen, welche im Jahre 1860 (während die ersten englischen Entdeckungsreisenden in diesen Gegenden: Blakiston, Sarel und Barton auf den Gewässern des oberen

Yang-tseu-kiang sich befanden) in Swi-fu wie ein Mann aufstanden, und, von dort vertrieben, am rechten Ufer des Min nach Kia-ting hinaufmarschirten, das sie zwar nahmen, aber dort bald nachher von den regierungstreuen Einwohnern überwältigt wurden. Von dieser Razzia der Rebellen datiren auch die zahlreichen Befestigungswerke her, welche von Zeit zu Zeit auf den Uferfelsen sichtbar wurden, und von denen manche ungemein malerisch waren. Unter den bemerkenswerthesten war das Dorf Kien-tscho-tschi, das auf dem quadratischen Gipfel eines hohen Felsen lag, und nur durch eine lange Reihe von aus dem Felsen gehauenen Stufen erreichbar war, die im Zickzack vom Flusse aus hinaufführten.

Nach einer zwei- und einhalbtägigen Fahrt auf dem Min hinunter, der in einem tiefen und bis zu einer Meile breiten Strome dahinfloß, ohne durch eine einzige Stromschnelle unterbrochen zu sein, erreichten wir die Stadt Swi-fu, die auf seinem rechten Ufer liegt, wo er sich mit dem Yang-tseu-kiang vereinigt. Swi-fu ist die letzte Stadt von Wichtigkeit am oberen Yang-tseu, der etwa hundert Meilen oberhalb unfahrbar wird. Während des Krieges, den die Chinesen gegen die Lolos und andere Stämme führten, welche zwischen dem Min und dem Kintscha-kiang wohnten, war Swi-fu die Basis der chinesischen Operationen, und blieb dann noch viele Jahre lang die Stadt, wohin die besiegten Stämme alljährlich kamen, um ihren Tribut zu bezahlen. Sie hat nun einen bedeutenden Handel in Oel und Zucker, welche nach Tschung-Tsching, dem großen Centralmarkte des westlichen Chinas, exportirt werden. Nach einem Aufenthalte von einer Stunde, welche dazu benutzt wurde, um Vorräthe einzukaufen, fuhren wir wieder weiter und glitten in die Strömung des Yang-tseu hinaus, der uns mit einer Schnelligkeit von etwa fünf Knoten in der Stunde hinabtrug. Der Fluß ging hoch, und zwar ungewöhnlich hoch für die Jahreszeit, und ich erwartete, in Tschung-Tsching über große Ueberschwemmungen in Hupeh zu hören; besonders nach den riesigen Fluthen, welche so vielen Schaden in Tübet und dem westlichen Sze-tschuen gethan hatten.

Während wir die ruhigen Gewässer des Min hinabgeschwommen waren, hatte ich mich in unserer schwerbeladenen

Dschunke verhältnißmäßig sicher gefühlt; aber als wir in den Yang-tseu mit seinen Stromschnellen, Wirbeln und Strudeln kamen, verwandelte sich das Gefühl der Sicherheit in fortwährende Unruhe. Hie und da, an Stellen, wo die Strömung des Flusses durch tiefversunkene Felsen gehemmt war, schien das Wasser mit betäubendem Brüllen, wie von einer Explosion aus der Oberfläche emporzukochen, und riesige, pyramidenförmige Wellen hoben manchmal das Hintertheil unserer Dschunke in die Höhe und tauchten ihren Bug unter, was, da ihr Deck sich nur drei Zoll über das Wasser erhob, nichts weniger als angenehm war. Am Tage nach unserer Abfahrt von Swi-fu wurde unser Fahrzeug in einen Wirbel gezogen, und drehte sich nun mit solcher Geschwindigkeit, daß uns allen schwindelig wurde. Wir bekamen eine große Menge Wasser in das Schiff und verloren vier Ruder, welche den Männern aus den Händen gerissen wurden. Glücklicherweise war der Wirbel kein stationärer und wir schossen deßhalb, nachdem wir eine Zeit lang umhergedreht worden waren, plötzlich wieder in die Hauptströmung des Flusses; doch war unser Schiff bis zum Sinken mit Wasser gefüllt. Es gelang uns jedoch gerade noch zur rechten Zeit ans Land zu kommen, und die Kaufleute begannen die Ladung des Schiffes ans Land zu bringen, die hauptsächlich aus Oel und Droguen bestand.

Die Eigenthümer der Ladung, welche unsere Mitpassagiere waren, sprachen kein Wort, bis sie sicher am Lande waren, vereinigten sich aber dann zu einem Chor von Schimpfwörtern, die sie über den Leuder wegen seiner Sorglosigkeit herabregnen ließen. Dies ging den ganzen Nachmittag fort, welchen sie benützten, um ihre Droguen auszupacken und sie in der Sonne zu trocknen. Der Streit zwischen dem Leuder, seiner Mannschaft und den Kaufleuten wurde endlich so heftig, daß sie an mich appellirten, um die Sache auszugleichen. Der Leuder schwor, daß die Kaufleute, welche seine Dschunke für die Reise gemiethet hatten, darauf bestanden, sie so voll Ladung zu stopfen, daß sie beinahe unlenkbar wurde. Die Kaufleute gaben zu, daß die Dschunke überladen war, und schlugen vor, einen Theil der Ladung in einem anderen Schiffe nach Tschung-Tsching zu senden, unter der Bedingung, daß der Leuder die Fracht bezahle,

da er die Schuld trage, ihnen erlaubt zu haben, sein Schiff zu stark zu beladen. Dies verweigerte der Leuder natürlich, indem er sagte, daß die Kaufleute fortfuhren, einzuladen, nachdem er sie schon gewarnt hatte, daß die Dschunke nicht sicher sei, und ich wurde über die Frage, wer die Extrafracht zu bezahlen habe, zum Schiedsrichter eingesetzt, indem beide Parteien sich mit meinem Urtheile zufrieden geben wollten, das wie ich hoffe, nicht durch die natürliche Furcht beeinflußt war, die Reise in der überladenen Dschunke fortzusetzen. Alle Parteien verfügten sich in ein Theehaus am Ufer des Flusses, wo ich, sobald wir alle mit Thee und Tabak versehen waren, meine großen, grünen Brillen mit einer weisen Miene aufsetzte, die zu meinen Jahren paßte (denn der geehrte Leser wird sich erinnern, daß mir Zopf und Unterrock ein sehr ehrwürdiges Ansehen gaben), und meine richterliche Thätigkeit aufnahm, welche ich mit der Bemerkung einleitete, daß ich unmöglich wissen könne, welche Aussage wahr wäre, und daß ich deßwegen den Streit mit Hülfe der Vernunft entscheiden würde. Ich gab meinen Urtheilsspruch dahin ab, daß, weil die Kaufleute die Dschunke um dreißig Taels nach Tschung Tsching gemiethet hatten, ohne die Menge der Ladung zu bestimmen, es vernünftigerweise angenommen werden könne, daß der Leuder, der von einer Ueberladung keinen Vortheil hatte, dagegen protestirt haben müsse, daß man sein Schiff bis zur Gefährlichkeit belade. Es sollten daher die Kaufleute die Extrafracht bezahlen. Diese Entscheidung wurde sofort ausgeführt und ein Theil unserer Ladung zu meiner großen Erleichterung auf eine andere Dschunke geschafft.

Am nächsten Morgen setzten wir unsere Reise in der Dschunke fort, welche um drei Zoll weniger einsank und nun vollkommen sicher war, und am dritten Tage nach unserer Abreise von Swi-fu kamen wir in Tschung Tsching an, wo Philipp und ich bald in unserem alten Quartier einlogirt waren.

Mein alter Freund Fan, der christliche Kaufmann, erschien bald aus seinem nebenanliegenden Laden, und umarmte mich mit großer Rührung, während er mir im Vertrauen mittheilte, daß er, als ich Tschung Tsching damals verlassen hatte, mich als todt betrachtet und zur Jungfrau für mich gebetet hatte.

Dann zog er aus den Tiefen einer geräumigen Tasche, welche an seiner Seite hing, ein Stück brauner Windsorseife, welches er behandelte, als ob es ein werthvoller Kunstgegenstand sei, und mir mit einer Miene hinhielt, welche unverkennbar sagte: „Nun, was denkst Du dazu?“ Ich dankte dem guten Kerl für seine Aufmerksamkeit und zog mich zurück, um mich recht gründlich zu waschen, ein Genuß, den ich seit Ta-tsian-lu entbehrt hatte, wo mein letztes Stück Seife auf unerklärbare Weise verschwunden war.

Am nächsten Tage kam Pater Deschamps, der Sekretär des Bischofs, um mich zu besuchen, und ich hörte von ihm, daß die Expedition, welche unter Major Sladen von Bhamo nach Tali-fu abgesendet worden war, von Momien aus zurückgekehrt sei, da der Zustand des Landes es unrathsam scheinen ließ, nach der mohamedanischen Hauptstadt vorzudringen. Hätte ich nur gewußt, während ich im Ya-mun zu Weisi war, daß Major Sladen und sein Trupp nur 120 Meilen von mir entfernt waren, so hätte ich mich auf irgend eine Weise mit diesem Offizier in Verbindung gesetzt, und mich sehr wahrscheinlich mit ihm vereinigen können. Was ich weiter von dem Pater über die französische Expedition hörte, welche schließlich Yünnan-fu erreichte, gab mir genügenden Grund, mir selbst darüber zu gratuliren, daß mir der Tze-fan-Häuptling nicht gestattet hatte, nach Tali-fu zu gehen, wo ich zweifellos mein Leben verloren hätte. Es schien, daß auf Grund einer unaufgeklärten Streitursache, welche sich zwischen den Offizieren der französischen Expedition erhob, Lieutenant Garnier, der zweite Kommandirende, seinen kommandirenden Offizier in der Stadt Yünnan-fu gelassen hatte, und nach Talifu marschirt war, wo er sofort durch die mohamedanischen Behörden arretirt worden wäre, wenn ihn nicht einige französische Missionäre zeitig gewarnt, und ihm dann zur Flucht verholfen hätten, denn sonst wäre er als Spion getödtet worden. Das Haupt der Expedition hatte, ohne Wissen des Lieutenant Garnier, wobei es ihm, wie es scheint, unbekannt war, daß er zu einem Alliirten des mohamedanischen Kaisers sprach, dem Vicekönig zu Yünnan-fu vorgeschlagen, einige Kanonen und französische Soldaten nach Yünnan zu schicken, um die Mohamedaner zu vernichten. Die Nachricht von diesem Vor-

schlage war sofort dem Kaiser Dau-win-schiau überbracht worden, und Lieutenant Garnier wäre verloren gewesen, wenn ihm die Missionäre nicht rasch geholfen hätten.

Er entwischte aus Tali-fu, ohne daß er die Ursache der mohamedanischen Feindseligkeit kannte, und hat seitdem, wie ich bedaure zu hören, sehr ungünstig über die Mohamedaner berichtet. Der mohamedanische Kaufmann, den ich in Weisi-fu gesehen, hatte mir diese Geschichte bereits erzählt, allein ich hatte ihr sehr wenig Bedeutung beigelegt, indem ich sie für eine Ente hielt; aber sie trug nun dazu bei, zu erklären, was mich verwirrt hatte, nämlich, daß ich, trotzdem ich mehrere Wochen wenige Tagereisen von Tali-fu entfernt zugebracht hatte, keine Mittheilungen über die Anwesenheit der französischen Expedition gehört hatte.

Nachdem Pater Deschamps fortgegangen war, sandte ein chinesischer General, der das Zimmer neben dem meinigen bewohnte, einen Soldaten, um zu sagen, daß er meine Büchse und meinen Revolver besehen wolle. Ich fühlte mich wenig dazu geneigt, höflich gegeu einen aus der Klasse zu sein, die mir so viele Schwierigkeiten bereitet hatte, und antwortete deßhalb, daß er kommen und die fremden Waffen besehen könne, da ich nicht die Gewohnheit habe, sie aus meinen Augen zu lassen. Der Soldat kehrte bald mit einer höflichen Einladung zurück, meine Gewehre zu bringen, und ich machte dem General meinen Besuch. Ich war vollständig darauf vorbereitet, die gewohnte Höflichkeit eines chinesischen Gentleman zu finden; aber General Tin übertraf an Feinheit der Manieren und Höflichkeit alle Chinesen meiner Bekanntschaft. Er war kleiner als mittelgroß und seine sehr helle Gesichtsfarbe gab ihm ein kränkliches Aussehen; sein fehlerfreier Anzug, niedlicher kleiner Zopf und lange Fingernägel verriethen den chinesischen Stutzer; aber die ungemeine Zartheit seiner Manieren und Stimme machten sofort einen sehr guten Eindruck auf mich. Unter diesem angenehmen Aeußeren versteckte sich jedoch der Stolz des Tartaren, den er insoweit überwunden hatte, daß er einen Yang-jen in seine Gegenwart kommen ließ. Da es mir nicht unbekannt war, daß er im Gasthause zurückgehalten wurde, um auf eine Geldsendung zu warten, mit welcher er seine Rechnung bezahlen wollte, die seine Verschwendung zu einer bedeutenden Summe hatte anschwellen lassen, war es mir

deßwegen ermöglicht, den Charakter des Mantschu kennen zu lernen, der von demjenigen des wahren Chinesen sehr absticht, denn als er frug, ob ich meine Büchse verkaufe, so bat ich ihn, sie als Geschenk anzunehmen; aber das stolze Blut schoß ihm ins Gesicht, als er sie ausschlug und er sagte: „Ich will die Büchse behalten und meine Offiziere sollen Dir jede Summe senden, welche Du dafür verlangst." Entschlossen, mich nicht überbieten zu lassen, antwortete ich stolz, daß ich die Büchse nicht zu verkaufen wünsche und mich nur von ihr trennen würde, wenn er sie annähme. Dies brachte den General vollständig aus der Fassung und zwar so, daß er mich beschuldigte, ein stolzer Mann zu sein und mir mit ausgezeichneter Delikatesse zu verstehen gab, daß seine unglückliche Lage ihn daran hindere, mir ein passendes Gegengeschenk anzubieten und er das Gewehr deßhalb nicht annehmen könne. Wir wurden große Freunde, und zwar umsomehr, als General Tin in höchstem Maße die Liebenswürdigkeit des Benehmens zeigte, welche mir die Gesellschaft eines chinesischen Gentleman stets so angenehm gemacht hat; und wirklich muß ich gestehen, daß, was wahre Höflichkeit anbelangt, die Chinesen aller Klassen mit allen Nationen wetteifern könnten und die Palme erringen würden.

Die Schwierigkeiten, welche mit der Auftreibung eines Bootes verbunden waren, hielt uns einige Tage in Tschung-Tsching zurück. Endlich erklärte sich jedoch der Leuder einer kleinen Passagierdschunke bereit, uns für 35,000 Tschen nach Scha-su zu bringen, und ich schiffte mich am 31. Oktober ein, bis zum Flusse von meinem alten Freunde Fan und einem Trupp Soldaten begleitet, welche der General Tien als eine Erkenntlichkeitsbezeugung für meine Büchse sandte, welche ich ihm durch Philipp überreichen ließ, kurz ehe ich dem Gasthause meinen Rücken zuwandte.

Etwa zwölf Meilen unterhalb Tschung-Tsching fuhr unser Leuder an einem Zollkanonenboot vorbei ohne anzuhalten und dieser Mangel an Respekt seinerseits wurde rasch von einem Schusse des Kanonenbootes gefolgt, der unangenehm nahe an die Dschunke kam und den Leuder veranlaßte, sofort beizulegen und auf das Boot voll Beamten zu warten, das sofort an unser Schiff gesandt wurde.

Der Leuder wurde Hals über Kopf in das Boot geworfen und mehrere Männer nahmen unser Schiff in Führung. Die ganze Geschichte war so plötzlich geschehen, daß ich keine Zeit hatte, den viceköniglichen Paß zu produziren, ehe wir schon Gefangene waren; als ich ihn jedoch unseren Angreifern übergab, änderte sich die Sachlage bald und wir wurden unter vielen Entschuldigungen freigelassen; aber da der obere Beamte es für gut gefunden hatte, mich anzuspeien und mich einen fremden Hund zu nennen, als er an Bord kam, so sagte ich ihm, daß ich ihn nach Qui-fu mitnehmen wollte, und, meiner Drohung Ausdruck gebend, ließ ich sein Boot etwa fünf Meilen weit den Strom hinab im Schlepptau, wobei ich wohl wußte, daß er das Vergnügen haben würde, den Rest dieses Tages in seinem Boote zuzubringen, um wieder zurückzukommen.

Am vierten Tage nach unserer Abreise von Tschung-Tsching erreichten wir Qui-fu, wo die Behörden, wie bei meiner früheren Anwesenheit, anfangs sehr unangenehm waren, aber bald Tang Ta-jen erkannten und sich beeilten, unsere Dschunke abzufertigen. Gerade nachdem wir in die Fung-si-yang oder Windschachtel-Schlucht eingefahren waren, kamen wir mit einer großen, schwerbeladenen Dschunke in Kollision, wobei unser Schiff beinahe umgeworfen und bedeutend beschädigt wurde. Von Tschung-Tsching an war unsere Reise sehr langweilig; die Tage wurden unleidlich lang, als wir uns dem Ziele unserer Reise näherten. Ich hatte keine Bücher oder andere Gegenstände, um mich mit ihnen zu beschäftigen; ich konnte nicht gehen wie auf meiner Hinreise, da wir durch die Strömung des Flusses etwa fünf Meilen in der Stunde weitergetragen wurden; es blieb also nichts übrig, als zu essen, trinken und schlafen und zum Zeitvertreib chinesisch Schach zu spielen, wobei Philipp und ich Stunden lang sitzen blieben. Unter den Chinesen wird Schach als ein edles Spiel betrachtet; aber wie sie es spielen, unterscheidet es sich sehr von dem unsrigen. Die Figuren, deren es mehr als bei uns sind, heißen Kaiser, Kaisergarde, Elephanten, Kanonen, Pferde und Soldaten. Die Bewegungen der Pferde entsprechen unseren Läufern, diejenigen der Kanonen unseren Thürmen, der Elephant unserer Königin. Das Schachbrett ist durch Linien in Quadrate getheilt; aber die Figuren stehen nicht auf den letzteren, sondern

bewegen sich auf den Linien von Punkt zu Punkt ihrer Durchkreuzungen. Das Spiel verlangt viele Uebung, ehe man es gut spielen kann und ist genau so künstlich in seinen Manövern als das europäische Schachspiel. Philipp erzählte mir eine Geschichte über einen der alten Könige, die sich auf das Schachspiel bezieht und wahrscheinlich einigen meiner geehrten Leser bereits bekannt ist und das Alter des Spiels unter den Chinesen zeigt. Zu alter Zeit, als das Kaiserreich China noch in acht unabhängige Königreiche getheilt war, setzte der König der beiden San-sis, also der Provinzen Schan-si und Schen-si, sein Königreich auf eine Partie Schach mit einem Nachbarkönig und verlor sie. Die Chinesen sagen selbst, daß das Spiel vom Westen i. e. von Indien her eingeführt wurde, was durch die Thatsache bestätigt zu werden scheint, daß eine der Figuren „Tschiang", ein Elephant, genannt wird. Das Schachspiel ist sicherlich schon sehr lange unter ihnen verbreitet und wird mit Recht als eine wissenschaftliche Unterhaltung bezeichnet.



Schubkarren mit doppelten Handhaben.

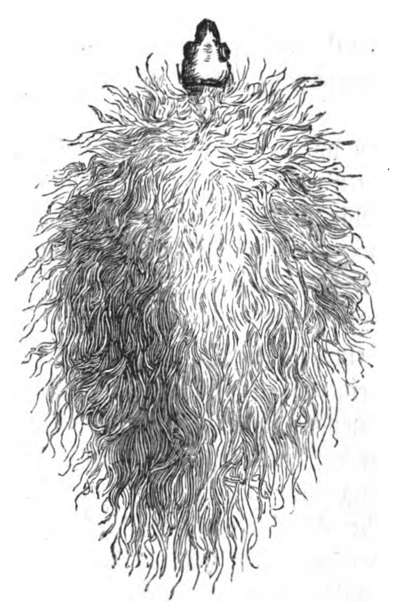
Von der Zeit an, zu welcher wir Qui-fu verließen, bis vier Tage nachher, als wir in Scha-su ankamen, lag ich am Fieber darnieder und mußte in einer Sänfte getragen werden, als wir unsere Dschunke gegen ein Seeboot vertauschten, welches am unteren Ende der Stadt lag. Dies zog die Aufmerksamkeit

einer Menge Herumlungerer an, welche mich als Fremden erkannten und Yang Kwai-tseu und andere Ausdrücke zu rufen anfingen, die, als die Kulis abmarschirten, von einem Steinregen gefolgt wurden, von denen einer durch das Fenster an der Rückseite flog und mich an den Kopf traf. Glücklicherweise war die Menge mit diesem Zeichen der Feindseligkeit gegen den fremden Teufel zufrieden und wir erreichten unser neues Boot in Sicherheit. Das Gepäck, welches auf einem eigenthümlichen, in Hupeh üblichen, mit Handhaben an beiden Enden und zwei Mann Bedienung versehenen Schubkarren gefahren wurde, kam bald nachher an, worauf wir ohne weitere Schwierigkeiten abstießen und bis Sonnenuntergang schon mehrere Meilen von Scha-su entfernt waren.

Wir ankerten an der Seite eines Bootes, das mit ungeheuren Quantitäten von Krebsen für Tschung-Tsching beladen war. Diese Krebse werden im Frühjahr und Herbst in den Seen gefangen und nach Sze-tschuen gesandt, wo man sie als einen großen Leckerbissen betrachtet. Die Boote, in welchen sie transportirt werden, sind mit Reihen von Schüsseln versehen, welche je etwa einen halben Liter Wasser enthalten und jeder Krebs hat seine eigene Schüssel, welche sorgfältig jeden Tag mit frischem Wasser gefüllt wird. Die Krebse werden mit rohem, gehacktem Fleische gefüttert und überstehen, in dieser Weise gehalten, die vierzig bis fünfzig Tage dauernde Reise, während welcher nicht mehr als einer aus hundert zu Grunde geht. In der Seegegend werden diese Krebse für etwa drei Tschen pro Stück verkauft, während sie in Tschung-Tsching drei Taels pro Stück kosten. Außer Krebsen gab es auch eine Anzahl einer kleinen Wasserschildkrötenart, welche die Chinesen behaarte Schildkröten nennen. Diese sonderbaren kleinen Thiere sind etwa zwei Zoll lang und ihr Rücken ist mit langem, convervenartigem, grünlichem, haarähnlichem Wuchs bedeckt. Da die Schildkröte in China ein heiliges Thier ist, so machen die Chinesen aus diesen behaarten Schildkröten Lieblingsthiere und halten sie während der Sommermonate in Schüsseln mit Wasser; für den Winter dagegen begraben sie dieselben im Sande. Ein kleiner See in der Provinz Kiang-si ist wegen dieser sogenannten haarigen Schildkröten berühmt und viele Leute verdienen sich

ihren Lebensunterhalt durch den Verkauf dieser sonderbaren kleinen Thiere.

Den Tag nachdem wir Scha-su verlassen hatten, war es mir möglich aufzustehen und die frische Luft auf dem Verdecke unseres Bootes zu genießen; wir befanden uns schon auf den Seen, welche ungewöhnlich hoch mit Wasser gefüllt waren, und auf jedem See befanden sich Flotten kleiner Boote, deren Insassen sich damit beschäftigten, die Wasserpflanzen zu ernten,



Behaarte Schildkröte.

welche während des Sommers heranwachsen. Die Schiffer gebrauchten lange Doppelrechen, die wie Zangen arbeiteten, um die Pflanzen abzureißen, welche in der Umgegend als Dünger verwendet werden.

Wir kamen nun dem Ende unserer langen Reise nahe und die Aussicht auf ihre Beendigung war eine Quelle der Freude für Philipp und mich, die jedoch durch beiderseitige Gefühle des Bedauerns getrübt wurde, daß unsere Ankunft in Hankeu uns trennen würde, die wir mehr als zehn Monate lang Entbehrungen

und Gefahren getheilt hatten, in welchen Philipp durch muthige Treue und respektvolle Freundschaft meine unveränderliche Achtung und Dankbarkeit verdient hatte, denn gar oft wäre mein Schicksal schwerer zu tragen gewesen, wenn nicht das freundliche und zarte Benehmen Philipp's mich aufgerichtet hätte.

Am fünften Tage nach dem Verlassen Scha-sus kamen wir aus den Seen und fuhren in den Yang-tseu bei Kin-keu wieder ein, wo wir unsere Segel einer günstigen starken Brise boten, und um zehn Uhr Abends am 11. November 1869 banden wir unser Boot an einen der Quais in Hankeu an, wo ich mit offenen Armen von meinen Freunden, den Herren Drysdale und Ringer, empfangen wurde. Oh das warme Bad, Nachtessen und englische Bett dieses Abends! Man muß als Chinese gereist sein, um die Genüsse dieser gewöhnlichen europäischen Luxusobjekte verstehen zu können.

Nach einer mehrtägigen Rast in Hankeu, während welcher die ansässigen Europäer mit einander wetteiferten, mir die liebenswürdigste Gastfreundschaft zu erzeigen, nahm ich von Philipp Abschied, der mir versprach, in Schanghai binnen eines Monates zu mir zu stoßen, um mich bei einem projektirten Versuche zu begleiten, Bathang von Assam aus zu erreichen, und fuhr nach Schanghai ab, wohin mir die Nachricht über meine Gefangenschaft in Weisi-fu durch die französischen Missionäre vorangegangen war.

Als wir an der Stadt Yang-tscheu in der Provinz Nganhoei vorüberdampften, sahen wir die englische Flotte, welche heraufgesandt worden war, um Genugthuung für einen Anfall zu fordern, den einige protestantische Missionäre erlitten hatten, welche geprügelt und anderweitig mißhandelt worden waren. Der Anblick einer britischen Flotte auf dem Yangtseu zu solchem Zwecke war wirklich bemerkenswerth und muß, woran ich nicht zweifle, viel dazu beigetragen haben, das Volk von Yang-tscheu von der Kraft des Protestantismus, wenn auch am Ende nicht von seiner friedlichen Natur, zu überzeugen. Was mich selbst betraf, so erinnerte ich mich an die geduldigen französischen Missionäre, deren einziger Ausweg die Flucht in Gebirgsverstecke war, und rief mir die Strafrede des Herrn ins Gedächtniß zurück, welche er seinem Jünger

hielt, weil dieser sein Schwert gegen den Diener des Hohenpriesters gezogen hatte, und es schien schwierig, die Anwesenheit einer Flotte in Yang-tscheu zu einem solchen Zwecke mit den Lehren zu vereinigen, die von seinen Dienern gepredigt werden. Wahrscheinlich haben sich die Zeiten geändert, seit Paulus predigte, Christus gekreuzigt wurde und den Tod erlitt, und es mag jetzt wirksamer befunden werden, das Evangelium aus der Kanonenmündung zu predigen und Kanonenboote herbeizurufen, um Genugthuung für unsere modernen Märtyrer zu schaffen!

In Schanghai wurde ich von meinen treuen Freunden warm bewillkommt, deren Güte mich bald alle Schwierigkeiten und Gefahren vergessen ließ, welche so viele Monate lang mein Leben mit Sorge erfüllt hatten, und viel dazu beitrug, um mich in meinem Entschlusse zu bestärken, die Reise von Indien aus mit dem Zwecke zu unternehmen, Bathang zu erreichen und so die Möglichkeit zu beweisen, unseren Thee von Assam nach einem Markte in Tübet zu senden.

In weniger als einem Monate kam Philipp zu mir nach Schanghai und wir machten uns abermals auf den Weg nach Bathang; dieses Mal aber über Calcutta und den Brahmaputra. Vielleicht werde ich später eine Erzählung dieser Reise veröffentlichen; für jetzt wird es genügen zu sagen, daß wir die oberen Gewässer des Brahmaputra erreichten und glücklich durch die wilden und treulosen Mischmi-Stämme im Norden Assams kamen und einen Punkt an der Grenze Tübets erreichten, der nicht mehr als hundertzwanzig Meilen von Bathang entfernt lag, wo wir aber durch den Befehl des tübetanischen Gouverneurs von Zy-yul aufgehalten und gezwungen wurden, nach vielem Leiden durch Dschungelfieber und Hunger nach Calcutta zurückzukehren, ohne jedoch die Hoffnung aufzugeben, eines Tages dieses fehlende Glied in der geographischen Kenntniß der Handels-Route von Assam nach Tübet glücklich aufzufinden.

Beilage I.

Der einzige gemünzte Werthmesser Chinas ist das runde Geld mit einem viereckigen Loche in der Mitte, um es an Schnüre reihen zu können; aus einer Legirung von Kupfer und Zinn, manchmal aus Eisen bestehend, das den Namen Tschen führt, und dessen Werth in jeder Provinz, ja sogar beinahe in jedem Distrikte ein verschiedener ist. Der Tael ist wie bereits beschrieben, nur ein gegossenes Stück Silber. Die meisten Schriftsteller benützen das Wort „Käsch" anstatt des Wortes Tschek; ein Ausdruck, der den Chinesen unbekannt ist, und nur im sogenannten Pignon-Englisch gebraucht wird; er stammt aus dem portugiesischen „Caxa“ = Kasse, woher der Ausdruck Kassier u. a. kommen. Dieses Wort scheint von den früheren Händlern von Macao als Aequivalent für „Tsien" = Geld gebraucht worden zu sein. Du Halde schreibt auch ihnen den Gebrauch der Bezeichnung „Tael" für „Liang" und „Maz“ = „Mace", „Mäß", sowie Candarin (?) zu. Das beigefügte Schema mag für einige meiner Leser von Nutzen sein:

Geld.

1000 { Tschen oder Käsch } = 1 { Liang oder Tael } werthet gewöhnlich 6 M. 65 Pf.

Gewicht.

10	Tschen oder Käsch	=	1	Fun (Fön) oder Candarin.
10	Fun oder Candarin	=	1	Tsche-en oder Mäß
10	Tsche-en oder Mäß	=	1	Liang oder Tael.

Beilage II.

Die folgende, unter den Chinesen verbreitete Legende, welche die Verbreitung des Buddhismus betrifft, wird im Nachfolgenden genau nach der Erzählung eines Chinesen wiedergegeben:

Das Reich wurde unter der Regierung des Ming-te von der Schan-Dynastie durch Rebellionen zerrissen und deßhalb die Weisen und Großen aller Theile des Landes in den Rath des Kaisers berufen, um Mittel ausfindig zu machen, das Land aus seiner Zerrüttung zu erlösen. Sitzung nach Sitzung wurde abgehalten und Plan auf Plan vorgelegt, aber alle halfen nichts, um die öffentlichen Verlegenheiten beiseite zu schaffen, und Ming-te verweigerte es in Verzweiflung, sich trösten zu lassen oder Nahrung zu sich zu nehmen, bis endlich die Bewohner des Palastes den frühzeitigen Tod des Kaisers vorherzusagen begannen. In dieser Krisis fiel der Kaiser in einen tiefen Schlaf und sah im Traume eine ehrwürdige Gestalt mit einem langen, weißen Barte, die ihm Muth einsprach. Nachdem sie ihn so getröstet hatte, zeigte sie nach dem Westen, und sagte ihm, daß der Weise, der allein China retten könne, in dieser Richtung gefunden werden könne, und gab ihm den Befehl, sofort zu seiner Aufsuchung jemand auszusenden. Nachdem die Gestalt diese unbestimmten Aeußerungen gethan hatte, verschwand sie. Der Kaiser wachte auf, weckte seinen Haushalt auf, und erzählte seine wunderbare Vision. Sofort wurde eine Berathung abgehalten und zwei der größten Weisen reisten nach westwärts ab, um den Großen zu suchen,

durch dessen Weisheit die Segnungen des Friedens dem Reiche wieder geschenkt werden sollten.

Nach zwei Jahren, während welcher Zeit der Zustand des Reiches schlimmer geworden war, kehrten die beiden Weisen ohne Nachricht über den Gesuchten zurück. Der Kaiser, über seine Enttäuschung erzürnt, tröstete sich theilweise, indem er die Hinrichtung der beiden erfolglosen Weisen anordnete, verfiel aber dann wieder in Niedergeschlagenheit und, wie vorher, erschien ihm die Gestalt noch immer nach dem Westen deutend, und verschwand, nachdem sie ihm abermals befohlen hatte, den Großen suchen zu lassen.

Diese zweite Vision versetzte alle die Großen und Weisen am Hofe in einen tödtlichen Schrecken, und beinahe alle flohen vor Furcht zur Aufsuchung des großen Unbekannten ausgesendet zu werden, und im Falle ihres Mißerfolges, das Schicksal ihrer beiden Brüder zu theilen. Ming-te, auf diese Weise verlassen, war daran, einen Selbstmord zu begehen, als zwei Prinzen, Omi und To-fu, sich ihm vorstellten und sich freiwillig erboten, auf die Suche zu gehen.

Nachdem die Neuigkeit über die beabsichtigte Reise von Omi und To-fu bekannt geworden war, kamen die Höflinge und Großen wieder in den Palast, und die Prinzen traten, mit Ehren beladen, ihre Suche an, während die Gouverneure und hohen Regierungsbeamten, welche zu dem kaiserlichen Rath einberufen worden waren, wieder auf ihre Posten gesandt wurden, um gegen die Rebellen den Krieg weiter zu führen. Ein Jahr verstrich und man hörte Nichts über Omi und To-fu. Ming-te, der dann für die Sicherheit seiner Boten zu fürchten anfing, ließ den Befehl ergehen, daß alle Gouverneure, Beamten, Offiziere und Soldaten seines Reiches ein dreimonatliches Gebet für die Sicherheit der Prinzen beginnen, und, die Namen Omi und To-fu ausrufend, Tag und Nacht ohne Aufhören beten sollten. Als dieses Edikt promulgirt wurde, stellte man dem Kaiser vor, daß, wenn die Regierenden sich derart dem Gebete widmeten, und die Regierungsangelegenheiten vernachlässigten, das Reich bald ohne Rettung verloren sein würde. In dieser Verlegenheit fand Mingte einen Ausweg, mittelst dessen im ganzen Reiche ein Gebet abgehalten werden konnte, ohne mit

der Regierung zu kollidiren. Er befahl, daß alle Verbrecher aus den Stadtgefängnissen genommen und gezwungen würden in Häusern zu beten, welche zu diesem Zwecke errichtet werden sollten. Diese Befehle wurden ausgeführt, aber die Gefangenen waren bald entflohen, und die Bethäuser beinahe alle leer. Als nun die Sachlage Ming-te vorgestellt wurde, befahl er, daß den Gefangenen das Haar geschoren werden sollte, so daß man sie erkennen könne, und, um ihrem Entfliehen ein weiteres Hinderniß entgegenzusetzen, verordnete er, daß eine große Glocke in jedem Gebethause aufgehängt werde, welche Tag und Nacht ohne Aufhören geläutet werden solle, wobei die Gefangenen fortwährend die Namen Omi und To-fu zu wiederholen hätten, so daß, wenn die Glocken aufhörten zu läuten, die Leute in den Städten wissen konnten, daß die Gefangenen entsprungen waren, und ihnen nachsetzen konnten, was meistens von Erfolg begleitet war, da die geschorenen Köpfe die entsprungenen Sträflinge verrieth. So ging ein weiteres Jahr dahin, als zur Freude des Kaisers und seines Hofes die Prinzen Omi und To-fu wiederkehrten und Ming-te meldeten, daß sie den Weisen in einem Lande weit im Westen gefunden hätten. Er sitze allein auf einem Berge, habe die Hände vor sich gefaltet, und allem Anschein nach sei er todt, d. h. wenigstens bewußtlos gegen alle äußeren Dinge, weßhalb es ihnen unmöglich gewesen sei, ihn mitzubringen, oder auch nur seinen Namen kennen zu lernen. Sie hätten aber ein getreues, lebensgroßes Bild von dem scheinbar todten Weisen gemalt, welches sie darauf dem entzückten Blicke des Ming-te enthüllten, der sofort Befehl gab, eine Figur des Weisen in jedem Gebethause im ganzen Reiche aufzustellen, vor dem sich an einem bestimmten Tage die ganze Nation niederwerfen solle. Er befahl ferner, daß die Tempel, welche die heilige Figur enthalten, auf öffentliche Unkosten zu erhalten seien, und um ihre Instandhaltung zu versichern, erließ er eine Proklamation, daß allen Verbrechern vergeben werden würde, die ihre Köpfe scheeren und den Rest ihres Lebens der Anbetung des Weisen und der beiden Prinzen Omi und To-fu widmen würden.

Diese volksthümliche Legende hat, sonderbar genug, die Anrufung Buddha's in die Namen der beiden Prinzen „Omito-fu" corrumpirt, welche die buddhistischen Priester stets vor sich hin

flüstern, was man stets hören kann, wenn man ihnen in den Straßen begegnet, und sie verbindet sich auch mit der Thatsache, daß bis auf den heutigen Tag die buddhistischen Priester gewöhnlich von den Chinesen auf das Tiefste verachtet werden, und sie denselben nicht erlauben, ihre Häuser zu betreten, da ihre Reihen sich aus Verbrechern rekrutiren, welche, um der Strafe zu entgehen, in den Tempeln Zuflucht nehmen, wo sie, sobald ihre Köpfe zum Zeichen ihrer Annahme der priesterlichen Laufbahn geschoren worden sind, von der Justiz nicht mehr verfolgt werden. Das Bild, welches in der Legende beschrieben wurde, bildet den Universaltypus der Buddhafigur in chinesischen Tempeln.

Beilage III.

Rupien werden in Tübet überall angenommen und werthen bis nach Lu-din-tschen am Ta-teu-Flusse im Osten je drei Mäß und zwei Candarins. Sie werden von den Tübetanern und Mischlingen sehr allgemein als Schmuck getragen. Diejenigen, welche mit dem Bilde der Königin als Kaiserin von Indien geprägt sind, haben mehr Werth, als die alten Rupieen mit dem Portät Georgs, welche schwer auszuwechseln sind, ohne mehrere Candarins pro Rupie zu verlieren. Im östlichen Tübet sagen die Leute, daß das Bild der Königin den Großlama repräsentire, was ihren Werth erhöht.

Die tübetanische Regierung in H'lassa zieht eine bedeutende Revenue aus dem Import von Rupieen aus Nepaul, welche sie mit dreißig bis fünfunddreißig Prozent Kupfer als Legirung einschmelzen, und daraus die tübetanischen Sycies*) fertigen läßt, mit denen ein großer Theil der Verwaltungskosten bezahlt wird. Diese Sycie, welche leicht an ihrer Farbe erkenntlich sind, sind nur bis Ta-tsian-lu gangbar, und selbst dort tauscht man sie ungern selbst mit fünfundvierzig Prozent Diskont ein, so daß in Tübet Reisende sie stets zurückweisen sollten. Die Tübetaner versuchen immer sie gegen gleiches Gewicht an Rupieen oder chinesische Sycie einzutauschen.

*) Sycie, auch Seißi und Sitzi geschrieben.

Beilage IV.

Die Khata oder „Glückseligkeitsschärpe" ist von Huc genau beschrieben worden, welcher der eigenthümlichen Wichtigkeit und Bedeutsamkeit derselben, die sie in allen Theilen Tübets hat, alle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Die Khatas sind seidene Schärpen von zarter, hellblauer Farbe; etwa achtzehn Zoll lang, sechs breit und an den Enden mit Fransen versehen. Sie werden in Sze-tschuen und Schan-si gemacht, und von dort, in einem weißen, kalkähnlichen Pulver verpackt, versendet, und sollte die Khata immer mit diesem Pulver bedeckt sein. Kein Geschenk kann gegeben, keine Bitte gethan, keine Höflichkeit ausgetauscht werden, ohne die Khata, welche in der Meinung der Tübetaner einer mündlichen Höflichkeitsformel gleichzukommen scheint, und zu irgend einem ornamentalen Zwecke ganz nutzlos ist. Besonders die Lamas sammeln Khatas an und ich habe in der Nachbarschaft einer in einem engen Thale erbauten Lamaserei Stricke gesehen, die quer über das Thal gezogen waren, und von denen hunderte von Khatas herabhingen.

Die einzige Erklärung, welche ich je über den Zweck der Khatas erlangen konnte, war, daß ihre Verwendung tübetanischer Gebrauch sei.

Ein beinahe unermeßlicher Vorrath an diesen Schärpen ist für den Reisenden in Tübet nothwendig, gerade so gut, als eine Anzahl höflicher Phrasen für einen Besucher europäischer Länder.

Beilage V.

Denkschrift eines langjährigen Bewohners des westlichen Chinas an Mr. T. T. Cooper*).

1.

Nachdem ich soviel über den gegenwärtigen und wahrscheinlichen zukünftigen Zustand des westlichen Chinas, Tübets und der umliegenden Länder gesprochen habe, werden Sie mir wohl erlauben, einige Bemerkungen niederzuschreiben, welche vielleicht Ihrer Aufmerksamkeit nicht ganz unwerth sein mögen. —

Lassen Sie uns am Anfange dieser kleinen Denkschrift einige Prinzipien oder Thatsachen als feststehend annehmen, welche ich hier kurz erzähle:

1) Sie reisen im westlichen China, um zwischen diesem Lande und Indien eine Verbindung zu eröffnen, was ein Zweck von höchster Bedeutung für viele Hunderte von Millionen menschlicher Wesen ist.
2) Es ist klar wie der Tag, daß das arme China in jeder Hinsicht im Zusammensturze begriffen und daß es demselben unmöglich ist, aus eigener Kraft sich wieder zu erheben und ein glückliches und freies Volk zu besitzen.
3) Die Vereinigten Staaten von Nordamerika werden nie einen großen Einfluß in Centralasien gewinnen können.

---

*) Der Styl dieser Denkschrift ist ein eigenthümlich naiver, der Uebersetzer versuchte deßhalb ihn in deutscher Sprache möglichst nachzubilden.
Anm. des Uebersetzers.

4) Frankreich ist keine geeignete Macht, um über so viele Millionen regieren zu können; sein Genie, seine Geschichte, seine Interessen zeigen Jedem und ihm selbst, daß es nur eine europäische Großmacht sein kann.
5) Das russische Joch ist das drückendste und tyrannischste. Wir können heute schon sicher sagen, daß, wenn Rußland je eines Tages das arme alte China seinem ungeheuren Reiche einverleiben würde, so würde es den physischen und moralischen Tod für dieses dicht bevölkerte Land (China) im Gefolge haben.
6) Dasselbe sollte von den so stark bedrückten, aber zahlreichen Stämmen in Tübet, Khuk-hu-nur und Mongolei gesagt werden.

Folglich ist England die einzige genügend reiche und starke Macht auf der Erde, um China, Tübet und Indien zu verbinden; sein riesiger Reichthum, seine Geschicklichkeit, Ausdauer und Erfahrung in Fragen der Colonisation, seine gewöhnlich gerechte und energische Regierung würden es in den Stand setzen, das große Werk vollbringen zu können, an dessen Fundirung Sie sich so großmüthig betheiligt und dessen Erfüllung Viele — schon lange gewünscht haben. Sind Sie deßhalb so gütig mit Ruhe dieses Manuscript vom Anfang bis zu Ende durchzulesen, um darin die wohlbegründeten Ansichten eines Mannes zu finden, der die Hälfte seines Lebens in eben denjenigen Ländern zugebracht hat, über welche er nun sprechen will; seine Ansicht steht auch nicht allein, denn viele weise und gute Herren haben vor ihm dieselben Ansichten in demselben Lande ausgesprochen.

Um den Zweck zu erlangen, welchen wir vor Augen haben, müssen an vier Punkten, Orten oder Städten englische Faktoreien errichtet werden; ich meine H'lassa, Bathang, Tali, Tschung-Tsching. Ich erlaube mir nun den Plan hierzu zu entwickeln.

Was Tschung-Tsching betrifft, so erinnern Sie sich daran, daß Sze-tschuen die größte und reichste Provinz Chinas ist. Die üppige Stadt Tschung-Tsching ist der Schlüssel, das Centrum und die Basis alles Handels im westlichen China mit Ausnahme vielleicht von Yünnan; aber die Provinzen von Sze-tschuen, Kwei-tscheu, Tschen-si, die achtzehn Fürstenthümer von Tübet,

wie sie genannt werden und Tübet selbst direkt oder indirekt sind mehr oder weniger vom Handel Tschung-Tschings abhängig. Das öffentliche Vermögen des westlichen Chinas, darf ich sagen; die Gelder der Regierung, der Sold der chinesischen Armeen an den Grenzen sind in Tschung-Tsching deponirt und werden dort regulirt; die Land- und Wasserstraßen sind gut und zahlreich; die reichsten Kaufleute des Westens sind zweifellos in Tschung-Tsching; die Umgegend ist fruchtbar, angenehm und reich; Kohle und Wasser sind reichlich vorhanden; Salz ist billig; Reis, Getreide, Früchte und Gemüse gedeihen hier in ungeheuren Quantitäten, die Fischerei ist ergiebig und ausgedehnt; die Bevölkerung ist durchschnittlich höflicher und friedlicher als in Canton oder Schanghai. Tschung-Tsching hat Flußverbindungen mit beinahe allen großen Städten in Sze-tschuen, Kwei-tscheu und Tschen-si. Ueber Tschung-Tsching könnte man tägliche Verbindungen mit Kudzeu, Swifu (Su-tschu-fu) und Kiating und vor allem mit Tschen-tu durch kleine Dampfer unterhalten. Erinnern Sie sich hauptsächlich daran, daß die Verbindungen mit Hankeu und Schanghai, wie Sie selbst sehr gut wissen, höchst wahrscheinlich mittelst Dampfschiffen unterhalten werden können. Viele Chinesen glauben, daß die Engländer rasch eine Faktorei in Tschung-Tsching etabliren werden und sie sind sehr dabei interessirt, daß es geschieht, denn sonst haben sie kein Vorrathshaus für ihre Waaren, wenn die Verbindungen eines Tages zwischen China und Indien über Yünnan oder Tübet frei und offen sind.

Noch eine kleine Bemerkung. Vergessen Sie nicht, daß die Chinesen geborene Ränkeschmiede sind; ebenso die Tübetaner. Die großen chinesischen und tübetanischen Kaufleute sind ungemein neidisch auf den englischen Reichthum, weßhalb eine europäische Faktorei in Tschung-Tsching, Bathang oder H'lassa nicht ohne eine Wache etablirt werden könnte, die stark genug sein müßte, um sie gegen Gewaltakte des einheimischen Pöbels zu schützen. In Tali-fu wäre dies aus vielen Gründen nicht nöthig.

2.

Wir haben H'lassa als einen Handelsknotenpunkt von großer Bedeutung genannt und ein solcher ist er unzweifelhaft. Weiterhin wäre er ein kostbarer Ort für wissenschaftliche Beobachtungen.

H'lassa ist, wie sein Name „Geistesland" angibt, die heilige Stadt für viele Millionen von Männern, das gesegnete Land für zahlreiche Völker, Stämme und Länder; ein Jerusalem für die Juden, ein Moskau für die Russen. Es ist sicher der anziehendste Punkt des gesammten höheren oder centralen Asien. Was Mecca für den Mohamedaner ist, das ist H'lassa für einen Tübetaner. Es gibt in Tübet viele Stämme, welche in politischer Beziehung von H'lassa unabhängig sind, allein nicht ein einziger in Religion und wenige im Handel, wenn es überhaupt solche gibt. Ich lenke Ihre Aufmerksamkeit auf eine Thatsache, welche den Europäern nicht bekannt zu sein scheint; sie darf hier nicht unberücksichtigt bleiben. Sie glauben wahrscheinlich mein Herr (und ich glaubte es selbst vor einigen Jahren), daß alle Länder die unter dem Namen Tübet bekannt sind, unter der sogenannten tübetanischen Regierung von H'lassa stehen. Dies ist ein großer und manchmal vielleicht ein gefährlicher Irrthum. Soviel ich bis jetzt weiß, enthält Tübet siebenundzwanzig verschiedene Stämme, Distrikte oder Provinzen. Manche erkennen den weltlichen König von H'lassa an, andere nicht. Ich führe ihre Namen hier an, aber nach den Regeln französischer Aussprache und Orthographie, denn ich finde im Englischen nicht die correspondirenden Laute für die tübetanischen Worte und Schreibart. Ein Blick auf das nachfolgende Verzeichniß genügt, um die betreffende Stellung jeder tübetanischen Provinz ersehen zu können.

Es sind H'lassa unterwürfig:

1) Dza-yu (Oberes).
2) Sang-dzong.
3) Khio-dzong.
4) Guie-teun.
5) Kiong-kare-nare.
6) Kia-re-pein-bar.
7) Che-pang-do.
8) Slo-dzong.
9) Kom-bow-rong.
10) Pong-da.
11) Tchra-y.
12) Dzo-gong.

13) Tsaa-rong.
14) Ngo-dzong.
15) Kong-djio.
16) Mar-kham-a.
17) Der letzte Name entfiel mir.

Unabhängig sind:

1) Dza-yu (Unteres).
2) Sang-ngai.
3) Thera-ya.
4) Tchiang-dow.
5) Pa-chen.

Die schönen und ausgedehnten Länder, die unter dem Namen Pomi zusammengefaßt werden, sind in fünf große Distrikte getheilt und von H'lassa unabhängig.

6—10) Pomi {
6) Hio-ara depa.
7) Ni-lo depa.
8) Ka-ta depa.
9) Ka-ten depa.
10) Pa-ha depa.

Die beste Fabrikation von Gewehren, Schwertern, Scheeren ist in Pomi; auch gibt es dort die besten Soldaten.

Eine weitere Bemerkung werden Sie mir noch gestatten. Einige Chinesen und viele Tübetaner sagen, daß die vier großen Länder (vielleicht größer als England) Tschang-mo-go-loo, Me-aa-a-hiong und A-on-sa-ta von H'lassa abhängen, aber dies ist ein Irrthum. Diese Länder hängen von ihren eigenen Häuptlingen ab, welche die kühnsten der mongolischen Wüste sind. Selbst mit einem tübetanischen oder chinesischen Passe kann der Reisende sich nie auf diese weiten Ebenen wagen. Sollte er dies thun, so wird er bald in einem fernen Theile der Wüste eine Wolke rothen Sandes aufsteigen und auf sich zurollen sehen, die sich dann als mongolische Cavallerie zeigt, welche mit größter Schnelligkeit heraneilt, um den unglücklichen Reisenden zu tödten und zu berauben.

Wie Jedermann weiß, ist H'lassa das Centrum, wohin man unzählige Mongolen und Tartarenstämme zweimal im Jahre wandern sieht. Es gibt dort drei große Lamasereien; die eine

birgt der Verordnung nach 7,700 Lamas, die andere 5,500, die dritte 3,300. Die Hälfte dieser Lamapriester sind Mongolen oder Tartaren, alle in gelber Farbe gekleidet, der orthodoxen Farbe; viele andere Lamas kleiden sich in rothe Gewänder als Zeichen des Schismas; sie erkennen die Oberherrschaft des Großlama nicht an. In H'lassa findet man sich also in Verbindung mit den unendlichen Steppen Centralasiens. Die Pilger von H'lassa sind heutzutage zahlreicher als in vergangenen Zeitaltern. Unter allen Völkern, die hier Handel treiben, nehmen die Nepaulesen die hervorragendste Stelle ein; sie sind meistens Goldschmiede. Vor zehn bis funfzehn Jahren wurde der Gebrauch der Rupie der ostindischen Compagnie überall in Tübet gestattet und ist nun die einzige Münze, welche man in H'lassa bekommt. Die politische Macht des Großlamas, welche vor zweihundert und mehr Jahren von China so warm unterstützt wurde, ist nun in täglicher Abnahme begriffen, wie auch China selbst abwärts geht; aber die Macht der Laien ist im Wachsen und wird immer unternehmender.

Die Beziehungen H'lassas zu Indien haben sich in den allerletzten Jahren sehr verbessert. Der frühere Einfluß der chinesischen Gesandtschaft in H'lassa erhält sich noch mittelst der Ueberreste ihres alten Glanzes und durch die Macht des Großlamas; aber für die rothen Lamas und die gewöhnlichen Laien ist der Name eines Chinesen schon eine Schmach.

Zwei Straßen waren vor ungefähr 172 Jahren zwischen China und H'lassa offen; einer ging über Si-lin, der zweite über Ta-tsian-lu. Der erstere ist gegenwärtig und wahrscheinlich für immer unbenützbar, denn die mohamedanische Rebellion in Kan-su und die fortgesetzten Einfälle der mongolischen Plünderer verschließen diese Thüre für manche Generationen. Der Weg über Ta-tsian-lu ist oder kann wenigstens als dem Handel offen betrachtet werden, er wird dies immer mehr sein; aber diese Straße scheint auch von den Händlern beinahe aufgegeben zu sein; die chinesischen Waaren werden durch Gesandten und Mandarine nach H'lassa gebracht. Der chinesische Handel in H'lassa ist nicht mehr im Sterben, sondern bereits todt; beinahe alle europäischen Waaren, die man in H'lassa findet, kommen von Ladack, Kaschmir, Khatmandu und Bhutan. Die Tübetaner kaufen

europäische Waaren gerne, aber lieber noch die Mongolen und Tartaren. Glauben Sie nicht, daß H'lassa ein so kaltes Klima hat, wie es ihm von Vielen zugeschrieben wird. Das Land ist heiß genug; Schnee fällt selten und dann nur wenig auf einmal. Die Ebene von H'lassa ist groß und ziemlich hübsch; sie trägt in beschränkter Ausdehnung Getreide, Kartoffeln und Gemüse, während in den umliegenden Bergen viele tübetanische Gebirgsbewohner Ochsen, Schafe, Milchkühe und gute mongolische Pferde hüten. Der Boden trägt keine eigentliche Erddecke, nur Sand, trotzdem viel Wasser vorhanden ist. Während mehrerer Monate findet man Nachmittags nicht eine einzige Person in ihrem Hause; Männer, Frauen und Kinder, ja selbst die Hunde gehen an einen kleinen Fluß, der in einer kleinen Entfernung an H'lassa vorüberfließt, um dort zu baden. Die Windstürme in H'lassa sind fürchterlich; ebenso wie in der Mongolei. Aus diesem Grunde sind die Häuser sehr niedrig; jedoch auch aus einer anderen Ursache, welche Sie nie errathen würden. Alle chinesischen und tübetanischen Reisenden sagen nämlich, daß die Leichen manchmal wieder auferstehen und sich direkt zu ihrer früheren Wohnstätte begeben; da aber die Thüre sehr niedrig und es ihnen unmöglich ist, ihr Rückgrat zu biegen, so fallen sie nieder, werden wieder begraben und erscheinen dann nicht mehr. Es mag dem sein wie ihm wolle; aber seien Sie gewiß, daß Zauberei das Hauptstudium unter den Tübetanern ist uud magische Beschäftigungen die Hauptthätigkeit des gegenwärtigen Lamathums ist.

H'lassa liegt in der Nachbarschaft der riesigen centralasiatischen Länder und hat gute Communikationen mit ihnen. Die Straße von Khatmandu nach H'lassa ist gut und führt durch ein schönes Land, das sich nach der Aussage einiger Reisenden, sehr für eine Eisenbahn eignen würde. In H'lassa befinden sich 1000 tübetanische, aber blos 480 chinesische Soldaten; die Nepaulesen haben (im Geheimen) dort 300 Soldaten stationirt.

3.

Der dritte Ort, wo eine europäische Faktorei am Platze wäre, ist Bathang, wenn auch vielleicht nicht in der kleinen Stadt selbst, die Sie gesehen haben. Ich begreife darunter irgend einen Punkt, sei es nun welcher es möge, in der Nach-

barschaft von Bathang oder Kyan-kha, wenn Sie dies vorziehen. Welcher von beiden gewählt wird, ist gleichgültig. Kyan-kha (der chinesische Name) oder Markhem oder Garto (der tübetanische Name) ist, wie Bathang, eine kleine Stadt an der Grenze des östlichen Tübets; sie steht nicht direkt unter der Regierung zu H'lassa; Bathang gehört zu Sze-tschuen. Garto ist ein großes tübetanisches Dorf, in welchem die chinesische Garnison zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts lange Zeit verblieb, während die tübetanischen Behörden stets in Markhem, dem eigentlichen Kyan-kha, wohnten. Endlich siedelte die chinesische, 130 Mann (wenigstens auf dem Papier) starke Garnison aus politischen Gründen nach Markhem über. Der tübetanische Gouverneur von Kyan-kha führt den Titel Ti-giw; er regiert über 13 Depas. Dieser arme Oberst hatte nie mehr als 130 Mann in seinem Regiment. Der chinesische Commandenr mit seinen 130 Soldaten hat zwei niedrige Offiziere unter sich, einige Civilgelehrte, um die öffentliche Correspondenz zu besorgen, und ein paar chinesische Diener. Alle sind ungemein arm und im kalten Klima von Kyan-kha stets ohne einen Pfennig Geld. Das Klima von Bathang ist gewöhnlich ziemlich heiß, aber gut und gesund. Bathang und Kyan-kha liegen an Plätzen, welche für bedeutende Handelsverbindungen vortheilhaft sind; man kann von beiden aus sich leicht mit Assam, Birma, Tali, Yuin-linton-fu, Sze-tschuen, H'lassa, Pomi und den Goldbergen in Verbindung setzen, welche unter dem chinesischen Namen Kin-tschuan bekannt sind. Ferner ist man den beiden großen Flüssen Kin-tscha-kiang und Lan-tsan-kiang nahe. Zwischen Bathang und Kyan-kha, in einem Lande Namens Sagun gibt es eine große Menge Blei und Salpeter; unglücklicherweise ist der Sagun (Sang-ngai)-Stamm sehr wild und man findet unter seinen Leuten nie einen ehrlichen und friedlichen Bürger, sie sind alle unverbesserliche Räuber und Plünderer. Ueber die Seilbrücke zu Zam-ba-trau-ka kömmt man in das schöne Land Dzo-gong und kann hier auf den Weg von Tali nach H'lassa gelangen. Viele Berge enthalten Brüche von Kalkschiefer und nicht weit von diesen Schieferbrüchen findet man deutliche Zeichen von Kohlenlagern. Zu Lytscheu, einem kleinen tübetanischen Dorfe, liegen viele Kohlenminen, welche in nachlässiger Weise durch

einige Chinesen oder Tübetaner bearbeitet werden. In dem Lande Larong existirt eine reiche Mine, die nicht Eisen führt, wie Viele sagen, sondern in Wirklichkeit natürlichen Stahl. Tübetanische Arbeitsleute der ausgedehnten Pomiprovinzen verwenden hauptsächlich diesen Stahl, um daraus ihre besten Flinten, Schwerter und Speere zu schmieden, die überall so großen Werth haben. Der Boden besteht im Allgemeinen aus Lehm; in anderen als tübetanischen Händen sollten diese großen Hügel die werthvollsten Schätze hervorbringen, denn ihre Schichten zeigen das Vorhandensein von vielen werthvollen Ablagerungen an. Zur Zeit des ersten Krieges zwischen Nepaul und Tübet um 1791 oder 1792 hatten Chinesen eine damals sehr ergiebige Silbermine gemuthet, die aber durch das Verbot und die Intriguen einiger mächtiger Lamas verlassen worden waren. In letzter Zeit versuchte es eine chinesische Gesellschaft auf Silber zu muthen. Im Anfange fand sie auch viele schwere Stücke Silber mit Kupfer vererzt; aber die Geldgier des Mandarins und die Eifersucht des Lamas brachte die Gesellschaft bald zum Falle und die Arbeit ist nun vollständig aufgegeben. In einer engen Schlucht bei Tsche-yan-kiu ist eine große Menge Quecksilberhaltiges Mineral vorhanden. Nicht weit von diesem Orte finden sich zahlreiche Minen des besten Goldes aller chinesischen Gebiete.

Ich brauche kaum zu sagen, daß diese Gebiete reich an Weideland auf und zwischen den Bergen sind. Wenn deßhalb eine englische Faktorei in Bathang oder Kyan-kha errichtet würde, so bekäme man dort leicht gute Nahrung, Fleisch, Butter, Milch, Yaks, Schafe u. s. w. Einige Tagereisen südwärts von Bathang und Kyan-kha gibt es viele Salzbergwerke. Dieses Salz (zwei Sorten, roth und weiß) wird vom tübetanischen Volke hoch geschätzt und in Tübet bis H'lassa, sowie nach Sze-tschuen und Yünnan versandt. Die Landwirthschaft steht in ziemlicher Blüthe, wenigstens wird sie besser als im übrigen östlichen Tübet gehandhabt. Früchte sind reichlich, aber in geringerer Qualität vorhanden, wenn aber die Tübetaner nicht ein so unthätiges und faules Volk wären, so würde ihr Boden zweifellos viele gute Früchte und Gemüse hervorbringen. Eine Tagereise von den Salzbergwerken aus am östlichen Ufer des Lan-tsan-kiang

entlang bringt uns zu einer reichen Schwefelgrube, welche zur kleinen Stadt Atenze gehört und wo sich auch eine kleine Salpetergrube und weiterhin viele Bergwerke befinden, in denen Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Quecksilber und Salz gewonnen werden. Der Lan-tsan-kiang ist einer der reichsten Flüsse der Welt. Bathang, am östlichen Ufer des Kin-tscha-kiang steht in fortwährender Verbindung mit Atenze und war dies vor der mohamedanischen Revolution auch (über Atenze) mit Li-kiang-fu. Kaufleute und Reisende von Hotschin und Tali-fu gehen in den letzten Monaten täglich von La-pon, To-tin und Mon-ti-niara nach Bathang. In Mon-ti-niara liegen drei Goldgruben, der Boden ist bei Kyau-kha und Bathang mit Salpeter bedeckt. Alle diese Länder, beim ersten Anblicke so wild, schroff und schrecklich, bieten wirklich viele Vortheile und Hülfsquellen. Als Knotenpunkte liegen Bathang oder Kyan-kha sehr bequem in der Mitte des ungeheuren Kreises, der von H'lassa, Birma, Assam, Tali, Tschung-Tsching, Tschentu und Kin-tschuan gebildet wird. Ohne eine Faktorei in Bathang sind Sudya, Tali, Tschung-Tsching und H'lassa nicht verbunden. Die Chinesen leben gerne in Bathang; aber sie können Kyan-kha durchaus nicht leiden. Wenn ich in Handelsangelegenheiten Etwas zu sagen hätte, so würde ich ein europäisches Etablissement in Bathang kräftig befürworten.

4.

Endlich komme ich zur leichteren und nützlicheren englischen Faktorei, welche im westlichen China etablirt werden sollte —; ich meine in Tali. Mir ist es unangenehmer als Ihnen selbst, mein Herr, daß Sie nicht einen so hoch wichtigen Platz, wie es Tali ist, erreichen konnten. Urtheilen Sie selbst nach der folgenden kurzen und unvollständigen Beschreibung.

Tali ist eine verhältnißmäßig kleine Stadt; in und außerhalb Tali zählten wir vor 600 Jahren*) 35,000 Seelen; jedoch übt es einen sehr bedeutenden Einfluß auf alle umliegenden

*) Unter „wir" sollen doch wohl die Missionäre gemeint sein; dann könnte es aber doch nicht wohl vor 600, sondern eher vor 60 Jahren geschehen sein? Anm. des Uebersetzers.

Distrikte aus. Vor etwa 60 oder 80 Jahren war Tali ungemein reich; aber nun unter dem mohamedanischen Joche ist es ein elender Trümmerhaufen. Viele sagen jedoch, daß sich Tali in den letzten Jahren nach und nach wieder erholt. Sein prächtiger See ist etwa 45 Meilen lang und 12 bis 15 Meilen breit und vollkommen zur Befahrung mittelst Dampfern geeignet. Die Ebene, welche am westlichen Ufer des Sees liegt, zählte vor einigen Jahren 253 Dörfer von je 50 bis 600 Familien; im Mittel enthielt jedes Dorf 325 Familien zu 5 Personen; die Gesammtzahl der Bevölkerung der Ebene von Tali belief sich somit auf 401,125. Außerdem hat sie ein gutes Klima, liefert gute Ernten, ausgezeichnete Fische, Baumfrüchte und Gemüse aller Arten, geschätztes Schweinefleisch (das von Lau-Kong kömmt, von welchem Sie vielleicht vorher noch niemals gehört haben), vielleicht das beste Trinkwasser der Welt; Wasser, das von der Spitze eines riesigen Berges zwischen ausgedehnten Marmorlagern herunterstürzt; ferner gute und zahlreiche Pferde, kräftige kleine Maulthiere, um Lasten nach Bhamo zu tragen, sowie eine freundliche und lebhafte Bevölkerung. Sie würden hier alles Nöthige zu einer sehr angenehmen Niederlassung für Engländer finden.

Rings um Tali liegen neun große Ebenen, die ebenso schön als ausgedehnt sind; ich führe ihre Namen an, wie folgt: Ten-tschuan, Lan-Kong (ich mache Sie auf diese wegen ihrer heißen Schwefelwässer besonders aufmerksam), Kien-tschuan, Lykiang, Hotschin, Kiang-uy, Ngion-tsin, Yünan-hien und vor allen Yuin-tschong, acht Tagereisen im Süden von Tali zwischen Tali und Ten-yue-tscheu. Yuin-tschong ist ein sehr schöner, ja ein herrlicher Distrikt, eignet sich aber nicht so gut für Ihre Zwecke als Tali; ich wiederhole dies, was ich zu entschuldigen bitte; aber, mein Herr, erinnern Sie sich gütigst daran, daß ich aus vielen Gründen so spreche, deren Erörterung hier zu viel Platz einnehmen würde, von denen jedoch einige durch folgende Bemerkungen erläutert werden.

Wenn Sie sich in Tali befinden, so sind Sie schon an und für sich in leichtem und häufigem Verkehre mit unzählbaren Völkern, Stämmen und Ländern: Chinesen, Tübetanern, Lei-su (oder Ly-sou), Moso, Lama Jen, Lu-tseu (Lou-tse), Sy-fan, Lolo, Miao-tsa, Tschong-kia-tse, Pan-y, Tsching-pany (oder

Laocians), Pong-tong, Lo-hay, Ta-ye-jen, Ta-lay-ka-y-tse, Ou-mow, Ta-mow-ka, On-gai, A-ka, Pon-mong, vor allem mit der großen Stammfamilie Min-kia u. s. f. Wenn Sie eine Faktorei in Yuin-tschong bauen, so werden sich viele dieser Stämme selten oder nie in Ihren Geschäftshäusern sehen lassen und zwar aus Furcht vor bösartigen Fiebern und Blattern. Die Moso, Lei-su Lu-tseu, Lama Jin und besonders die Tübetaner zittern nämlich vor dem bloßen Gedanken an Blattern. Alle werden aber gerne in Tali mit Ihnen zusammenkommen. Ich muß hier bemerken, daß diese kleinen Stämme nach und nach zurückgehen; sie sind nicht sehr reich, aber sie haben Tali sehr gerne, so daß sie lieber dorthin als anderswohin gehen, denn Tali ist ihre heilige Stadt. Tübetaner sagen, daß der Begräbnißort ihrer Vorväter in Tali sei und wirklich finden wir dort heute noch viele Grabsteine mit tübetanischen Inschriften.

Vor der unglücklichen und langwierigen mohamedanischen Revolution war der Handel Talis ausgedehnt und bedeutend mit Birma, Laos, Canton, Kong-tscheon, Sze-tschuen und Tübet. In allen diesen Gegenden findet man Kohlen, Gold (Silber in Yünnan-hien), Thon, Moschus, Hirschhorn, Perlen, Diamanten (in Ten-yue-tschu), Bernstein, Blei, Eisen und vor allem alle Arten Kupfererz, rothes, weißes und gelbes in ungeheuren Mengen. Dieses letztere Produkt ist das Fundament des Reichthums von Yünnan. Zur Zeit, als sich vor zwölf Jahren der mohamedanische Sturm erhob, gab es in Yünnan 132 Kupferminen, von denen der Regierung nur 37 bekannt waren. Welcher Profit für die Mandarine! Gegenwärtig liegen alle diese Minen brach mit Ausnahme zweier, von denen die eine auf Silber, die andere auf Zinn ausgebeutet wird. Die schönen und großen Marmorbrüche Talis sind ebenfalls aufgegeben. Welche Kalamität für eine so große Provinz wie es Yünnan in der That ist.

Sie frugen mich, mein Herr, ob von Tali nach Kwei-tschau und Sze-tschuen eine Eisenbahn geführt werden köune? Soweit ich es beurtheilen kann, glaube ich es für viele Orte, allein mir ist diese Industrie zu fremd, als daß ich etwas diesbezügliches ermitteln könnte. Ich weiß jedoch gewiß, daß Tali und beinahe alle umliegenden Länder wohlhabend und vielen Stämmen nach allen Richtungen hin offen sind, daß sie für irgend eine Militär-

station, sowohl für Infanterie als auch Cavallerie, günstig liegen, die ohne einen mächtigen oder gefährlichen Nachbar wäre und keine Gefahr laufen würde, von Indien abgeschnitten zu werden. Die Bevölkerung ist im Allgemeinen guten und friedlichen Charakters (vielleicht etwas eigensinnig). Wenn sie von dem gehaßten mohamedanischen Joche befreit würde, so würde sie sich gewiß gegen die Engländer dankbar erweisen und ihnen mehr zugethan sein als den Chinesen, welche bis jetzt unfähig waren, sie zu beschützen, was sie oft erwähnen.

Die Franzosen wünschen und hoffen, Yünnan mit Saigon zu verbinden. Dieser Gedanke ist allerdings sehr wünschenswerth, wird aber nie erfüllt werden, was jeder voraussehen kann, der mit diesen Gegenden bekannt ist; es ist sicher und klar, daß eine leichte Verbindung zwischen Yünnan und Cochinchina beinahe undenkbar ist. Die Chinesen werden nie dazu bereit sein, die ungesunden Walddistrikte von Laos zu durchkreuzen, um nach Saigon mit der Aussicht auf eine sehr gefährliche Rückreise zu gehen. Der natürliche Weg von China nach Indien führt unzweifelhaft über Bhamo; er wurde vor Jahrhunderten von vielen Kaufleuten benützt. Der Handel von Tali und Yuin-tschon mit Amarapura blühte zu alter Zeit und kann dies in größerem Maße unter der englischen Flagge thun. Viele Chinesen sagen, daß vor 40 bis 50 Jahren birmanische Kaufleute im zweiten Monate jedes Jahres nach Tali gingen, um chinesische Waaren auf dem berühmten Markte, der im dritten Monate stattfand, zu kaufen. Ich glaube dies, aber während 15 Jahren sah ich nie auch nur einen einzigen Birmanen in Tali, ja nicht einmal einen Laos.

Gestatten Sie mir, daß ich dieses kleine Memorandum mit einigen Betrachtungen schließe, welche vielleicht werthvoller sind. als das Memorandum selbst. England bedarf großer Absatzegbiete für die verschiedenen Produkte seiner wunderbaren Industrie, Wir schlagen hier vier Unternehmungen vor, welche der Energie des englischen Handels würdig sind und welche zweifellos erfolgreich sein werden, wenn sie auch vielleicht mit Opfern an Zeit, Kämpfen und Schwierigkeiten verbunden sind. Was die Schwierigkeiten anbelangt, so werden sie in H'lassa und dann zunächst in Tschung-Tsching am bedeutendsten sein. Für Bathang

oder Kyan-kha und besonders Tali sehe ich kein ernstliches Hinderniß. Der chinesische Handel in Tschung-Tsching ist sehr mächtig und wird Ihnen stark entgegenarbeiten — nicht durch Gewalt, sondern durch Handelsschliche. Der Stolz der Lamapriester in H'lassa, ihre geheime Verachtung und ihr Haß gegen alle europäischen Nationen werden Ihnen viele Schwierigkeiten und Aufenthalt verursachen, die unvermeidlich sind. Was aber die Zeit anbetrifft, so ist sie zu Allem in der Welt nothwendig. Diese Leute werden nicht im ersten Augenblicke von ihren Bergen nach Ihren Kaufhäusern hinablaufen; Sie sind Fremde, also unbekannte Leute. Wenn Sie sich ihnen gegenüber aber gerecht, freundlich und wohlthätig erzeigen, so werden sie nach und nach Ihnen ihr Vertrauen schenken. Der große Werth, die Geschicklichkeit und Macht der Engländer in kolonialen Fragen liegt in ihrer Geduld und Ausdauer: Geduld ist Zeit. Außerdem gestattet ihnen ihr riesiger Reichthum lange Zeit zu warten; dies ist ein Geheimniß, das von Jedem gelernt werden soll, der im westlichen China und Tübet Handel treiben will.

Die Völker und Stämme, zu denen Sie gegenwärtig zu gelangen wünschen, sind nicht sehr wild, kampflustig oder corrumpirt; aber da sie so weit vom Meeresufer entfernt und schon von ihrer Geburt an von Beziehungen zu anderen Nationen abgeschnitten sind, so sind sie sich ihrer eigenen Dürftigkeit und ihres Elendes nicht bewußt und ihr Geschmack natürlich einigermaßen rauh. Sie werden Anfangs Ihre werthvollen Waaren nicht kaufen, wenn ihnen dieselben auch sehr gut gefallen. Nach längerer oder kürzerer Zeit wird aber Ihr Handel ein ausgedehnter und für Alle nützlicher werden.

In diesen Ländern hat das niedere Volk keine Vorurtheile gegen die Fremden; Sie werden jedoch auf Ihrem Wege einigen Feinden begegnen, ich meine die Mandarine, Gelehrten und Mohamedaner in China und die Lamas in Tübet. Die Lamas werden durch die gegenwärtige in H'lassa entstandene, ihnen feindliche Bewegung der Bevölkerung vielleicht etwas weniger gierig und stolz sein. Vier der mächtigsten Lamahäupter sind durch eine aufgeregte Menge getödtet worden. Die Mohamedaner machen angestrengte Versuche, ihre Herrschaft in Yünnan und ihren Einfluß im übrigen China aufrecht zu erhalten, könnten

aber doch nicht auch nur dem geringsten Drucke von außen Stand halten, da ihre Regierung in den Herzen der eingeborenen Bevölkerung noch nicht Wurzel geschlagen hat, die so lange schon von ihr bedrückt, unbarmherzig ausgeplündert und mit unerreichbarer Rohheit mit Füßen getreten worden ist. Armes Volk von Yünnan! Es würde wie ein Mann aufstehen, wenn es in seine Beschützer vertrauen könnte. Endlich haben die Mandarine und Gelehrten ihr Prestige und ihren Nimbus längst verloren. Das Volk begreift, daß sie gänzlich unfähig sind, das große chinesische Reich zu retten, soviel ist Jedem klar. Selbst wenn die Mandarine und Gelehrten in dieser letzten Stunde ehrlich auf das Gedeihen und Glück ihres armen Volkes Bedacht nehmen würden, so könnten sie keine genügenden Mittel zur Verbesserung erlangen; alea jacta est, das Schicksal dieses wunderbaren Reiches ist ihren Händen entfallen; der Erretter wird aus einem anderen Lande kommen*).

*) Der Name des Verfassers dieser Denkschrift wird, seinem eigenen Wunsche Rechnung tragend, nicht genannt.

Beilage VI.

Denkschrift der Behörden zu H'lassa an die Regierung zu Peking. Uebersetzung durch Tübetanisch, Mantschi und Chinesisch.

Ah-Rug-J-Hsi-Tschu, der Hu-to Ko-tu und Vorstand der Geschäfte von Schangshang, berichtet, daß er durch Tschin-mo-tsan die folgende Petition von den Untergebenen von Tscha-schi-lan-pu der drei großen Tempel in Schangshang von allen Herren, Häuptern der Klöster, Priestern und dem Volke erhalten hat.

Hsitsang*) (Tübet) ist das Geburtsland Buddha's und den Bewohnern keines anderen Landes außer den Ghurkas, mit denen fortwährender Zwischenhandel und Verkehr aufrecht erhalten wird, ist es erlaubt die Grenzen zu Reisezwecken zu überschreiten. Im 25. Jahre von Tu-kuang (1846) erschienen plötzlich zwei Engländer in Tübet und wurden sofort an die Stelle zurückgesandt, von welcher sie ausgegangen waren, und zwar von Se. Excellenz Kie-schiu (Exgouverneur der beiden Kuang und damals chinesischer Gesandter am Hofe des Lama). Die Ankunft dieser Personen beleidigte sofort die Schutzgötter von Tübet; Jahr auf Jahr war das Volk mit verschiedenen Krankheiten behaftet, die Pferde und Rinder wurden von Seuchen, das Land von Heuschrecken heimgesucht, die Ernten ungenügend und auf manche Weise litt das Land Schaden.

Wir hatten die Ehre Instruktionen zu empfangen, welche uns mittheilten, daß Engländer wünschten, in Tübet zu reisen,

*) Oder Tse-tsang.

und anfrugen, ob ihnen dies erlaubt würde. Wir erlauben uns zu bemerken, daß Tübet als ein armes und unfruchtbares Land bekannt ist und daß Reisende, die es besuchten, stets einen schädlichen Einfluß auf dasselbe äußerten, sowie sich nicht den Gesetzen des Buddhismus unterwarfen. Die Neuigkeit der möglichen Ankunft von Fremden hat Priester und Volk in äußersten Schrecken versetzt und sie haben mich alle gebeten, die Angelegenheit in einer Denkschrift (an Ew. Majestät) zu besprechen.

Wenn Ew. Majestät es in gnädige Berücksichtigung nehmen wollen, daß Tübet viele Jahre lang sich nur mit der Erhaltung der buddhistischen Religion beschäftigt hat und daß, ungleich dem inneren Lande (China), unser Land nur einen kleinen Raum einnimmt, so wird Ew. Majestät sich verpflichtet fühlen, die Engländer dahin zu bescheiden, daß sie nicht in Tübet reisen sollten und auch daß, was ihr Gesuch um Erlaubniß zur Durchreise betrifft, es nicht angezeigt erscheint, daß sie Tübet als Straße auf ihrer Reise betrachten.

Wenn sie aber trotz unserer Abweisung darauf bestehen, zu kommen, so können Ihre Diener (wörtlich: wir, die Niedrigen) nur alle Stämme verbinden, welche dieselbe Religion haben und mit gemeinsamem Ziele unser Möglichstes thun, um sie daran zu verhindern. Bis unser Besitz ruinirt und unsere Kraft verzehrt ist, dürfen wir auf keinen Fall die alte Quelle des Buddhismus aufgeben und den Glauben zerstören, den die Menschen bis jetzt besessen haben.

Die besagten Herren, Priester u. s. w. erklären also, daß kein Land, welches Tien-tschu-kuo (ein in China für Indien gebrauchter Name) heißt, an die beiden Tübet gränzt; es gibt aber ein Land, das Tschia K'a'rh heißt. Wenn englische Reisende durch Tschia K'a'rh passiren wollten, so würde sie ihr Weg nicht nur durch hohe Berge und auf gefährliche Pfade führen, sondern es wäre auch sehr schwierig, die wichtigsten Wege wiederherzustellen, welche vor zwei Jahren entweder abgegraben oder verbarrikadirt worden sind. Wenn Engländer Pileng erreichen wollen, indem sie Khaita umgehen (wogegen wir protestiren), so bemerken wir, daß unser Distrikt Tong-ku-to noch nicht lange im Frieden mit den Gurkhas lebt und daß wir wegen der Erlaubniß, unser

Land zu durchreisen, nicht wieder einen Grund zu Streitigkeiten zwischen den beiden Ländern geben können.

Nicht daß wir etwa die Instruktionen nicht befolgen wollen; aber der wirkliche Grund ist, daß unser Land und Volk arm sind und es wenige niedere Leute, aber zahlreiche Priester gibt, weßhalb es für uns schwierig sein würde, das Beispiel des inneren Landes nachzuahmen*).

Das erwähnte Pileng ist England; im letzten Winter kam ein Brief des Häuptlings von Tscho-menghsiung nach Schangschang, worin stand, daß das Pileng-Volk mit Tübet Handelsverbindungen über Tscho-menghsiung zu eröffnen wünscht. Dies hat die Priester und das Volk von Tübet in Alarm versetzt und obgleich ich Boten absandte, um (die Engländer) in freundschaftlicher Weise aufzuhalten, hat sich die Aufregung noch nicht gelegt. Es wird nun berichtet, daß ein englischer Doctor, Namens Toschau (?) [Cooper] von Sze-tschuen gekommen ist, um in Tübet zu reisen; Priester und Volk sind dadurch entsetzt und die Herzen der Leute mit Sorge erfüllt worden, ein Zustand, dessen Verhütung unmöglich ist. Wenn ich ihnen auch wiederholt diesbezügliche Rathschläge gab, so sagten sie doch alle, daß sie die Principien Buddha's bis zum Tode ehren und befolgen würden.

Ferner sind in allen Klöstern des östlichen und westlichen Tübet zusammen bedeutend über 100,000 Lamas, von denen jeder eigensinnig und entschlossen ist, und nur den Befehlen dieser Lamas gehorcht die ganze Bevölkerung. Diese Männer widersetzen sich dem Eintritte von Beamten oder Unterthanen anderer Länder auf ihr Gebiet und ihr Entschluß ist nicht umzustoßen.

Ich bitte daher Ew. Majestät, die Angelegenheit mit der englischen Regierung zu verhandeln, und ihr mitzutheilen, daß kein englischer Unterthan, weder in dienstlicher oder privater Eigenschaft, ob er nun mit einem Passe versehen ist, oder nicht, zu kommen braucht, um in Tübet zu reisen, und Ew. Majestät werden hiedurch nicht nur die Angst und das Mißtrauen der

---

*) „Das Beispiel des inneren Landes nachzuahmen" was eine Eröffnung von Handels- und Vertragsverbindungen mit fremden Ländern betrifft.

Tong-ku-to-Priester und Leute aufheben, sondern auch die Engländer daran verhindern, (unnöthige) Mühsalen zu Wasser und zu Land zu erleiden. Es wird dies die freundlichen Beziehungen zwischen den beiden Ländern (China und Tübet) befestigen, auch die Gemüther der Tübetaner beruhigen.

In Kurzem: die tübetanischen Lamas werden bis zu ihrem Tode es verhindern, daß Fremde ihr Land besuchen, und wenn die Lamas sich dazu entschlossen haben, werden die Gemüther der Leute noch mehr erregt werden, und obgleich ich wünsche, die Angelegenheit zu friedlicher Lösung zu bringen, so ist es mir doch unmöglich (den Instruktionen)*) zu gehorchen. Wenn es Leuten erlaubt wird, in Tübet zu reisen, so wird es, sobald sie die Grenze überschritten haben, unmöglich sein, die Begehung von Verbrechen an ihnen durch die Bevölkerung zu verhindern.

*) Die chinesischen Behörden in Peking wissen nicht (oder wohl eher „wollen nicht wissen" Anm. d. Uebers.) aus welcher Quelle diese mehrfach erwähnten „Instruktionen" stammen.

Anhang

I.

Die erste englische Expedition unter Major Sladen im Jahre 1868.

Ursachen der Entsendung dieser Expedition. — Abreise. — Aufenthalt in Bhamo. — Erpressungen der Häuptlinge, Maulthiertreiber und Gepäckträger. — Ponsi. — Manwin. — Sanda. — Nantin. — Aufenthalt in Momien. — Die dortige Industrie; Rückkehr. Das Hothathal. — Untersuchung der Straße von Sawady nach Muangwan. — Die Resultate der Expedition. — Ursache und Geschichte der Unterdrückung der mohamedanischen Revolution durch die Chinesen. — Warum die Entsendung einer weiteren Expedition beschlossen wurde.

Cooper war, wie wir wissen, am 4. Januar 1868 von Hankau*) abgereist, um seine abenteuerlichen Fahrten anzutreten, und nur zwei Tage später traf eine englische Expedition, von Rangun auf einem Dampfer kommend, in Mandalee ein, um mit ihrem Chef, dem Major Sladen, zusammenzutreffen, der sich damals dort als politischer Resident befand. Die Ursache der Absendung dieser Expedition war die folgende. Vor Ausbruch des mohamedanischen Krieges war stets ein lebhafter Handel zwischen China und den hinterindischen Staaten getrieben worden. So betrug der Werth des Handels auf der Bhamo-Route

*) Die im Anhange veränderte Orthographie einiger Städtenamen wurde nach der Schreibweise Margary's verbessert, der vollkommen gut Chinesisch sprach und schrieb, also als eine höhere Autorität als Cooper in dieser Beziehung betrachtet werden kann. Für die vorhergehende Uebersetzung konnte dies jedoch nicht mehr bewerkstelligt werden, als der größte Theil derselben schon gedruckt war, ehe das Tagebuch Margary's zur Ausgabe gelangte. Anm. des Verfassers.

zwischen Birma und China etwa 10,000,000 Mark; er hatte aber seitdem beinahe gänzlich aufgehört. Nachdem man nun nicht mit Bestimmtheit sagen konnte, ob dies der mohamedanischen Erhebung in Yünnan oder Intriguen der birmanischen Politik zuzuschreiben war, so entschloß sich der Gouverneur von Britisch-Birma, die hierauf bezüglichen Fragen an Ort und Stelle untersuchen zu lassen. Die Aufgaben diese Expedition waren also: 1) die Ursachen der Handelsstockung zu erfahren; 2) die politischen Beziehungen der Kakheiens, Schans und Panthees zu ermitteln und 3) sie für eine Wiederaufnahme des Handels zu stimmen. Es sollte in zweiter Linie auch versucht werden, Yungtschang oder wenn möglich Tali-fu zu erreichen; allein nur, wenn dies mit Sicherheit geschehen könne.

Diese Expedition bezweckte also, Rangun mit dem westlichen China in Verbindung zu bringen, während Coopers Bestrebungen dahin gingen, das letztere mit Calcutta zu erreichen. Entfernung und geographische Verhältnisse sprechen aber entschieden für das erstere Projekt.

Die Schicksale der Expedition Sladen sind in großen Zügen die folgenden*). Sie bestand aus ihrem Chef, Major Sladen, dem Ingenieur Kapitän Williams, dem Arzte und Naturforscher Dr. Anderson und den Herren Stewart und Burn, welche von der Handelskammer zu Rangun als ihre Repräsentanten mitgesandt worden waren.

Die Abfahrt von Mandalee erfolgte am 8. Januar auf einem Dampfer, der die Reisenden am 22. nach Bhamo brachte, wo sie nothgedrungen vier volle Wochen zubringen mußten, bis der erwartete neue Wun (Gouverneur) angekommen war. Die Chinesen, welche in Bhamo wohnten, zeigten sich der Expedition sehr feindlich, wohl weil sie die englische Concurrenz im Handel fürchteten. Sie suchten den Engländern alle möglichen Hindernisse in den Weg zu legen und wußten es so einzurichten, daß die Expedition weder einen Dolmetscher fand, der die Kakheien Sprache verstand, noch ihre Rupien gegen das landesübliche Silber vertauschen konnte. Sladen ließ sich jedoch hiedurch

---

*) S. Dr. John Anderson: Maudalay to Momien. Attarralive of the two expeditious to western China of 1868 u. 1875. London 1876.

nicht aufhalten und reiste am 26. Februar ab. Er ging am rechten Ufer des Flusses Tapeng hinauf nach Tsitkau, das er am nächsten Tage erreichte. Hier warteten Schans mit ihren Maulthieren, welche das Gepäck der Expedition, die im Ganzen hundert Köpfe zählte, tragen sollte. Nachdem am nächsten Morgen das Gepäck unter vielen Schwierigkeiten an die Maulthiertreiber vertheilt worden war, sagte ein birmanischer Beamter, daß heute ein Unglückstag wäre, an dem man nicht reisen dürfe. Dieser Aufenthalt ermöglichte es einigen Mitgliedern der Expedition, den nördlich liegenden, etwa zwei englische Meilen langen Maulung-See zu besuchen. Nach großen Schwierigkeiten und Erpressungsversuchen seitens der Häuptlinge und Maulthiertreiber brach die sehr schwerfällig organisirte Expedition am anderen Tage auf. Voran gingen drei Katheien-Häuptlinge; dann folgte die riesige, eiserne Geldkiste, von acht Männern getragen und vier Sepoys bewacht, woran sich die lange Reihe von hundertzwanzig Maulthieren schloß. Schon in der ersten Nacht blieben ein großer Theil des Gepäcks und die Geldkiste zurück und sie mußten am anderen Tage nachgeholt werden, da ein betrunkener Häuptling sie zurückbehielt. Das Gepäck wurde auch richtig bestohlen.

Abends wurden durch ein Medium die Geister um die Schicksale der Expedition befragt, wie es bei den Katheiens üblich ist, und nachdem zwanzig Rupien geopfert worden waren, gaben sie eine sehr günstige Auskunft.

Abermals wurde von den Maulthiertreibern eine größere Summe verlangt und die eiserne Geldkiste, welche die Begierden der Katheiens auf das Höchste reizte, endlich zurückgelassen und das Geld zum Tragen unter die Sepoys vertheilt.

Von Ponline wurde 1500 Fuß nach dem Tapengflusse herabgestiegen, wo sich der Nampung mit ihm vereinigte, welcher hier die chinesisch-birmanische Grenze bildet. Auf einem bald steil ansteigenden, bald jäh abfallenden Wege wurde am 6. März Mittags das Dorf Ponsi erreicht, welches 3187 Fuß über dem Meere und 43 englische Meilen von Bhamo entfernt liegt.

Der Aufenthalt in Ponsi war ein sehr langer. Complotte, welche die Katheien-Häuptlinge schmiedeten und die unverschämte Erpressungen zum Zwecke hatten, wurden durch allerlei Mittel,

wie Abschneidung der Lebensmittelzufuhr, Gehorsamsverweigerung seitens der Maulthiertreiber und andere Intriguen unterstützt, wodurch die Expedition mürbe zu machen versucht wurde. Eine Excursion hinab nach dem Tapengflusse und eine zweite zu den naheliegenden Silberminen, welche seit dem Ausbruche des mohamedanischen Krieges nicht mehr im Betriebe sind, füllten einigermaßen die nutzlos verstreichende Zeit aus. Mit endlosen Verhandlungen, die ohne jede Energie geführt wurden, mit Absendung von Boten an die Panthees oder Mohamedaner und die Kakheien-Häuptlinge verging die günstige Jahreszeit. Am 7. April sollte aufgebrochen werden; Alles war bereit, als bei der Vertheilung des Gepäcks unter die Träger ein Streit entstand, der die Abreise abermals unmöglich machte. Die Träger rauften sich buchstäblich um die werthvollsten Packete, ohne Rücksicht auf Gewicht oder Umfang, was ihre räuberischen Absichten nur zu deutlich erkennen ließ. Endlich langten Boten des Oberbeamten von Momien an, die sich über die Zwecke der Expedition erkundigen sollten, weil man von Bhamo aus an diesen Beamten geschrieben hatte, daß der wahre Zweck der Expedition die Zerstörung der Panthee-Herrschaft sei.

Am 17. erließ Sladen ein Circular an die Mitglieder der Expedition, worin es in Anbetracht der schwindenden Kasse den Mitgliedern freigestellt wurde, zurückzukehren; Sladen wollte dagegen auf die Gelegenheit warten, Momien zu besuchen. Am nächsten Tage kam die Nachricht des Sieges des Oberbeamten von Momien über den chinesischen General Li-sieh-tai und ihr folgte seine Aufforderung, nunmehr vorwärts zu gehen. Die Häuptlinge, welche eigentlich immer zu den Chinesen gehalten hatten, beeilten sich nun, den siegreichen Mohamedanern gefällig zu sein und die Feindseligkeit der Kakheiens verwandelte sich plötzlich in Freundschaft und Zuvorkommenheit. Der Markt war von nun an ebenfalls wieder versorgt und Geschenke an Nahrungs- und Genußmitteln regneten förmlich auf die Mitglieder der Expedition herein. Der Verkehr mit dem Volke gestattete es, seine Sitten und Gebräuche näher kennen zu lernen.

Am 8. Mai kamen nach vielen Verhandlungen die Schans endlich an, welche Maulthiere auf den 11. versprachen, die auch wirklich eintrafen. Abends gelangte die Expedition nach Mauwin

und trat damit auf das Gebiet der Schans über. Hier wurde ein zweitägiger Aufenthalt nöthig, um die Route zu wählen, die verfolgt werden sollte. Man entschloß sich auf dem rechten Ufer des Tapeng nach Sanda durch das gleichnamige Gebiet zu reisen.

Etwa vier englische Meilen von Manwin feuerte eine Anzahl Eingeborener einige Schüsse vom gegenüberliegenden Flußufer auf die Expedition ab, was aber nicht weiter beachtet wurde; sonst wurden die Fremden vom Volke überall mit Jubel empfangen.

Durch das wunderschöne, gut cultivirte Thal von Sanda erreichte man gegen Abend Sanda. Der Häuptling empfing die Mitglieder der Expedition und bestand auf der Adoption seines kleinen Enkels und Reichserben durch Sladen, da ihm dies von Wahrsagern angerathen worden war.

Am nächsten Tage wurde das Muangla-Thal durchschritten, das dem Sanda-Thale sehr ähnlich ist, und nach Muangla marschirt, welches auf einem Abhange am linken Ufer des Tapeng steht. Die Stimmung der Beamten, welche offenbar der chinesischen Regierung anhingen, war keine der Expedition günstige und wurde es versucht, sie aufzuhalten; jedoch erfolgte am 23. Mai die Abreise. Gerüchte waren verbreitet, daß Chinesen in größerer Zahl den Weg verlegten; doch waren Detachements von Panthees und Kakheiens auf der ganzen Route vertheilt und die chinesische Stadt Nantin, eine wichtige Militärstation, weil sie die Straße nach Momien und Yünnan beherrscht, war von den Panthees stark besetzt.

Nach einigen Empfangsfeierlichkeiten, die mit dem Gouverneur auf dessen Wunsch ausgetauscht wurden, trat die Expedition am zweiten Tage nach ihrer Ankunft die Weiterreise an, von einer militärischen Eskorte geführt. Sieben englische Meilen von Nantin liegen die merkwürdigen heißen Quellen, welche siedendes Wasser und Dampf in großer Menge ausströmen. Nicht weit davon wurde aus einem Hinterhalt von Chinesen eine Anzahl Schüsse auf die Avantgarde abgefeuert, denen zwei Panthee-Offiziere und ein Mann zum Opfer fielen. Acht Maulthieren war das Gepäck abgeworfen und die Thiere selbst den Berg hinauf geschleppt worden. Ohne weitere Unfälle wurde

Momien erreicht, wo der Tah=sa=kon (Oberbeamte) die Karawane vor der Stadt in großer Gala erwartete.

Momien, in China Teng=yue=tschau genannt, 135 englische Meilen von Bhamo entfernt, liegt auf einem mehr als 5000 Fuß hohen Plateau und wurde vor etwa 400 Jahren als Grenzstation gebaut. Es ist das Hauptquartier, von welchem aus die tributären Koschanpeii oder neun Schanstaaten regiert werden.

Die nächsten Tage vergingen unter dem Austausche von Geschenken und Höflichkeiten, wobei die Reisenden jedoch genügend Zeit behielten, um sich über die industriellen und handelsgeographischen Verhältnisse Momiens zu instruiren. Die Industrie schien in sehr viel kleinerem Maßstabe betrieben zu werden als früher. Schmuckgegenstände aus Malachit werden noch ziemlich viele verfertigt; das Rohmaterial wird von den Minen im Distrikte Mogung herbeigeschafft; früher war dieser Import sehr bedeutend. Ebenso wurden Ringe, Pfeifenspitzen, Rosenkränze u. s. w. aus Bernstein gefertigt, der aus dem Hukong=Thale kam. Als die werthvollste Sorte wird die ganz klare, von dunkelgelber Weinfarbe betrachtet.

In den Verkaufsläden fanden sich folgende Waaren: Gold, Silber, Silbererz, Blei, Eisen, Kupfer, Zinn, Quecksilber, Schwefel, Arsenik und Gyps; sämmtlich aus dem westlichen Yünnan; ferner färbige, chinesische Stoffe, Garne und Knöpfe; englische Tuche, Nadeln und Messingknöpfe; mohamedanische Kopfbedeckungen, Ringe, Mundstücke und Brochen aus Bernstein und Malachit, Opiumpfeifen und chinesische Wasserpfeifen; Kupferschmiedewaaren und andere Gegenstände zum Hausgebrauch. Weiterhin sah man Buchhändler=, Weißwaarenläden, Apotheker, Tabakhändler und Fettwaarenläden, sowie alle Arten Gemüse, Früchte und andere Eßwaaren.

Die Touren in der Umgegend konnten wegen der umherstreifenden, chinesischen Banden nicht weit ausgedehnt werden und beschränkten sich hauptsächlich auf den Besuch einer Anzahl von Tempeln. Nachdem mit dem Tha=sa=kon Verträge abgeschlossen waren, welche die Zölle auf die Handelskarawanen festsetzten, wurden die Abschiedsbesuche gemacht und am 12. Juli verließ die Expedition Momien, diesesmal Kulis statt der

Maulthiere zum Tragen des Gepäcks verwendend, damit die Chinesen nicht vorzeitig durch das Miethen derselben auf den Abgang der Karawane aufmerksam gemacht werden würden.

Die sogenannte Gesandtenroute über Schümülong konnte nicht benützt werden, weil der chinesische General Li-sieh-tai dort den Weg versperrte und die Expedition sah sich daher genöthigt, auf ihrem früheren Wege nach Manwin zurückzukehren. Maulthiere und Ponies mußten jedoch am zweiten Marschtage gemiethet werden, da beinahe alle Kulis von Momien wieder davon gelaufen waren. In Muangla trafen die Reisenden Mr. Gordon, der ihnen als Ingenieur beigegeben und mit weiteren Geldmitteln entgegengesandt worden war. Er war mit einer birmanischen Eskorte von 50 Mann gekommen und vor ihm waren bereits 100 Mann angelangt, welche eine Summe von 5000 Rupien für die Expedition überbrachten.

Am 5. August erfolgte die Ankunft in Manwin nach vielen Schwierigkeiten, welche hauptsächlich der Transport des Gepäcks verursachte. Vier Tage später brach die Expedition von dort wieder auf und setzte über den Tapeng, welcher hier 600 Schritte breit war und auf dessen gegenüberliegendem Ufer sich eine zwei Meilen lange Schlammablagerung abgesetzt hatte. Die Expedition gerieth in dieselbe hinein und hatte nicht wenig Mühe sich wieder herauszuarbeiten. Menschen und Thiere sanken tief in den zähen Schlamm ein, der sie hinabzuziehen schien.

Der Uebergang in das Hotha-Thal liegt über 5000 Fuß hoch und das schmale, etwa 25 englische Meilen lange Thal selbst 1000 Fuß tiefer. Die Stadt Hotha wurde am 10. August erreicht, und man blieb dort bis zum 27. als Gast des intelligenten und höflichen Häuptlings Li-lot-sa, der die Wiedereröffnung der Handelsrouten sehr befürwortete. Ein Markt wird hier alle fünf Tage abgehalten. Schwertklingen, die hier fabrizirt werden und als sehr gut bekannt sind, waren vielfach ausgeboten; deßgleichen fanden sich: Schan-Tuche, Schan-Mützen, chinesisches Papier, Reis, Feuerstein, Kalk, Arsenik, englisches grünes und blaues Tuch und rother Flanell, der bei den Kakheiens besonders beliebt ist, sowie Indigo.

Die Expedition sollte über die Kakheien-Berge am westlichen Ende des Thales gehen; Mr. Gordon und Dr. Anderson machten

aber auch eine Excursion nach dem östlichen Ende, das durch einen Gebirgsstock abgeschlossen wird, der die beiden Parallelketten quer verbindet. Eine gute Straße führte zum Passe; über den letzteren ging ein schmaler Pfad, der Paß war keine 400 Fuß höher als Hotha. Auf dieser Tour konnten sich die beiden Herren insoweit orientiren, als daß das Hotha-Thal zur Anlage einer Handelsstraße mehr Schwierigkeiten bot, als das Tapeng-Thal.

Am 27. August verabschiedete sich die Reisegesellschaft von dem freundlichen Häuptlinge von Hotha und dieser übergab sie an seiner Landesgrenze dem benachbarten Häuptling von Namboke. Die größte Stadt des Thales, Latha, wurde wegen der Unfreundlichkeit des alten Häuptlings gegen Fremde nicht besucht. Die Gegend war hier bewaldet und mit Dörfern besät. Der Fluß Namsa wurde auf einer langen, hölzernen Brücke überschritten und dann wand sich die Straße aus seiner engen Schlucht hervor und folgte dem Laufe des Namboke-Flusses, worauf sie über mehrere Ausläufer der Gebirgsstöcke führte und schließlich das Dorf Namboke erreichte, das inmitten einer Anzahl bewaldeter Hügel liegt. Es war unmöglich der Gastfreundschaft des Häuptlings auszuweichen und blieb deßhalb die Expedition bis zum 29., trotzdem das angewiesene Quartier von Ungeziefer erfüllt war.

Von Namboke aus führte der Weg in eine tiefe Thalsenkung hinab, stieg aber von dort wieder allmälig bis zur Höhe der Bergkette an, welche sich im Süden den Tapeng entlang zieht. Das acht Meilen entfernte Aschan wurde Abends erreicht. Von der Höhe aus genossen die Reisenden einen freien Blick in das Ponsi-Thal, sowie auf die umliegenden Gebirge, deren Spitzen (bis zu 6000 Fuß ü. M.) sich rings umher erhoben, soweit das Auge reichte. Sie zeigten meist eine dichte Bewaldung, nur an einzelnen Stellen waren die Bäume ausgerodet und die Berghänge zum Anbau von Mais und Reis terrassirt.

Die Ueberschreitung des Namkhong, der durch die häufigen Regen stark angeschwollen war, bot nicht unerhebliche Schwierigkeiten und mußte bald darauf ein zweiter Flußübergang ausgeführt werden. Von Aschan nach Hoetone kann man in einem Tage ganz gut kommen; aber Einladungen der Häuptlinge,

welchen nicht zu entgehen war, hielten die Expedition volle drei Tage auf, während welcher sie die Dörfer Loelone, Loelin und Mattin besuchten, von denen das erstere das blühendste Kakheien-Dorf war, welches die Reisenden bisher gesehen hatten. Der Empfang war überall sehr herzlich und wußten sich die Reisenden vor Einladungen kaum zu retten, so daß sie diese ebenso lästig fanden, als die vorherige Feindschaft.

Von Hoetone führt die Straße am linken Ufer des Tapeng nach Bhamo, aber dieses niedrig liegende Land war gegenwärtig überschwemmt und mußte deßhalb ein Umweg gemacht werden. Von der Höhe eines Grates aus hatten die Reisenden einen freien Blick in das ausgedehnte Irawaddy-Thal und die Mannschaften machten Luftsprünge vor Freude darüber, das Endziel ihrer Strapazen vor sich zu sehen.

Auf einem schrecklichen Wege unter fortwährend herabströmendem Regen wurde 4000 Fuß tiefer die Thalsohle erreicht und zwei Flüsse überschritten; der eine auf einer 18 Zoll breiten primitiven Brücke, der zweite auf einem Floß, das nicht weniger Gefahren bot.

Bei ihrer Ankunft am Ufer des Tapeng fanden die Reisenden Boote bereit, mittelst derer sie nach Tsitgna übersetzten. Dort wurden sie im Auftrage des Wun von Bhamo festlich bewirthet. Am nächsten Tage, dem 5. September, landete die Expedition in Bhamo, das sie am 26. Februar verlassen hatte.

In Bhamo traf die Expedition den birmanischen Geometer wieder, welchen sie von Hotha ausgesandt hatte, um die Straße nach Sawady am Irawaddy-Flusse zu erforschen. Er hatte zehn Tage gebraucht, um diese Strecke zurückzulegen, war in der Verkleidung als Schan gereist und hatte an Instrumenten leider nur einen Aneroidbarometer bei sich geführt, um die Höhen zu messen. Er meldete, daß er von Hotha aus die Bergkette überstiegen habe, welche dieses Thal von demjenigen von Muangla scheidet. Die Regentin dieses chinesischen Schanstaates versprach englischen Handelskarawanen ihren Schutz und den Beweis, daß diese Route bereits benützt wird, lieferten die fortwährend auf dem Wege befindlichen Züge von Maulthieren und Packochsen, welche von Sawady nach Muangwan kamen, von wo aus sie entweder nach Nantin oder Muangkun weitergingen. Die Straße

sei frei von allen Hindernissen, sowie eben und gut. Als Zoll würde der alte chinesische Tarif von 1 Rupie für jedes Maulthier und 8 Annas für jeden Packochsen beibehalten werden. Diese Nachrichten sind entschieden als eine der wichtigsten Errungenschaften dieser Expedition zu betrachten.

Den eigentlichen Schluß der Expedition bildete eine Feierlichkeit, die von 31 Häuptlingen unter barbarischem Ceremoniell ausgeführt wurde und wodurch sie sich eidlich verpflichteten, den künftig durch ihr Gebiet Reisenden allen Schutz zu gewähren. Hiemit war die Expedition beendigt und sie löste sich auf. Wenn wir nun untersuchen wollen, inwieweit sie ihre Zwecke erfüllte, so müssen wir allerdings zugestehen, daß sie die ihr vorgeschriebenen Erkundigungen wirklich einzog; aber wir können nicht umhin zu bemerken, daß der Aufwand an Zeit und Geld mit den Resultaten ziemlich außer allem Verhältniß steht und daß die Leitung der Expedition nicht in der Weise auftrat, um sich selbst und ihren Nachfolgern den nöthigen Respekt zu verschaffen. In der ganzen Geschichte derselben reiht sich eine Schwachheit an die andere und es ist gar nicht zu verwundern, daß sie unter Erpressungen wohl mehr zu leiden hatte, als irgend eine andere vor ihr. Anstatt unverschämte Forderungen consequent von der Hand zu weisen, wurde meist wenigstens ein Theil derselben bewilligt und dadurch der Habgier dieser halbwilden Stämme nur eine erhöhte Anregung gegeben. Daran werden künftige Expeditionen und Handelskarawanen entschieden noch lange zu leiden haben!

Um die Errungenschaften der soeben beschriebenen Expedition zu bewahren, stellte man mit der Genehmigung des birmanischen Königs einen britischen Residenten in Bhamo auf, was im März 1869 geschah. Dieser hatte insofern eine schwierige Stellung, als er mit dem Gouverneur von Momien, welcher der ersten Expedition einen freundlichen Empfang bereitet hatte, gute Beziehungen unterhalten, aber die Chinesen nicht dadurch beleidigen sollte.

Die Geschichte der mohamedanischen Revolution hat Cooper uns bereits erzählt; aber als er sich in Weisi befand, hätte er

es sich wohl nicht träumen lassen, daß sich die zerrüttete chinesische Regierung noch einmal aufraffen würde, um einen verzweifelten Schlag gegen die Mohamedaner zu führen, welche nun bereits seit einer Reihe von Jahren die schönste Provinz des Reiches, Yünnan, inne hatten. Die Nachrichten über den Anmarsch einer chinesischen Armee, welche Cooper in Weisi hörte und für tendenziöse Erfindungen hielt, waren nicht so unbegründet als er sich dachte.

Was die erste Veranlassung war, welche die Chinesen dazu brachte, mit Aufbietung aller Kräfte die Mohamedaner zu überfallen, ist nicht schwer zu errathen. Wenn man das chinesische Mißtrauen in Alles was fremd ist kennt, so erscheint es sehr begreiflich, daß die chinesische Regierung mit wachsender Sorge zu gleicher Zeit die englische Expedition unter Sladen und den unternehmenden Cooper abreisen sah, die sich gleichsam von den beiden Endpunkten in die Hände arbeiteten. Dieser Umstand allein war schon genügend, um die chinesischen Behörden zu veranlassen, den Reisenden alle möglichen Hindernisse in den Weg zu legen, und sie daran zu verhindern ihr Ziel zu erreichen, was auch bei Cooper geschah und um so leichter war, als man den Lamas leicht einflüstern konnte, er wolle in ihr Königreich eindringen. Wäre Sladen nach dem eigentlichen China vorgedrungen, so würde es ihm sicher ebenso ergangen sein.

Thatsächlich hängt nun der Beginn einer ernstlichen Kriegführung gegen die Mohamedaner mit dem Zeitpunkte dieser Reisen zusammen und lag den Chinesen die Vermuthung, daß die Engländer den Panthees zu Hülfe kommen wollten, um so näher, als sowohl Cooper Alles versuchte, um nach Tali-fu oder wenigstens auf mohamedanisches Gebiet zu gelangen und auch Sladen sich mit der mohamedanischen Herrschaft in Momien in Verbindung setzte, welche später durch den britischen Residenten in Bhamo weitererhalten wurde. Damit nicht zufrieden, sandte die englische Regierung 1870 eine Expedition nach Yarkand und schloß mit Yakub-Beg einen Freundschafts- und Handelsvertrag ab. Dieser Yakub-Beg war aber ebenfalls ein chinesischer Rebell und hatte diesem Reiche ein großes Gebiet entrissen. Mußten die Chinesen nicht glauben, daß diese Schritte seitens Englands nur die Präliminarien einer Eroberung seien?

Die Berichte über den Verlauf des Krieges in Yünnan sind natürlich sich widersprechend und wegen der beiderseitigen Uebertreibungen, sowie, weil sie durch mündliche Ueberlieferung erhalten wurden, unzuverlässig; jedoch lassen sich gleichwohl einige geschichtliche Momente mit Sicherheit aufstellen.

Schon 1869 fingen die Chinesen an Terrain zu gewinnen und 1870 belagerte ihr General Li-sieh-tai die Stadt Momien, wurde aber zurückgeschlagen. Dies hinderte die Chinesen jedoch nicht, Verstärkungen heranzuziehen und gegen Ende dieses Jahres eine zweite Belagerung der Stadt zu eröffnen, deren Garnison inzwischen von den Panthees vermehrt worden war. Im Anfange des Jahres 1871 waren drei chinesische Armeen im Kampfe, von denen die Hauptarmee auf Tali-fu marschirte, die zweite unter Li-sieh-tai die Stadt Momien belagerte und die dritte die Stadt Yung-tschang, sowie einige andere, südlich von Momien liegende Städte angriff. Die letztere Stadt fiel gegen Ende des Jahres in die Hände der Chinesen; bei Momien und Tali-fu blieb die Sache zwar noch unentschieden; war aber bereits hoffnungslos, so daß der mohamedanische Sultan seinen Sohn Hassan nach England sandte, um den Schutz der britischen Regierung zu erflehen.

In Tali-fu hatte sich die Hauptmacht der Mohamedaner concentrirt und dort wurde auch der Hauptschlag geführt. Nach vielen heldenmüthigen Kämpfen gegen die Uebermacht ergaben sich, durch Hunger dazu gezwungen, die Mohamedaner im August 1872 und die Chinesen ließen die gesammte Besatzung und Bevölkerung (auf 20 bis 40,000 Köpfe geschätzt) über die Klinge springen. Nun fielen die Städte Tschun-ning-fu und Yin-tschau; aber Wusau und Momien hielten sich noch. Das letztere wurde jedoch im Mai 1873 genommen, doch hatte sich der Gouverneur mit seinen noch übrigen Soldaten vorher noch flüchten können, da ihm die Bestechung eines chinesischen Offiziers gelungen war, der einen Theil der Belagerungstruppen commandirte, und unter tausend Gefahren vermochte er sich endlich in die einzige noch übrigbleibende mohamedanische Stadt Wusau einzuschleichen, die aber trotz ihrer starken Befestigungen im Mai 1874 in die Hände der Chinesen fiel. Der ehemalige Gouverneur von Momien und einige seiner Anhänger entkamen jedoch abermals und gesellten

sich nun bald zu unzufriedenen und aufrührerischen Schan-häuptlingen, bald zu Räuberbanden, welche in den Gebirgen umherstreiften und die Straßen unsicher machten. Dies war das Ende des achtzehn Jahre dauernden mohamedanischen Krieges.

Der Gang der Thatsachen, welcher die Entsendung einer zweiten Expedition im Jahre 1875 veranlaßte, war kurz folgender. Trotz der bereits erwähnten Aufstellung eines britischen Residenten in Bhamo, war noch 1872 kein einziger Waarentransport britischer Kaufleute in Bhamo angelangt, obgleich der Handel der Eingeborenen sich in erheblicher Weise gesteigert hatte und selbst von Rangun aus die chinesischen Kaufleute Baumwolle, Salz und Stoffe in das Land sandten. Auch aus China kamen bedeutende Handelskarawanen an und die Schifffahrt auf dem Irawaddy nahm solche Dimensionen an, daß der Dampfschiff-transport von und nach Bhamo von Oktober 1873 bis Oktober 1874 auf 4,000,000 Mark geschätzt werden konnte.

Die Chinesen sahen, sobald sie Yünnan endlich wieder erobert hatten, die Nothwendigkeit ein, die Handelsrouten zu eröffnen, um den durch den Krieg verödeten Landstrichen wieder ihren Wohlstand zurückzugeben und hatten dies schon im Jahre 1873 angebahnt. Es war nun der richtige Moment zu einer zweiten Expedition gekommen, welche unter günstigeren politischen Verhältnissen die geeignetste Handelsroute nach Yünnan aufsuchen sollte, wobei man auch an die Aufstellung eines englischen Consuls in Tali-fu dachte. Um jedoch den Mandarins im westlichen China begreiflich zu machen, daß diese Expedition mit den in den Vertragshäfen ansässigen Engländern solidarisch sei und unter dem Schutze der chinesischen Regierung stehe, wurde der englische Gesandte in Peking beauftragt, einen Consularbeamten, mit den nöthigen kaiserlichen Pässen versehen, nach der chinesischen Grenze zu senden, wo er die Expedition erwarten sollte. Die chinesische Regierung wurde von dieser Reise zwar verständigt, aber sie beklagte sich später mit Recht darüber, daß sie über Natur und Zwecke derselben nicht aufgeklärt worden war. Man hatte lediglich für vier Herren und ihr Gefolge Pässe verlangt, welche ihnen gestatten sollten, die Provinz Yünnan zu durchreisen, um für die englische Regierung solche Erkundigungen über den dortigen Handel einzuziehen, welche den Kaufleuten Britisch-

Birmas nützlich sein könnten. Von Eröffnung einer Handelsstraße oder Errichtung eines Consulats in Tali-fu wurde kein Wort erwähnt; auch hätte die chinesische Regierung hiefür wohl keine Pässe gewährt, da die bestehenden Verträge ihr dies nicht auferlegen.

Der Consularbeamte, welcher mit der Erfüllung der oben erwähnten, schwierigen Mission beauftragt war, hieß Augustus Raymond Margary und war ein allgemein beliebter, thätiger Beamter, der nicht nur der chinesischen Sprache und Etiquette vollständig mächtig war, sondern sich auch schon mehrmals durch seinen Muth und seine Energie ausgezeichnet hatte. Er mußte schon im August 1874 von Schanghai abreisen, um zu rechter Zeit in Bhamo anzulangen, wohin die Expedition selbst erst im Januar 1875 von Birma aus aufbrechen sollte.

II.

Margary's Reise von Schanghai nach Bhamo.

Margary und Cooper als Reisende. — Abreise. — Hankau. — Wahl der Route. — Geldgeschäfte. — Telegraphische Zurückberufung aber dennoch vorwärts! — Loschan. — Cigarretten für die Chinesen. — Die Theeinsel Tschün=schan im Tung=ting=See. — Tschang=tee. — Die Töpferstadt T'au=yuen=Hsien. — Zeltähnliche Berge. — Die Eskorte wird geschmälert. — Stromschnellen. — Eine philanthropische Wittwe. — Margary wird krank. — Tschen=yuan=fu. — Vorbereitungen zur Landreise. — Das Volk wird unangenehm. — Zur Frage der indo=chinesischen Handelsrouten. — Die Höhle der Winde. — Verwüstungen des Krieges. — Vorkehrungen gegen die räuberischen Miautze. — Junge Hunde als Delikatessen. — Kwei=tschu. — Lästige Besuche. — Besuche bei dem Gouverneur und bei dem römischen Bischofe. — Sonderbare Bergformen. — Dialektische Schwierigkeiten. — Steinkohlenlager. — Geldeswerth in China. — Miautze und Tschung=tschia. — Das Klima. — Kindlichkeit des chinesischen Sinnes. — Ueberschreiten der Grenze Yünnans. — Salz= und Gypstransport. — Besuch einer Höhle. — Roheisen. — Ankunft in Yünnan=fu. — Ein Tag des Essens. — Der Handel von Yünnan=fu. — Kröpfe. — Gefährliche Wege. — Handelsgeographisches. — Brief aus Hankau. — Tali=fu. — Eine unfreiwillige Tigerhetze. — Weihnachten. — Yung=tschang=tu. — Teng=yueh=tschau. — Befehl zur Weiterreise nach Bhamo. — Manwin. — Bhamo.

Wenn auch das Ziel der Reise Margary's mit demjenigen Cooper's im Grunde genommen identisch war, so ist doch der Gegensatz in der Art und Weise des Zuwerkegehens bedeutend. Während Cooper als Privatperson mit einfachen Pässen reiste, und seine Bequemlichkeit dem Zwecke so gänzlich unterordnete, daß er die chinesische Kleidung und den Zopf annahm, von Anfang an wie ein Chinese lebte, sowie sein ganzes Gepäck auf

einen tragbaren Handkoffer beschränkte, nur einen Diener mitnahm, der wegen seiner Sprachkenntnisse absolut nöthig war, und mit sehr beschränkten Mitteln seine Reise antrat, deren Unzulänglichkeit ihm während der ganzen Reise Schwierigkeiten bereitete, so trat Margary als hoher Beamter auf, der mit den werthvollsten Pässen und Empfehlungsschreiben direkt vom Tsungli Yamen (Auswärtiges Amt) in Peking versehen war. Margary reiste in englischer Tracht, war mit allen Bequemlichkeiten als: Feldbett, Luftkissen, wasserdichte Decken u. s. w. ja selbst mit Unterhaltungslektüre versehen und sein umfangreiches Gepäck wurde durch einen Vorrath an Conserven aller Art vermehrt, welche die unvermeidliche chinesische Küche erträglich machen sollten. Bordeaux, Champagner, Cigarren und noch viele andere Lebens- und Genußmittel vervollständigten die lange Reihe des Mitgeführten. Die Dienerschaft entsprach natürlich dem obigen Maßstabe; ein Sekretär, ein Läufer, ein Diener und ein Koch bildeten den Kern der Reisegesellschaft. Selbstverständlich standen auch unbeschränkte Geldmittel zur Verfügung.

Welches Verfahren nun das richtigere war, darüber kann wohl kein Zweifel sein. Es liegt einmal im asiatischen Charakter, den Mann nach seinem Auftreten zu beurtheilen. Cooper's Versuch, den Chinesen zu spielen, mußte überall Aufregung und Verdacht hervorrufen, denn er mußte sich Blößen geben und an eine Aufrechthaltung seines Inkognitos war überhaupt nicht zu denken, da ihm dazu das wesentlichste Element — die Kenntniß der Landessprache fehlte, wenn auch nicht zu läugnen ist, daß die Kleidung das oberflächlich beobachtende Volk manchmal irre führen konnte und es vielleicht auch that. Margary kam mit seiner Sprachkenntniß entschieden besser weg als Cooper mit seinem chinesischen Rock und Zopf, doch darf hierbei nicht übersehen werden, daß Margary's ansehnliches chinesisches Gefolge ihm in den Augen des Volkes ein höheres Ansehen gab. Es hat somit jede der beiden Reisemethoden in China seine Vortheile; jedoch hatte Margary entschieden unter dem Mißtrauen der Mandarine und des Volkes lange nicht so viel zu leiden, als Cooper, was wohl zum großen Theile der Verkleidung desselben zuzuschreiben ist.

Die Abreise Margary's von Schanghai erfolgte am 22. August 1874 mit einem, den Yang-tse-kiang hinauffahrenden Dampfer, nachdem er erst am 9. d. M. den Auftrag erhalten und deßwegen nur wenig Zeit hatte, sich auf eine Reise vorzubereiten, deren Dauer er selbst auf mindestens sechs Monate schätzte; jedoch versäumte er trotzdem Nichts, was zur Erleichterung der Reisebeschwerden dienen konnte.

Auf dem Wege nach Hankau erhielt Margary Nachrichten, daß man plötzlich daran denke, ihn nach Rangun zu senden, um von dort aus die Expedition zu begleiten. Er ging aber trotzdem langsam vorwärts, um keine Zeit zu verlieren, da er, im Falle einer Ordre in obigem Sinne, flußabwärts rasch wieder in Schanghai sein konnte.

Am 28. August erreichte er Hankau, wo ihn jedoch ein Unwohlsein einige Tage lang daran hinderte, seine Reisevorbereitungen zu vollenden. Der dortige englische Consul hatte sich inzwischen mit dem Vicekönig in Verbindung gesetzt, der ihm mittheilte, daß er von Peking bereits Depeschen über Margary's beabsichtigte Reise erhalten hätte, und auf das Wärmste die Route durch die Provinzen Hu-nan und Kwei-tschu empfahl, indem er sagte, daß sie gewöhnlich von den Beamten benutzt würde. Auf dieses hin entschloß sich Margary diese Straße zu wählen, umsomehr als sie billiger schien. Die Route, welche er ursprünglich einschlagen wollte, hätte ihn auf dem Yang-tse-kiang über Itschang, Tschung-tsching nach Yünnan-fu und von da westlich nach Yung-Tschang-Fu geführt.

Nun wurden die letzten Reisevorbereitungen getroffen, ein Boot und Diener gemiethet und die Geldangelegenheiten besorgt. Es gelang eine Geldanweisung auf ein Bankinstitut in Yünnan-fu zu erhalten, wofür blos vier Prozent Diskonto verlangt wurden. Ein Gewicht von Messing wurde der Anweisung beigegeben, um als Normalgewicht zu dienen, nach welchem in Yünnan-fu das Geld ausbezahlt werden sollte.

Am vierten September reiste Margary von Hankau in einem Mandarinenboot ab. Diese Mandarinenboote sind sehr lang und schmal, und ihre innere Einrichtung trennt sie in mehrere Abtheilungen, wobei die Mitte durch einen etwas größeren Raum eingenommen wird, welcher mit Stühlen und Tischen

versehen und zum Empfange von Gästen benutzt wird. Jede Abtheilung enthält zwei niedrige Betten, von denen je eines auf der Seite des schmalen Ganges angebracht ist, der durch die Mitte des Bootes führt. Margary, der größer war, als die Chinesen es gewöhnlich sind, mußte sein Bett verlängern und den Boden seiner Cabine um sechs Zoll tiefer legen, um nicht überall anzustoßen. Die Bootsmiethe betrug bis nach Tsch'en-yuan Fu in Kwei-tschu 110,000 Käsch, von welchen 60,000 vorausbezahlt, und die übrigen in mehreren Raten an verschiedenen Wegstationen erlegt werden sollten. Diese Summe schloß aber auch alle Trinkgelder ein. Was das Baargeld des Reisenden betrifft, so hatte er sich mit Tschen genügend vorgesehen, um damit bis nach Yünnan-fu zu reichen und nahm außerdem zwanzig kleine Silberstücke mit, deren jedes fünf Taels werthete und die leicht verborgen werden konnten. Man nennt diese Stücke in Hankau Tschin scha yin. Das Kupfergeld war zu je 1000 Stück an Schnüre angereiht, welche man dann Tiao nennt. Es wurde auf dem Boden des Bootes ohne Verschluß aufbewahrt und Solchen, welche dies wundern sollte, erwiedert Margary, daß die Chinesen keine Diebe seien, sondern nur gerne bei Allem etwas verdienen wollen oder eher von Jedem etwas erpressen möchten.

Margary war erst Mittags von Hankau abgereist, mußte aber schon um halb drei Uhr in einer engen Bucht Schutz suchen, da ein Sturm herannahte. Am 5. setzte er seine Reise fort. Die umliegende Gegend zeigte keinen gedeihlichen Anblick. Wenige Baumwollfelder, die sehr schlecht gehalten waren, Sorghum (chin.: Rauliang), etwas Indigo und große Felder Sesam, die besser aussahen, bildeten die Felderzeugnisse. Abends erhielt Margary ein officielles Telegramm von Calcutta, das wie folgt lautete:

„Calcutta, 31. Aug. 1874. An Consul Medhurst, Schanghai. Dolmetscher würde besser daran thun zur Expedition in Rangun auf dem Seewege zu stoßen. Ich telegraphire an Mr. Wade. Dolmetscher würde gut daran thun seine Abreise aufzuschieben, und weitere Befehle von Peking zu erwarten."

Da nun Margary dachte, daß er auf dem Seewege immer noch früh genug käme, was bei der Beibehaltung des früheren

Projektes nicht der Fall wäre, so entschied er sich, langsam nach Lo-schan weiter zu reisen, und dort auf weitere Befehle zu warten, in welchem Sinne er auch an den Consul Mr. Medhurst schrieb. Er hatte es sich auch ausgerechnet, daß er in Lo-schan höchstens vier bis fünf Tage auf eine Antwort zu warten brauche. Er wählte den letzteren Ort, weil das am Tongting-See gelegene, 80 Li weiter entfernte Yau-tschu-fu sich schon öfters Fremden sehr feindlich bewiesen hatte.

Am 11. September langte Margary in Lo-schan an, nachdem er viel von Hitze gelitten und sich unwohl gefühlt hatte, trotzdem er nur kleine Wegstrecken zurücklegte. Ein Rasttag wurde mit Baden und Spazierengehen ausgefüllt. An mehreren Stellen rief ihm das Volk und die Jungen „Fremder Teufel“ nach und man lief ihm auch schreiend nach, so daß er froh war, sein Boot wieder zu erreichen. An demselben Tage hatte unser Reisender die Stadt Hsin T'i passirt, die einen lebhaften Handel zu treiben schien, da eine Menge Flußfahrzeuge an dem ungeschützten Landeplatze vor ihr lag. Hsin-T'i wird von einem Tschu-t'ung regiert. Ebenso ist ein Tao-tai dort stationirt, dessen Pflicht es ist, die Zölle von den Holzflößen zu erheben, welche den Fluß befahren und deren dorfähnliches Aussehen Cooper bereits bemerkte.

Margary sah hier und weiter flußaufwärts zweirädrige Karren in Benützung seitens der Bauern, welcher sehr sonderbar construirt waren. Die Räder liefen nicht an den Seiten, sondern unter dem Boden des Karrens, der deßwegen sehr hoch über der Erde angebracht werden mußte. Dieses Gefährt wurde von Büffeln gezogen.

In Lo-schan entschloß sich Margary, sich unter den Schutz des Mandarins vom Orte zu stellen, da er sich doch einige Zeit lang hier aufhalten mußte und das Volk sehr zudringlich war. Er begab sich deßhalb in einer Sänfte zum Hause des Mandarins, von einer Bande Jungen und Rekruten gefolgt, welch' letztere eben flußabwärts auf den Kriegsschauplatz in Formosa gebracht wurden. Sie tanzten und sprangen um die Sänfte herum schreiend, rufend und Margary mit Schimpfnamen überschüttend, unter welchen sich auch „Fremder Teufel“ befand. Sein Diener hatte genug zu thun, die Angreifer abzuhalten

und schlug einen jungen Soldaten nieder, der die Tragstange der Sänfte ergriff, wahrscheinlich, um die letztere umzuwerfen. Die Menge drängte sich nach chinesischer Manier gleichfalls in das Haus des Mandarins und blieb Zeuge der Unterredung. Der Mandarin war ein schöner, soldatisch aussehender Mann und gerade mit dem Lesen eines Buches beschäftigt, das ein Chinese geschrieben hatte, der nach Europa gesandt worden war, und Margary erbat sich dasselbe zur Durchsicht. Der Reisende fand zu seiner großen Unterhaltung, daß unter Allem, was der „Himmlische" gesehen hatte, ihm der Anblick am besten gefallen habe, den die Londoner Straße „Picadilly" bei Nacht gewährte, wo ihr mit ihren vielen Gaslaternen sich stellenweise hebendes und dann wieder senkendes Terrain an die Form eines riesigen goldenen Drachens erinnerte!

Der Mandarin gab dem Reisenden zwei Mann mit Peitschen zum Geleite, um das Volk zurückzuhalten, als er aber am Ufer ausstieg, umstand ihn doch eine dichte Menge und er hielt es für nothwendig zum Volke zu sprechen. Er blieb deßhalb stehen und sah die Leute fest an, worauf sie scheu zurückwichen; dann hob er einen Arm auf und sagte: „Warum umdrängt Ihr mich auf so grobe Weise? Ihr wollt damit doch nicht sagen, daß Ihr noch keinen Fremden gesehen habt? Ist das Eure Höflichkeit gegen Fremde? Ich habe oft gehört, daß China sich durch Höflichkeit und Entgegenkommen vor Allen auszeichne. Soll ich Euer Benehmen als Beleg hierfür annehmen, und soll ich zurückkehren und meinen Landsleuten sagen, daß Eure gerühmte Höflichkeit nur unwissende Grobheit ist?" Diese Rede hatte einen erstaunlichen Erfolg; die Menge verlor sich beschämt und Margary blieb fernerhin unbelästigt.

Am nächsten Tage erwiederte der Mandarin den Besuch. Margary bewirthete ihn mit Champagner und Selterswasser, die ihm sehr gut mundeten, und ferners auch Cigarretten, die alle Chinesen gerne rauchen. Es belustigte den Reisenden zu sehen, wie der Mandarin seinem Diener gnädig die ausgerauchte Cigarrette übergab, und dieser sie gierig in den Mund führte und sie den übrigen Begleitern zu probiren gab, obgleich überhaupt kaum einige Züge übrig waren.

Die Zeit vom 13. bis 19. September würde in Lo-schan

zugebracht, um auf die Depeschen zu warten, welche die Entscheidung bezüglich der Weiterreise bringen sollten; allein vergeblich, worauf sich Margary entschloß, am 20. seine Reise fortzusetzen. Als Gründe, mit welchen er die Zuwiderhandlung gegen das oben erwähnte Telegramm erklärt, führt er an, daß ein weiterer Aufenthalt es ihm unmöglich machen würde, die Ueberlandroute zu verfolgen und die Expedition nur mit bedeutenden Kosten aufgehoben werden könnte; auch daß einstweilen genügend Zeit verstrichen wäre, um ihm einen Brief zukommen zu lassen.

Diese Gründe sind sämmtlich nicht stichhaltig. Es kann gar kein Zweifel darüber existiren, daß Margary durch Fortsetzung seiner Reise gegen die Befehle seiner Vorgesetzten gehandelt hat. Seine Zurückberufung war ihm selbst nur zu wahrscheinlich und es ist zwar begreiflich, daß für ihn die Aufgabe seiner Reise eine schwere Enttäuschung gewesen wäre; allein deßhalb ist die Zuwiderhandlung gegen seine Instruktionen noch nicht entschuldigt — er hat dies auch mit seinem Leben bezahlen müssen. Aus dem Verlaufe seiner Reise geht recht deutlich hervor, daß die Versäumniß einiger Tage mehr keinen Unterschied gemacht hätte und Margary's Absicht, seine Instruktionen zu umgehen, findet einen weiteren Beleg in einer Stelle eines Briefes an seinen Vater, welchem er u. A. schreibt: „Ich habe nun sieben Tage hier gewartet und mich entschlossen, es nicht mehr länger zu thun. — — — — Der Geist des Reisens ist über mich gekommen und ich sehne mich weiter zu gehen. Eine solche Pflaume fällt nicht oft in unsere Mäuler in diesen Tagen der Unthätigkeit in unserem Dienste." — — — „Ich wünsche, ich hätte das Telegramm den Winden übergeben und wäre weiter gegangen, sie hätten mich nicht aufhalten können." Natürlich steht auch seine Einrede behufs der Kosten auf schwachen Füßen; denn es ist doch selbstverständlich, daß durch eine Umkehr an diesem Orte die Hälfte der Kosten erspart worden wäre.

Die Depesche, welche Margary's Umkehr anordnete, kam nach der Abreise desselben auch wirklich an und wurde ihm noch 50 Meilen weit oberhalb Tsch'ang-te nachgesandt, konnte ihn aber nicht mehr erreichen.

Am zwanzigsten September trat Margary die Weiterreise an, die ihn durch eine mit üppigem Grün bedeckte Landschaft führte, deren den Hintergrund einnehmende Berge sich parallel mit dem rechten Ufer bis nach Yao-tschu Fu erstreckten. Eine Strecke weit vor dem letzteren Orte wurde das Boot durch eine Barriere aufgehalten. Margary sandte seine Karte zum Mandarin; es hatte sich aber bereits ein Soldat daran gemacht, mit einer Lanze unter seinem Gepäcke umherzustöbern, doch genügten einige Worte, um ihn zu veranlassen, das Boot zu verlassen. Yao-tschu Fu war früher der Verschiffungsplatz für den Getreide-Tribut der Provinz Hu Nan und damals war die Stadt ein lebhafter Handelsplatz, dies ist aber seit Eintreibung des Tributs in Münze nicht mehr der Fall. Rother Sandstein schien hier die herrschende Formation zu sein. Am Abend wurde die wegen ihres Thees berühmte Insel Tschün-schan erreicht, welche an dem Ausflusse des Tung-ting-Sees liegt und die auch Cooper (S. dort S. 77) unter dem Namen Tschusan erwähnt. Die mythische Erzählung Philipp's an genannter Stelle berichtigt Margary jedoch dahin, daß von dem Ertrage jährlich vierzig Kätty an den Kaiser geliefert werden, und die höchsten Beamten der Provinz sich weitere hundertsechzig Kättys aneignen. Die Taipingrebellen haben eine große Anzahl der Sträucher zerstört, so daß die Besitzer der Plantagen nur wenig von diesem besten Thee Chinas auf den Markt bringen können. Früher belief sich der Preis bis zu 5 Dollars pro Kätty, wie Margary bemerkt, gegenwärtig scheint er, trotz der verminderten Ernte, niedriger zu sein. Die Boote, welche den See befahren, bleiben sonst stets dem Ufer nahe; der Leuder Margary's benutzte jedoch die gute Brise und segelte am nächsten Tage quer über den See, so daß das Boot um 9 Uhr Abends in die Einmündung des Yuan-Flusses fuhr und bei Nan-tschai ankerte. Der See ist überall sehr seicht und die Reisenden hatten viel von einer Fliegenart zu leiden, welche der Gegend dieses Sees eigenthümlich sein soll und von den Chinesen als die Soldaten des Seegeistes angesehen wird. Der Stich dieser Fliege schmerzt, aber ist nicht giftig und schwillt deßhalb nachher nicht an.

Während des nächsten Tages fuhr Margary an der be-

deutenden Stadt Ni Hsin T'ang vorüber, welche sich am Ufer des Flusses hinzieht. Die umliegende Gegend machte einen angenehmen Eindruck; die berasten Ufer waren mit Weiden bestanden und die Baumwollfelder zeigten eine sorgfältige Kultur. Die Bauernhäuser waren gut gebaut und das Volk schien wohlhabend und glücklich. Dem Reisenden kam man allerseits mit Höflichkeit entgegen. Eintretender Regen hielt die Reisegesellschaft nun anderthalb Tage lang auf; wie es scheint, weigerte sich der Leuder im Regen weiter zu fahren.

Am 24. September, in einer Entfernung von 250 Li von der Ausmündung des Yuan-Flusses in den Tung-ting-See passirte Margary die Mündung eines kleinen Nebenflusses, welcher sich in keiner seiner Karten fand. Man sagte ihm, daß dieser Fluß mit Tseng-schih am Yang-tse-kiang und auch mit Tseng-schih und Li-tschu in Verbindung stehe und daß die Hälfte des Handels von Tsch'ang-tee auf dieser Wasserstraße in nördlicher Richtung nach den oben erwähnten Knotenpunkten geht.

In Tsch'ang-tee, das am nächsten Tage erreicht wurde, blieb Margary bis zum 27. September. Die Stadt ist 10 Li lang am Flusse entlang gebaut, an dessen Ufer viele kleine Dschunken anlegen. Einen sonderbaren Eindruck machen die außerhalb der Mauer, auf dem abschüssigen Flußufer gebauten Häuser, welche aus Holz gebaut sind und auf hölzernen Pfosten stehen, welche in den Lehm des Flußufers getrieben sind. Margary sandte dem Präfekten seine Karte; aber beinahe gleichzeitig erschien schon ein Mandarin, mit der Auszeichnung des rothen Knopfes versehen, und theilte ihm mit, daß er von dem Präfekten eigens dazu gesandt sei, um sich ihm zur Verfügung zu stellen und ihn zur nächsten Präfektur zu begleiten. Er blieb beinahe eine Stunde lang sitzen und plauderte unaufhörlich. Nachdem er sich empfohlen hatte, kamen eine Menge Leute, um Margary anzustarren, und trieben ihre Zudringlichkeit so weit, daß einige von ihnen sogar an Bord kamen, und durch die Fenster in das Innere des Bootes blickten.

Am 27. September verließ Margary Tsch'ang-tee in Begleitung des dazu beorderten Mandarins Li Pi-schong, ein unterrichteter und angenehmer Gesellschafter, kam aber an diesem Tage blos 20 Li weit, da die Bootsleute ihre Abreise durch

ein Trinkgelage feiern mußten. Dafür erfolgte aber der Aufbruch am nächsten Tage schon bei Tagesanbruch und Nachmittags wurde die große und blühende Stadt T'au-yuen Hsien passirt, die dem Reisenden in China dadurch besonders auffällt, daß sie keine Umfassungsmauern besitzt, was bei Städten ihres Ranges sehr selten ist. T'au-yuen Hsien ist als Depot von Töpferwaaren im chinesischen Handel wichtig. Margary fand, daß die ganze Flußseite der Stadt mit Haufen von irdenen Wasserkrügen und glasirten Blumentöpfen bedeckt war. Diese Waaren werden nach Tsch'en-tschu Fu, und selbst bis nach Tsch'en-yuan Fu in Kwei-tschu ausgeführt. Der Beamte, welcher den Distrikt von T'au-yuen Hsien regiert, soll keine sehr angenehme Stelle haben, die Bevölkerung ist die gesetzlosesste und unabhängigste der ganzen Provinz. Fühlt sich das Volk bedrückt, oder ungerecht behandelt, so schrecken sie nicht davor zurück, den Oberbeamten in die Hauptstadt des Gouverneurs zu tragen, und eine andere Persönlichkeit zu verlangen.

Zwanzig Li weiter verbindet bei dem Dorfe Paima Tu eine Fähre die beiden Flußufer und von hier aus führt eine Hauptstraße nach Kwei-tschu und Yünnan, auf welcher ein bedeutender Handel getrieben wird, um so mehr als sie bedeutend kürzer ist, als die Wasserstraße — der Fluß, welcher hier viele und große Windungen macht. Die Gegend ist hier bergig und bietet landschaftliche Schönheiten; auch die Vegetation ist üppig und die Bewaldung stark. Der untere Theil der Berge wird von Eschen und einigen anderen Laubbäumen, die Gipfel von Fichten und Tannen eingenommen.

Am 29. September änderte sich die Scenerie. Der Fluß wurde bedeutend zusammengedrängt, und drängte sich in Windungen durch schöne, felsige Schluchten. Die Berge, etwa zweihundert Fuß hoch, zeigten sämmtlich eine konische Form, und bestanden aus Sandstein. Auf Margary machten diese eigenthümlichen, so gleichmäßigen Bergformen einen großen Eindruck; er vergleicht sie mit Zelten und versichert, daß dem Geologen in der ganzen Provinz Hu-nan eine reiche Ausbeute winke. Als der Reisende in seiner Nachtstation anlangte, fuhr ein kleines, schlechtes Boot heran, das zwei erbärmlich aussehende Subjekte enthielt, die fortan als Eskorte dienen sollten. Dies war

abermals ein charakteristisches Zeichen der Befolgung höherer Befehle seitens der chinesischen Beamten. Der Buchstabe der Verordnung war allerdings befolgt; allein die Ausführung geschah in solcher Weise, daß ein kleiner Profit dabei gemacht werden konnte. Der ursprüngliche Zweck ist immer Nebensache, und es ist erstaunlich, wie die chinesischen Beamten es verstehen, aus allen ihren Aufträgen einen kleinen Nebenverdienst zu ziehen.

Das Dorf, in welchem Margary übernachtete, beschäftigte sich damit, Bambusstricke von der Dicke eines Zeigefingers anzufertigen, welche man dazu benützt, um Boote durch die Stromschnellen zu ziehen, welche hier beginnen. Am nächsten Tage verließ der Mandarin Margary und kehrte zurück, trotzdem er erst die Grenze seines Distrikts, und nicht die nächste Präfektur erreicht hatte, allein wahrscheinlich hatte er genug der Langweile, die er sich zwar durch Opiumrauchen möglichst zu vertreiben suchte. Margary blieb nun auf seine neue Eskorte angewiesen, deren Anstrengungen ihm vielen Spaß machten, mit seinem Boote gleichen Schritt zu halten, was mit ihrem vielfach durchlöcherten und zerfetzten Segel keine Kleinigkeit war. Nachmittags wurden einige Stromschnellen passirt, die jedoch nicht von Bedeutung waren. Fünf Mann zogen am Seil und die übrigen hielten mittelst Bambusstangen das Boot von Riffen und Felsen ab. Die Gegend, welche an diesem Tage passirt wurde, trug einen wilderen Charakter als am Tage vorher und von Zeit zu Zeit drängten sich steilabfallende Felswände an die Ufer heran. Ein Bergsteig, den die Fußgänger benützten, führte manchmal an den Seiten der Felsen entlang, doch war für dieselben einiger Anhalt durch eine eiserne Kette geboten, welche guirlandenartig den Weg entlang befestigt war, so daß man sich daran festhalten konnte. Diese Kette hatte eine wohlthätige Frau gestiftet.

Während der letzten zehn Tage war das Wetter sehr ungünstig gewesen, und ist zu dieser Zeit, also im September, ebenso wie im Februar das Klima von Hunan gefährlich. Margary litt stark an Fieber und Diarrhoen, ebenso wurden seine Bootsleute von diesen Leiden ergriffen.

Am 1. Oktober wurden die gefährlichsten Stromschnellen dieses Flusses überwunden. Sie bilden eine etwa 30 Li lange

Reihe und werden von den Bootsleuten in drei gleiche Theile getheilt, und obere, mittlere und untere Stromschnellen genannt. Sie sind mit einzelnen Felsblöcken und rauhen Kanten gefüllt, und man glaubt kaum, daß sich ein Boot in ihnen erhalten kann. Die Bootsleute brachten mit vieler Arbeit das Boot bis in die Mitte der mittleren Stromschnelle, wo es auf einen Felsen stieß und leck wurde, was einen kleinen Aufenthalt an einem Holzdepot verursachte, das sich in der Nähe befand und aus einem kleinen Dorfe bestand. Die Berge im Hintergrunde desselben waren dicht bewaldet, und ein aus ihnen kommender Bergbach gestattete das Herabflößen des gefällten Holzes.

Am 2. Oktober hatte Margary einen Anfall von Dysenterie, den er zwar mittelst Opium- und Ipecacuanhapillen erfolgreich bekämpfte, der ihn aber so schwächte, daß er sich nicht mehr allein von seinem Sitze erheben konnte.

Bis zu seiner Ankunft in Tsch'en-yuan Fu, das Margary am 27. Oktober erreichte, war er beinahe fortwährend krank; Fieber, Rheumatismus, Brustfellentzündnng, Indigestionen und Zahnweh lösten sich gegenseitig ab, bis er beinahe zum Skelett geworden war. Es ist deßhalb begreiflich, daß während dieser Zeit sein Tagebuch etwas vernachlässigt blieb. Am 6. sah er in der Nähe von Tschen-tsch'i Hsien eine Anzahl Kohlenbergwerke, die an dem Abhange eines Berges lagen, und seine Reise wurde durch einen angenehmen Zwischenfall in Yü-ping Hsien auf einige Stunden unterbrochen; er traf nämlich dort einen Mandarin, den er in Peking sehr gut gekannt hatte, und der ihn sehr freundlich empfing. Hsien war früher eine schöne Stadt; aber im dritten Jahre der Tung-tschi-Periode kamen die Miautze von ihren Bergen im Norden herab, tödteten über zwanzigtausend Menschen und zerstörten die Stadt, da die Chinesen blos eine Besatzung von 180 Mann zur Vertheidigung darin gelassen hatten. Gegenwärtig hat sie kaum die Größe eines Dorfes.

Die ganze Gegend war reich bewaldet, Margary sah viele Niederlassungen von Holzfällern, die das Holz zu Flößen fügen, welche nach Hankau verschifft werden. Mit den Mandarinen größerer Städte tauschte Margary stets Karten und manchmal auch Geschenke aus; auch reiste er in Gesellschaft zweier anderer

Boote, welche den Tau Tai von Yünnan-fu nebst seinem Sohne den Tschih Hsien oder Oberbeamten enthielten. Der Fluß enthält ungemein viele Stromschnellen; der Reisende zählte bis nach Tsch'en-yuan Fu über zweihundert. Am letzteren Orte überspannt den Fluß eine schöne Brücke in fünf oder sechs Bogen. Die Stadt selbst ist gänzlich von felsigen Bergen umgeben.

Gleich nach seiner Ankunft, welche Nachmittags erfolgte, begab sich Margary in ein Etablissement, wo er die Nacht zubringen wollte, und wo man mit Tragsesseln, Trägern und Lastthieren für die Ueberlandreise versehen wird. Es gibt mehrere solche Anstalten in Tsch'en-yuan Fu, die sich starke Concurrenz machen, und sogar schon auf dem Flusse eine Tagreise vor der Stadt Fremde zu ködern suchen. Auf dem Wege dorthin sammelte sich eine Horde Soldaten um ihn und suchte sich in das Haus einzudrängen, dessen Thüre die vier Leute aus dem Yamen festhalten mußten. Margary besah sich das Innere des Hauses, das aus reinlichen, hölzernen, pferdestandähnlichen Abtheilungen bestand, was Margary, der den Schmutz chinesischer Gasthäuser kannte, natürlich sehr gefiel. Als er aber befahl, daß sein Gepäck gebracht werden solle, stellte sich heraus, daß die angesammelte Volksmenge dies nicht erlaubte, weßhalb Margary sich entschloß, zum Hsien (Oberbeamter) zu gehen und Schutz zu fordern. Er gelangte auch unbelästigt in den nur hundert Schritte entfernten Yamun und befand sich bald in der Gegenwart des Mandarins, der seine Beschwerde mit einem heiseren Gelächter erwiederte, worauf der erstere ihm versicherte, daß die Sache gar nicht so spaßhaft sei, sondern daß er von ihm Schutz erwarte. Das Benehmen des Mandarins wurde sofort höflicher, als er Paß und Empfehlungsschreiben gelesen hatte, und er ließ eine Sänfte kommen, in welcher Margary unter dem Schutze seiner Leute nach dem Wohnhause zurückkehren wollte, aber das Volk bot der Macht des Mandarins Trotz und ließ die Sänfte nicht durch, so daß man wieder umkehren mußte. Die Versuche, den Tragsessel umzuwerfen, wiesen die Träger ab und Margary zerschmetterte einem Frechen mit einem Faustschlage die Nase, der sein Gesicht in die Sänfte gestreckt hatte, um ihn zu beschimpfen. Während dieser Tumult eben vor sich ging, kam ein hoher Militärmandarin vorbei; aber

es fiel ihm nicht ein Ruhe zu gebieten, trotzdem ein großer Theil der Tumultuanten unter seinen Befehlen stand. Margary mußte schließlich in dem Yamun übernachten, und nach Eintritt der Dunkelheit konnte man erst Bettzeug und Lebensmittel heraufschaffen. Die Machtlosigkeit der Beamten gegenüber dem Pöbel hatte jedoch dieses Mal einen entschiedenen Vortheil für Margary im Gefolge, denn der Mandarin besorgte noch in derselben Nacht Träger und Ponies, was Margary mindestens zwei Tage aufgehalten und sicher viel Geld gekostet hätte. Margary schiffte sich deßhalb am anderen Morgen bei Tagesanbruch wieder ein, ehe die Bewohner wieder erwacht waren, und fuhr eine Strecke weit über die Stadt hinaus, wo ihn die Träger und Pferde erwarteten, damit er mit dem Pöbel nicht mehr in Berührung komme.

Die Hauptstraße, auf welcher nun die Reise weiter ging, war in einem sehr schlechten Zustande, der durch anhaltenden Regen noch verschlechtert wurde. Der Reisende begegnete einer großen Anzahl von Trägern und mehreren Reihen von Ponies, die von der Hauptstadt zurückkehrten, und mehrere Mandarine versicherten ihn, daß große Mengen Opium und die Produkte der Bergwerke von Kwei-tschu und Yünnan auf dieser Straße in die Provinz Hu-nan eingeführt werden. Margary äußert sich über diese Strecke dahin, daß die Transportkosten sehr groß seien, und daß weder diese Straße, noch der Fluß oberhalb Tsch'ang-te Fu für den fremden Handel je von Nutzen sein können. Diese Aeußerung ist für die Frage einer indochinesischen Handelsroute von großer Wichtigkeit, und es ist deßhalb sehr zu bedauern, daß der Reisende weder nähere Gründe für diese Ansicht anführt, noch etwas Näheres darüber sagt. Unter Berücksichtigung der bisher bekannten Verhältnisse scheint diese Route noch am meisten zu versprechen, und es wäre daher eine Unbrauchbarkeitserklärung dieser Straße ein starker Stoß für die mit so vielen Schwierigkeiten und Lücken behafteten Theorieen der indo-chinesischen Handelsrouten. Eine die Aussage Margary's abschwächende Thatsache ist die, daß früher auf dieser Straße ein lebhafter Verkehr zwischen China und Birma bestand, der erst durch die mohamedanische Revolution aufgehoben wurde;

auch sind die räuberischen Ueberfälle der Bergvölker ein stetes Hinderniß für das Wiederaufblühen desselben.

Die Dörfer auf dieser Strecke hatten ein neues Ansehen, und auch die Städte fingen erst an, sich aus ihren Ruinen wieder zu erheben. An manchen Stellen passirte der Weg steile und gefährliche Stellen, welche aber der sichere Fuß und die Ausdauer der Kulis leicht überwanden, von denen zwei vorne und einer rückwärts die Sänfte des Reisenden trugen. Auf dem Wege hörte Margary von einem Manne, der zu seinem Boote gehört hatte, daß der Pöbel von Tsch'en-yuan Fu seine Wuth an dem Boote ausgelassen und Theile desselben verbrannt hätte, als er fand, daß er heimlich abgereist war.

Am 31. Oktober kam Margary auf eine Hochebene, deren Ueberschreitung beinahe den ganzen Tag in Anspruch nahm. Im tieferliegenden Thale wurde an einzelnen Stellen Reis kultivirt, doch blieben große Strecken Landes ganz unbenützt. Die Nacht wurde in einem Dorfe Namens Ta-feng T'ung (Höhle der Winde) zugebracht und am nächsten Tage die naheliegende Höhle gleichen Namens besucht, welche an ihrem Eingange sehr weit ist und sich erst nach etwa hundert Schritten zu verengen beginnt. Nach chinesischen Angaben soll sie mehrere Li lang und mit Wasser gefüllt sein. Ein Gewässer fließt in einem künstlichen Bette aus dem Innern hervor und wird dazu benützt, um die außenliegenden Felder zu bewässern. Auch hier zeigten die Ueberreste von Dörfern und Städten in ihren Ruinen den ehemaligen Wohlstand an und bewiesen, mit welcher Grausamkeit der Krieg von den Miautze's geführt worden sein mußte, denn es waren meist blos strohbedeckte Hütten wieder errichtet, welche von Einwanderern aus den Provinzen Sze-tschuen und Kiang Si bevölkert worden waren. Am 2. November sah Margary noch weitere Folgen des Krieges. Der Weg führte durch eine fruchtbare und schöne Gegend, die vollständig verlassen war, und Margary schließt mit Recht aus dem Umstande, daß dies an der Hauptstraße des Landes der Fall ist, auf einen noch traurigeren Bevölkerungsstand im Inneren. Margary machte die Beobachtung, daß viele Miautze in die Städte gezogen sind und sich dort mit der chinesischen Bevölkerung gemischt haben. Die übrigen leben in den Bergen; ihren Raubzügen ist aber

durch eine Kette von Wachtthürmen, die untereinander nur fünf Li entfernt und je mit fünf Mann besetzt sind, und die Menge hinter der ganzen Linie vertheilter Soldaten eine Grenze gesteckt.

Die Nähe der Hauptstadt machte sich von nun an immer mehr geltend; sowohl Dörfer als Städte hatten sich mehr entwickelt, und auch der Feldbau nahm die dazu geeigneten Plätze ein, beschränkte sich aber ausschließlich auf Reis und Tabak. Margary begegnete hier einem Transport junger, fetter Hunde in Körben, welche von den Miautze als Delikatessen verzehrt werden.

Am 5. November erreichte Margary die Provinzialhauptstadt Kwei-tschu. Von der Paßhöhe herab gewährt sie einen sehr anmuthigen Anblick; sie liegt auf einer welligen Ebene, die theilweise bewaldet und rings von Bergen eingeschlossen ist, und auf welcher sich einzelne eigenthümlich geformte Bergkuppen erheben, von denen manche durch Tempel gekrönt sind. Einen weiteren Beitrag zur Scenerie bilden die, auf eine weite Strecke vor der Stadt den Weg überspannenden monumentalen Thorbogen, die wie gewöhnlich in China zu Ehren frommer und tugendhafter Jungfrauen und Wittwen errichtet worden sind. Die Bevölkerung verhielt sich beim Einzug Margary's vollständig ruhig und liefen ihm weder Leute nach, noch hatte er das sonst übliche Anstarren zu erleiden. Margary brachte in Erfahrung, daß beinahe alle feilgebotenen Waaren aus Sze-tschuen kamen, z. B. Salz, Seide, irdene Waaren u. a. m., und nach den Behauptungen der Eingeborenen existirt gar kein Export aus der ruinirten Provinz.

Der zweitägige Aufenthalt in Kwei-tschu bot viel des Interessanten, war aber nicht wenig anstrengend für Margary, der sich noch nicht ganz erholt hatte. Den ganzen Tag, bis spät in die Nacht dauerten die Besuche der Mandarins fort, die ihn stets zum Mitgenießen erneuter Auflagen von Thee, Wein und Cigarretten zwangen, dazu nahmen die Gegenbesuche ebenfalls viel Zeit ein. Unter diesen muß Margary's Besuch beim Gouverneur der Provinz als bleibend wichtig hervorgehoben werden. Er beschreibt ihn mit folgenden Worten: „— Ein rüstiger, alter Mann, voll Energie und Intelligenz trat in den Empfangssaal, nachdem ich etwa eine Viertelstunde auf ihn gewartet hatte. Wir befanden uns in einem großen Zimmer, von

dessen Wänden zwei von Glasfenstern durchbrochen waren, durch die wohl fünfzig Gesichter während meiner Unterredung mit dem großen Manne hereinstarrten und die niederen Mandarinen und Dienern des Hauses angehörten. Wir saßen in der Mitte des Saales, mehr als zwanzig Fuß entfernt, einander gegenüber. Ein Besucher hohen oder gleichen Ranges wäre von ihm zum Divan am oberen Ende des Zimmers geführt worden. Mein erstes Anliegen war, Geld zu leihen, was gerne bewilligt wurde, und am nächsten Tage kam auch richtig ein Paket mit 130 Taels in meine Hände. Ich legte ihm den Tumult in Tsch'en-yuan Fu vor, bat ihn, den Bootsleuten Entschädigung zu verschaffen und eine Proklamation zu erlassen, worin dem Volke verboten würde, in Zukunft englische Beamte und Reisende zu belästigen. Er versprach, den früheren Präfekten von Tsch'en-yuan, Wu Tao-Tai, zu beauftragen, die Angelegenheit zu regeln, und vertiefte sich in eine lebhaft abgegebene Erklärung über die muthmaßliche Ursache des Tumultes. Er sagte, daß die römischen Missionäre die einzigen Fremden seien, welche das Volk je sähe oder mit welchen es in Berührung käme. Nun sei vor mehr als einem Jahre das Volk mit ihnen in Conflikt gerathen und hatte darauf eine Apotheke zerstört, welche die Missionäre in der Stadt errichtet hatten. Er hielt es für sehr wahrscheinlich, daß man mich für einen derselben hielt, der zurückgekehrt sei, um einen weiteren Versuch zu machen. Als ich Abschied nahm, ehrte mich der große Mann — denn ein solcher ist er wirklich unter seiner Schaar von niederen Bediensteten —, indem er mich bis zu meiner Sänfte begleitete, was zweimal so weit war, als die meisten Mandarine von viel niedrigerem Rang sich dazu herabgelassen hätten."

Ein zweiter, gleichfalls wichtiger Besuch, den Margary abstattete, war beim Tao-Tai Wu, wo er gleichfalls die Tsch'en-yuan-Angelegenheit zur Sprache brachte, der ihm dann auch die Entschädigung des Leuders zusicherte.

Margary hat sich durch diese Vertretung fremdländischer Interessen an geeignetem Orte und in energischer Weise sicher ein großes Verdienst um die Sicherheit dieser Route erworben. Er zeigte den Chinesen, daß die Engländer durchaus nicht gesonnen sind, sich irgend eine Beleidigung gefallen zu lassen,

selbst wenn sie keine Beschädigung an Person oder Eigenthum im Gefolge haben sollten. Die Erfahrung lehrt, daß dies die einzig richtige Politik ist, welche den chinesischen Intriguen mit Erfolg gegenübergestellt werden kann, und es ist nicht zu bestreiten, daß es um die Sicherheit der Europäer in China viel besser stünde, wenn stets eine energische Vertretung gehandhabt worden wäre.

Hier besuchte Margary auch den römischen Bischof, der ihn mit zwei andern Priestern in chinesischer Kleidung empfing. Die Unterhaltung wurde gleichfalls chinesisch geführt.

Margary entschloß sich hier, die Miethe von Kulis ganz aufzugeben und dafür ausschließlich Pferde zum Transporte des Gepäcks zu verwenden. Es war dies entschieden ein glücklicher Gedanke, denn die Auftreibung der Kulis kostete viel Zeit; außerdem mußte man sich die von ihnen oder dem betreffenden Beamten geforderten Preise gefallen lassen. Die Miethe der Ponies, deren jedes mit 160 Pfund belastet werden konnte, betrug 3—4 Mäß pro Stück und Tag; diejenige eines Trägers 2 Mäß, und brauchte man zwei derselben, um die Belastung eines Ponys zu tragen. Das ganze Gepäck wurde in starke Körbe umgepackt und diese den Ponies aufgeladen. Die Ordnung der Geldverhältnisse nahm gleichfalls viel Zeit in Anspruch, das Silber mußte gewogen und in gehörige Stücke gehackt werden, auch waren z. B. kleinere Tschen im Gebrauche, als auf dem umliegenden Lande, was den Verkehr sehr erschwerte.

Nach Austausch der üblichen Geschenke und Höflichkeiten mit dem Gouverneur und den Mandarinen trat Margary am 8. November wieder die Weiterreise an, begleitet von zwei Commissären und einigen Soldaten, welch' Letzteres zumal als eine große Auszeichnung gilt. Westlich von der Hauptstadt zeigte sich die Gegend bevölkerter und kultivirter als auf der anderen Seite; aber dennoch bemerkte der Reisende große Strecken Landes, das jetzt vollständig brach lag, aber die Spuren früherer Bearbeitung zeigte. Margary beschreibt die Dörfer auf der Straße als sehr erbärmlich; die Hütten sind aus dicken Lagen von Sorghumstroh gebaut und von außen entweder mit Lehm beschmiert oder mit Steinen überdeckt. Dieser Dörfer sind es übrigens wenige und sind sie meist von Einwanderern aus der Provinz Sze-tschuen bewohnt. Die Comforts

nahmen auf dieser Strecke sehr ab und waren lange nicht auf der Höhe, wie auf der östlichen Seite der Hauptstadt. Das Volk benahm sich überall ruhig. Am 9. November passirte Margary eine „Allee" von Bergen, die durch einen gänzlich flachen Streifen fruchtbaren Landes getrennt waren und in gerader Linie von Norden nach Süden liefen, während weiter die Thäler meist die Richtung von Osten nach Westen hatten. Der Theestrauch wuchs wild in den Hecken und wurde in der Freiheit 8 bis 10 Fuß hoch.

Am nächsten Tage kam der Reisende in eine Bergregion, die sein Staunen hervorrief. Einzelne, sehr regelmäßig geformte Kegel von etwa 300 Fuß Höhe ragten rings umher aus der Ebene hervor und zwar waren sie sonderbarer Weise nicht unter einander verbunden. Diese höchst merkwürdigen Bergkegel, die in Yünnan, sowie im östlichen Tübet von allen Reisenden bemerkt wurden, scheinen eine bedeutende Ausdehnung zu haben. Die reine Kegelform kommt dort zu oft vor, als daß sie zufällig sein könnte. Leider ist ihre Entstehungsursache noch ein ungelöstes Räthsel, doch weist der Umstand, daß diese Form nicht einer, sondern mehreren geologischen Formationen angehört, auf eine gemeinsame Abstammung zurück, was die Frage jedenfalls vereinfacht.

Die Stadt An-hsun wurde um 6 Uhr erreicht. An der östlichen Seite derselben liegt ein ungeheurer Leichenacker, dessen Ausdehnung Margary auf 2 bis 3000 Acres schätzt und dabei vermuthet, daß entweder die Bevölkerung ungeheuer groß gewesen, oder dies ein beliebter Begräbnißplatz gewesen sein muß. Die letztere Schlußfolgerung scheint uns deßhalb die richtigere zu sein, weil die Stadt von den Miautze nicht verwüstet wurde, sondern ihnen widerstand, also jetzt nicht viel kleiner sein kann als vor dem Kriege. Außerdem steht die Größe der Stadt mit dem Flächenraum des Leichenackers in gar keinem Verhältnisse; er ist größer, als sämmtliche Leichenäcker von London, Paris, Berlin und Wien zusammengenommen.

Neunzig englische Meilen Weg auf ebenem Terrain waren von Kwei-yang nach der Stadt Tschen-ning Tschau (etwa 100° 50' östl. L. und 26° 5' nördl. B. v. Gr.), sechzig Li von An-hsun zurückgelegt, doch nun begannen die im Norden und

Süden liegenden Berge näher heranzurücken und weiterhin vereinigten sie sich an der Basis; jedoch die Kegel erhoben sich immer noch isolirt. Fünfundzwanzig Li weiter wurden die Berge wieder niedriger und der Weg führte schließlich über niedrige, mit Graswuchs bedeckte Hügel, doch bald ging es wieder in das Gebirge, wo die Straße bald auf, bald abwärts führte. Beim eintretenden Regen wurde die schlechtgepflasterte Straße beinahe unwegsam, allein reparirt wird sie doch nicht; der Handel ist auch so gering, daß es kaum der Mühe werth wäre. Waarentransporten begegnete Margary nur selten und beschränkten sie sich hauptsächlich auf chinesische Tuchwaaren und Strohhüte, die westwärts gesandt wurden, während Blei und Thee ostwärts gingen.

Bis hieher fand Margary das Chinesisch von Peking im Gebrauche, was ihm natürlich sehr bequem war. Weiterhin aber machte sich ein schwer verständlicher Dialekt geltend, dessen Verbreitung im Zusammenhang mit der hier geringer vorherrschenden Anzahl Einwanderer aus Sze-tschuen steht. Die Eingeborenen der Provinz Kwei-tschu sind schwerfälliger im Aeußeren und Wesen und dem Opiumgenuß ergeben.

Bei Lang-tai (etwa 105° 35′ östl. L. und 26° nördl. B.) wurde ein Kohlenbecken überschritten, das sehr reich zu sein scheint und an einer Stelle freiliegt. Es lagen große Kohlenblöcke umher und Frauen sammelten den Kohlenstaub auf der Straße in ihre Körbe und trugen ihn dann zum Verkaufe in die Stadt.

Am 14. November wurde von Lang-tai aus eine kurze, felsige Gebirgskette überschritten, die von Nordwesten nach Südosten läuft. Margary's Aneroidbarometer gab eine Höhe von 3400 Fuß über dem Meere an; er bezweifelt aber die Richtigkeit des Instruments.

Welch hohen relativen Werth das Geld noch in China hat, illustriren einige diesbezügliche Bemerkungen Margary's. Ein anständiger Gentleman bezahlt sein Nachtquartier und Mahlzeiten mit 100 Tschen oder etwa 36 Pfennigen. Als Trinkgeld für einen offiziellen Boten oder Begleiter, der etwa 20 englische Meilen weit bei Regenwetter zu gehen hat, werden 36 Pfennige als sehr freigebiges Geschenk betrachtet; ein Chinese würde nur

18 Pf. geben. Kulis und Träger können ihre Mahlzeiten mit 27 Pf. pro Tag bestreiten. Ein Gentleman hat sein gutes Auskommen mit 25 Taels = 166 Mark pro Jahr! Er macht aber auch keine Ansprüche an Comfort, lebt mit den schmutzigsten Kulis in den Wirthshäusern zusammen, wäscht sich selten oder nie, fühlt sich und benimmt sich aber als gebildeter Mensch wenn er in Gesellschaft von Gentlemen ist, wo er dann die chinesische Etiquette mit peinlichster Genauigkeit beobachtet.

Die Straße führte parallel mit dem Flusse entlang, auf dessen gegenüberliegendem Ufer bei Me-k'u (etwa 140° 50' ö. L. und 50° 45' n. B.) das Gebiet der Miau-tze herangrenzt. Es gelang dem Schreiber Margary's, Erkundigungen über einige dieser wenig bekannten Völkerschaften einzuziehen und wir führen die Notizen hier an, welche er über sie niederschrieb.

„Es gibt zwei Klassen von Parias, die Miau-tze und die Tschung-tschia. Die ersteren haben, obgleich sie in Kleidung und Aussehen den Chinesen gleichen, doch ebensowenig wie die von Dr. Anderson beschriebenen Schans außerhalb Yünnan, jemals dem himmlischen Volksstamme angehört. Sie waren die Eingeborenen, welche dieses Gebiet bewohnten, als die Han-Dynastie (202 vor Chr. bis 200 nach Chr.) das Reich westwärts ausdehnte. Die Tschung-tschia sind die Abkömmlinge dieser Colonisten. Beide Völker haben mehrere Unterabtheilungen, die sich durch kleine Eigenthümlichkeiten in der Kleidung unterscheiden und werden meist bei Namen genannt, welche diese bezeichnen. Ich sah Vertreter von drei oder vier Stämmen, und konnte sie leicht unterscheiden. Hier sind z. B. die „weißen Miau", die „gestickten rothen Miau", die „schwarzen Miau" (die übrigens Ohrringe neben ihren schwarzen Kleidern tragen; die Männer nur einen, die Frauen beide), die „hellblauen Miau", die „geblümten Miau" (welche Aermel aus geblümten Stoffen, z. B. Pers oder Brokat tragen) und die sonderbarsten von allen — die „Entenschnabel Miau", welche einen, dem Entenschnabel ähnlichen Gegenstand auf dem Rücken tragen. Die Frauen sind die Haupt-Repräsentanten der Trachten, während die Männer tragen was sie wollen, sich aber meist chinesisch im allgemein verbreiteten Blau kleiden. Von den Tschung-tschia gibt es drei Klassen. Unter den Pu-la-tze tragen die Frauen, ebenso wie die Männer,

den chinesischen Zopf; die Frauen der Pu-i-tze tragen statt der Hauben silberne Platten auf dem Kopfe — absit omen — ich hoffe, daß die Sucht nach Neuigkeiten den Gedanken nicht ergreifen wird, und die Frauen der Pu-lung-tze zeichnen sich durch ihre Coiffure aus, die einem Raben ähnelt. Sie alle tragen das chinesische Costüm, aber mit einem Rande von anderer Farbe. Eine große Anzahl von diesen Leuten lebt zwischen Anhsun Fu und Me-k'u an der Route, welche wir verfolgten. Die Miau-tze dagegen bewohnen mehr das Gebiet zwischen Tsch'enyuan Fu und der Hauptstadt."

Die Temperatur war in den Nächten empfindlich kalt, zumal da die Häuser nur einen sehr ungenügenden Schutz gewährten. Die Chinesen schützen sich gegen die Kälte durch eine Anzahl baumwollener Decken und wechseln ihre Kleider überhaupt nicht, so daß sie also auch nicht viel vom Frost zu leiden haben. Das Klima von Kwei-tschu scheint ein mildes Klima; zur Zeit des Besuches von Margary hatten die Roßkastanien ihre Samenstengel noch nicht abgeworfen, auch sah er erst kürzlich geschorene Schafe und ganz junge Lämmer, die mit den Heerden liefen. Entgegen den Angaben Richthofens, versicherten mehrere Eingeborene, daß auch Yünnan im Winter mild und warm sei.

Margary erzählt über die Kindlichkeit des chinesischen Sinnes folgende zwei Beispiele, welche das bestätigen, was andere Reisende vor ihm erwähnt haben. So schlecht und erbärmlich die Chinesen leben, so wenig können sie widerstehen, sich Schmuck oder Spielereien zu kaufen. So hatte z. B. ein Barbier in einer kleinen Stadt für ein Stück Jaspis zu einem Pfeifenmundstück 2 Taels ausgegeben, was nach dem oben angegebenen chinesischen Werthe des Geldes für seine Verhältnisse eine riesige Summe war. Noch ärger ist die Ausgabe eines Bootsmannes von Margary, der für einen Singvogel 3 Taels bezahlte, die er sich bei angestrengter Arbeit in einem ganzen Monate nicht verdienen konnte. Nach gethaner Arbeit rannte er mit demselben Eifer zu seinem Vogel, als die übrigen zum Essen.

Am 19. November verließ Margary die Stadt Yuan Tschau, in welcher er übernachtet hatte, und begegnete mehreren hundert Männer und Ponies, die Kohle in die Stadt transportirten.

Die Kohle befand sich meistens in Staubform. Das nicht weit davon entfernte Kohlenbergwerk bestand aus einem schief abwärts führenden Stollen, was gegen den sonst üblichen Gebrauch ist, da die Chinesen stets horizontale Stollen bauen, weil das Wasser sonst nicht zu entfernen ist, da sie natürlich keine Pumpwerke besitzen.

Nicht weit von der Stadt beginnt der Anstieg über die Bergkette, welche hier den Paß nach Yünnan bildet. Die Höhe desselben beträgt etwa 3300 Fuß, die Steigung ist aber keine starke und auf der Höhe befindet sich ein Plateau.

Am 20. November wurde die Grenze zwischen den Provinzen Kwei-tschu und Yünnan überschritten und Abends die erste Stadt in Yünnan, P'ing' i Hsien erreicht, wo Margary seitens des Mandarins unfreundlich aufgenommen wurde. Auf dem Wege hatte er große Mengen Salzblöcke auf dem Transport nach Kwei-tschu gesehen, die symmetrisch zugeschnitten und mit Inschriften versehen waren, welche Aufgabeort, Reiseziel und Passirstempel enthielten. Ebenso wurde viel Gyps dorthin geschafft, der zur Anfertigung des Bohnenkäses gebraucht wird.

Den nächsten Tag ging es über wüstes Land, das mit rothem Sande bedeckt war, weiter und es wurde eine nahe am Wege liegende große Höhle besucht, deren Mündung früher mit einem Tempel ausgefüllt war. Die Höhle ist mit Figuren von Dämonen und Göttern besetzt. Die Ernte war in dieser Gegend eben vorüber und die zwischen den Stoppelreihen gesäeten Bohnen im Aufgehen begriffen. Der Umstand, daß man Ende November noch Bohnen aussäen kann, die bekanntlich in den ersten Wochen sehr zart sind und leicht erfrieren, scheint uns jedenfalls der beste Beweis für das im Winter warme Klima wenigstens des östlichen Yünnans zu sein. Um einen Vergleich mit Europa anzustellen, erwähnen wir, daß eine Bohnenpflanzung Ende November beinahe schon ein neapolitanisches Klima voraussetzt.

Am 22. November überschritt Margary ein weiteres Plateau unfruchtbaren Landes, das kaum einen kümmerlichen Graswuchs ernährte. Stücke von beinahe ganz reinem Roheisen lagen umher zerstreut. Im Nachtquartier, der Stadt Tschan-i-Tschau, hatte man wieder mit einem unhöflichen Mandarin zu thun, der jedoch nach Einsicht der ihm durch Margary's Sekretair vor-

gelegten Papiere einigermaßen umgestimmt wurde. Am nächsten Tage wurde aus dem Yamun statt der Eskorte ein dummer, alter Kuli gesandt, und Margary machte sich darauf gefaßt, von nun an nur mehr einen Mann Eskorte, statt zwei zu erhalten, und richtig gab man ihm von der nächsten Station nur einen Jungen mit.

An einem der nächsten Tage hatte Margary das Vergnügen, einen Europäer zu treffen. Derselbe, ein französischer Missionar, sprach ihn zuerst auf Chinesisch, dann auf Französisch an und drückte seine Freude darüber aus, einen Fremden zu treffen. Margary theilte seine Mittagsmahlzeit mit ihm und der Missionär war so entzückt, Brod zu sehen, daß er bald mit dem Vorrath aufgeräumt hatte.

Während der letzten Tage hatte Margary beobachtet, daß der unangenehme Südwest-Wind, der die Gesichtshaut austrocknete und Halsweh verursachte, sich stets um 9 Uhr Vormittags erhob. Das Klima schien hier einigermaßen rauher zu sein, denn die Häuser waren sorgfältig und dicht aus getrockneten Lehmsteinen gebaut, worin sie sich sehr von der offenen Bauart in Kwei-tschu unterschieden.

Der See von Yang-lin und die gleichnamige Stadt (etwa 103° O. L. und 25° 20′ N. B.) wurden am 26. November erreicht. Der See ist sehr groß und soll sehr fischreich sein. Eine wundervolle Ebene beginnt hier und auf ihr liegt die ehemals sehr große Stadt Yang-lin, welche sich, wie es scheint, sehr rasch wieder erholt. Am nächsten Tage sandte Margary seinen Boten nach der Hauptstadt voraus, um sich anzumelden, und eine Wohnung zu nehmen.

Am 27. November Mittags langte Margary an den Thoren von Yünnan-Fu an, wo ihn sein Diener erwartete und ihn in ein gutes Gasthaus brachte, von wo er jedoch am nächsten Tage in einem Tempel umzog, der für ihn hergerichtet worden war. Der Obermandarin sandte acht große hölzerne Theebretter, welche sechsundfünfzig Schüsseln mit verschiedenen Delicatessen und Eingemachtem enthielten, und vier Köche aus dem Yamun, um die Zubereitung zu besorgen, und später erfolgten weitere Geschenke an Mehl, Geflügel, Reis, Früchten, Zuckerrohr, Brennholz und Oel. Margary traf in der Person des Obermandarins einen

sehr liebenswürdigen Mann, der ihm versprach, alle seine Wünsche zu erfüllen und die Vermittelung zwischen ihm und dem Gouverneur zu besorgen, der sagen ließ, daß er sehr beschäftigt sei, aber ihn sehen wolle, wenn Margary es besonders wünsche. Margary beauftragte ihn also, den Vertreter des Vicekönigs zu ersuchen, ihm Eskorte und Briefe an die Mandarine der Stationen mitzugeben und sofort den Beamten in Yung-tsch'ang Fu Instruktionen dahin zu ertheilen, daß sie dem Colonel Browne in jeder Weise beistehen sollten, falls er vor ihm ankäme, was auch mit größter Zuvorkommenheit genehmigt wurde; überhaupt fand Margary in Yünnan-Fu das freundlichste Entgegenkommen seitens der Mandarine und des Volkes.

Der Handel in der Stadt war ein lebhafter zu nennen. Sattlerwaaren, Opium, Lampen, Schmuck und Kurzwaaren hebt Margary unter den ausliegenden Gegenständen hervor; von fremden Produkten sah er blos eine Wanduhr. In die Stadt wurde viel Brennholz und Holzkohle geliefert, ausgeführt wurde Salz in Form von Blöcken, wie sie bereits oben beschrieben sind. Die Preise aller Gegenstände sind sehr hoch, was sich aus dem Umstande erklärt, daß die Transportverhältnisse seit dem Kriege noch sehr darnieder liegen, was natürlich die Waaren sehr vertheuert.

Zur Reisebegleitung waren nun zwei Mandarine befohlen; ein Militärmandarin und ein Civilmandarin, die beide gebildete und angenehme Leute waren. Der erstere, Yang, führte den Titel Lau-yeh (etwa gleichbedeutend mit „Ehrenwerther"), der zweite, Tschau, hatte den Rang eines Ta-loa-yeh („Sehr ehrenwerther"), während mir von Anfang an der höchste Titel dieser Reihenfolge, nämlich Ta-dschin oder Ta-jin beigelegt worden war.

Tschau war ein junger, sehr affectirter Mann mit weibischer Mimik; Yang dagegen ein derber, offener Soldat; trotz seiner fünfundsechzig Jahre stets guter Dinge und bemühte er sich um das Wohlbefinden des Reisenden bedeutend mehr, als der erstere.

Nach einem Aufenthalte von einigen Tagen, welcher durch Verschleppung der Vorbereitung der Eskorte seitens der Mandarine verursacht worden war, konnte Margary endlich am 2. Dezember abreisen. Der Salztransport, welcher auf dieser

Route ungemein lebhaft zu sein scheint, zog oft die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich. Züge von Maulthieren, Eseln und Ponies, welche stets von einigen mit Federn und Quasten bunt gezierten Maulthieren angeführt wurden, marschirten die Straße entlang; ja selbst Ochsen trugen Salz auf ihrem Rücken und auch viele Kulis lagen derselben Beschäftigung ob. Die letzteren tragen die Lasten hier in einem Gestell, das an Riemen über die Schultern geschlungen wird und in einer Biegung bis über den Kopf reicht. Auch die halbwilden Grenzstämme beschäftigen sich und ihre Maulthiere hie und da mit dem Salztransport. Margary bemerkte hier, daß viele Landleute mit Kröpfen behaftet waren, was vom Volke selbst dem Genusse des Salzes zugeschrieben wird.

Am 5. Dezember durchschritt Margary eine sehr bergige Gegend, in welcher viele steile Pässe überwunden werden mußten. Der höchste wurde durch den Aneroidbarometer des Reisenden auf 3500 Fuß angegeben. Der Weg war in einem schrecklichen Zustande und das Pflaster aufgerissen; dazu kam die Gefahr, welche entgegenkommende Maulthierzüge verursachten, welche mehr als einmal nahe daran waren, Sänfte und Kulis einen Abhang hinabzuschleudern. Die Träger mußten durch sechs bis acht Kulis unterstützt werden, welche an einem Seil die Sänfte die Abhänge hinaufzogen.

Am nächsten Tage wurde bei einer Temperatur von 46° F. sehr frühe aufgebrochen und volle neunzig Li zurückgelegt, trotzdem mehrere steile Pässe überschritten wurden. Die Berge waren mit Tannen bewaldet; die Thäler sehr wenig bewohnt und die Dörfer Ruinen. Auch am nächsten Tage war der Weg durch steile Pässe erschwert und Margary bedauert hier das Vorhandensein dieser Hindernisse für den Handel indem er sagt: „Wenn nur eine bequeme Straße zwischen Yünnan-Fu und Bhamo läge, so würde eine wahre Fluth britischer Waaren sofort von den Märkten in Kwei-tschu und Sze-tschuen absorbirt werden. Die Kaufleute der letzteren Provinz würden es natürlich vorziehen, in Yünnan zu kaufen und ihre Waaren auf dem Yang-tse hinab zu verschiffen, anstatt sich dem Risico und den Kosten der schwierigen Aufwärtsfahrt von Hankau zu unterziehen. Chinesisches Tuch ist in Kwei-tschu und Yünnan so theuer, daß das Volk es nicht

bezahlen kann, und sein zerlumptes Aussehen ist nicht in so hohem Grade seiner Armuth als vielmehr dem Umstande zuzuschreiben, daß der Preis des Tuches seine Mittel übersteigt. Es würde ein riesiger Verkauf stattfinden, wenn nur Manchester-Waaren billig transportirt werden könnten. Zündhölzer sind noch nicht bis hierher gedrungen und die Leute beneiden mich um ihren Besitz. Uhren werden sehr von den reicheren Klassen gewünscht, und es herrscht überhaupt ein großer Eifer, den Preis der meisten meiner ausländischen Gegenstände zu erfahren. Messer, Gabeln und gewöhnliches Geschirr erregen die allgemeine Bewunderung und beinahe alles Ausländische würde rasch Käufer finden, wenn ich die hohe Würdigung und unverhüllte Begierde in Anrechnung bringen darf, welche die Wenigen an den Tag legten, die mein Besitzthum sahen."

Am 7. Dezember wurde Abends Kuang-t'ung Hsien erreicht, das in einem schönen Thale liegt, dessen Bevölkerung aber sehr zusammengeschmolzen ist. Auch hier hatte sich Margary eines gastfreundlichen Empfanges seitens des Lokalmandarins zu erfreuen. Der Vicekönig hatte nämlich den Vorstand jeder Station damit beauftragt, für den Unterhalt und die Bedürfnisse Margary's sechs Taels auszugeben. Am nächsten Tage wurde eine einigermaßen wohlhabendere Gegend durchreist. Die Häuser sind mitunter aus an der Luft getrockneten Lehmziegeln gebaut; auch scheint hier eine ziemlich lebhafte Holzflößerei auf dem Flusse getrieben zu werden. Hier begegnete Margary schon Leuten, die aus dem Grenzgebiete kamen, und sich sofort durch ihre Kleidung kenntlich machten, welche etwas färbiger war als die Chinesen sie sonst tragen, welche bekanntlich nur die dunkelblaue Farbe wählen.

Die in einem prachtvollen Thale liegende Stadt Tsch'u-hsiung wurde vom letzten Passe aus sichtbar, erwies sich aber als ein von Mauern umgebener Trümmerhaufen; sie hatte sich noch nicht von ihrer Zerstörung erholt. Die Verwüstungen, welche der mohamedanische Krieg anrichtete, hat noch kein Europäer besser gesehen, als Margary; er konnte sich die Erbitterung, Grausamkeit und Zerstörungswuth vorstellen, mit welchen gekämpft worden war und welche die Ausrottung der Bevölkerung einer ganzen Provinz im Gefolge hatten. Kaum dürfte sich ein zweites Bei-

spiel einer solchen Völkerabschlachtung in der Geschichte finden. Abends besuchte Margary noch den Hsien und den Präfekten; keiner von beiden nahm ihn aber an, was nach chinesischer Etiquette eine besondere Höflichkeitsbezeugung ist und bedeutet, daß man sich nicht würdig fühlt, den hohen Besucher zu empfangen; man muß aber dann sofort den Besuch erwidern.

Am 9. Dezember wurde eine Strecke von nicht weniger als 95 Li zurückgelegt. Die Straße führte anfangs über niedrige Bergrücken und dann durch Gegenden, die einen ärmlichen und verlassenen Anblick boten. Eine Erinnerung an vergangene Zeiten des Wohlstandes bildeten schön gebaute Brücken, welche mehrere Male den Fluß übersprangen. An Mineralien zeigte die Gegend weiße Porzellanerde und Steinkohle, welch' letztere auch an einer Stelle ausgebeutet wurde. Der Handel, welcher sich auf der Straße zeigte, beschränkte sich auf einige Gegenstände zum täglichen Gebrauche, z. B. irdenes Geschirr, Hüte und Strohschuhe. In den Städten bot man auch ein wenig ein heimisches Tuch aus.

Ueber die Stadt Scha-tsch'iau, welche von der Zerstörung mehr verschont geblieben war, und dann auf schwierigen Wegen weiter durch das Gebirge bis nach Pu-peng ging die Reise nun weiter, wo aber kein längerer Aufenthalt stattfand. Hier bricht das Tagebuch Margary's ab und der weitere Verlauf seiner Reise kann blos aus seinen Briefen erzählt werden.

Am 16. Dezember wollte Margary von Hsia-kwan aus, das nur 10 englische Meilen von Tali-fu liegt, in die letztere Stadt eindringen; aber zwei Mandarine waren ihm entgegen gesandt worden, welche die unruhige Bevölkerung der Stadt zu fürchten vorgaben und Alles versuchten, um Margary zum Aufgeben seines Planes, in die Stadt einzudringen, zu bewegen. Er ließ sich aber nicht irre machen und bestand darauf, am anderen Tage dem Obermandarin seinen Besuch zu machen. Am 17. Dezember machte sich Margary auf den Weg, begleitet von einem Offizier und einer Anzahl Soldaten. Bei seinen offiziellen Besuchen in Tali-fu wurde er überall sehr zuvorkommend empfangen und besonders der Tartarengeneral lud ihn sogar ein, bei seiner Rückkunft einige Tage hier zuzubringen. Margary's Kenntniß des Chinesischen erntete ihm auch hier viele Complimente.

Margary hatte also Tali-fu eröffnet und er schreibt mit Recht triumphirend an seinen Vater: „Ich fühle mich durch meinen Erfolg nicht wenig gehoben; anstatt auf die ernstlichen Warnungen hin, welche ich erhielt, davon zu laufen, habe ich die allerbesten Beziehungen zu Beamten und Volk begründet, Tali-fu eröffnet und den Drachen besiegt, der seine Thore hütete!"

Am 18. Dezember reiste Margary von Tali-fu wieder ab und wollte Weihnachten in Yung Tschang Fu zubringen, wurde aber unterwegs aufgehalten, da ein Raubanfall in der Gegend verübt worden war und es rathsam erschien, erst die Berge säubern zu lassen. Am Weihnachtstage gab Margary seinen Begleitern, sowie dem Mandarin, der ihn beherbergte, ein Festmahl nach europäischer Art, wobei die Chinesen sich in komischster Weise mit den ungewohnten Eßgeräthen abmühten.

In diesen Tagen hatte Margary ein Jagdabenteuer, welches sehr üble Folgen nach sich ziehen konnte. In einem einsamen Thale machten ihn die Träger auf einige Thiere aufmerksam, welche sich ziemlich hoch am Berge befanden und die sie für Hirsche hielten. Margary stieg aus, beschlich sie und war nicht wenig erstaunt, drei Leoparden zu erblicken, wie er zuerst meinte; aber es waren in Wirklichkeit Tiger, wie er sah, als sie sich flüchteten. Ein Mann mit zwei schwachen Schrotpatronen im Gewehre und zwei Leute mit Stöcken wären drei Tigern gegenüber nicht zu beneiden gewesen.

Bei seiner am 4. Januar 1875 erfolgten Ankunft in Teng Yueh Tschau (Momien) erhielt Margary Depeschen vom Residenten in Bhamo, welche ihm mittheilten, daß die Expedition noch nicht aufgebrochen sei und daß er sie in Bhamo treffen solle. In Momien besuchte er den General Tschiang, der wegen seiner persönlichen Tapferkeit, welcher der Fall Tali-fus zu verdanken, sehr berühmt ist. Auch hier hatte sich Margary der besten Aufnahme zu erfreuen und nur in Yung-Tschang, eine der letzten Stationen, scheint er, einer Bemerkung nach, Unannehmlichkeiten mit den Mandarinen gehabt zu haben.

Am 11. Januar kam Margary nach einem viertägigen Marsche durch das Pehothal in Manwin an. Er beobachtete die Peji-Stämme, die es bewohnen, mit vielem Interesse. Die

Tracht ist farbenreich und werden viele silberne Schmuckgegenstände getragen.

Weniger gefielen Margary die Kakheiens, von denen ziemlich viele sich in Manwin sehen ließen; er beschreibt sie als klein, abschreckend häßlich, schleichend und scheue Blicke um sich werfend.

Li Hsieh Tai, der ehemalige Bandit, der aber nun die Gegend militärisch kommandirte, empfing Margary sehr höflich und stellte ihn einigen Honoratioren der Stadt und dem Kakheien-Häuptlinge vor und empfahl ihn ihrer Obhut. Doch fühlte Margary hier bereits der Sache feindliche Elemente; er wußte, daß die Birmanen die Ausführung der Expedition zu verhindern suchten, aber vertraute in den mächtigen Schutz des Vicekönigs von Yünnan, der ihn bis hierher beschirmt hatte. Kaum waren die Schwierigkeiten überwunden, welche sich dem Fortkommen des Reisenden entgegenstellten, so trat Regen ein und hielt ihn abermals auf; aber dennoch langte er mit einer Bedeckung von vierzig birmanischen Soldaten am 17. Januar 1875 wohlbehalten in Bhamo an, wo ihm seine Landsleute einen herzlichen Empfang bereiteten. Hier trat Margary in die Reihen der englischen Expedition unter Oberst Browne ein und beschloß damit eine Reise, welche seinem Namen die Unsterblichkeit sichert. Er war der erste Europäer, welcher die indo-chinesische Handelsstraße der Zukunft von Anfang bis zu Ende zurückgelegt hat.

III.

Die zweite englische Expedition unter Oberst Browne.

Vorbereitungen. — Ein birmanisches Pueh. — Audienz beim Könige. — Abfahrt. — Bhamo. — Wahl der Route. — Ausmarsch und Umkehr. — Die Ponlinestraße. — Feindliche Nachrichten. — Margary geht auf Recognoscirung. — Sein Tod. — Angriff auf das Lager. — Abzug und Rückkehr nach Bhamo. — Die Mission Grosvenor. — Schluß. —

Wir haben im Vorhergehenden schon den Gang der Reise Margary's kennen gelernt, der, wie erwähnt, ausgesandt war, um dieser Expedition den Weg, zu bahnen und müssen nun etwas zurückgreifen, um den Beginn derselben zu besprechen.*)

Die Organisation war folgende: Oberst Horace Browne führte das Commando; Mr. Ney Elias war als Geograph und Dr. Anderson als Arzt und Naturforscher beigegeben. Fünfzehn ausgesuchte Leute eines indischen Sikh-Regiments begleiteten die Expedition und eine Anzahl werthvoller Geschenke für die Häuptlinge und Beamten fehlte auch nicht.

Der Schwierigkeiten eingedenk, welche die Gepäcktransporte der letzten Expedition mit sich führten, war im November 1874 Elias nach Bhamo vorausgesandt worden, um sich dort mit dem Residenten ins Benehmen zu setzen. Hierauf war er zu den Kakheiens gereist, welche an der gewählten Route wohnen, und hatte mit ihnen Verträge behufs Begleitung und Transportirung des Gepäcks der Expedition abgeschlossen.

Da die Expedition im Januar 1875 aufbrechen sollte und es möglich war, daß Margary Momien vorher nicht mehr erreichte,

---

*) Dr. Anderson, Mandalay to Momien. London 1876. Macmillan & Co.

so sandte man einen zweiten Consulatsbeamten, Mr. Allan, per Dampfschiff nach Rangun. Pässe und Erlaubnißscheine aller Art waren vorhanden und soweit Alles in Ordnung, nur war die Haltung der chinesischen Grenzbevölkerung und einiger Kakheinsstämme zweifelhaft.

Als Dolmetscher wurde ein Chinese, Neffe des Generals Li-sieh-tai, angenommen, welcher durch die Panthees aus seiner Heimath vertrieben worden war.

In Mandaleh kamen die Mitglieder der Expedition am 23. Dezember 1874 an und wurden vom Könige sehr zuvorkommend empfangen. Selbst ein Festspiel, ein birmanisches Pueh, wurde ihnen zu Ehren arrangirt. Diese Puehs sind bei den Birmanen sehr beliebt und werden in ihrer stundenlangen Dauer mit größtem Interesse verfolgt. Sie haben die Abenteuer von Königen und Königinnen, sowie Prinzen und Prinzessinnen zum Thema und kommen auch viele Wortspiele und Witze darin vor. Man führt sie auf einer großen runden Matte auf, um welche die Zuschauer mit untergeschlagenen Beinen sitzen und werden sie stets von einer Person veranstaltet, welche die Schauspieler engagirt; — das Publikum genießt die Vorstellung gratis.

Auch der Minister des Aeußeren, der Kengwun meng-geiih gab der Expedition zu Ehren ein solennes Frühstück, bei welcher Gelegenheit die Reisenden eine neue Theesorte kennen lernten, welche von den Schans aus chinesischem Blätterthee bereitet wird. Sie kommt in ganz schwarzen, eckigen und harten Stücken in den Handel und ist mit chinesischen Buchstaben gestempelt. Der daraus bereitete Thee ist hellfarbig, aber sehr gut.

Eine Audienz mit orientalischem Ceremoniell beim Könige schloß die Reihe der Festlichkeiten. Die Engländer mußten dazu mit nach rückwärts gekehrten Füßen am Boden sitzen und erst die Stiefel ausziehen, wie es die Etiquette verlangt. Aber die Birmanen hatten es noch schlechter; sie mußten während der ganzen, etwa funfzehn Minuten dauernden Audienz mit dem Gesichte den Boden berühren und dabei die Hände mit bittender Geberde emporheben.

Am 2. Januar kam der Dampfer von Rangun an, welcher die Geschenke, sowie die funfzehn Sikhs unter Polizei-Inspektor

Forde brachte, der diese von der chinesischen Grenze wieder zurückgeleiten sollte, und am nächsten Tage brach die Expedition von Mandaleh auf. Ihre Reise den Irawaddy hinauf glich einem Triumphzuge und auf jeder Station wurden ihnen Puehs arrangirt und Militär aufgestellt. Hierdurch, sowie durch einige kleine Unfälle aufgehalten, brauchte die Expedition volle zwölf Tage bis nach Bhamo, wo sie gleichfalls festlich empfangen wurde.

Die Reisenden nahmen in der Wohnung des britischen Residenten ihr Quartier, die außerhalb der Stadt auf dem Platze eines alten ehemaligen chinesischen Forts steht, von dem noch Ueberreste zu sehen sind. Hier fanden sie auch ihren künftigen Reisegefährten Mr. Elias vor und hörten, daß Margary bereits in Manwin angekommen und nun auf dem Wege nach Bhamo sei. Am nächsten Tage zog ein Theil der Reisenden in die Stadt und am 17. langte Margary an. Festlichkeiten aller Art verkürzten auch hier die Zeit, während welcher Verhandlungen wegen der einzuschlagenden Route gepflogen wurden.

Die Birmanen suchten die Expedition zu bestimmen, die sogenannte Gesandtenroute einzuschlagen, welcher die Expedition vom Jahre 1868 auf ihrem Rückwege gefolgt war. Der Tribut Birmas wird auf dieser Straße nach China geschafft, aber erst vor kurzer Zeit war eine solche Karawane einen Monat lang in den Bergen aufgehalten worden. Der britische Resident und Mr. Elias hatten dagegen die Sawadyroute im Auge gehabt und dieserhalb, wie bereits bemerkt, mit den Kakheiens unterhandelt. Diese Straße führt von Sawady oder Bhamo nach Manseh, von dort durch das Land der Lenna Kakheien nach Kwotlun in dem Schanstaat Muangmow und der gleichnamigen Stadt. Von dort geht die Straße im Schuelih-Thale weiter, biegt nach Nordosten, durchkreuzt immer im Thale laufend den Schanstaat Sehfan und kreuzt über die Wasserscheide nach Momien.

Da der allgemeinen Aussage nach diese Route am wenigsten Schwierigkeiten bietet, so empfahl sich ihre nähere Erforschung, wenn sie auch die Reise nach Momien wesentlich verlängerte, da Packochsen zum Tragen des Gepäcks angewendet werden mußten, weil keine Maulthiere zu haben waren. Eine Schwierigkeit, welche die Annahme der Sawadyroute in Frage stellte,

bildete der Umstand, daß die Stadt Sawady in einem Distrikte liegt, über welchen der Wun von Bhamo nicht zu befehlen hat, und der zugehörige Beamte ein ausgesprochener Feind der Engländer war. Der Wun von Bhamo versprach aber, seine Truppen bis nach Manseh zur Begleitung mitzugeben, während diesen Dienst von dort an die Kakheien übernehmen wollten.

Sämmtliches Gepäck, das in eigens für den Maulthiertransport gefertigten Kisten von je 75 Pfund Gewicht (im gefüllten Zustande) gepackt war, mußte nun für den Ochsentransport eingerichtet werden, da die Ochsen nicht so viel tragen können.

Am 23. Januar erfolgte der Aufbruch der Expedition nach Sawady, wohin Sikhs und Gepäck bereits vorausgegangen waren. Sawady ist ein kleines Dorf, das viel von den Einfällen der Kakheiens zu leiden hat, so daß die Einwohner gezwungen sind, in Booten zu schlafen, welche im Flusse verankert sind. Hier tauschen die Kakheiens Bambus gegen Salz und F sche ein. Anstatt der hundertfunfzig bestellten Ochsen waren dreihundert und sechsunddreißig vorgeführt und auf Grund einer schlechten Ausrede wurde Bezahlung für alle verlangt, was man aber zurückwies. Hiermit begann das System der Erpressungen wieder, unter welchem die Expedition Sladen so sehr gelitten, hatte und allerlei Schwierigkeiten wurden der Ausführung der Reise in den Weg geworfen. Einzelne Schanstämme erklärten, sie würden die Kakheiens mit dem Gepäcke nicht durch ihr Gebiet lassen und zuletzt gab es wegen des Gepäcks einen Streit, worauf Oberst Browne sich entschloß, umzukehren und die alte Ponlineroute zu nehmen. Er ging nach Bhamo zurück, holte Boote und erlangte mittelst eines bedeutenden Geschenkes das Gepäck zurück, welches am 31. Januar wieder in Bhamo eintraf. Capitain Cooke und Mr. Elias unternahmen es nun, die Sawady-Route zu bereisen.

Schon am 3. Februar wurde Bhamo verlassen und den Irawaddy hinauf bis zur Einmündung des Tapeng gefahren. Man sah viele Delphine, die sich lustig in den Fluthen umhertummelten. Am nächsten Tage kamen die Boote in Tsitkau an, wo sie jedoch noch einen Tag auf die Herren Browne, Margary und Allan warten mußten, welche von Bhamo zu Lande kamen.

Hier vergingen mehrere Tage, welche mit Verhandlungen

behufs der Transportmittel zugebracht wurden. Unter den Häuptlingen, welche deßhalb sich versammelten, befanden sich auch einige Bekannte von der letzten Expedition her, so z. B. Sala und der Paumein von Ponsi, die sich damals so verrätherisch benommen hatten. Der Contract, welcher die Maulthierfrage regelte, wurde endlich ausgefertigt und drei Häuptlinge gaben ihre Söhne als Geiseln für die Erfüllung desselben.

Am 16. Februar bereitete sich Alles schon frühe zum Abmarsche vor, allein eine Reihe von Streitigkeiten wegen des Gepäcks verspätete ihn so, daß man nur bis zum Dorfe Tsihet gelangte, wo übernachtet wurde. Während der nächsten zwei Tage ging es langsam vorwärts und fortwährend trafen Nachrichten ein, daß feindliche Streitkräfte der Expedition entgegenzögen. Unter denen, welche nicht daran glaubten, war Margary, der sich dazu erbot, nach Manwin zu gehen und dort dem Gerüchte auf den Grund zu kommen. Nachdem der Leiter der Expedition ihm dies gestattet hatte, brach er am 19. auf, von seinen Bediensteten begleitet, um zunächst nach Sereh zu gehen. An demselben Tage kam ein Kakheien von Manwin an, welcher die Nachricht brachte, daß sich Bewaffnete zusammengerottet hatten, um die Expedition aufzuhalten, und man erhielt zu gleicher Zeit Kenntniß davon, daß alle Geiseln bis auf Sala von Tsitkau entflohen waren. Dagegen kam am andern Tage ein Brief Margary's von Sereh, der die Sicherheit der Straße bis dahin constatirte, worauf die Expedition sofort aufbrach und aus dem Nampungthale an dem Gebirgsstocke des Schiti-dung emporstieg, den die Straße bis zur Höhe von 5700 Fuß erklimmt. Zweihundert Fuß tiefer schlug die Expedition ihr Lager auf. Am nächsten Tage wurde Sereh von einigen Mitgliedern der Expedition besucht, wo die Insassen sich offenbar geängstigt fühlten. Alle Frauen hatten das Haus des Häuptlings verlassen und er sowohl als seine Leute waren bewaffnet. Er erbot sich mit dem Häuptling von Wunkah nach Manwin zu gehen und sich dort nach der Sachlage zu erkundigen. Boten riefen Oberst Browne und Genossen in ihr Lager am Schiti-dung-Berge zurück, worauf sie dorthin umkehrten, wo sie fanden, daß die Birmanen einstweilen Vertheidigungswerke errichtet hatten, welche die Straße nach Sereh beherrschten.

Kaum hatte der Morgen des 22. Februar gegraut, so war die Expedition zum Abmarsche bereit; aber größere Abtheilungen Bewaffneter erschienen auf den Bergen und vertheilten sich in einer Weise, welche die Absicht nicht verkennen ließ, daß sie den Engländern den Weg abschneiden wollten. Man richtete sich daraufhin zur Vertheidigung ein und erhielt gleichzeitig die traurige Nachricht, daß Margary mit seinem Gefolge am Tage vorher in Manwin ermordet worden war.

Der Lagerplatz der Engländer war zur Vertheidigung insoferne sehr ungünstig, als er auf beiden Seiten vom Walde eingeschlossen war, der den Chinesen Deckung gewährte. Bald begann das Feuern und zwei Angriffe wurden gemacht, welche jedoch von den Sikhs mittelst einiger wohlgezielter Salven zurückgeschlagen wurden. Einige Stunden lang dauerte das Feuern fort, bis gegen zwei Uhr der Feind sich im Süden zurückzog, worauf der Rückzug versucht wurde, was aber nicht gelang, denn der Feind kehrte wohl fünfhundert Mann stark wieder zurück und eröffnete das Feuer abermals. Der Häuptling von Wunkah war einstweilen mit seinen Leuten in das Lager gekommen und hatte dem Oberst Browne gesagt, daß ihm der Häuptling von Seray fünfhundert Rupien geboten hätte, wenn er sich am Angriffe betheiligte. Natürlich war dies ein Erpressungsversuch, der übrigens unerwartet günstig für ihn ausfiel, denn Oberst Browne, der seine Lage wohl als verzweifelt ansah, bot ihm zehntausend Rupien, wenn es ihm gelänge, das Gepäck zu retten. Da der Häuptling die Größe dieser Summe nicht fassen konnte, so mußte man ihm sagen, daß er drei Körbe voll Silber erhalten würde. Bald darauf hatten die befreundeten Kakheien den Wald angezündet, welcher den Angreifern zur Deckung gedient hatte, so daß sie ihn verlassen und sich flüchten mußten. Gegen fünf Uhr hatte das Feuern beinahe gänzlich aufgehört und der Rückzug wurde in bester Ordnung angetreten.

Nach einem mühevollen Marsche über schlechte Wege und im Dunkeln kam man gegen 11 Uhr Nachts im ersten birmanischen Wachthause an. Der größte Theil des Gepäcks war dagegen in Schiti zurückgeblieben; aber die Reisenden ließen es sonderbarerweise völlig im Stiche, als man ihnen sagte, daß die Chinesen sich zur Wiederholung des Angriffs sammelten, und

marschirten, beinahe ohne Unterbrechung in größter Eile bis nach Tsitkau zurück, wo sie schon am nächsten Tage anlangten und nach zweitägigem Warten auf ihr Gepäck nach Bhamo zurückkehrten. Hätten die feindlichen Chinesen und Kakheiens sich etwas beeilt, so hätten sie zweifellos das werthvolle Gepäck erlangt, um welches es ihnen sicher hauptsächlich zu thun war.

Die Mitglieder der Expedition waren nun um die Sicherheit des Mr. Elias sehr ängstlich, der, wie bereits bemerkt, mit Capitain Cooke, dem britischen Residenten, auf der Sawadyroute vorgedrungen war. Beide waren beinahe überall gut empfangen worden und hatten in der Stadt Muangmau den gefürchteten General Li-sieh-tai getroffen, der ihnen sehr freundkich entgegenkam. Von hier aus kehrte Capitain Cooke nach Bhamo zurück; aber auch Elias mußte nach einiger Zeit dort umkehren, da eine Fehde zwischen zwei Stämmen ein Vorwärtsgehen unmöglich machte; so wurde ihm wenigstens gesagt.

Vergebens wurde es versucht, über Margary's Tod genauere Nachrichten einzuziehen, man erhielt mehrere unbestätigte Versionen; soviel aber stand fest, daß er und seine Nachfolger dort ihr Grab gefunden hatten.

Am 3. März langte das Gepäck in Bhamo an. Zu Ehren der Häuptlinge sei es gesagt, daß mit Ausnahme einiger Kleinigkeiten nichts daran fehlte. So endigte diese unglückliche Expedition und die Mitglieder derselben kehrten nach Rangun zurück, von wo aus sie sich nach allen Richtungen hin zerstreuten.

Zum Schlusse sei hier noch bemerkt, daß 1876 eine englische Expedition unter Mr. Grosvenor auf demselben Wege wie Margary China durchzog, um an Ort und Stelle die Untersuchung über seinen Mord zu führen und die Schuldigen zur Bestrafung zu ziehen. Gleichzeitig sollte dem chinesischen Volke die Berechtigung der Engländer, China nach Belieben zu durchreisen, nochmals deutlich gezeigt werden, weshalb die englischen Beamten mit einem großen Gefolge, überall Glanz und Pracht entfaltend, von Schanghai aus auf demselben Wege, welchen Margary

verfolgt hatte, nach Yünnan reisten. Sie hatten eine starke Bedeckung chinesischer Soldaten bei sich, welche vom General-Gouverneur von Yünnan befehligt wurde.

In Manwin wurde die Untersuchung über den Mord Margary's eingeleitet, welche aber im Sande verlief. Man setzte zwar vierzehn Männer in Tali-fu in Gefangenschaft; allein es scheint sehr fraglich, ob diese die Schuldigen sind; es gelingt chinesischen Beamten beinahe immer, die niederen Klassen für ihre Sünden büßen zu lassen.

Die Zeugen behaupteten sämmtlich, daß Margary überhaupt nie in Manwin gewesen sei! Eine alte Frau, welche über Manwin herrscht, hielt sich während der Anwesenheit der Engländer versteckt; sie kam erst am Tage vor der Abreise zum Vorschein.

Dagegen hörten die Offiziere der englischen Truppen-Abtheilung, welche 13 Offiziere, 300 Soldaten und 160 Personen Gefolge stark, der Expedition von Rangun aus nach Manwin entgegen gesandt worden waren, wie uns scheint, die wahre Geschichte von Margary's Tod. Kakheien, welche ihnen als Führer dienten, erzählten, daß Margary in Manwin eingeladen worden sei, einige heiße Quellen zu besichtigen, und daß man ihn auf dem Wege dahin außerhalb der Stadt mit Speeren getödtet hätte. Die Führer zeigten ihnen sogar den Baum, auf welchem Margary's Kopf aufgepflanzt worden war, und sagten, daß man den Rumpf in den Fluß geworfen hatte. Diese Darstellung des traurigen Vorfalles hatte auch Oberst Browne im Jahre vorher gehört.

Wenn also auch die Untersuchung kein positives Resultat hatte, so ist doch die Energie der Engländer, einen solchen Fall mit ungeheurem Aufwand an Zeit und Geld auf eine riesige Entfernung hin zu verfolgen, sicher nicht ohne die heilsamste Wirkung auf Chinesen, Schans, Kakheiens und Birmanen geblieben. Diese Machtentfaltung war, wie wir gesehen haben, ein heißer Wunsch Cooper's, der hiervon die Eröffnung Chinas als abhängig betrachtete, und wie richtig er die Sachlage beurtheilte, mag aus den Erfolgen der Conferenz hervorgehen, welche im Jahre 1876 zwischen englischen und chinesischen Staatsmännern

in Tsche-fu stattfand und die in der Eröffnung von vier neuen Häfen für den europäischen Verkehr resultirte.

Die Reise Margary's und sein Opfertod bilden einen Wendepunkt in der Geschichte der Versuche, das westliche China zu eröffnen; es hängt nun von der Energie der Europäer und zwar zunächst der Engländer ab, die erlangte Freiheit der Bewegung im westlichen China im Interesse der Civilisation auszubeuten. Möge dies in vollem Maße geschehen!

Druck von Oskar Bonde in Altenburg.

Druck von Oskar Bonde in Altenburg.



